This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Prosa.

Ausgewählte Reden und Essays

zusammengestellt

von

Margarete Heuschke

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger

3. SD. "/II 03 S. Book

To serve

merely as a

Specimen

[illegible]

Henry Tenner

Deutsche Prosa.

Ausgewählte Reden und Essays.

Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten

zusammengestellt

von

Margarete Henschke.

Mit 4 Abbildungen.

Gera.
Druck und Verlag von Theodor Hofmann
1900.

TP F3117
H4

IN MEMORIAM

Prof. J. Henry Senger

Dem Andenken meiner Mutter.

M122846

Vorwort.

Das Wahre ist: in einem Meister sein
Und Jünger aller echten Geister sein.

W. Jensen.

Goethe scherzte darauf über die Schwierigkeit des Lesens und den Dünkel vieler Leute, die ohne alle Vorstudien und vorbereitende Kenntnisse sogleich jedes philosophische und wissenschaftliche Werk lesen möchten, als wenn es eben nichts weiter als ein Roman wäre.

„Die guten Leutchen", fuhr er fort, „wissen nicht, was es einem für Zeit und Mühe gekostet, um lesen zu lernen. Ich habe achtzig Jahre dazu gebraucht und kann noch jetzt nicht sagen, daß ich am Ziele wäre."

Goethes Gespräche mit Eckermann.

Der Essay will keine Frage zum Abschluß bringen, er will die Geister aufschließen; er will den schweren Wissensstoff in flüssiges Leben verwandeln; er will nicht sowohl unterrichten als bilden, nicht Ergebnisse überliefern, sondern zum Nachdenken anregen.

H. Homberger, Nachruf für Karl Hillebrand.

Die vorliegende Sammlung ist aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen. Zweck und Richtung derselben sind durch die oben angeführten Aussprüche im ganzen gekennzeichnet. Es sei mir jedoch gestattet, noch etwas genauer darzulegen, welche Gründe mich zu dieser nicht mühelosen Arbeit bestimmt haben.

Zuvörderst sei es mit allem Nachdruck ausgesprochen, daß die poetische Lektüre im Jugend-Unterricht nach meiner Meinung durch die Prosa-Lektüre nicht etwa verdrängt oder ersetzt, sondern vielmehr nur ergänzt werden soll. „Poesie und Pädagogik" gehören gewiß zusammen. Bisher aber ist auf der Oberstufe unserer höheren Lehranstalten die poetische Lektüre vorwiegend gepflegt worden, und gerade diejenigen Prosaschriften, die zumeist gelesen werden, Teile aus „Wahrheit und Dichtung" (auf den Gymnasien auch Abschnitte aus Lessings „Laokoon" und aus der „Hamburgischen Dramaturgie", sowie einige ästhetische Abhandlungen Schillers), erscheinen

mir als Schul-Lektüre, selbst in den obersten Klassen, kaum geeignet. Auch abgesehen davon, daß die Sprache unserer Klassiker, wenngleich unerreichbar in ihrer Art, doch nicht mehr die natürliche Sprache unserer Zeit ist, welch eine Stufe intellektueller Entwickelung wird vorausgesetzt, um Lessings kritische Schriften mit Genuß, welche innere Reife muß vorhanden sein, um Goethes abgeklärte Prosa mit wirklichem Verständnis lesen zu können.*)

Und wie soll die Jugend zu einer Beherrschung unserer Sprache herangebildet werden, wenn ihr die Meister der Prosa-Sprache unserer Zeit ganz fremd bleiben? Schon aus diesem Grunde halte ich die planmäßige Verwertung unserer *modernen Prosa* für die Jugend-Lektüre für durchaus notwendig. Ich darf in diesem Zusammenhange auf *Münchs* Aufsatz: „Vom deutschen Unterricht an Real-Gymnasien"**) verweisen, in dem dieselbe Ansicht ausgesprochen wird. Wenn gleichwohl einiges Ältere aufgenommen ist, wie zwei Herdersche Abhandlungen, so wird das eigenartig Reizvolle der älteren Sprache, wie mir scheint, gerade durch den Vergleich mit unserer modernen Prosa besonders hervorgehoben. Und die äußerste Konsequenz wird leicht — zur Pedanterie. Lessing, Schiller und Goethe jedoch, deren Werke in keinem gebildeten Hause fehlen, sind aus dieser Sammlung, die unserer Jugend nur das Weitverstreute bringen soll, ganz ausgeschlossen.

Daß aber bei der modernen Prosa-Lektüre der Essay (die Rede, die Studie) als ein abgerundetes Ganze, als ein kleines, in sich geschlossenes Kunstwerk vor irgend einem „ausgewählten Kapitel", vor irgend einem Bruchstück den Vorzug verdient, bedarf wohl keiner Ausführung. An diesen kleinen Meisterwerken unserer großen Schriftsteller, die so fein gegliedert, so durchdacht und planvoll angelegt und doch so lebensvoll, gleichsam mit Naturnotwendigkeit, aus einem Gedanken organisch herausgewachsen sind, lernt die Jugend nicht nur die Gesetze des Stils kennen, sondern auch die Gesetze der Komposition, äußere und innere Form, weit besser

*) „Niemals", sagt *Lotze* in seinem nachgelassenen Aufsatze über Goethe, „soll das Gefühl dankbarer Verehrung für die erlauchten Geister erlöschen, die zuerst der Sinnesart unseres Volkes den vollstimmigen und vielseitigen Ausdruck gegeben haben, den widrige Schicksale ihr so lange unmöglich gemacht hatten. Aber zunehmende Gewohnheiten unserer Literaturgeschichte, weder an sich billig, wie mir scheint, noch in Übereinstimmung mit dem Gefühle des Volkes, drohen durch die Einseitigkeit dieses Rückblickes die Zukunft zu schädigen, für welche wir mitverantwortlich sind." (Kleine Schriften, III[2].)

**) W. *Münch*, „Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst". Berlin. 1888.

als aus schematischen Dispositionsü ungen und den herkömmlichen Schulaufsätzen.

Wenn es jedoch in dem oben erwähnten Aufsatze von Münch heißt: „So wenig es dem didaktischen Ideal entspricht, Bruchstücke lesen zu lassen, so wird doch praktisch nichts anderes übrig bleiben, als solche Fragmente zu wählen, die für sich selbst schon ein abgeschlossenes Ganze bilden, Fragmente, wie sie unsere guten Lesebücher für die Oberstufe eben bieten . . .", so dürfen wir vielleicht hoffen, indem wir den Essay und die verwandten Gattungen in den Dienst der Jugend-Lektüre stellen, dem didaktischen Ideal etwas näher zu kommen. Dies ist, meines Wissens, in so systematischer Weise bisher noch nicht geschehen. Einzelne Reden, von Curtius z. B., sind wohl da und dort aufgenommen worden; auch die Anlage der Bieseschen Lesebücher könnte auf den ersten Blick etwas Verwandtes zeigen, wie andererseits der Name der großen Auspitzschen Sammlung: „Meister-Prosa" (Wien. Prohaska) auf die gleiche Tendenz hinzudeuten scheint. Dennoch weicht das hier vorliegende Buch in wesentlichen Punkten von den genannten Werken ab.*)

Auch noch in einer anderen Beziehung erscheint mir die pädagogische Verwertung dieser besonderen Gattung unserer modernen Prosa wichtig.

Die heranwachsende Jugend soll durch diese Art der Lektüre nicht nur auf eine ganze reiche Litteratur hingewiesen werden, die so recht eigentlich die Litteratur für den gebildeten Laien ist, sie soll auch angeleitet werden zu lernen, wie man lesen muß. Es ist ein großer Sprung von den kurzen, wenige Seiten umfassenden Bruchstücken der meisten Schul-Lese-

*) Auch die Lesebücher von Cauer, Muff, Jonas zeigen wohl manche Ähnlichkeit in der Anlage; sie sind jedoch speziell für männliche Bildungsanstalten bestimmt; sie sind im ganzen abstrakter gehalten, während in der vorliegenden Sammlung mehr von dem Konkreten, Einzelnen, Besonderen ausgegangen wird, was mir der weiblichen Eigenart besser zu entsprechen scheint. Das Interesse für die Sache muß der weiblichen Natur meist erst durch das Interesse für die Person vermittelt werden. Darum ist hier eine Anzahl von Aufsätzen gewählt, welche die Persönlichkeit, den Dichter, den Forscher mehr in den Vordergrund treten lassen, als sein Werk, die Dichtung, die Forschung, welche namentlich „den Geschilderten in dem mit treuem Fleiße begonnenen und mit rastloser Geduld fortgeführten Kampf um das Ideal darstellen" („Deutsche Lehr- und Wanderjahre", Bd. I, Vorwort); darum ist z. B. der so anspruchslos geschriebene Essay von Marie von Ebner-Eschenbach über Luise von François aufgenommen, weil die beiden Meisterinnen der Feder uns hier in ihren herrlichen menschlichen Eigenschaften so nahe treten — die mannigfachsten Anknüpfungen allgemeiner Art ergeben sich bei der Lektüre ganz von selbst.

bücher zu einem mehrbändigen wissenschaftlichen Werk. Ich erinnere nur an die oben citierten Worte Goethes. Hier wird nun gewissermaßen eine Vorbereitung dazu geboten, ein Übergang, indem die jugendlichen Leser daran gewöhnt werden, auch einen Aufsatz von zwanzig, dreißig Seiten beharrlich durchzuarbeiten und schließlich zu einem Überblick über das Ganze zu gelangen. Bei der weiblichen Jugend zum mindesten ist eine derartige Übung und Schulung nicht überflüssig.

Es ist jedoch auch hierbei die äußerste Konsequenz vermieden, und es sind — aus bestimmten Gründen — einige Abschnitte aufgenommen, die einem größeren Zusammenhange angehören, wie Burckhardts Beschreibung des Tempels von Pästum und Mommsens Schilderung der Völker des Nordens. — Kürzungen und Auslassungen waren hie und da im pädagogischen Interesse geboten.

Der größere Umfang einzelner der hier gesammelten Aufsätze aber machte eine Beschränkung auf eine geringere Zahl von Nummern notwendig, sollte das Buch nicht allzu stark und unhandlich werden. Vieles sehr Bedeutende und Schöne, das durchaus in den Rahmen hineingepaßt hätte, mußte aus diesem Grunde zurückgestellt werden. Dies Verzichten-Müssen war der schwierigste Teil meiner Arbeit. Aber der geschickte Lehrer wird gewiß neben der gemeinsamen Klassen-Lektüre immer auch auf die geeignete Privat-Lektüre während und nach der Schulzeit hinweisen und dazu anregen; er wird vor allem die Jugend selbst zu der Erkenntnis führen, daß im späteren Leben die Lektüre eines der wichtigsten Bildungsmittel ist, und daß eine gesunde, reiche und edle Geistes- und Charakterentwicklung in hohem Grade von der richtigen Wahl der Lektüre abhängt.

Was nun, dem Inhalte nach, die Auswahl der einzelnen Aufsätze betrifft, so ging ich von der Überzeugung aus, daß die Lektüre nicht einseitig der ästhetisch-litterarischen Bildung zu dienen habe, sondern daß die „Erregung des vielseitigen Interesse", die Herbart fordert, gerade durch die Lektüre geleistet werden könne und solle. Es ist dieselbe Grundanschauung, die auch bei der Abfassung des „Deutschen Lesebuches für die weibliche Jugend" *) maßgebend war, nur daß in der vorliegenden Sammlung der litterarische Wert der einzelnen Aufsätze mehr berücksichtigt werden mußte, als bei dem für die Fortbildungsschule bestimmten Buche.

---

*) U. und M. Henschke, Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend. Zum Gebrauch an Fortbildungsschulen und anderen Lehr- und Erziehungsanstalten für das nachschulpflichtige Alter. 2. Aufl. Gera. Hofmann.

Die Lektüre soll m. E. nicht positive Kenntnisse übermitteln*), sondern vielseitige Anregungen geben, den Horizont erweitern, Interesse wecken, aus dem vielleicht nicht nur das „fortführende, weiterspinnende Interesse", wie Willmann es einmal nennt, hervorgeht, sondern ernste, wirkliche Lebensinteressen sich entwickeln. Denn gerade der weiblichen Jugend thut es not, Lebensinteressen zu gewinnen, die über den engen Kreis des persönlichen Lebens hinausführen, die von den eigenen Lebensschicksalen unabhängig sind und in gewissem Sinne auch unabhängig machen. Mir kam es hier in erster Linie darauf an, unserer weiblichen Jugend von dem Reichtum unseres modernen geistigen Lebens überhaupt eine Ahnung zu geben, Teilnahme und Verständnis zu erwecken für manche Fragen und Aufgaben unserer Zeit. „Die bekümmernde Verständnislosigkeit", sagt Waetzoldt, „mit der manche gebildete Frau der Litteratur unserer Tage gegenübersteht, ihr Zögern, sich von einer einengenden Geschmacksüberlieferung frei zu machen und auch der Gegenwart ihr Recht zu lassen, haben zum Teil darin ihren Grund, daß von dem guten Neuen in der Schulzeit fast nichts an Ohr und Herz der Mädchen dringt". (Besprechung des Lesebuches von Schmid & Speyer in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" von Otto Lyon, 1897.) Aber nicht nur auf dem Gebiete der schönen Litteratur tritt diese „bekümmernde Verständnislosigkeit" zu Tage!

Vielfach berühren sich meine Ansichten mit den von Ohlert in seinem interessanten Buche: „Die deutsche höhere Schule" gemachten Vorschlägen, nur daß Ohlert bei den Primanern des Gymnasiums und Real-Gymnasiums auf ganz andere Vorkenntnisse rechnen und ihnen daher auch ganz andere Schwierigkeiten zumuten darf, als es leider! in der Töchterschule möglich ist. Dennoch dürfen auch wir, bei unseren bescheideneren Zielen, uns sein Grundprinzip aneignen, das er in den treffenden Worten ausspricht:

„Da unser sittliches Handeln auf dem Wirken der Ideen beruht, so erreicht der Bildungsgang erst mit dem Verständnis der in der Gegenwart wirksamen Ideen seinen (vorläufigen) Abschluß. Der Unterricht hat sich also nicht auf die Aufgabe zu beschränken, der Jugend eine Summe verschiedenartiger Kenntnisse mitzugeben, sondern sein wesentliches Ziel ist, natürlich

*) Die Lektüre soll nicht positive Kenntnisse übermitteln — aber positive Kenntnisse werden bei derartiger Lektüre als selbstverständlich vorausgesetzt. Die Notwendigkeit und der Wert des Wissens wird der Jugend vielleicht durch nichts deutlicher zum Bewußtsein gebracht, als durch diese beständige Bezugnahme der verschiedensten Autoren auf geschichtliche Ereignisse, Aussprüche unserer Dichter und Denker u. dergl.

in der durch das jugendliche Alter gebotenen Beschränkung, die Schüler in das Verständnis jener religiös-sittlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Ideen einzuführen, welche im Leben des deutschen Volkes und der gebildeten Menschen wirksam sind".

Schon ein flüchtiger Blick in das Buch zeigt, daß geschichtliche und kulturgeschichtliche, litterar- und kunstgeschichtliche, naturwissenschaftliche, pädagogische, psychologische, nationalökonomische Stoffe vertreten und nach inneren Zusammenhängen gruppiert sind.*) Die Curtius'sche Rede über „Arbeit und Muße" ist einleitend vorangestellt, um unserer lieben Jugend gleich zuerst die geistige Arbeit in einem höheren, in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

Daß aber einer jeden derartigen Auswahl etwas Willkürliches, Subjektives anhaftet, soll nicht in Abrede gestellt werden. Persönliche Vorliebe für diesen oder jenen Schriftsteller mag, wenn auch unbeabsichtigt, doch eine Rolle spielen; zufälliges Kennen oder Nicht-Kennen ist natürlich mitbestimmend, und wer könnte sich rühmen, eine wirklich erschöpfende Kenntnis eines so überaus großen Gebietes unserer deutschen Litteratur zu haben? Fast jeder der vorliegenden Aufsätze aber ist wiederholt in gemeinsamer Lektüre erprobt worden, und wenn auch nicht jeder Stoff für jede Schülerin gleich anziehend war, so hatte ich doch die Freude, daß immer einzelne aus dem jugendlichen Kreise sich besonders angeregt fühlten, und daß alle, auch die minder Begabten, bei dem jedesmaligen Abschluß das Gefühl hatten, geistig wirklich vorwärts gekommen zu sein.

Vielleicht ist über die methodische Behandlung, wie sie sich mir im Laufe der Jahre ergeben hat, noch ein Wort gestattet.

Ich habe in jedem Semester je einen Aufsatz aus verschiedenen Gruppen gewählt, und zwar habe ich stets mit einem geschichtlichen, kunst- oder litterargeschichtlichen Essay begonnen, der sich inhaltlich an den Ge-

*) Zu einer äußerlich markierten Gruppeneinteilung habe ich mich nur ungern, nur der leichteren Übersichtlichkeit wegen entschlossen; denn eine gewisse Gewaltsamkeit ist bei solchen Einteilungen kaum zu vermeiden. Irgend eine systematische Vollständigkeit ist in keiner der Gruppen angestrebt worden. Auch habe ich auf manches verzichten müssen, was ursprünglich in meinem Plane lag, da es mir nicht gelang, die Ermächtigung zur Aufnahme zu erhalten. So mußte z. B. Gustav Freytags schöner Aufsatz: „Aus dem Staate Friedrich des Großen", den ich wiederholt mit meinen Schülerinnen gelesen habe, wegbleiben; desgleichen Franzos' feinsinnige Gedächtnisrede für Conrad Ferdinand Meyer, sowie Erdmanns geistreicher Essay: „Über Dummheit".

Wo ich es nur ermitteln konnte, habe ich stets angegeben, wann die einzelnen Aufsätze und Reden geschrieben sind. Die jungen Mädchen sollen lernen, daß die Kenntnis der Zeit der Entstehung eine der wichtigsten Voraussetzungen für die verständnisvolle Beurteilung einer Schrift ist.

dankenkreis der Mädchenschule anschloß, um meine Schülerinnen dann allmählich zu den ihnen fremderen Stoffen hinüberzuführen.

Das Lesen eines Aufsatzes hat bei zwei Stunden wöchentlichen Unterrichts (neben zwei Stunden Dichter-Lektüre) immer mehrere Wochen in Anspruch genommen. Als freiwillige Arbeiten wurden kleine Vorträge angeschlossen: meist eine biographische Skizze über den Verfasser, sowie Referate über andere seiner Schriften, so daß das Bild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens, seiner Eigenart in Auffassung und Darstellung sich nach und nach vertiefte und belebte. (So wurden z. B. beim Lesen der Treitschkeschen Rede das Schiemannsche Buch und die Gedächtnisrede von Lenz benutzt, für Curtius die Gedächtnisrede von Kekulé und die Nachrufe von Herman Grimm, Charlotte Broicher u. s. w., für Riehl die autobiographischen Skizzen „Abendfriede" und „Durch Nacht zum Licht"; außerdem mancher Aufsatz des Bettelheimschen Jahrbuchs, sowie das Material, das Zeitungen und Zeitschriften bei besonderen Gelegenheiten, Gedenktagen und dergl. bringen.) Mit großer Freudigkeit sind meine Schülerinnen meist an diese freieren Aufgaben, die doch schon eine selbständigere Art des Arbeitens voraussetzen, herangegangen. Eine schriftliche Arbeit über das gemeinsam Gelesene, eine kurz gefaßte oder mehr ausgeführte Angabe des Gedankenganges, eine Zusammenfassung des Grundgedankens oder dergl. bildet regelmäßig den Abschluß.

Diese schriftliche Arbeit ist also nur Reproduktion, Reproduktion fremder Gedanken; aber sie ist eine bewußte, ehrliche Reproduktion und eine Reproduktion wirklich wertvoller Gedanken, was ich im Interesse der Wahrhaftigkeit und im Interesse der Gedankenbildung für gleich wichtig halte. Rudolf Lehmann scheint aus seiner Unterrichtspraxis heraus zu ähnlichen Resultaten gekommen zu sein. Er sagt in seinem lehrreichen Buche: „Der deutsche Unterricht": „... Im geraden Gegensatze dazu müssen wir behaupten, daß es für das Gymnasium mehr auf die Ausbildung der rezeptiven als der produktiven Thätigkeit ankommt; mehr auf die Fähigkeit des Überblicks und der Wiedergabe, als auf die Kraft der Kritik und der selbständigen Gestaltung." Auch in dem köstlichen alten Büchlein von Ph. Wackernagel: „Der Unterricht in der Muttersprache" wird vor dem verfrühten Antreiben zu sog. freien Produktionen auf das eindringlichste gewarnt. Und Herbarts schönes Wort: „Jeder Mensch kann nur in dem Maße schreiben, als er Gedanken dazu hat. Über seine wahre geistige Produktionskraft hinaus soll er gar nicht schreiben können. Voreilige Schreibeübungen, wobei die Worte mehr sagen, als der Mensch reif denkt und wahrhaft empfindet, verderben den Stil, statt ihn zu bilden."

Freilich gilt es auch hier, die Geister zu unterscheiden. Was für den einen ein Halt, eine höchst willkommene Stütze ist, ist für den andern ein unerträglicher Zwang. Ich habe es bewährt gefunden, das Thema zuweilen in doppelter Fassung zu geben, so daß den einen zu engerer Anlehnung an das Gelesene, den anderen zu einer freieren Art der Anknüpfung und selbständigeren Verarbeitung Gelegenheit geboten wurde. Daß übrigens auch in demselben Menschenwesen die entgegengesetzten Tendenzen vorhanden sind und berücksichtigt sein wollen, sowohl der Trieb zur Nachahmung, wie das Verlangen nach Selbständigkeit, weiß jeder Psycholog.

Für eine Behandlung, wie sie oben geschildert wurde, läßt sich freilich wohl nur in der „Selekta", den „wahlfreien Kursen" „Jugendkursen" oder ähnlichen Veranstaltungen die Zeit finden.*) Sollte die vorliegende Sammlung, wie ich hoffe, auch in der ersten Klasse der höheren Mädchenschulen eingeführt werden (nach den „Bestimmungen vom Mai 1894 ist für die I. und II. Klasse allerdings kein Lesebuch mehr vorgesehen), so würde man sich auf die gemeinsame Klassen-Lektüre beschränken und auf die ergänzenden freiwilligen Arbeiten verzichten müssen. Bei den Veränderungen, die in dem preußischen Mädchenschulwesen gewiß in nächster Zeit eintreten werden, scheint mir jedoch der Stoff an sich für eine erste Klasse durchaus nicht zu hoch gegriffen; auch sind mit Absicht bei jeder Gruppe einzelne leichtere Aufsätze eingestreut. Die meisten neueren Pädagogen sind darüber einig, daß auf der obersten Stufe männlicher Bildungsanstalten den Schülern im deutschen Unterricht auch wirklich etwas zugemutet werden soll. Sollte das auf der obersten Stufe weiblicher Bildungsanstalten nicht gleichfalls angezeigt sein?

Ich kann diese Bemerkungen nicht schließen, ohne Fräulein Agnes Dörstling, Schulvorsteherin in Berlin, herzlichsten Dank zu sagen, die es mir in liberalster Weise gestattet hat, meinen deutschen Unterricht an den „wahlfreien Kursen" ihrer Anstalt ganz nach eigener Idee auszugestalten.

Auch für Rat und Förderung von seiten hervorragender Pädagogen möchte ich mir erlauben, an dieser Stelle meinen wärmsten Dank auszusprechen, sowie ich andererseits dem großen Kreise von Gelehrten und Verlegern zu aufrichtigstem Danke verpflichtet bin, durch deren liebenswürdiges Entgegenkommen die Ausführung meines Planes überhaupt erst ermöglicht wurde.

---

*) Auch für unsere jüngste Schul-Kategorie, die „Mädchen-Gymnasien" dürfte dies Lesebuch geeignet sein.

Möge die vorliegende Sammlung bei allen denen freundliche Aufnahme finden, die, wie die Herausgeberin, der Überzeugung sind, daß der deutsche Unterricht eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Schule zu erfüllen hat, und möge sie mit der Nachsicht aufgenommen werden, die man einem Versuche zu teil werden läßt.

Die liebe Jugend aber, der dies Buch bestimmt ist, möge die Freude an ernster Lektüre aus der Schule in das Leben hineinnehmen. Möge die ideale Lebensauffassung, die allen den hier vereinten Autoren, wie verschieden sie auch sonst seien, eignet, in den jugendlichen Herzen die Begeisterung entzünden, die uns allein den Mut giebt, auch unsere schwache Kraft in den Dienst des Großen und Guten zu stellen.

Berlin, 1. März 1900.

Margarete Henschke.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Arbeit und Muße. Von Ernst Curtius 1

Zur Geschichte.

Vom Geist der Geschichte. Von Johann Gottfried Herder 15
Die Griechen als Meister der Kolonisation. Von Ernst Curtius . . . 20
Die Kimbrer. Von Theodor Mommsen. 30
Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen. Über Namen und Begriff des Großen. Von Adolf Trendelenburg. 33
Königin Luise. Von Heinrich von Treitschke 53
Am Denkmal Steins. Von Heinrich von Sybel 65
Gedenkworte. Von Erich Marcks 75
Nationalität und Humanität. Von Eduard Zeller 83

Zur Litteratur.

Goethe in Italien. Von Herman Grimm 95
Rede zur Schiller-Feier. Von Friedrich Theodor Vischer 113
Festrede zur Enthüllung des Berliner Lessing-Denkmals. Von Erich Schmidt 123
Shakspere, der Dichter und der Mensch. Von Bernhard ten Brink . . 129
Emanuel Geibel. Von Wilhelm Scherer 143
Luise von François. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 154

Zur Kunst.

Das Schöne und die Kunst. Von Friedrich Theodor Vischer 167
Der Poseidonstempel von Pästum. Von Jacob Burckhardt 171
Die Verklärung Christi. Gemälde Raphaels. Von Carl Justi 175
Ernst Rietschel. Von Hermann Hettner 201

Zur Naturerkenntnis und Naturbetrachtung.

Erinnerungen. Von Hermann von Helmholtz 223
Über Ziele und Erfolge der Polarforschung. Von Georg Gerland. . . 236
Botanische Probleme. Von Ferdinand Cohn. 251
Die Insel Capri. Von Ferdinand Gregorovius 271

Zur Volkswirtschaftslehre.

Seite

Über den Luxus. Von Wilhelm Roscher 293
Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage. Von Gustav Schmoller 299
Vom Reichtum. Von Otto Gildemeister 319
Wie das Volk den Fleiß wertet. Von Wilhelm Heinrich Riehl . . . 340

Zur Pädagogik, Psychologie und Ethik.

Pestalozzi. Von Wilhelm Rein 353
Bildung. Von Friedrich Paulsen 358
Aus dem Kindergarten. Von Berthold Auerbach 370
Das Haus. Von Charlotte Duncker 375
Das eigene Schicksal. Von Johann Gottfried Herder 388
Wie Lachen schön macht. Von Rudolf Hildebrand 400
Enthusiasmus. Begeisterung. Von Charlotte Duncker 405
Toleranz. Von Wilhelm Heinrich Riehl 411

UNIV. OF
CALIFORNIA

Arbeit und Muße.

22. März 1875.

Ernst Curtius, Altertum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge. I. Band. Berlin, Wilhelm Hertz.

Arbeit und Muße bilden den Gegensatz, der das Leben beherrscht. Er ist durch kein Naturgesetz geregelt, wie Ebbe und Flut oder wie das Ein- und Ausatmen der Brust, sondern dem Willen anheim gegeben. Darauf beruht seine Bedeutung für das sittliche Leben; deshalb beurteilen wir die Bildung eines Menschen darnach, wie er seine Muße genießt, und die richtige Teilung zwischen Arbeit und Muße bleibt eine der höchsten Aufgaben der Lebenskunst, welche man nie zu Ende lernt. Da wir nun heute nach des Winters Arbeit in schöner Muße vereinigt sind, den Festtag zu feiern, dem wir durch eine wissenschaftliche Betrachtung die unserm Beruf entsprechende Weihe zu geben suchen, so gestatten Sie mir, Ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken, welche Stelle die Muße im Menschenleben einnimmt, und wie sich in der Auffassung derselben die Völker und Zeiten unterscheiden.

Wenn wir die Wörter: Muße, müßig und Müßiggang zusammenstellen, bemerken wir schon, wie zarter Natur der Begriff ist, um den es sich handelt. Er hat auch eine merkwürdige Geschichte. Denn dem Gymnasiasten, der an einem heißen Sommertage seinen Schuldienst antritt, will es schwer einleuchten, daß schola „Muße" bedeute.

Uns pflegt die Muße inmitten der Arbeit als eine erquickende Pause zu erscheinen; den Griechen erschien sie als der normale Zustand, und sie hatten für den Begriff des Geschäfts nur den Ausdruck Ascholia d. h. Unmuße. Ebenso verhält es sich mit dem otium und negotium. Wollten wir also unsere akademischen Verhältnisse nach dem Vorbilde der klassischen Völker betrachten, so könnten wir die Semester nur als Unterbrechung der Ferien ansehen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß Völker und Länder sich darnach unterscheiden, ob sie die Arbeit auf Kosten der Muße oder

diese auf Kosten jener vortreten lassen. Blickt man auf den Winter einer nordischen Stadt zurück, so wird hier, wie jeder mir zugestehen wird, auch die gesellige Erholung mit solchem Kraftaufwande betrieben, daß die Muße zur Arbeit wird. Kehrt ein Südländer von uns in die Heimat zurück, so pflegt er zu klagen, daß er die hier gewohnte Anspannung des Studiums nicht lange fortsetzen könne, und die Arbeit verwandelt sich nach und nach in eine von seiner Laune abhängige Ausfüllung behaglicher Mußestunden.

Freilich beruht dieser Unterschied nicht unbedingt auf dem Breitengrade und dem durchschnittlichen Barometerstande eines Landes; auch in heißen Zonen ist kräftig gedacht und geschaffen worden, so lange die Volkskraft lebendig war. Das bezeugen die Heroensagen der Inder. Da ist Arbeit und Muße vollentwickelt und zu fruchtbarster Wechselwirkung gekommen. Denn wo Poesie gedeiht, ist sie die Frucht edler Muße, und Heldenlied ist ohne Heldentum nicht denkbar. In der geschichtlichen Zeit aber verwischt sich der Gegensatz, der jedem gesunden Volksleben unentbehrlich ist, und wir sehen, wie das Ziel des Strebens nicht mehr in die Erledigung praktischer Aufgaben gesetzt wird, sondern in eine den persönlichen Willen vernichtende und alle Thatkraft lähmende Hingabe an die Betrachtung des Übersinnlichen, in eine immer völligere Rückkehr des Einzelwesens in die Gottheit.

Wie sehr aber diese Auffassung mit Land und Volk zusammenhängt, geht daraus hervor, daß auch die im Widerspruch mit dem Brahmanismus entstandene neue Anschauung von Gott und Welt, wie sie der Buddhismus aufstellt, darin auf dasselbe hinauskommt, daß auch sein Ideal ein Verlöschen der Individualität ist, ein der Welt Absterben, ein Nicht-Wollen und Nicht-Handeln — und wenn auch bei kräftigeren Naturvölkern, denen dieses Ideal nicht munden wollte, ein allgemeinerer Begriff von Glück und Wonne an die Stelle tritt, so hat er doch in Indien selbst den orientalischen Charakter immer behauptet, nach welchem volle Apathie die Voraussetzung eines glücklichen Lebens ist und also die Abwechselung von Arbeit und Muße vollkommen aufgehoben wird.

Ganz anders war es mit den Bergvölkern Irans, mit den Medern und Persern, so lange ihr Volksgeist kräftig war. Hier war ein mattherziges Verzagen, eine träge Indifferenz unmöglich. Hier wurde jeder einzelne in den großen Gegensatz hereingezogen, welcher die Geisterwelt wie die Völker und Länder in zwei Heerlager schied. Die Religion verlangte Parteinahme und Kampf; sie forderte unverdrossene Arbeit in Feld, Wald und Garten; sie verpönte nur das gewinnsüchtige Geschäft und wies die beschauliche Andacht, in welcher das Leben der Inder aufging, den Feiertagen und Feierstunden zu.

So war eine einfache und vernünftige Lebensordnung begründet, wie sie sich bei allen Zweigen des arischen Völkergeschlechts wiederholt; auch bei den Griechen, so lange sie als Pelasger wesentlich Landbauer waren und mit eigener Hand den Boden bestellten. In diesem Zustande ist ein großer Teil des Volks lange geblieben; diejenigen aber, mit welchen die Perser in Berührung kamen, die auf den Inseln und Küsten ansässigen Griechen, waren mehr als irgend ein anderes Glied des arischen Völkergeschlechts mit den seefahrenden Semiten in Berührung gekommen, welche Handel und Industrie im Archipelagus eingeführt und mit ihrer Unruhe die Griechenwelt erfüllt haben. Der Kaufmarkt wurde nun der Mittelpunkt der Küstenstädte, und weil der Perserkönig in diesem Zustande die Griechen kennen lernte, verachtete er sie, wie Herodot sagt, als ein entartetes Volk, welches außer stande sei, einem mannhaft gebliebenen Widerstand zu leisten.

Kyros sah nur die Schattenseite, und es ist unleugbar, daß die Erwerbslust, welche keinen regelmäßigen Wechsel von Arbeit und Muße, keine festen Ziele und Zeiten hat wie der Landbau, die sittliche Gesundheit der Griechen frühzeitig angegriffen und ihren Stammcharakter wesentlich verändert hat. Andererseits beruht aber die ganze Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit des Griechentums darauf, daß es zwei verschiedenen Kulturkreisen angehört, und wir erkennen in ihm deutlich einen doppelten Zug, den arischen Stolz, der jeden kaufmännischen und industriellen Erwerb verachtete, und die den Phöniziern abgelernte Betriebsamkeit, die in rastloser Geschäftigkeit alles zu verwerten suchte, was die Natur darbot oder ihr Fleiß hervorbrachte.

Dieser Gegensatz hat eine wohlthätige Gärung erzeugt; er hat Nachdenken und Anstrengung hervorgerufen, und in dem Bestreben, ihn richtig zu vermitteln, sind die Griechen über die Einseitigkeit der älteren Völker hinausgegangen, haben die verschiedenen Richtungen des Menschenlebens zuerst klar überblickt und eine ihnen durchaus eigentümliche Lebensordnung aufgestellt.

Merkwürdig ist, wie sie dazu das Ausländische benutzten.

Von den Phöniziern haben sie Menschenraub und Menschenhandel kennen gelernt. Dadurch wurde die Möglichkeit gegeben, einen Stand heimatloser Leute zusammen zu bringen, auf welchen die Landeskinder die Last der Tagesarbeit wälzen konnten. Nun teilt sich das Geschlecht der Menschen darnach, ob sie Muße haben oder nicht. Der Unfreie, sagt Aristoteles, hat keine Muße; für ihn giebt es nur Arbeitszeit und Arbeitspause. Auch für das unreife Alter ist sie nicht vorhanden. Erst der voll Entwickelte tritt in ihren Genuß ein, wie der erwachsene

Haussohn in den Besitz des Erbes. Sie ist das höchste aller Güter, das wahre Leben, weil sie allein freie Verfügung über Zeit und Kraft gestattet. Aber dieser Schatz will verwaltet sein, und dazu bedarf es einer Vorbildung. Der Muße muß ein würdiger Inhalt gegeben werden, sonst geht der Mensch an ihrem Genuß zu Grunde. Das also ist die neue Bedeutung, welche die Hellenen der Muße gegeben haben, daß sie nicht mehr das Gegenteil der Anstrengung ist, wie bei den Barbaren, welche nach der Arbeit nichts zu thun wissen, als sich der Völlerei und stumpfen Trägheit zu ergeben. Die Griechen erkannten, daß ohne Thätigkeit kein Lebensgenuß vorhanden sei. Die Muße soll also nur eine andere Art der Thätigkeit sein; die Thätigkeit der Muße hat aber das Eigentümliche, daß sie durch keinerlei äußere Bedürfnisse hervorgerufen ist, sondern eine vollkommen freiwillige, selbstgewählte und freudige, deshalb aber keine launenhafte und regellose, sondern eine so geordnete Thätigkeit, daß sich alle geistigen und körperlichen Kräfte dabei harmonisch entfalten, und indem sie dafür gewisse Normen aufgestellt haben, wie sie ihrem Volkscharakter entsprachen, haben sie den Genuß der Muße zu einer nationalen Kunst ausgebildet, welche mehr als alles andere das Wesen des hellenischen Volkes zum Ausdruck bringt.

Als die zehntausend Griechenherzen beim Anblick des Meers wieder aufatmeten, was war das erste, womit die matten Krieger ihre Rettung feierten, und der erste Genuß der Muße nach unsäglicher Not? Sie richteten am Gestade eine Rennbahn ein, um sich in fröhlichem Wettkampfe wieder als Hellenen zu fühlen. Auf dem unvergleichlichen Bilde hellenischen Lebens, wie es die Ficoronische Ciste uns vor Augen stellt, sehen wir einen der Argonauten, der eben dem Schiffsraum entstiegen ist, an einem aufgehängten Schlauche Übungen des Faustkampfes anstellen, nur um der Freude willen, nach langer Haft die Glieder wieder frei bewegen und alle Muskeln anspannen zu können, während der dickbäuchige Silen, welcher daneben sitzt, den Thoren auslacht, welcher sich ohne Not anstrengt.

Der Gymnastik, welche die leiblichen Kräfte zu harmonischer Thätigkeit anspannt und dadurch eine unversiegbare Quelle froher Befriedigung wird, entspricht die geistige Thätigkeit, die freie, sich selbst regelnde, kunstgerechte, welche der Muße Inhalt und Weihe giebt. Die Musik hat, wie Aristoteles sagt, den Beruf, die Menschen zu lehren, wie sie sich in rechter Weise freuen sollen. So erhielt das Saitenspiel seine Bedeutung für die Griechen, das, mit der Ausrüstung moderner Tonkunst verglichen, so armselige Gerät der siebensaitigen Leier — und wo hat doch ein geringes Werkzeug solche

Macht entfaltet, wo ist es so sehr das Wahrzeichen und der ideale Mittelpunkt eines reich entfalteten Volkslebens geworden, wie die Leier bei den Hellenen, das Symbol hellenischer Muße! Von ihr dachten sie, daß sie Himmel und Erde beherrsche. „Denn auch des Krieges wilder Gott," sangen sie „läßt starrender Speere Gewühl hinter sich und labt sein Herz an Liedesluft. Auch die Herzen der Götter durchdringt der Saiten Zaubergewalt, von der Hand des Apollon gepflegt und der Kunst holder Musen."

Die Musenkunst stattete die Feste so herrlich aus, daß die Bürger, allen Geschäften entrückt, tagelang in voller Spannung den Wettkämpfen ihrer Dichter zuhörten. Auch beim häuslichen Mahle kreiste die Leier, und wie man das gesellige Zusammensein durch geistigen Genuß zu adeln, durch Scherz und Ernst zu würzen wußte, zeigt Platons Gastmahl in einem verklärten Abbild. Ja, wenn wir noch heute unablässig beschäftigt sind, den ganzen Reichtum dessen, was von den Griechen in ihrer Muße gedacht und gedichtet ist immer vollständiger zu würdigen, so hat man in der That den Eindruck, als wenn bei ihnen das natürliche Verhältnis umgekehrt und des Volks ganze Arbeit in die Ausstattung der Muße verlegt worden sei.

Und doch war dies nur immer die andere Seite seiner Thätigkeit, die Ergänzung der praktischen Wirksamkeit, welche mit unbeschränkter Energie dem Ausbau der Verfassungen, der Leitung des Gemeinwesens, der Verteidigung seiner Unabhängigkeit zugewendet war. In der Pflege der musischen Künste war aber die volle Freiheit des geistigen Lebens so sehr die Hauptsache, daß man die Meisterschaft in einer einzelnen Kunst auf Kosten jener Freiheit nicht erkaufen wollte; Gesang und Saitenspiel, als ein besonderer Lebensberuf aufgefaßt, galt schon für Unfreiheit, für eine „begrenzte Sklaverei."

Die Pflege der Muße war eine öffentliche Angelegenheit. Für die Muße des Volks hat die Architektur die großartigsten Werke errichtet, die Theater, Stadien und Hippodrome, die parkartigen Gymnasien und die Marmorhallen an den Märkten, wo die Bürger zwischen Statuen und historischen Wandgemälden in traulichem Gespräche auf und nieder wandelten.

Auch die bildende Kunst konnte nichts Anmutenderes darstellen, als den Genuß der Muße, sei es in den Gestalten der Olympier, der „leicht lebenden," welche in seliger Ruhe neben einander lagern, oder in der Gemeinschaft der Bürger an ihren großen Jahresfesten. In Satyrgestalten stellte sie die niedrige Art der Muße dar, das gedankenlose Hinträumen im Waldesschatten oder am plätschernden Brunnen, das dolce far niente des südlichen Naturmenschen, und die höhere

Muße in der angelehnten Gestalt des Apollon, dessen Ausruhen nur die geistige Sammlung ist, welcher neue Lieder entkeimen.

Ja, die Muße ist der gesegnete Mutterschoß alles dessen, wodurch die Hellenen vorbildlich geworden sind; sie ist die notwendige Voraussetzung ihrer Geisteskultur, wie der Marmor für ihre Tempel. Aber auch in Griechenland war ein großer Unterschied nach Zeiten und Orten.

Viele Stämme sind immer auf dem Standpunkte geblieben, wie die binnenländischen Peloponnesier. Bei anderen machte sich der semitische Erwerbstrieb in vorherrschender Weise geltend; so namentlich in Korinth und Aigina. Die richtige Ausgleichung ist nur in Athen ernstlich erstrebt und eine Zeitlang einzig gelungen. Das zeigt schon Solon, der Kaufmann, Dichter, Philosoph und Gesetzgeber.

Im Leben der Athener ist aber keine größere Epoche eingetreten, als die siegreiche Beendigung der Perserkriege, und zwar deshalb, weil sie, wie Aristoteles sagt, nach denselben „mehr Muße gewannen." Von dem Maß der Muße macht also der große Geschichtskenner die eigentümliche Entwickelung Athens abhängig, indem die Bürger nun mit kühnem Selbstgefühl über den Notbedarf des Lebens hinausgingen und jedem geistigen Fortschritt folgten.

Niemals aber ist das Verhältnis von Arbeit und Muße in gleichem Grade ein Gegenstand der Staatskunst geworden wie im perikleischen Athen. Hier wurde einerseits jeder Arbeit die volle Ehre gegeben und des Bürgers Kraft in Krieg und Frieden angespannt, andererseits eine Fülle des geistigen Genusses dargeboten als wohlverdienter Lohn der Tapferkeit, um der steigenden Unruhe des Lebens durch eine auf das würdigste angewandte Muße das Gleichgewicht zu halten, um die Athener zu gewöhnen, das Schöne ohne Verweichlichung zu lieben und mit dem offnen Sinn für Wissenschaft und Kunst die pflichttreue Arbeitsamkeit des Bürgers zu verbinden.

Alt-Italien ist im ganzen der arischen Lebensauffassung treuer geblieben als die griechische Halbinsel mit ihrer mehr zersetzten und tiefer durchwühlten Bevölkerung. Der Italiker blieb in näherm Zusammenhange mit dem Boden und richtete darnach Arbeit und Muße ein. Darum tritt auch die Freude an der Natur und an dem stillen Zusammenleben mit ihr viel kräftiger hervor. Sie wurde auch festgehalten, als mit der griechischen Bildung der Genuß griechischer Muße sich einbürgerte und als man, wie Seneca thut, Muße ohne Wissenschaft mit dem Zustand eines lebendig Begrabenen verglich. Man machte in Italien einen stärkeren Unterschied zwischen Stadt und Land, als es bei den Griechen der Fall war. Man gewöhnte sich, Geschäft und Muße räumlich zu trennen, und glaubte,

nur in ländlicher Zurückgezogenheit dichten und philosophieren zu können.

In der Weltstadt Rom wurden alle angestammten Lebensanschauungen erschüttert; man suchte nach neuen Haltpunkten und geriet unter den Einfluß ausländischer Volkssitten und namentlich orientalischer Gebräuche, welche durch uralte Geltung und feste Überlieferung auf die ratlos schwankenden Gemüter Eindruck machten. Da mußten sie aber besonders den Ernst bewundern, mit dem die eingewanderten Juden inmitten aller Unruhe und Zerstreuung an ihrem väterlichen Sabbath festhielten, und so wurde schon in den ersten Zeiten des Prinzipats der Einfluß der siebentägigen Woche bemerkbar, die mit ihrem regelmäßigen Ruhetage in der Geschichte der Muße die wichtigste Epoche bezeichnet.

Muße und Gottesdienst hangen freilich bei allen Völkern nahe zusammen, wie Feste und Ferien. Frei von den Sorgen des Berufs, fern von Hader und Streit, gereinigt von aller Unsauberkeit des Alltagslebens und in stiller Sammlung soll man vor den Göttern erscheinen und ihnen aus dem ganzen Jahre, auf das sie Anspruch haben, in jedem Monate gewisse Zeitfristen weihen, wo sie in ihr volles Recht eintreten, feste oder bewegliche Feiertage, wo die Menschen ohne Unterschied von Rang und Stand in ihrer allen gemeinsamen Bedürftigkeit und Verpflichtung der Gottheit nahen.

Der Wechsel von Arbeits- und Mußetagen erschien auch den Alten als etwas so Ursprüngliches, so Unentbehrliches und mit der Religion Zusammenhängendes, daß sie darin nicht, eine Erfindung menschlicher Klugheit, sondern eine göttliche Ordnung erblicken; wie Platon sagt, aus Erbarmen mit dem mühseligen Leben der Sterblichen habe die Gottheit die Tage festlicher Erholung eingerichtet und ihnen dazu Apollon und die Musen nebst Dionysos beigesellt.

Mit der Häufung der Festlichkeiten und dem äußeren Glanz ist aber die ursprüngliche Bedeutung des Festwesens und seine sittliche Wirksamkeit immer mehr zurückgetreten. In üppigen Seestädten wie Tarent gab es mehr Feier- als Werktage, und die Verwilderung des Festjahrs, die Verweltlichung des öffentlichen Kultus und die Zerstörung einer vernünftigen Abwechselung von Arbeit und Muße hat wesentlich dazu beigetragen, die Gesundheit des antiken Volkslebens zu untergraben.

Darum mußte der gemeinsamen Grundanschauungen ungeachtet die mosaische Stiftung Griechen wie Römern als etwas wesentlich Neues erscheinen. An Stelle des unruhigen Schwankens zwischen heiligen und profanen Zeiten, an Stelle einer künstlichen Teilung in ganze und halbe Feiertage, war hier ein einfacher und fester Rhythmus

gegeben von Arbeit und Ruhe, eine weise Ausgleichung zwischen den Ansprüchen des Lebens und dem Anrechte Gottes an das Menschenherz, und während die Hellenen ihrem Festliede die Zaubergewalt zuschrieben, auch die Götter in den Genuß menschlicher Muße hereinzuziehen, heiligt bei dem Volk der Theokratie Gott die Muße der Menschen, indem er auch in der Sabbathruhe ihr Vorbild ist.

Auf der mosaischen Stiftung ruht die Lebensordnung, welche allen neueren Kulturvölkern gemeinsam ist, befreit von dem Charakter pharisäischer Werkheiligkeit und durch die Osterweihe zu neuer Bedeutung verklärt.

Sie hat sich bewährt als eine Ordnung, welche die praktische Thätigkeit nicht beeinträchtigt, sondern die Volkskraft erhält und steigert. Sie ist unentbehrlich, wenn das religiöse Gesamtleben eines Volks zum Ausdruck kommen soll; sie ist eine stete Mahnung, daß der Mensch zweien Welten angehört, und daß er nicht, ohne unersetzlichen Schaden an seiner Seele zu nehmen, in die Unruhe des Sichtbaren aufgehen kann. Wo diese Lebensordnung gehalten wird, ist sie der schönste Schmuck von Stadt und Land, denn alles Schöne und Erfreuende beruht im Leben wie in der Kunst auf der die Bewegung regelnden Ordnung und auf der rhythmischen Gliederung des Mannigfaltigen. Darin unterscheidet sich ja das Geistige vom Tierleben, das Beseelte von der mechanischen Bewegung. Darum giebt es nichts Unschöneres als ein wüstes Einerlei regelloser Vielgeschäftigkeit, wenn das Menschenleben einem Ameisenhaufen gleicht, wo Tag aus, Tag ein alles in ununterbrochener Hast an einander vorüberrennt.

Der richtige Wechsel von Arbeit und Muße, auf dem die Gesundheit und Anmut des Lebens beruht, tritt da am sichersten ein, wo der Lebensberuf eine äußere Thätigkeit fordert. Da regelt sich der Wechsel von selbst; jede Pause wird als eine Wohlthat empfunden, weil sie dem Menschen die Freiheit giebt, sich dem hinzugeben, was seinem Herzen lieb ist; jeder Tag hat seinen Feierabend, der wie ein milder Tau auf die Erde kommt, und wer im Süden gelebt hat, wo die Menschen naturgemäßer ihr Dasein einrichten, der weiß, welche Poesie in der Abendstunde liegt, wenn die Glocken zum Ave Maria anschlagen und eine selige Ruhe über Stadt und Land sich ausbreitet.

Viel schwieriger wird die Lebensführung, wo die Teilung zwischen Arbeit und Muße keine gegebene ist, wo das ganze Leben dem gewidmet ist, was bei der großen Mehrzahl der Menschen, die überhaupt zu einem geistigen Leben erwacht sind, den Inhalt glücklicher Mußestunden bildet. Sie sind wohl die wahrhaft Freien, sie wandeln gleichsam in einer höheren und reineren Atmosphäre, unbenommen von den

Tagesfragen, die heute alle Welt aufregen und morgen verklungen sind, fern vom verwirrenden Treiben der Partei, dem Ewigen und unbedingt Gültigen unverwandt zugewendet, um mit gesammelter Kraft die menschliche Erkenntnis zu erweitern.

Aber die geistige Erwerbslust ist ziellos wie die weltliche, und je mehr sich die Forschung über den Stoff erhebt und den Gesetzen nachgeht, welche allen Erscheinungen zu Grunde liegen, um so rastloser zieht sie den Menschen mit sich fort. Darum ist der scheinbar Freiste der am meisten Gebundene, und der in Muße Schwelgende entbehrt ihrer am meisten; denn seine Arbeit hat keinen natürlichen Ruhepunkt, sein Tagewerk keinen Feierabend. Wenn die müde Welt ausruht, bleiben seine Gedanken in voller Anspannung, und ein ungelöstes Problem erhält ihn Tag und Nacht in Aufregung.

Das Leben des Forschers ist von den Hellenen als das des Menschen würdigste, reinste und erhabenste anerkannt worden. „Glückselig der Mann," sagt Euripides in den Worten, welche von den Athenern auf Anaxagoras bezogen wurden, „glückselig der Mann, so der Forschung Gebiet durchwandelt und nicht an dem verderblichen Zwist teil hat, der nie Unrechtes gewollt. Sein Blick schaut still in der ew'gen Natur nie alternde Ordnung; er prüft, wie sie ward und wodurch sie entstand. In solchem Gemüt kann nimmer der Keim unlauterer Thaten entsprießen."

Dennoch hat sich bei den Hellenen erst später ein besonderer Stand ausgebildet, dessen Geschäft in der Muße liegt, und als er sich bildete, traten sofort mancherlei Gefahren und Übelstände zu Tage.

Die Sophisten waren die ersten, welche vom Wissen Profession machten und dadurch den Grundsatz der Hellenen verleugneten, welche jede einseitige Virtuosität für eine Mißbildung hielten. Sie trennten sich zugleich vom Gemeindeleben; sie suchten sich über jede örtliche Beschränktheit zu erheben, von jeder Überlieferung frei zu machen, alles nach theoretischen Gesichtspunkten zurecht zu legen und zu reformieren. Wer leugnet, daß sie eine Fülle fruchtbarer Keime der Erkenntnis an das Licht gefördert haben! Aber die schöne Harmonie, die Unmittelbarkeit und frohe Sicherheit des antiken Lebens, woraus die Kunstschöpfungen der klassischen Zeit hervorgegangen sind, war dahin, und während die großen Philosophen, Sokrates, Platon, Aristoteles, alles daran setzten, mit dem Volksbewußtsein in Einklang zu bleiben, indem sie den Inhalt desselben klärten, vertieften und vielseitig verwerteten, machte die Sophistik einen Riß, welcher niemals geheilt worden ist.

Die großen Weisen von Hellas nannten ihre Wissenschaft nur „Liebe zur Weisheit", weil sie ganz aus dem unwiderstehlichen Drange nach Erkenntnis hervorgegangen war und keinerlei äußeren Zweck hatte.

Was sie gefunden, sollte kein Standesbesitz sein; sie teilten es mit, wie die Sonne ihr Licht ausströmt, die empfänglichen Geister erhellend und erwärmend. Von den Sophisten wurde die Wissenschaft, welche sich als ein Zweig am Stamme des Volkslebens bescheiden und still entwickelt hatte, zu einem Ziergewächs gemacht, welches der Eitelkeit diente, und als eine Nutzpflanze gezogen, um Ehre, Geld und Einfluß zu erlangen. Tugend und Weisheit wurde in Lehrkursen für so und so viel Minen feilgeboten.

Der gewerbsmäßige Betrieb der Wissenschaft war eine Umkehr der normalen Verhältnisse, und sie rächte sich an dem Stande selbst, der die Muße zum Geschäfte und das Wissen zu einer Erwerbsquelle gemacht hatte. Die talentvollsten Sophisten haben nur vorübergehenden Glanz gewonnen, und wir kennen sie nur aus dem, was die Vertreter der volkstümlichen Weisheit gegen sie gesagt haben.

Während aber die Gründer der Sophistik, die Zeitgenossen des Perikles, an der gewaltigen Bewegung der Zeit ihren vollen Anteil hatten und zum Teil eine schöpferische Geisteskraft zeigten, wurden die Nachzügler immer kümmerlicher und ärmer. Die aus der Isolierung hervorgehende Einseitigkeit wurde immer größer; die Wissenschaft ohne lebendigen Inhalt artete in einen trocknen Formalismus aus, in eine pedantische Schulweisheit, welche die Menschen lächerlich machte, die darin ihre Lebensaufgabe suchten und sie mit anspruchsvollem Dünkel vortrugen. Daher der üble Klang des Worts „Scholastikos", d. h. des ganz der Muße Lebenden, der ältesten Benennung eines Gelehrten von Fach, mit welcher man schon im Anfang der Kaiserzeit einen verknöcherten Pedanten bezeichnete, und wir erinnern uns alle der köstlichen Scholastikosgeschichten, welche uns auf der Schulbank die Elemente des Griechischen versüßten.

Die Lehre, welche aus diesen Betrachtungen folgt, ist eine wohl zu beherzigende, die uns nicht immer klar vor Augen steht. Sie lautet, daß die wahre Wissenschaft an keinen Gelehrtenstand gebunden ist, daß volle Gelehrtenmuße eine gefährliche Mitgift ist, und unser Lebensberuf mancherlei Entartungen ausgesetzt ist, wie das Beispiel der ersten Professoren, der Sophisten, und ihrer Nachfolger zeigt.

Wir werden in unserer Art zu denken und zu wirken immer zwischen den Sophisten und Philosophen der Hellenen unsern Standpunkt zu nehmen haben. Entweder ist das Erkennen unser alleiniges Ziel oder ein Mittel zum Zweck, indem das Streben nach Erkenntnis von allerlei Nebenrücksichten auf äußere Vorteile allmählich so überwuchert wird, daß unter diesen Schlinggewächsen der edle Baum abstirbt. Entweder lösen wir uns vom Volke, dem wir angehören, und wollen etwas Besonderes sein, eine bevorzugte Kaste, welche auf die

Ungelehrten hinabsieht und ihren eigenen Maßstab für die menschlichen Güter und Ziele hat, oder wir bleiben ein lebendiges Glied am Ganzen, dem wir nur an unserm Teil zu dienen suchen, und erkennen rückhaltlos an, daß das durch keine Wissenschaft vermittelte sittliche Leben, daß die Kräfte des Glaubens und der Liebe, auf welchen Kirche, Staat und Haus beruhen, immer die höchsten Güter des Volks bleiben, welche auch wir um keine wissenschaftliche Erwerbung preisgeben möchten.

Schwer und verantwortlich ist wohl vor allen anderen der Beruf derer, denen Arbeit und Muße frei anheimgegeben sind. Erleichtert wird uns aber die Aufgabe dadurch, daß ja die Forschung nicht unser einziges Tagewerk ist, daß wir nicht bloß immer mehr zu lernen, sondern auch zu lehren berufen sind, daß die Jugend des Vaterlandes uns anvertraut ist. Ohne stetiges Fortschreiten im Erkennen wird das Lehren zu einer handwerksartigen Thätigkeit. Vor der Einseitigkeit des Gelehrtenlebens und der nach der Schwäche des menschlichen Wesens ihr leicht anhaftenden Selbstgenügsamkeit bewahrt uns aber der Lehrberuf, den wir ohne Selbstverleugnung, ohne Liebe, ohne freudige Hingabe an die Jugend und an das Vaterland, für das sie heranwächst, nicht erfüllen können. So kommt auch in unser Leben der für ein gesundes Menschenleben unentbehrliche Gegensatz von Arbeitspflicht und freier Muße, und es gilt auch uns der köstliche Wahlspruch echter Lebensweisheit:

Tages Arbeit, abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste!

Und bei welchem Feste tritt uns dies lebendiger in die Seele als am heutigen Tage, da sich die Pforten unserer Aula wieder für die Feier geöffnet haben, welche uns in jedem Jahre mit voller Begeisterung und tiefem Dankgefühl vereinigt!

Wann fühlen wir lebendiger als heute, daß wir nichts für uns sind, daß wir keinen abgeschlossenen Stand bilden, und daß wir durch unseren besonderen Beruf dem nicht entfremdet sind, was heute ein großes Volk mit Jubel und Stolz erfüllt? Haben wir aber etwas vor anderen voraus, so ist es nur etwa dies, daß wir noch klarer erkennen, wie selten es in der Weltgeschichte ist, daß ein glorreiches Fürstenhaus so groß und mächtig innerhalb eines freien Volkes steht, daß ein Fürst, so gesegnet von Gott, in so edler Demut seinen Siegerkranz trägt und bis in sein Greisenalter unermüdlich für das Vaterland arbeitet.

Auch er hat keinen Feierabend, an dem er von seinem Tagewerk ausruht. Aber sein Alter krönt das hohe Bewußtsein, nichts für sich

gewollt zu haben, der frohe Hinblick auf ein blühendes Haus, in dem die Tugenden der Hohenzollern fortleben, und auf ein Volk, das, von ihm zum erstenmale geeinigt, in der gemeinsamen Liebe zu ihm sich selbst veredelt und neu gestaltet.

Wir fürchten Gott sei Dank! keinen Neid der Götter. Wir sehen in dem, was gelungen ist, eine Bürgschaft der Zukunft. Wir danken Gott, daß er uns Kaiser Wilhelm gegeben und bis heute in Heldenkraft erhalten hat, wir bitten ihn, sein ehrwürdiges Haupt in Gnaden zu behüten.

Zur Geſchichte.

. . . Das iſt der Weg, es iſt einer der Wege, das dürftige und einſame Hier und Jetzt unſeres ephemeren Daſeins unermeßlich zu erweitern, zu bereichern, zu ſteigern. . . . Die Geſchichte giebt uns das Bewußtſein deſſen, was wir ſind und haben. . . . . Das in der Geſchichte der Zeiten und Völker, der Menſchheit Erarbeitete im Geiſt, dem Gedanken nach, als Continuität durcharbeitet und durchlebt haben, heißt Bildung.

J. G. Droyſen, Grundriß der Hiſtorik.

Vom Geist der Geschichte.

1797.

Johann Gottfried Herder, Briefe zu Beförderung der Humanität. (Suphan, Band 18.)

Wenn in einem Felde der Wissenschaft menschliche Gesinnungen herrschen sollten, so ist's im Felde der Geschichte: denn erzählt diese nicht menschliche Handlungen? und entscheiden diese nicht über den Wert des Menschen? bauen diese nicht unsers Geschlechts Glück und Unglück?

Man sagt: „Die Geschichte erzähle Begebenheiten" und ist beinah geneigt, diese für so unwillkürlich, ja für so unerklärbar anzusehen, wie man in den dunkelsten Jahrhunderten die Naturbegebenheiten nicht ansah, sondern anstaunte. Ein erregter Krieg oder Aufruhr gilt der gemeinen Geschichte wie ein Ungewitter, wie ein Erdbeben; die ihn erregten, werden als Geißel der Gottheit, als mächtige Zauberer betrachtet; und damit gnug!

Eine Geschichte dieser Art kann die klügste oder die stupideste werden, nachdem der Sinn des Verfassers war.

Die stupideste wird sie, wenn sie in einem sogenannt großen und göttlichen Mann alles bewundert, und keine seiner Unternehmungen an ein Richtmaß menschlicher Vernunft zu bringen sich erkühnet. Manche morgenländische Geschichten von Nadir-Schah, Timur-Long u. s. f. sind so geschrieben; wir lesen eine lobjauchzende Epopöe, mit einer dürren oder abscheulichen Thatenreihe fröhlich durchwebet.

Europa hat an diesem morgenländischen Geschmack vielen Anteil genommen, nicht etwa nur in den Zeiten der Kreuzzüge, sondern auch in den meisten Lebensbeschreibungen einzelner Helden, in der Geschichte ganzer Sekten, Familien und Familienkriege. Man staunt, wenn man die Andacht und Anhänglichkeit des Schriftstellers an seinen verehrten Gegenstand wahrnimmt, und kann nicht anders sagen, als: „er hat aus dem Becher der Betäubung getrunken; Wein der Dämonen hat ihm die Sinne benebelt."

Die klügste Geschichte dieser Art ist die kälteste, etwa wie Machiavell sie trieb und ansah. Auch sie vergißt Recht und Unrecht, Laster und Tugend, indem sie, rein wie ein Geometer, den Erfolg gegebener Kräfte ausmißt und fortgehend einen Plan berechnet.

Daß aus dieser Machiavellischen Geschichte, wenn sie scharf siehet und richtig rechnet, viel zu lernen sei, ist keine Frage. Beschäftigt sie sich nicht mit dem verflochtensten, wichtigsten Problem, das unserm Geschlechte vorliegt? Menschenkräfte im Verhältnis ihrer Wirkungen und Folgen.

Wäre nur dies Problem auch rein aufzulösen! Auf dem Schauplatz der Erde, selbst in ihren engesten Winkeln läuft so vieles durch einander; gegenseitige Kräfte stören einander; und in alles mischen sich Umstände, Zeit, Glück, der tausendarmige Zufall. Der Klügste wird hintergangen; der Besonnenste verfehlte seinen Zweck. Also wird diese Schule des Unterrichts oft eine Romanschule, da man dem glücklichen Helden Klugheit leihet, die er nicht hatte, und von schimmernden Erfolgen nach einem falschen Calcül rückwärts rechnet; oder sie wird, wenn die besten Kräfte durch einen Zufall mißraten, eine niederschlagende Lektion, eine Schule der Verzweiflung. Überhaupt aber macht dieser Wetzstein der Klugheit das Gemüt leicht zu scharf, zu schartig.

Wer kann Machiavells Prinzen ohne Schauder lesen? Wenn ihm auch alles gelänge, wäre er ein würdiger Fürst? wäre er in seinem Busen glücklich? Entsetzlich ist's, die Menschheit nur als eine Linie zu betrachten, die man nach Gefallen zu einem Zweck krümmen, schneiden, verlängern und verkürzen darf, damit ein Plan erreicht, damit die Aufgabe nur gelöset werde.

Also können wir uns vom Menschengefühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben oder lesen; ihr höchstes Interesse, ihr Wert beruht auf dieser Menschenempfindung, der Regel des Rechts und Unrechts. Wer bloß für Klugheit schreibt, gerät leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Auch hier giebts eine zu warme und zu kalte Geschichte.

Die erhitzte will zur Ehre Gottes alles bewirken, und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unsinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den muhamedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nationen Europas zum heiligen Grabe: so würgten die Spanier in Amerika; so marterte und verfolgte die Inquisition. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhülleten sich mit dem Mantel Gottes und zerstörten und quälten. —

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen

positiven Rechts nach Staatsplänen; und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nation wird in ihr das Feldgeschrei und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslosung. Die Athener, die Römer — was rechneten sie nicht zum Wohl ihres Vaterlandes, zu ihrem Ruhm, mithin zu ihrem Recht? Was erlaubten sich der Papst, die Clerisei, die christlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dies alles gleichgültig, oder gar zutrauend, glaubend, so gerät man mit ihr in ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteressen, persönlicher Anmaßungen und Staatslisten. Ein großer Teil der Begebenheiten unsrer zwei letzten Jahrhunderte, die sogenannten Denkwürdigkeiten (memoires), Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieus, Mazarins, und früher noch Karls V., Philipps II., Philipps des Schönen, Ludwigs XI., XIII., XIV., kurz im Geist der spanisch-französischen Staatspolitik geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d. i. zum Ruhm und größeren Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der Truglist, der Anmaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm die Menschheit, die nach ihm bloß für den Staat, d. i. für Könige und Minister lebet.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen; aber ein anderes Glanzphantom steigt in der Geschichte auf; nämlich, die Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staats, ja aller Staaten. Dies Phantom täuschet ungemein, indem es offenbar einen edleren Maßstab des Verdienstes in die Geschichte bringt, als den jene willkürliche Staatspläne enthielten, ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die Glückseligkeit eines Volkes läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufdringen, aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der Freiheit müssen von eigenen Händen gepflückt werden, und aus eigenen Bedürfnissen, aus eigener Lust und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt beste Regierungsform, die unglücklicher Weise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker auf einmal, in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer übel eingeführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste beläftigt. Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glänzendste Truggeschichte. Ein fremder Firnis, der den Gestalten unsrer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre Umrisse raubet. Viele Schriften unsrer Zeit wird man

zwanzig Jahre später als wohl- oder übelgemeinte Fieber-Phantasieen lesen; reifere Gemüter lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt die Geschichte einzig und ewig nichts, als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodots, der unangestrengte, milde Sinn der Menschheit. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf seiner Stelle, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten, und bemerkt, wie allenthalben nur Mäßigung die Völker glücklich mache und jeder Übermut seine Nemesis hinter sich habe. Dies Maß der Nemesis, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der einzige und ewige Maßstab aller Menschengeschichte.

„Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue keinem andern"; die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Mißverhältnisse und Unbilligkeiten, jede stolze Anmaßung, jede feindselige Verhetzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später, desto schrecklicher und ernster. Die Schuld der Väter häuft sich mit erschreckendem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt, lasterhaft zu sein als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort, was je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Strahl auch in der dunkelsten Nacht war je verloren. Unbemerkt wirkte es fort und that Gutes. Kein Blut des Unschuldigen ward fruchtlos vergossen; jeder Seufzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Thränen sind in der Saat der Zeit Samenkörner der glücklichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd; aber auch wie ernst und zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort: denn jedes hat seine Regel des Rechts, sein Maß der Glückseligkeit in sich. Er schonet alle und verzärtelt keines. Sündigen die Völker, so büßen sie; und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder sein, so erzieht sie die Natur zu Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über den Kopf zusammen, ehe ein anderes, besseres da ist; zeigt aber dem zu Sicheren mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses, und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Nutzung des alten, oder zum Bau eines besseren.

Nationalvorurteile tastet er nicht an: denn in ihnen als Hülsen

oder harten Schalen muß manche gute Gesinnung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die Frucht reif ist, verdorret die Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ist's recht, wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité und humanity englisch und französisch malen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus seinem Herzen muß eine Geliebte hervorgehn, die für ihn gehört.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gutmütige Thoren und Schwärmer; sie sind ihm unter der besonderen göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottens, trotz jeder Verfolgung und Verachtung drangen sie durch; und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpfe; oder sie dämmeten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte; höchstens bedauren wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Einteilungen der Menschen nach Prinzipien, aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der Geschichte ganz fremde. Er weiß, daß in der Menschennatur das Prinzipium der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Eigennutzes, der Ehre, des Mitgefühls mit andern, der Gottseligkeit, des moralischen Sinnes, des Glaubens u. s. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organisation, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Wert, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwickelung; überzeugt, daß alle, auch unbewußt, zu einem Zweck, dem großen Prinzipium der Menschheit wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Stelle und Ort blühn, Sinnlichkeit und die Künste der Phantasie, Verstand und Sympathie, Ehre, moralischen Sinn und heilige Andacht. Er zwingt so wenig den Magen zu denken, als den Kopf zu verdauen und quälet niemand mit der Zergliederung, ob auch jeder Bissen Brot, den er in den Mund steckt, ein allgemeines moralisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe? Kaue jeder, wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Thäter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnet, dann härter straft, und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnet. Reizet Sie nicht dieser Geist der Menschengeschichte?

Die Griechen als Meister der Kolonisation.

22. März 1883.

Ernst Curtius, Altertum und Gegenwart. 3. Band. („Unter drei Kaisern".) Berlin, Wilhelm Hertz.

Die Geschichte der klassischen Völker ist eine Weltgeschichte im Kleinen, so inhaltreich und übersichtlich, daß wir auch für die Aufgaben unserer Zeit immer Neues lernen, je eifriger wir nachforschen, wie es den Alten gelungen ist, die von der Natur dargebotenen Vorteile zu verwerten und die Gefahren zu vermeiden. Denn die natürlichen Gaben können alle zum Segen wie zum Unsegen werden.

Was bewundern wir mehr im Archipelagus als die gegenseitige Durchdringung von Meer und Land und schon an der Riviera rufen wir entzückt: Das ist ein griechisches Gestade! Themistokles beklagte, daß seine Vaterstadt nicht ganz im Meer auf vorspringender Halbinsel angelegt sei, und suchte diesen Nachteil nach Möglichkeit wieder gut zu machen; aber schon in Platons Gesetzen — welch ein Widerspruch! — wird der Satz aufgestellt, daß eine Stadt, welche in Ehrbarkeit und guter Sitte sich selbst treu bleiben wolle, mindestens zwei Meilen vom Strande entfernt sein müsse, und die philosophischen Staatslehrer waren einstimmig, die Meeresnähe als eine verhängnisvolle Mitgift, als die Ursache der Entartung des Volks und seines sittlichen Verfalls anzusehen. Die Einseitigkeit dieser moralisierenden Betrachtung hat schon Aristoteles gerügt, und wir sind alle mit ihm der Überzeugung, daß, wo menschliches Leben sich voll und reich gestaltet, mit den Keimen, welche Blüte und Frucht treiben, unvermeidlich auch die Ursachen des Vergehens sich entwickeln. Der Geschichtsforscher aber hat das Recht und die Pflicht, vor allem das Werden ins Auge zu fassen, die mit der Arbeit wachsende Energie des gesunden Volksgeistes in Erledigung großer Kulturaufgaben, und ihr folgen wir nirgends mit höherer Bewunderung, als wenn wir sehen, wie die Hellenen mit zäher Ausdauer alle Schrecken des Meeres überwinden, seine wüsten Flächen in Straßen des täglichen Verkehrs umwandeln, alle Hafenplätze ringsum aufspüren und durch ihre Besiedelung die Nachbarvölker in den Kreis einer höheren Lebensordnung einführen, die Mängel ihrer Heimat ergänzen, ihre Hülfsquellen mehren, ihren Gesichtskreis stetig erweitern und während langer Friedenszeiten kühnen Unternehmungssinn in Übung halten.

Die Durchführung dieser Arbeit ist die größte Leistung der Hellenen, die den Glanz der glorreichsten Siegestage erbleichen läßt. Denn bei ihnen war ja die Kolonisation nicht etwas Gelegentliches, das hie und da unter besonderen Verhältnissen zu stande kam, sondern ein wesentliches Stück ihres Lebens, Jahrhunderte lang in allen Formen durch-

gebildet, und darum ist es noch heute eine der anziehendsten Aufgaben, den Hellenen als den Vorbildern und Meistern der Kolonisation durch die verschiedenen Stadien ihrer nationalen Arbeit zu folgen.

Das Ostbecken des Mittelmeeres ist die natürliche Schule überseeischer Kolonisation; denn nirgends ist das Hüben und Drüben so nahe bei einander. Alle Gestadeländer sind seewärts offen und einladend, landeinwärts aber geschlossen und verriegelt, so daß die vorspringenden Halbinseln mit ihren Gegengestaden enger zusammenhingen, als mit den Kontinenten, deren Ausläufer sie sind.

Darum aber glaube man nicht, daß den Hellenen ihre Erfolge mühelos in den Schoß gefallen seien. Sie haben saure Lehrjahre durchgemacht und die Meeresnähe lange Zeit wie einen Fluch empfunden. Das mußte sie ihnen sein, so lange fremde Völker das Meer beherrschten, phönikische Kaperschiffe urplötzlich im Morgennebel auftauchten, die Eingeborenen mit buntem Tand an den Strand lockten, die Söhne und Töchter des Landes in unerreichbare Ferne fortschleppten. Auch in größerer Zahl wurden sie fortgeführt, um fremder Kolonialpolitik zu dienen, bis sie allmählich ihren Feinden das Handwerk ablernten, eigene Schiffe zimmerten und sich scharenweise zusammenthaten, um in steten Beutezügen die erlittene Unbill an den älteren Seevölkern zu rächen. Als ‚Kinder des Meers' tauchen sie im 14. Jahrhundert v. Chr. an den Nilmündungen auf und machen die Pharaonen in ihren Säulenpalästen erzittern; die Namen des tyrrhenischen und des ionischen Meers sind noch heute Denkmäler von der Beteiligung griechischer Volksstämme an der ältesten Kulturgeschichte europäischer Küstenländer.

Das war keine Kolonisation, sondern ein wüstes Hin- und Herziehen von Stämmen, welche früher auf dem Meere heimisch waren als im eignen Lande, unstät wie die Welle, die an keinem Strande haftet. Erst allmählich bilden sich engere Kreise mit festerem Zusammenhange, Insel- und Küstensäume mit heiligen Mittelpunkten, wie es die Insel Delos war, und im elften Jahrhundert ziehen aus allen Häfen der griechischen Halbinsel die dichten Züge von Insel zu Insel nach dem asiatischen Festlande hinüber. Das sind keine Freibeuter mehr, keine in fremde Volksmassen sich verlierende Scharen von Abenteurern, sondern politisch entwickelte Stämme, welche auf uraltem Boden griechischer Nation eine neue Heimat suchten und sich die besten Lagen auswählten, um Städte zu gründen, die nun nicht mehr wie die mutterländischen sich ängstlich vom Strande fern hielten, sondern keck an die See vorgeschoben, auf Seefahrt und Seeherrschaft berechnet, auch nicht von einzelnen Stämmen ausgehend, sondern unter Beteiligung aller Hauptzweige der Nation, der Aeolier, Dorier, Jonier, Stadt an Stadt gereiht, ein neues Griechenland angesichts des alten.

Welch ein Fortschritt im Vergleich mit jenen Beutezügen, in denen griechische Scharen, wie die Wikinger der ägäischen See, zuerst in der Geschichte auftauchen! Aber auch diese Gründungen sind noch Ergebnisse großer Volksbewegungen, welche, vom nordischen Alpenlande ausgehend, die ganze Halbinsel durchwogten und erst in dem Doppelgriechenland diesseits und jenseits des Meeres zur Ruhe kommen. Es waren Kolonien ohne Mutterstädte, sie gehören noch dem griechischen Mittelalter an, wo in gärender Unruhe die Völkerschaften ihre festen Wohnplätze suchten.

Mit dem neunten Jahrhundert ist Hellas äußerlich fertig, der Schauplatz hellenischer Geschichte naturgemäß abgegrenzt. Diese Grenzen waren aber nicht im stande, die Schranken zu bilden, innerhalb derer sich die anwachsende Volkskraft zurückhielt. Jetzt treten einzelne Städte hervor, welche ihren Beruf darin erkennen, die Schranken zu durchbrechen, den Überschuß an jungem Volk auswärts zu leiten und durch eine große Rhederei die Auswanderungshäfen ihrer Umlande zu werden. Das war der Anfang städtischer Kolonisation; dafür ist das achte Jahrhundert das epochemachende.

Milet war die erste Königin der Meere; dann Chalkis am stillen Fahrwasser von Euboia. Von Chalkis erhielt Korinth den Anstoß. Denn in Hellas wurde ja alles ein Gegenstand des Wettkampfes und bald gab es keinen günstig gelegenen Ort, von wo nicht aus enger Bucht die Seestraßen in das Weite gebahnt wurden. Was man draußen suchte, waren sehr reale Gegenstände. Denn die Städte waren diesseits und jenseits so dicht an einander gereiht, daß sie bei rasch anwachsender Volksmenge außer stande waren, sich auf eigenem Grund und Boden die nötigen Hilfsquellen zu verschaffen. Man suchte und fand sie in den Gegenden, die von der Heimat am verschiedensten waren, in den breiten Stromthälern südrussischer Steppen wie im Delta des Nillandes. Hier fand sich unerschöpflicher Vorrat an Korn, an Fischen, an Holz, Metall und allem für den Schiffbau nötigen Material. Die Kolonieen wurden überseeische Vorstädte der Mutterstadt, für den täglichen Bedarf unentbehrlich.

Aber das Bedürfnis war nicht der einzige Antrieb; der Gottesdienst gab die Weihe. Als Apollodiener sind die Hellenen ihrer geistigen Überlegenheit sich bewußt geworden und damit auch der Verpflichtung, den heilbringenden Dienst auszubreiten. Die Errichtung eines Apolloaltars war das erste, wodurch der fremde Strand an Hellas geknüpft wurde. Jede Stadtgründung war eine Mission.

Darum galten in Delphi die Männer, welche das Wasser der Arethusa tranken, d. h. die Bürger von Chalkis, für die besten aller Hellenen, weil sie am kühnsten Propaganda machten am Strande von Thrakien wie am Aetnafuß und am kampanischen Golfe.

Die Kolonisationsarbeit, die das achte und siebente Jahrhundert ausfüllte, war eine Heldenzeit der Hellenen, eine ununterbrochene Reihe von Feldzügen, in denen sie die Glut tropischer Sonne wie des Nordens Winterkälte ertragen und die wildesten Völker bändigen lernten. Es war die Zeit, wo sie aus der Enge ihrer Heimatskreise heraus Natur und Menschenwelt überblicken lernten. Die Dichter des achten Jahrhunderts priesen die stolzen Wogen des Borysthenes und in den Hafenplätzen Joniens gediehen die ersten Keime vergleichender Länder- und Völkerkunde, der Naturforschung und Philosophie.

Es war aber die Ausbreitung des Volks, auch wenn sie sich bis an die Mündungen der Rhone und des Guadalquivir erstreckte, keine Lockerung des Volksganzen und keine Auflösung der natürlichen Gemeinschaft, sondern die Hellenen wurden sich jetzt erst klar über ihren angeborenen Besitz; sie lernten sich fühlen als ein gottbegnadigtes Geschlecht, körperlich wie geistig zur Herrschaft berufen. Es war eine Verklärung und Vergeistigung ihres Heimatsgefühls, indem es nicht mehr an der Scholle klebte. Weit getrennte Städte fühlten sich als Kinder *eines* Hauses, weil sie vom Stadtherde der Mutterstadt ihr Feuer empfangen hatten, weil sie an denselben Tagen denselben Gottheiten opferten, dieselben Gesetze und bürgerlichen Ordnungen hatten, weil sie ihren Kindern die schönen Sagen von Iphigeneia und der irrenden Io erzählten, weil sie alle *einen* Homer hatten. In der Kolonisation ist der Heldenmut erwachsen, kraft dessen die Phokeer sich jenseits des Meeres eine neue Heimat suchten und Themistokles den Spartanern mit dem Abzug der Flotte nach Italien drohte, wo aus freien Athenern ein neues Athen erstehen würde.

Das ist das Gesamtresultat der Kolonisation für die Geschichte des griechischen Volks. Sie wurde aber in einzelnen Staaten in besonderer Weise als ein Zweig politischer Kunst ausgebildet.

Zunächst in Korinth.

Die Korinther, am schmalen Gebirgsrande angesiedelt, waren von Anfang an mehr draußen als daheim zu Hause, und schon in den Zeiten, da die Geschlechter überall das Stadtregiment führten, gab es hier, und nur hier, eine Aristokratie, deren Grundbesitz Werfte und Seeschiffe waren, die von fernen Küsten das Rohmaterial einführten, und in einheimischen Fabriken verwerteten. Die eigene Unzulänglichkeit wurde die Quelle von Macht und Reichtum: Denn das Stadtgebiet wurde auf die jenseitige terra firma, die üppige Acheloosslandschaft, ausgedehnt; außerhalb des Golfs ging es von Insel zu Insel weiter; feste Plätze wurden in zweckmäßigen Entfernungen angelegt, Land- und Seestraßen gebahnt, hemmende Landzungen durchstochen. Kriegsschiffe sicherten den Handelsverkehr und so gestaltete sich von der kleinen Winkelstadt in

der Tiefe des Golfs ein Reichsgebiet, das sich über drei Breitengrade nach Norden erstreckte und seine Handelsverbindungen bis an den Alpenfuß ausdehnte.

Korinth war das antike Venedig. Durch alle Stadien seines Verfassungslebens war die Politik des Staats wesentlich Kolonialpolitik. Während der Geschlechterherrschaft dienten die überseeischen Plätze, um die Elemente der Gärung zu entfernen; die Tyrannen errichteten Secundogenituren in den bestgelegenen Küstenorten nnd die Republik förderte dieselbe Seepolitik im Geiste kaufmännischer Spekulation. Aus den bäuerlichen Umlanden sammelte sich das wanderlustige Volk, wenn eine neue Gründung angesagt wurde; die Pflanzbürger bildeten Handelsgesellschaften, welche zu bestimmten Zeiten Kommissare ausschickten, die mit einem karawanenartigen Gefolge in das Binnenland zogen, um im Interesse der Gesellschaft korinthische Manufakturen gegen die Rohstoffe umzutauschen, welche die Eingeborenen auf den Markt brachten.

Auch die in der Heimat Zurückbleibenden konnten sich an überseeischen Gründungen beteiligen, indem sie Geldbeiträge einzahlten. So wurde auch das kleine Kapital herangezogen und die Kolonisation wie ein Aktiengeschäft behandelt; so nahm auch die ländliche Bevölkerung an den wichtigsten Unternehmungen des Staats mittelbaren Anteil. Das weite Handelsgebiet der Kaufmannstadt wurde durch Münzeinheit zusammengehalten, und kluge Schonung der Pflanzstädte mit festem Zusammenhang nach Möglichkeit vereinigt. Die Politik war ihrem Wesen nach eine Friedenspolitik. Aber das Meer läßt sich nicht sperren wie ein Gebirgskanton. Drangen fremde Mächte in den Insel- und Küstenbezirk der Seestadt ein, so mußte sie sich mit voller Energie zur Wehr setzen, der Löwin gleich, der man die Jungen raubt — und dieser Einbruch erfolgte von Athen.

Athen war kein Staat, dem die Seemacht etwas Unentbehrliches war, wie Korinth. Athen konnte als Landstadt bestehen, und was in Korinth sich von selbst machte, war in Athen ein neuer, schöpferischer Gedanke hervorragender Staatsmänner und das Ergebnis ganz besonderer Verhältnisse. Als aber Athen aus seinen engeren Kreisen heraustrat und seemächtig wurde, waren nach zwei Jahrhunderten rastloser Kolonisationsthätigkeit alle wohlgelegenen Küsten dicht besetzt. Es kam also darauf an, andere Ansprüche als die der Mutterstadt geltend zu machen, um weitzerstreute Küstenorte zu einem Ganzen zu vereinigen. Das war der nationale Gedanke, den die kleine Bürgergemeinde am Ilissos aufnahm; es war die heilige Pflicht der Abwehr gegen das Vordringen der Barbaren, die nur gelingen konnte, wenn die vereinzelt wehrlosen Städte den einzigen, zur Führung berufenen Staat als Vorort anerkannten.

Nachdem die Gewaltpolitik des Themistokles aufgegeben war, kam durch Aristeides und Kimon eine ganz neue Art von Kolonialverband zu stande. An Stelle der Blutsverwandtschaft trat ein geistiges Band, auf freiem Anschluß beruhend, eine aus den verschiedensten Stämmen zusammengesetzte Bundesgenossenschaft, um den Tempel des Apollon vereinigt; an Stelle einer auf Geldwirtschaft gegründeten Kaufmannspolitik eine nationale Aufgabe ersten Rangs, die Freiheit des griechischen Mannes, die Sicherheit hellenischer Kultur den ländergierigen Barbaren gegenüber. Es war das verklärte Bild eines Kolonialreichs, in welchem dem anerkannt ersten Staate die mutterstädtischen Rechte als Ehrengabe freiwillig übertragen wurden.

Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß dieser ideale Zustand nicht lange ungetrübt dauern konnte. Die Verhältnisse waren so zart und schwierig, daß sie nur von der Hand eines überlegenen Staatsmanns glücklich behandelt werden konnten. Nur ein Mann wie Perikles war im stande, milde Schonung mit unerbittlicher Strenge richtig zu verbinden. Er verfolgte auch zuerst den großen Gedanken, die Wahl-Mutterstadt so mit Kunst und Weisheit auszustatten, daß sie gleichsam die Sonne wurde, um welche sich wie nach einem Naturgesetze die Insel- und Küstengemeinden ordneten. Er sorgte dafür, daß mehr und mehr Landgebiet, entweder solches, das nach Kriegsrecht eingezogen oder durch besondere Verträge erworben war, in Ackerlose geteilt, zur Ansiedelung attischer Kolonisten benutzt wurde. Dadurch wurde Athen nachträglich eine wirkliche Mutterstadt der Insel. Diese Neubürger gingen aber nicht in die ältere Bevölkerung auf, sondern sie blieben Bürger von Athen. Die Hauptstadt wurde vor Übervölkerung beschützt; Mitglieder der untersten Vermögensklassen wurden Grundbesitzer und ihre Ansiedelungen die festesten Stützpunkte attischer Seemacht; es waren überseeische Gaue von Attica.

Als Vorort zur See konnte Athen auch die westlichen Golfe und Meere nicht außer acht lassen. Korinth, der einzige gefährliche Nebenbuhler, mußte in Schach gehalten werden. Seine abtrünnigen Kolonieen wurden in Bundesgenossenschaft aufgenommen und am Ausgange des Golfs von Lepanto erwuchs in dem mit Messeniern bevölkerten Naupaktos Korinth gegenüber ein attischer Waffenplatz.

In Großgriechenland hatte sich das Hellenentum auf eigentümliche Weise entwickelt. Weise Gesetzgeber hatten hier aus den bürgerlichen Satzungen der einzelnen Staaten des Mutterlandes das Beste vereinigt, um solche Verfassungen herzustellen, in denen jede hellenische Bevölkerung ihre Befriedigung finden konnte. Das war ein ungemein wichtiger Fortschritt griechischer Kultur, wie er nur in den Kolonien zu stande kommen konnte. Hier knüpfte Perikles an. Alt-Sybaris

wurde als Thurioi erneuert; eine attische Pflanzstadt, aber eine gesamtgriechische Bürgerschaft; Arkader, Eleer, Böotier, Athener wohnten hier nach den Gesetzen der Charondas zusammen, die erste nationale Stadt der Hellenen, gebaut von Hippodamos, der zuerst nach einem wohl durchdachten und künstlerischen Plane hellenische Großstädte anzulegen gelehrt hatte. In gleichem Sinne wurde Amphipolis am Strymon aus Griechen verschiedener Herkunft bevölkert. Es war der einzige Weg, um Griechenland aus der verhängnisvollen, aufreibenden Spannung innerer Gegensätze zu befreien, sie über die Enge der Kantonalpolitik zu erheben und an ein brüderliches Zusammenleben in gemeinsamen Staatsordnungen zu gewöhnen.

Bei Athen war die Kolonisation kein natürlicher Prozeß wie in Korinth; ursprünglich ohne eigene Kolonien, hat es dann in Folge seiner staatlichen Entwickelung die Erbschaft der andern Seemächte angetreten, alle Erfahrungen älterer Zeit sich zu eigen gemacht und so das hellenische Kolonialwesen nach seiner sozialen und politischen Seite zu der höchsten Vollendung geführt, in der sie für alle folgenden Zeiten maßgebend und vorbildlich war.

Naupaktos war schon eine strategische Kolonie; es war wesentlich Waffenplatz und Angriffspunkt.

In diesem Sinn folgte Theben, als es in eine vorörtliche Stellung eintrat, indem der dem Perikles geistverwandte Epameinondas die versprengten Messenier in ihrer alten Heimat sammelte und den bäuerlichen Kantonen Südarkadiens einen städtischen Mittelpunkt gab. Durch Messene und Megalopolis wurde Sparta in eine Art von Belagerungszustand versetzt, wie einst Korinth durch Naupaktos; und durch ihre mit allem Aufwand von Kunst befestigten Pflanzstädte herrschten die Thebaner in der dorischen Halbinsel.

In Theben lernte Philippos, des Amyntas Sohn, die Überlegenheit hellenischer Politik und die auf ihr beruhende Siegeskraft kennen und für seine Dynastie verwerten.

Mit der Gründung von Philippi im thrakischen Bergwerksdistrikt trat Macedonien in die Bahn hellenischer Kolonisation ein; es war der Erstling jener Reihe von Städten, deren Bau den folgenden Jahrhunderten ihr Gepräge gab. Denn die ganze weltgeschichtliche Entwickelung, die wir Hellenismus nennen, beruht ja wesentlich auf der bis an den Indus reichenden Kette neuer Städte. Sie waren die Pfosten, auf denen der macedonische Reichsbau ruhen sollte. Der Bau zerfiel, aber die Städte blieben, wo griechisch redende Bürgerschaften nach griechischen Gemeindeordnungen beisammen lebten. Es waren Kolonieen ohne Mutterstädte. Wenn aber eine Mutterstadt gesucht wurde, der man nach altem Herkommen huldigen und an die das gemeinsame

Heimatsgefühl ſich anſchließen konnte, ſo war es nur Athen, wohin der Blick ſich richtete, die Stadt, welcher Perikles die Weihe gegeben hatte, die ihr als reichſter Segen gefolgt iſt. Durch die Liebe zu Athen wollten jetzt Fürſten und Völker ſich als helleniſch gebildet legitimieren, und wir können behaupten, daß keinerlei vorörtlichen Rechte allſeitiger und dauerhafter anerkannt worden ſind als die dieſer geiſtigen Metropolis. Sie war der heilige Herd in dem großen Hauſe, das alle helleniſch Gebildeten wie eine Völkerfamilie umſchloß. —

So erkennen wir, rückwärts ſchauend, von der Zeit an, da Griechenland fremden Seevölkern als Material für ihre Koloniſation diente, eine zuſammenhängende Entwickelung, die für die Geſamtgeſchichte der Mittelmeervölker maßgebend geworden iſt, ja alles, was für die Geſchichte der Menſchheit im Altertum geleiſtet worden iſt, ſteht mit den Kolonieen der Griechen in unmittelbarem Zuſammenhang. Sie haben die Erfindungen des Morgenlandes, vor allem Schrift und Maß, zu einem Gemeingut der Völker gemacht. Sie haben, was ſie überkommen und was ſie neu geſchaffen, als fruchtbaren Samen an allen Küſten ausgeſtreut und zwar in doppelter Weiſe. Zuerſt in zerſtreuten Niederlaſſungen von abenteuernden Scharen, die den Binnenvölkern auf die Dauer nicht widerſtehen konnten. Sie haben alſo den ausgeſtreuten Samen nicht in eigenem Gehege aufziehen können. So war es in Mittel- und Norditalien, wo ſie, von der etruskiſchen Volksmaſſe überwältigt, ihre Selbſtändigkeit frühzeitig einbüßten, und kaum können wir hie und da die Stätten nachweiſen, wo ſie geſeſſen haben. Verloren aber war die Ausſaat nicht. Von den Etruskern geſammelt, wurde der Ertrag landeinwärts getragen. Das tarquiniſche Rom war voll von griechiſcher Kunſt, und nach griechiſchem Staatsrecht wurde die Stadt der Quiriten Vorort von Latium. Aus den Felsgrüften Mittelitaliens, wo keine Griechenſtadt vorhanden war, taucht in tauſendfachen Bildern griechiſches Leben an das Tageslicht hervor und die Poeſie helleniſcher Seefahrtslegenden webt um die ganz entfremdeten Völker noch ein zartes Band uralter Blutsverwandtſchaft, die in ſporadiſchen Anſiedelungen wurzelt.

Ungleich deutlicher iſt der überſeeiſche Einfluß in der zweiten Form; dort, wo unter günſtigern Verhältniſſen den Hellenen vergönnt war die Keime des nationalen Lebens in ſelbſtändigen Gemeinweſen zur Entwickelung zu bringen, wo griechiſches Stadtleben ſich eigenartig und ſo üppig entfaltete, daß die Großgriechen mitleidig auf die Städte des Mutterlandes hinüberblickten. Ausnahmsweiſe haben dieſe Koloniestädte eine bewundernswürdige Dauerhaftigkeit bewährt, wie z. B. Cherſonneſos in der Krim, das ſich bis tief in das Mittelalter hinein erhielt, wie die Mumie einer Griechenſtadt. In der Regel war das

Leben glänzend, aber kurz. Die inwohnende Lebenskraft bewährte sich aber darin, daß sie, wenn sie mit großen Reichsbildungen in Konflikt kamen, auch in der Niederlage die Sieger blieben, wie die Purpurmuschel sterbend den Saft giebt, mit dem die Großen der Erde ihr Triumphkleid färbten. Als Tarent gefallen, wandelte Rom sich um, schloß sich an griechische Münze, an griechische Gemeindeordnungen und Gottesdienste an. Im großgriechischen Koloniallande bereitete Rom sich vor, die Weltherrschaft zu übernehmen. Nachdem durch griechische Kolonisation auch das Morgenland eine gleichartige Kultur erhalten hatte, konnte der römische Kaiser den ersten Weltcensus halten und die Sprache der Hellenen war in dem Grade Weltsprache geworden, daß in ihr allen Völkern der Erde das Evangelium verkündet werden und damit ein neuer Welttag anbrechen konnte.

So knüpfen sich an die Kolonieen der Griechen alle weltgeschichtlichen Thatsachen an, welche das Altertum erfüllen und über dasselbe hinaus tief in unser Leben hineinreichen. —

Wie von einer hohen Warte haben wir das Hin- und Herwogen der Stämme und Völker am Mittelmeer überschaut, und einer solchen Betrachtung werden Sie, wie ich hoffe, nicht widerstrebend heute gefolgt sein. Denn wie der Bürger an festlichen Tagen sein Handwerksgerät ablegt, die enge Werkstube verläßt und sich in freier Natur umschauend seiner Muße freut, so ziemt es auch einer deutschen Universität, wenn sie im Feierkleide sich versammelt, ohne den Boden ernster Wissenschaft zu verlassen, sich in freierem Umblick zu vergegenwärtigen, was durch treuen Fleiß im Kleinen allmählich an Anschauungen gewonnen ist, die den Zusammenhang der menschlichen Dinge umfassen und darum allen nahe liegen, welche nach Wahrheit und Erkenntnis streben.

Kaiser Wilhelms Geburtsfest ist ein Tag, an dem wir alle nur von einem Gefühle beseelt sind, daß wir unser deutsches Vaterland, das wir Ihm verdanken, das glorreich gegründete, in Eintracht mehr und mehr sich befestigen, immer kräftiger gedeihen und erstarken sehen wollen.

Nächst den Griechen hat kein Volk der Erde das, was es an Kraft besitzt, so zu einem Gemeingute der Menschheit gemacht, wie die Deutschen. Nach allen Richtungen haben sie den Ocean, der unser Mittelmeer, ist, überschritten; in allen überseeischen Kontinenten haben sie die Wälder gelichtet, den Boden urbar gemacht, den Samen ausgestreut. Vaterlandslos, wie sie waren, haben sie sich unter fremdem Volk verloren und bei dem Ausbau fremder Staaten als tüchtigste Werkmeister gearbeitet.

Seit Kaiser Wilhelm ist es anders geworden. Seit er das Reichsbanner entfaltet hat, verleugnen die Überseeischen ihr Vaterland nicht

mehr; sie fühlen sich stolz als Deutsche, sie reichen uns über den Ocean brüderlich die Hand, sie teilen mit uns Freude und Leid.

Aber noch immer sind sie, wie die Hellenen an den etruskischen Küsten, Kolonisten der Diaspora, kraftvolle Zweige vom Baum geschnitten, auf fremden Stamm gepfropft, um seine Krone zu füllen, Bausteine fremdländischer Staatengründungen, und wir fühlen alle, wie schwierig es für uns ist, das nachzuholen, was in günstigen Zeiten zu erreichen uns versagt war.

Wenn es uns aber gelingen wird — und an Kaiser Wilhelms Geburtstag haben wir hohen Mut und starke Hoffnung —, daß der Überschuß deutscher Volkskraft in überseeischen Ansiedelungen beisammen bleibt und selbständig wirkt, dann sollen die Griechen in der rastlosen Energie, in dem festen Zusammenhange, den sie unterhielten, und in der unauslöschlichen Heimatstreue uns ein Vorbild sein, wenn wir auch keinem Volke wünschen können, daß die Kolonieen eine solche Rolle bei ihm spielen wie bei den Hellenen.

Bei ihnen ist ein übergroßer Teil des Volkslebens in Kolonialgeschichte aufgegangen und darum von auswärtigen Verwickelungen abhängig gewesen. Darum sind alle größeren Volkskriege, der troische, der lelantische, der persische und der peloponnesische, Kolonialkriege gewesen, und die Politik der hervorragendsten Städte war wesentlich Handels- und Kolonialpolitik, weil sie, wie heute die englische Mutterinsel, ohne die Pflanzstädte gar nicht bestehen konnten. Das innere Gebirgsland war nur wie ein Magazin, in welchem sich, von städtischem Leben entlegen, unverbrauchte Naturkraft erhielt, wie noch heute das dortige Volksleben darauf beruht, daß aus dem Hochlande die begabteren Leute in die Küstenstädte zuwandern, das Volksleben erfrischen und dann selbst wieder in das Seevolk aufgehen.

Wer kann verkennen, daß die hellenische Volksentwickelung keine normale war, daß die exzentrische Richtung des Volkslebens überwucherte und daß die Unzulänglichkeit des eigenen Bodens eine dauernde Unruhe hervorgerufen hat, wie sie ähnlich bei den Phöniziern stattgefunden hatte, und eine weite Zerstreuung der besten Volkskräfte, die für die Nachwelt ein Segen war, für das Volk selbst ein Keim des Untergangs! Haben wir doch oft den Eindruck, als wenn es mehr für andere als für sich selbst gelebt und gearbeitet hätte!

Unser Volk in seinem großen binnenländischen Vaterland bildet den vollkommensten Gegensatz zu hellenischer Landbildung mit ihren Vorteilen und Gefahren. Uns ist es nicht so leicht geworden wie den glücklicher gestalteten Nachbarländern, an Seefahrt, Welthandel und der damit verbundenen Blüte einheimischer Gewerbe teil zu nehmen.

Die Schwierigkeit der Aufgabe steigerte sich durch die Zerrissen-

heit des Vaterlandes und die sich überall kreuzenden Sonderinteressen der Einzelstaaten.

In der heutigen Feierstunde erkennen wir von neuem dankbar und freudig an, daß alles anders geworden ist; wir danken Gott, daß unter dem Scepter des Reichsgründers in einem neuen Friedensjahre die deutschen Stämme und Staaten mehr und mehr in einander wachsen und in friedlichem Wetteifer die Fülle ihrer Kraft entwickeln konnten, wir danken unserm Kaiser und Herrn, daß er mit selbstloser Hingebung und festem Mute seines hohen Amtes wartet. Wir erflehen von Gott, daß unserm teuern Kaiser auch im neuen Lebensjahre die rüstige Kraft erhalten bleibe, und wir geloben für uns und für die deutsche Jugend, die um uns versammelt ist, daß jeder von uns an seiner Stelle die volle Kraft einsetzen wird, das kaiserliche Werk und damit die Wohlfahrt des Vaterlandes zu fördern. Gott behüte und erhalte unsern geliebten Kaiser! Gott segne Kaiser Wilhelm und sein erhabenes Haus!

Die Kimbrer.

Theodor Mommsen, Römische Geschichte. 2. Band. (Berlin, Weidmann.)

.... Schon seit längerer Zeit irrte ein „unstetes Volk" an dem nördlichen Saum der zu beiden Seiten der Donau von den Kelten eingenommenen Landschaft. Sie nannten sich die Kimbrer, das heißt die Chempho, die Kämpen oder, wie ihre Feinde übersetzten, die Räuber, welche Benennung indeß allem Anschein nach schon vor ihrem Auszug zum Volksnamen geworden war. Sie kamen aus dem Norden und stießen unter den Kelten zuerst, soweit bekannt, auf die Bojer, wahrscheinlich in Böhmen. Genaueres über die Ursache und die Richtung ihrer Heerfahrt haben die Zeitgenossen aufzuzeichnen versäumt und kann auch durch keine Mutmaßung ergänzt werden, da die derzeitigen Zustände nördlich von Böhmen und dem Main und östlich vom unteren Rhein unseren Blicken sich vollständig entziehen. Dagegen dafür, daß die Kimbrer und nicht minder der ihnen später sich anschließende gleichartige Schwarm der Teutonen ihrem Kerne nach nicht der keltischen Nation angehören, der die Römer sie anfänglich zurechneten, sondern der deutschen, sprechen die bestimmtesten Thatsachen: das Erscheinen zweier kleiner gleichnamiger Stämme, allem Anschein nach in den Ursitzen zurückgebliebener Reste, der Kimbrer im heutigen Dänemark, der Teutonen im nordöstlichen Deutschland in der Nähe der Ostsee, wo ihrer schon Alexanders des Großen Zeitgenosse Pytheas bei Gelegenheit des Bernsteinhandels

gedenkt; die Verzeichnung der Kimbrer und Teutonen in der germanischen Völkertafel unter den Ingaevonen neben den Chaukern; das Urteil Cäsars, der zuerst die Römer den Unterschied der Deutschen und der Kelten kennen lehrte und die Kimbrer, deren er selbst noch manchen gesehen haben muß, den Deutschen beizählt; endlich die Völkernamen selbst und die Angaben über ihre Körperbildung und ihr sonstiges Wesen, die zwar auf die Nordländer überhaupt, aber doch vorwiegend auf die Deutschen passen. Andererseits ist es begreiflich, daß ein solcher Schwarm, nachdem er vielleicht Jahrzehnte auf der Wanderschaft sich befunden und auf seinen Zügen an und in dem Keltenland ohne Zweifel jeden Waffenbruder, der sich anschloß, willkommen geheißen hatte, eine Menge keltischer Elemente in sich schloß; so daß es nicht befremdet, wenn Männer keltischen Namens an der Spitze der Kimbrer stehen oder wenn die Römer sich keltisch redender Spione bedienen, um bei ihnen zu kundschaften. Es war ein wunderbarer Zug, dessengleichen die Römer noch nicht gesehen hatten; nicht eine Raubfahrt reisiger Leute, auch nicht ein „heiliger Lenz" in die Fremde wandernder junger Mannschaft, sondern ein wanderndes Volk, das mit Weib und Kind, mit Habe und Gut auszog eine neue Heimat sich zu suchen. Der Karren, der überall bei den noch nicht völlig seßhaft gewordenen Völkern des Nordens eine andere Bedeutung hatte, als bei den Hellenen und den Italikern und auch von den Kelten durchgängig ins Lager mitgeführt ward, war hier gleichsam das Haus, wo unter dem übergespannten Lederdach neben dem Gerät Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund. Die Südländer sahen mit Verwunderung diese hohen, schlanken Gestalten mit den tiefblonden Locken und den hellblauen Augen, die derben stattlichen Frauen, die den Männern an Größe und Stärke wenig nachgaben, die Kinder mit dem Greisenhaar, wie die Italiener verwundert die flachsköpfigen Jungen des Nordlandes bezeichneten. Das Kriegswesen war wesentlich das der Kelten dieser Zeit, die nicht mehr wie einst die italischen barhäuptig und bloß mit Schwert und Dolch fochten, sondern mit kupfernen oft reich geschmückten Helmen und mit einer eigentümlichen Wurfwaffe, der Materis; daneben war das große Schwert geblieben und der lange schmale Schild, neben dem man auch wohl noch einen Panzer trug. An Reiterei fehlte es nicht; doch waren die Römer in dieser Waffe ihnen überlegen. Die Schlachtordnung war wie früher eine rohe, angeblich so viel Glieder tief wie breit gestellte Phalanx, deren erstes Glied in gefährlichen Gefechten nicht selten die metallenen Leibgürtel mit Stricken zusammenknüpfte. Die Sitten waren rauh. Das Fleisch ward häufig roh verschlungen. Heerkönig war der tapferste und womöglich der längste Mann. Nicht selten ward, nach Art der Kelten und überhaupt

der Barbaren, Tag und Ort des Kampfes vorher mit dem Feinde ausgemacht, auch wohl vor dem Beginn der Schlacht ein einzelner Gegner zum Zweikampf herausgefordert. Die Einleitung zum Kampf machten Verhöhnungen des Feindes durch unschickliche Geberden und ein entsetzliches Gelärm, indem die Männer ihr Schlachtgelärm erhoben und die Frauen und Kinder durch Aufpauken auf die ledernen Wagendeckel nachhalfen. Der Kimbrer focht tapfer — galt ihm doch der Tod auf dem Bett der Ehre als der einzige, der des freien Mannes würdig war —, allein nach dem Siege hielt er sich schadlos durch die wildeste Bestialität und verhieß auch wohl im voraus den Schlachtgöttern darzubringen, was der Sieg in die Gewalt der Sieger geben würde. Dann ward das Gerät zerschlagen, die Pferde getötet, die Gefangenen aufgeknüpft oder nur aufbehalten, um den Göttern geopfert zu werden. Es waren die Priesterinnen, greise Frauen in weißen linnenen Gewändern und unbeschuht, die wie Iphigenia im Skythenland diese Opfer vollzogen und aus dem rinnenden Blut des geopferten Kriegsgefangenen oder Verbrechers die Zukunft wiesen. Wie viel von diesen Sitten allgemeiner Brauch der nordischen Barbaren, wie viel von den Kelten entlehnt, wie viel deutsches Eigen sei, wird sich nicht ausmachen lassen; nur die Weise, nicht durch Priester, sondern durch Priesterinnen das Heer geleiten und leiten zu lassen, darf als unzweifelhaft deutsche Art angesprochen werden. So zogen die Kimbrer hinein in das unbekannte Land, ein ungeheurer Knäuel mannigfaltigen Volkes, das um einen Kern deutscher Auswanderer sich zusammengeballt hatte, nicht unvergleichbar den Emigrantenmassen, die in unseren Zeiten ähnlich belastet und ähnlich gemischt und nicht viel minder ins Blaue hinein übers Meer fahren; ihre schwerfällige Wagenburg mit der Gewandtheit, die ein langes Wanderleben giebt, hinüberführend über Ströme und Gebirge, gefährlich den zivilisierteren Nationen wie die Meereswoge und die Windsbraut, aber wie diese launisch und unberechenbar, bald rasch vordringend, bald plötzlich stockend oder seitwärts und rückwärts sich wendend. Wie ein Blitz kamen und trafen sie; wie ein Blitz waren sie verschwunden, und es fand sich leider in der unlebendigen Zeit, in der sie erschienen, kein Beobachter, der es wert gehalten hätte, das wunderbare Meteor genau abzuschildern. Als man später anfing die Kette zu ahnen, von welcher diese Heerfahrt, die erste deutsche, die den Kreis der antiken Zivilisation berührt hat, ein Glied ist, war die unmittelbare und lebendige Kunde von derselben lange verschollen.

Zum Gedächtnis Friedrichs des Großen.

Über Namen und Begriff des Großen.

(Vortrag, gehalten in der Akademie der Wissenschaften am 30. Jan. 1851.)

Adolf Trendelenburg, Kleine Schriften. Leipzig, Hirzel.

Am Schlusse des Jahres 1745 zog König Friedrich II., nachdem er durch den Frieden zu Dresden den zweiten schlesischen Krieg beendet hatte, in Berlin ein. Friedrich hatte in dem Feldzug die kühne Schlacht von Hohenfriedberg geschlagen, den Angriff der feindlichen Übermacht bei Sorr abgewehrt, er hatte durch eine rasche Wendung, indem er dem Feinde zuvorkam und den Krieg nach Sachsen spielte, die schon bedrohte Hauptstadt gerettet und nun im Frieden das neu erworbene Schlesien behauptet. Da wurde Friedrich, der jugendliche Held, im Gesange der aufgestellten Schüler, wie im Zuruf des Volkes zuerst mit dem Namen des Großen begrüßt, und dieser Name ist ihm bis heute geblieben.

Die Geschichte hat nicht selten denselben Beinamen denjenigen wieder abgestreift, welche die augenblickliche Bewunderung der Zeitgenossen damit bekleidet hatte.

Den fünfundzwanzigjährigen Pompejus, der über den Numiderkönig triumphierte, nannte Sulla, der Diktator, den Großen und die ganze Volksversammlung wiederholte den Namen. Obwohl noch Cicero in der Rede für den Milo den Pompejus mit gehobener Stimme „du Großer" anredet, so tragen jetzt doch nur noch seine Münzen diesen Namen. Die Geschichte löschte ihn in dem Sinne wieder aus, in welchem sie sonst diese Benennung zu verstehen pflegt. Ihr waren für eine solche Bezeichnung Siege nicht genug, am wenigsten die Siege des später von dem größern Caesar besiegten Feldherrn.

Es gab eine Zeit, da Frankreichs Dichter und Geschichtschreiber dem König Ludwig XIV. den Namen des Großen beilegten, und in den Denkwürdigkeiten von Brandenburg folgt noch König Friedrich II. ihrem Beispiele. Es erscheint dadurch in der Parallele, die Friedrich zwischen den beiden Zeitgenossen Ludwig dem Großen und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm zieht, der große Kurfürst desto größer. Indessen schon Friedrich sagt mit Recht: „die Größe Ludwigs war das Werk seiner Minister und Generäle, aber das Heldentum des Kurfürsten gehörte nur ihm selbst." Als später das sittliche Elend, das Ludwigs Zeitalter in sich getragen, zu Tage kam und wie eine böse Saat aufging, da verblich allmählich der Goldglanz dieser Ehre.

In Frankreich und selbst über dessen Grenzen hinaus hatte die

Mitwelt den Mann, der zuerst auf die vielköpfige Hyder der Revolution den starken Fuß setzte, der zu dem kühnen Schwerte des Eroberers das seine blutigen Siege überdauernde Gesetzbuch hinzugefügt hatte, mit dem Namen des Großen erhoben; und an das Andenken seiner Größe lehnt noch das heutige Frankreich wie an einen Halt sich an. Aber er fiel nicht ohne eigene Schuld. Seinen Riesenplänen fehlte das Maß, und den Mitteln, die er anwandte, nicht selten der Adel des Großen. Ihm fehlte die weise Selbstbegrenzung, ohne welche es noch nie gelungen ist, die Bahn des Lebens in dem Erfolg eines großen Gedankens zu vollenden. Daher geschah es, daß ihm, dem selbst die Welt Europas zu eng gewesen, zuletzt nur der einsame Fels von St. Helena beschieden war.

Wenn nun die Geschichte dem König Friedrich II. jenen Gruß seines begeisterten Volks mit ruhigem Urteil bestätigte, wenn sie ihm den Namen des Großen gab und erhielt, ja ihn weit über Deutschland und Europa hinaustrug: so wird es vielleicht der Mühe wert sein, mit der Betrachtung bei dieser Thatsache zu verweilen und den inneren Grund, gleichsam das Maß dieses Urteils aufzusuchen.

Zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Geschichtschreibern ist einem Alexander oder Constantin, einem Karl oder Peter dem Großen dieser Name gegeben worden, und es läßt sich kaum annehmen, daß immer ein und derselbe sichere Begriff die Hand derer leitete, welche ihn zuerst in die Geschichte einschrieben.

Indessen unterscheiden wir die erste Veranlassung, die in den Zeitumständen liegen mochte, und die Anerkennung, die sich in dem gemeinsamen Urteil verschiedener Zeitalter, verschiedener Völker offenbart. Jene erste Stimme der Mitlebenden mag der Ausdruck der verschiedensten Bewegungen sein, bald das Frohlocken Geretteter und bald die befangene Begeisterung Naheſtehender, bald das augenblickliche Zeichen einer nationalen Erhebung und bald gar der trügerische Ausspruch schmeichelnder Schriftsteller. Hingegen tilgt die gemeinsame Anerkennung die vergänglichen oder patriotischen Antriebe der ersten Veranlassung, und indem sie statt eines einzelnen großen Augenblicks das Ganze eines Lebens anschaut, statt einer einseitigen Wirkung den Zusammenhang der Geschichte betrachtet und statt einer einzelnen Regung das sittliche Wesen eines Mannes überblickt, wird ihr bleibendes Urteil umfassender und tiefer, schärfer und gewichtiger.

Wir begegnen dem Beinamen des Großen nicht in der Geschichte der Kunst und der Wissenschaften, es sei denn in der einzelnen Ausnahme eines mittelalterlichen Scholastikers. Wir hören dort von großen Dichtern, von großen Philosophen, aber sie tragen nicht den hoch hervorragenden Beinamen des Großen.

Auf diesem Gebiete hat sich in früherer Zeit ein anderer Gebrauch gebildet. Homer heißt im Altertum der Dichter, Aristoteles im Mittelalter der Philosoph schlechtweg. Diese Bezeichnung der Größe hat ihren eigenen Sinn. Homer, Aristoteles genügen dergestalt dem Begriff ihrer Gattung, daß in ihnen die Gattung wie zum Individuum wird; sie erfüllen ihren Begriff gleich einem Urbilde und tragen daher seinen Namen ohne Beschränkung. Eine solche Weise der Auszeichnung ist der gewöhnlichen Sprache der politischen Geschichte fremd geblieben. Dort heißt in demselben Sinne kein König der König schlechthin. An die Stelle einer solchen Benennung tritt der Beiname des Großen.

Auch in der Kirche ist er im Ablauf der Jahrhunderte seltener geworden. Die älteste christliche Kirche nannte den kräftigen Basilius, der die Kirchenverfassung befestigte und das Mönchsleben ordnete, den Bischof Leo, der das Kirchenregiment mit Strenge und Einsicht führte und den Stuhl Petri zu neuer Macht und neuem Ansehen erhob, den nach außen und nach innen thätigen Gregor I., der auch dem römischen Kultus seine großartige Gestalt gab, sie nannte jeden dieser Männer den Großen. Die spätere römische Kirche zog es vor, ihre großen Männer der irdischen Größe zu entrücken und in feierlichem Akt mit dem Namen der Heiligen zu bekleiden. Die evangelische Kirche ehrte ihre großen Reformatoren; aber wie diese sich selbst in Glauben und Demut nur als Werkzeuge Christi angesehen hatten, so gab sie ihnen auch keinen Namen, der den Schein einer selbständigen Größe verliehen hätte.

Wenn hiernach der Beiname des Großen in der Kunst und Wissenschaft niemals hervorgetreten und aus dem Gebrauch der Kirche allmählich gewichen ist, so bleibt das Gebiet des Staats allein übrig, auf welchem er Geltung hat.

Wir entnehmen die Bezeichnung des Großen aus der äußeren Anschauung. Wenn im Raume die Abmessungen der Gestalten unsere Vorstellungen über das gemeine Mittelmaß erweitern oder erheben, ohne daß sie riesenhaft wachsend den Eindruck des von dem inneren Wesen vorgezeichneten Maßes zerreißen: so nennen wir den Anblick groß, und wir unterscheiden ihn, wie auf dem sittlichen Gebiete, sowohl von dem Gewaltigen wie von dem Erhabenen.

Wie in der Natur das Gewaltige, das zerschmetternd herabfährt wie der Blitz, oder das den Damm zerbricht wie die Sturmflut, nicht das Große ist, so auch nicht im Menschenleben. Das Gewaltige hat darin einen Zug der Größe, daß es den Widerstand seines Willens besiegt; aber es thut mehr, es bringt alles außer ihm zum Gefühle seiner Ohnmacht. Es wäre groß, wenn nichts anderes neben ihm berechtigt wäre oder wenn es den berechtigten Dingen zu ihrer Macht

verhülfe; es wäre groß, wenn es statt der blinden Naturkraft des Eigenwillens und Eigenlebens die überwindende Macht des Guten wäre. Wo nur blinde Gewalt, nur wilde Masse erscheint, wie in dem alles überschwemmenden Strom der Völkerwanderung, da können sich im hervorgerufenen Kampf große Wirkungen zeigen; aber der Anblick selbst ist nicht das Große. Und wenn auch *einer* die Masse bewegt, so daß sich in ihm ihre Gewalt zusammendrängt: so nennen wir diesen einen doch nicht groß. Wenn Bajazet, der Sultan der Osmanen, ein Schrecken der Christen wird, so nennen die Seinen den schnellen Sieger, den raschen Eroberer, den *Blitz*. Und wenn Tamerlan, der Mongole, heranstürmt und die Länder vom Indus bis zum Dnjepr erorbert, und selbst Bajazet, den Blitz, gefangen nimmt: so nennen ihn die Seinigen das *glückliche Eisen* — fast als ob sie schon geahnt hätten, daß wirklich einst das Eisen den Blitz fangen und mit sich wegführen sollte. Aber man hat den Tamerlan nicht den Großen genannt. Und doch gab die Geschichte Alexander, dem Macedonier, der ungefähr dasselbe Reich mit seinem Schwerte erworben, den Namen des Großen. Das glückliche Eisen thut es nicht. Schon Plutarch, der der Tugend des Alexander zwei Reden widmete, preist in seinen Siegen etwas anderes. Alexander habe griechische Bildung in das Land der Barbaren, oder, wie Plutarch sich ausdrückt, er habe den Homer und Sophokles nach Susa und zu den Söhnen der Gedrosier gebracht. Alexander habe, was im Stoiker Zenon nur Lehre gewesen, zur That gemacht, daß alle Menschen sich für Landsleute und Mitbürger halten, und indem *ein* Leben und *eine* Ordnung sei, sich, wie eine Herde auf einer gemeinsamen Weide, von *einem* Gesetze nähren sollen. Alexander habe die Völker zu *einem* Recht wie zu *einem* Licht zusammengeführt; *der* Teil der Erde, der den Alexander nicht gesehen, sei ohne Sonne geblieben. In einer solchen Anschauung liegt noch ein anderer Grund der Größe, als das günstige Glück oder das geschwungene Schwert. So wenig als Solon den Krösus in seinen massenhaften Schätzen für glückselig erklären wollte, sondern für ein solches Wort an edele Gesinnung und an ein Ebenmaß des ganzen Lebens dachte: so wenig wird die Geschichte das Massenhafte oder das Gewaltige, so lange es nur dies ist, das Große nennen. Vielmehr muß durch die Gewalt des Großen ein *Gedanke* in die wirkliche Welt eintreten.

Indessen unterscheiden wir ebenso das Große vom Erhabenen. Nur da, wo das Göttliche im Sinnlichen geboren wird, nur da, wo die Verkündigung gilt: „Im Anfang war das Wort und das Wort ward Fleisch und wir sahen seine Herrlichkeit“: nur da ist diese Erscheinung im eigentlichen Sinne erhaben und keine andere steht ihr zur Seite.

Dagegen werden wir in dem großen Mann der Geschichte menschliches Mühen und menschliches Gelingen, menschliche Kämpfe und menschliche Siege erwarten, und Schatten neben dem Licht, und Schwäche neben der Stärke, und Leidenschaft neben der ruhigen Klarheit, — aber einen vollen und ganzen Mann.

In den Kreisen des ethischen Lebens ist jedem der Gedanke einer Aufgabe übertragen, dem Erzieher wie dem Arzt, dem Richter wie dem Krieger, dem Forscher wie dem Staatsmann; und alle verhalten sich in dieser Beziehung ähnlich wie der Künstler, der einen Gedanken zur Darstellung bringen will. Jeder Beruf wird von einer Idee getragen, und der höhere von einer höheren. Der Staatsmann z. B. bildet den Gedanken aus, die menschliche Eudaimonie, die menschliche Glückseligkeit in dem durch die Thätigkeiten seiner Glieder sich selbst befriedigenden Ganzen eines starken Staates zu verwirklichen, und er muß es verstehn, diese eine große Idee in alle die einzelnen Ideen der vereinten Kraft und der menschlichen Bildung, des schützenden Rechtes und der Fürsorge für das Ganze, der freien Entwickelung und der festen Macht hinauszuführen; er muß es verstehen, sie im Leben darzustellen und ihnen Organe zu schaffen. Sein Stoff ist ihm in den Verhältnissen des Lebens oder der Geschichte gegeben und angewiesen ohne Wahl. Dieser Stoff ist nicht, wie in der Kunst, Stein oder Farbe, welche sich, wie schwer sie auch zu behandeln seien, doch zuletzt ihren eigenen einfachen Gesetzen fügen, sondern die Menschen mit ihren Begierden und Leiden, mit ihren Kräften und Nöten. Der Stoff läßt sich nicht, wie in der Kunst, zur handlichen Bearbeitung ausscheiden, sondern oft hängt an ihm eine ganze Welt mit ihrem Widerspiel. Daher ist das Werkzeug für solchen Stoff nicht immer friedlich, wie der Meißel, sondern nicht selten gewaltsam oder gar kriegerisch wie das Schwert. Das Werk des Staatsmannes ist nimmer fertig, und es läßt sich nicht vollendet hinstellen wie eine Bildsäule, welche in sich ganz ruhig beharrt, selbst noch fernen Zeiten zur Beschauung bestimmt. Die Glieder an seinem Werke, wie überhaupt an jeglichem Werk im handelnden Leben, sind lebendige Kräfte, die immer versucht sind, nach dem eigenen Mittelpunkt zu ziehen, statt nach dem Ganzen, und daher immer das Werk selbst gefährden und immer einer Regelung bedürfen.

Die meisten Menschen rücken in eine gegebene Aufgabe oder gar in eine vorgezeichnete Lösung ein; und es ist für sie schon eine Tugend, diese Aufgabe und diese Lösung innerhalb der ihnen gezogenen Grenzen mit Geist und Liebe zu beleben; und es ist eine noch größere Tugend, die Aufgabe zu steigern und die Lösung neu zu fördern und besser zu vollbringen.

Der große Mann der Geschichte hebt aus dem gegebenen Stoff

die Möglichkeit einer höhern Bestimmung und schöpft die Aufgabe, indem er die Idee des Wesens mit den gegebenen Mitteln der Verhältnisse zusammenfaßt, aus ureigenem Geist; er bewegt und regiert die Masse zu einem neuen Ziel, und indem er jeder Kraft in ihr zu ihrem eigentlichen Beruf verhilft, erregt er ihr Leben und ihre Lust. Der große Mann schafft durch seine Tugend die Pflichten und Tugenden vieler.

Das Große liegt nur im Ganzen, und die Geschichte scheint nur solchen ursprünglichen Geistern, welche mehr sind als tüchtige Teile, den Namen des Großen aufzubehalten.

Wenn nun in der Geschichte der siegende Gedanke und die umfassende Gestaltung, das neue Leben und die erregten Kräfte auf einen Mann zurückweisen, ohne den die Masse träge und die Kraft wie im Todesschlafe geblieben wäre, auf einen Geist, der ringsumher in vielen Strahlen erscheint und in vielen Funken sprüht, auf einen Willen, der die Willigen führt und die Widerstrebenden mit sich fortzieht, kurz, auf einen Mann, der weiß, was er kann, und will, was er weiß: so stellt ein solcher Mann das Wesen und die Kraft des Menschen in sich größer dar. Während seine Thaten in die unendliche Welt hinausweisen und niemand ihre Wirkungen zu begrenzen vermag: steht er selbst da in sich ganz und nicht anders als wie das große Kunstwerk sich von allem abscheidend. Und wenn wir gewöhnliche Menschen oft nur wie ein vervielfachter Abdruck der Gattung erscheinen: so erscheint er wahrhaft als er selbst, ein unteilbares Ganze, in vollem Sinn ein Individuum. Die Eigentümlichkeit seines Wesens, die innerste Quelle jener Wirkungen, fesselt wie mit einem Zauber die Betrachtenden, und um so mehr, je näher sie ihm stehen, je mehr sie an ihm teil haben. Die Menschen, sich zu ihm hinaufziehend, nennen ihn bewundernd den Großen, und die Geschichte pflanzt diesen Namen fort.

So geschah es, so geschieht es mit Preußens Friedrich dem Zweiten.

Es war ein Gedanke, der durch Friedrichs Leben und Thaten durchging Es war der Gedanke, was in dem ihm überkommenen Preußen an Größe angelegt und vorgebildet lag, zur Wirklichkeit zu bringen. Sein Gedanke war die Kraft und die Wohlfahrt seines Landes, heller Geist und Gerechtigkeit in seinem Volke. Es war ein Gedanke neben dem unduldsamen Aberglauben in Österreich und Bayern, neben der Roheit der russischen Macht, neben der Willkür in Frankreich, neben der vielgeteilten, buntscheckigen und kleinlichen Territorialwirtschaft im verkümmerten deutschen Reiche, neben den morschen und faulen Zuständen in vielen Teilen Europas, nach der engherzigen und einseitigen Strenge der sonst verdienten vorangehenden Regierung in Preußen. Es war der Gedanke der Verjüngung, es war ein großer allgemeiner Ge-

danke, allein getragen von der gespannten Kraft geringer Mittel, doch von dem Schwung und der Ausdauer eines mächtigen Geistes und einem hingegebenen ausharrenden Volke. Und weil es ein Gedanke war, der durchbrach und durchdrang, der wie im eigenen Kreise, so ringsum außer demselben wirkte und zündete, mochte die Geschichte nicht bloß von einem Volk und Land, sondern von einem Zeitalter Friedrichs des Großen reden.

Und Friedrich war sich dieses Gedankens bewußt.

Viele Stellen in Friedrichs Schriften beweisen, daß er die Idee des Staates gefaßt hatte. Er hatte es auf seine Weise gethan und nicht ohne den Einfluß der damals in der französischen Litteratur aufkommenden Ansichten. Daß er aber die Idee des Staates nicht in schwebender Allgemeinheit dachte, sondern sie stillschweigend in den mannigfaltigen Bedingungen der Länder und der Geschichte wiederzufinden und zu bewähren trachtete, das zeigt der reife und scharfe Überblick über die Staaten Europas im Jahre 1740 zur Zeit seines Regierungsantrittes, mit dem er lehrreich die Geschichte seiner Zeit eröffnet und der auch jedem andern Verfasser eine namhafte Stelle in der politischen Geschichtschreibung gesichert hätte. Friedrich hatte sich eine Idee des Staats gebildet und diese Idee, insbesondere die allgemeine allen Konfessionen, allen Unterthanen gleiche Bestimmung des Staats, faßte er als die Pflicht des Regenten; sie führte ihn von seiner Thronbesteigung bis zum Lebensende. Es war in seinem Hause der Spruch vererbt: „meine Pflicht ist meine Lust", und von dem Worte der Pflicht scheint Friedrich nicht minder hoch und groß gedacht zu haben, als Kant, der ihre Erhabenheit ins Licht setzte. Friedrich übte sie streng und forderte sie sogar mit Härte.

War nun im edeln Sinne die Größe des überkommenen Preußens Friedrichs Gedanke, war jeder seiner Entwürfe für die Wohlfahrt des Volkes an den festen Grund seines Landes gewiesen: so gewahrte er vor allem mit seinem für das Wirkliche geschärften Blick, was an der ersten Bedingung des Bestandes fehle. „Das Traurigste war", schreibt er vom Jahre 1740 in der Geschichte seiner Zeit, „daß der Staat keine regelmäßige Gestalt hatte. Provinzen, ohne Breite und beinahe umhergestreuet, reichten von Kurland bis Brabant. Diese durchschnittene Lage vervielfachte die Nachbarn des Staates, ohne ihm Halt und Festigkeit zu geben, und machte, daß Preußen viel mehr Feinde zu fürchten hatte, als wenn es abgerundet gewesen wäre." Mit dieser Einsicht war einem strebenden König, wie Friedrich der Zweite war, die Richtung gegeben. Sollte Preußen mit dem, was es schon in der Geschichte bedeutete, Bestand haben, sollte es wirklich in vollem Sinne ein Staat werden: so war es die Aufgabe, dem erkannten Grundmangel abzuhelfen.

Friedrich übernahm sie. Wenn er also für die Ergänzung der zerrissenen Lage Leib und Leben, Land und Leute einsetzte, so trieb ihn etwas Größeres als die Ruhmbegierde, die man gern in erster Reihe nennt, als der Wunsch, aus dem Namen seines Königreichs eine Wahrheit zu machen. Es war die Grundbedingung des Staats, für welche Friedrich in Schlesien alte Ansprüche seines Hauses erhob und in Westpreußen selbst das zweideutige Recht benutzte, welches das unruhige und verwirrte Polen durch die Verlegenheiten, die es immerfort bereitete, den Nachbarn zu seiner Teilung darbot. So führte Friedrich sein Reich jener Autarkie, jener Zulänglichkeit entgegen, welche die Alten in dem Begriffe des Staats obenan stellten. Das war ein Preis seiner Siege.

Aber die genügendere Abrundung des Gebiets und die genügendere Macht des Landes genügt für sich nicht. Sie hat nur Wert als die Bedingung zu einem Bessern, das dadurch werden kann, als die Grundlage eines Höheren, das sich darauf erhebt; sie ist nur der feste Boden für den sichern Fuß und den sichern Schritt, auf welchem der ganze Leib ruht. Auch die Alten verstanden jene Zulänglichkeit in einem größern und vollern Sinne. Das Volk soll aus sich selbst die Befriedigung seiner Bedürfnisse schaffen; es soll unabhängiger und freier werden, indem es aus eigenen Quellen schöpft und die eigenen Kräfte des Landes fruchtbar macht, oder, wo es das nicht kann, in dem großen Austausch der Völker ebenso viel und mehr an eigenen Erzeugnissen bietet und absetzt, als an fremden nimmt; es wird dadurch menschlicher werden, indem es sich in vielseitigen menschlichen Thätigkeiten regt und bewegt und die verschiedensten Richtungen des Lebens gegen einander austauscht und ausgleicht. Der Begriff der Zulänglichkeit fordert also erhöhte Kraft der Produktion der hervorbringenden Thätigkeit in jeder Weise und Gattung. Dem König stand dies Ziel vor Augen. Wir sehen es z. B., wenn er in jenem Überblick über die Staaten Europas im Jahre 1740 der Handelsbilanz, einem der äußeren Kennzeichen für die Zulänglichkeit der Staaten, und den erzeugenden innern Kräften des Staats seine Aufmerksamkeit zuwendet. Keine Zeit seines Lebens offenbart es herrlicher, wie ihm auch der Krieg nur Mittel für die Wohlfahrt des Landes war, als das an staatsmännischen Schöpfungen reiche Jahrzehnt von dem Dresdner Frieden bis zum Anfang des siebenjährigen Krieges. Friedrich kannte nicht die innere Unruhe eines Helden, wie Karls XII. von Schweden, der die Spannung der Kriegsthaten wie um ihrer selbst willen suchte. Friedrich erfüllte das Wort, das einst Aristoteles mitten unter dem Waffenruhm und Waffenlärm der Macedonier schrieb, aber das damals nicht zu seinem Rechte kam: „Die nicht mannhaft eine Gefahr bestehen können, seien Sklaven der

Angreifenden, aber der Krieg sei um des Friedens willen da, die kriegerische Unruhe nur um der friedlichen Muße willen, und der Frieden und die Muße für die Bildung."

Friedrich hat die Verbesserungen und Gestaltungen während der Friedensjahre in dem Anfang seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges bezeichnet. Der König richtet seinen Blick nach allen Seiten des Staats, um zu sehen, wo etwas fehle, und schafft Rat und Mittel zur Abhilfe; er erspäht die verborgenen Bedingungen für neue fruchtbare Thätigkeiten und bereitet den Boden für neue Gründungen. Friedrich wußte, daß der Erwerb einer Provinz nicht der Friedensschluß oder die Urkunde der Verleihung sei, sondern die Förderung ihres eigentümlichen Lebens, ihres innern Gedeihens und in diesem Sinn erwarb er und fesselte er Schlesien und Ostfriesland, wie später Westpreußen, durch heilsame Einrichtungen und eine gerechtere Verteilung der Abgaben. Wir sehen ihn in den bezeichneten Jahren überall thätig und wir sehen im Frieden wie im Kriege seinen erhabenen und scharfen, seinen alles überschauenden und in alles eindringenden Blick. Hier tilgte er in jener Zeit eingewurzelte Mißbräuche der Verwaltung und verstand es, einen wachsamen und unbestechlichen, einen pflichttreuen und verschwiegenen Beamtenstand zu erzeugen; dort schuf er ein einsichtiges Landrecht und unparteiische Rechtspflege. Hier baute er oder verstärkte er Festungen, wie in Schlesien, und sorgte für Zucht und Übung des Heeres oder gründete ein Haus für die „verwundeten, aber unüberwundenen Krieger;" dort nahm er fördernd an Wissenschaft und Kunst teil. Hier ermunterte er die Gewerbe, z. B. die Zuckersiederei in Berlin, die Manufakturen in Potsdam und Brandenburg, in Frankfurt a. O. und Magdeburg; dort legte er Eisenwerke an, insbesondere für die Zwecke des Geschützes, oder verbesserte Salinen. In dieser Zeit versuchte er den Seidenbau und pflanzte Maulbeerbäume, in späterer Zeit setzte er den Anbau der Kartoffel durch. Hier öffnete er dem Handel neue Wege, wie in Emden, oder erleichterte ihn, wie er z. B. den Stettiner Handel von dem schwedischen Zoll bei Wolgast durch das neue Fahrwasser und den neuen Hafen von Swinemünde befreite: dort entwässerte er Niederungen und bebaute sie mit fleißigen Dörfern, wie in dem Oderbruch. Es ist für seine Weise zu denken bezeichnend, wenn er da, wo er des glücklichen Anbaues dieser weiten, früher sumpfigen Strecken durch zwölfhundert Familien erwähnt, die Worte hinzufügt: „das bildete eine neue kleine Provinz, welche thätiger Fleiß der Unwissenheit und Trägheit abgewonnen hatte."

Aber vor allen Dingen baute der König das Land mit dem Gesetz. „Die Gesetze sollen reden, aber der Monarch schweigen," sagt er in seinem politischen Testamente, und im Gegensatz gegen die Justiz unter

der vorangehenden Regierung, welche von einer persönlichen rauhen Willkür nicht frei gewesen war, hatte das Wort ein großes Gewicht. Der König erstrebte die Gerechtigkeit sowohl im Verhältnis der Unterthanen zum Staate, als auch im Verkehr der Unterthanen untereinander. Sie war ihm die Grundfeste des Staats, die erste Pflicht des Regenten. Er gab der Gerechtigkeit ihren sicheren Gang, aber sah in dem König den ersten Richter und wachte selbst argwöhnisch über die Gerichte. Als er in der Sache des Müllers Arnold das Urteil des Kammergerichts für ungerecht hielt, aber über demselben des Königs Namen geschrieben fand: da zürnte er über den „grausamen" Mißbrauch seines Namens. In dieser Sache ging sein Eifer für die Gerechtigkeit bis zur Ungerechtigkeit gegen die Räte des Gerichts, die das Urteil nach ihrer Pflicht gefaßt hatten. Aber das Protokoll, das der König mit ihnen selbst abgehalten, und das Wort, das sich darin fand: „Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz einem Bauer gleich," ging durch die Welt; und wie es damals in andern Ländern mit der Gerechtigkeit stand, das beweist am meisten Lob und Preis, welche bei dieser Gelegenheit dem König Friedrich in Deutschland und Frankreich gesungen wurden; und Preußen verzieh gern und vergißt nimmer diese Leidenschaft für die Gerechtigkeit, denn sie kann nicht die Leidenschaft kleiner Seelen sein.

Von einer Seite lag der Gedanke einer gleichen Gerechtigkeit auch in Friedrichs Verhalten gegen die Konfessionen. Friedrich wollte nicht Partei nehmen. „Ich bin neutral", sagte er, „zwischen Rom und Genf," und viele seiner Regierungshandlungen bezeugen, daß er auch die katholische Konfession auf ihrem Gebiete gewähren ließ und selbst unterstützte, wie den Bau der katholischen Kirche zu Berlin. Der große Kurfürst und Friedrich I. hatten die aus Frankreich vertriebenen, Friedrich Wilhelm I. die aus Salzburg ausgewanderten Evangelischen in Preußen aufgenommen und Preußen hatte nicht die Unduldsamkeit der katholischen Staaten mit Unduldsamkeit gegen die Katholiken erwiedert. Aber den Schutz und die Freiheit der Konfessionen bekundete in dieser großen Weise erst Friedrich.

Freilich lag in diesem Verfahren von der andern Seite auch Gleichgültigkeit. Es war jener verständigen Anschauungsweise, welche in Frankreich aufkam, eigen, daß sie auch den Gegenstand des Glaubens nach dem Verstand abmaß und abschnitt. Sie nahm nicht die Dinge in der Tiefe des eigenen Wesens, sondern in dem, was sie für andere sind. Ihr Maßstab war das Nützliche; und sie legte ihn auch an das Gebiet an, das, wenn irgend etwas, ein Wesen an und für sich hat, an die göttlichen Dinge. Voltaire meinte bekanntlich, es sei nützlich,

daß man das Dasein eines Gottes glaube, und wenn es keinen gäbe, so müßte man einen machen. Friedrich ist von dieser Richtung berührt worden.

Es ist an sich etwas Großes, den Menschen zu Gott führen; und es hat überdies eine unberechenbare Wirkung auf die ganze übrige Bildung des Volks, daß es in der Religion in Anschauungen und Gedanken von überschwänglicher Tiefe geführt wird. Aber Friedrich tadelt es in einer seiner Abhandlungen, daß die christliche Religion dem Geiste so abstrakte Vorstellungen biete und jeder Katechumene, um sie zu fassen, sich in einen Metaphysiker verwandeln müsse.[1]) Daher sucht er ein anschaulicheres Motiv der Moral als die Liebe Gottes, und findet, indem auch darin das Nützliche an die Stelle des Göttlichen tritt, die wohlbenutzte Selbstliebe. Von einem solchen Mittelpunkt konnte keine tiefere Auffassung der Religion, geschweige des Konfessionellen ausgehen — und daher sehen wir in Friedrichs Zeitalter auch im Unterricht diese Scheu vor dem Konfessionellen und endlich Basedows pädagogisches Experiment, seine schalen Lieder der Vernunftreligion für bildender zu halten als die Anschauungen und Gedanken der Bibel.

An dieser Stelle liegt ein Gebrechen der Zeit, ein Gebrechen in Friedrichs Wirken.

Aber ungeachtet dieses innern Mangels blieb es etwas Großes, daß Friedrich zuerst den besonderen Bekenntnissen gegenüber den allgemeinen Beruf des Staats aussprach. Und wenn Deutschland seit der Reformation in zwei Richtungen des kirchlichen Bekenntnisses gespalten, und wenn die religiöse Spannung vielfach zu einer politischen geworden war: so lag in dieser Auffassung, in dieser neuen Macht des allgemeinen und allen gleichen Staates die Hoffnung, vielleicht die Zukunft einer politischen deutschen Wiedervereinigung.

Es war etwas Großes, daß Friedrichs Staat ein allgemeiner war, und er konnte es nur sein, indem Friedrich auf der einen Seite der Wahrheit, auf der andern der Macht des fest in sich gegründeten Staates vertraute und den Gedanken gewähren ließ, wie den Glauben. Kant drückt dies in seinem Aufsatz, was ist Aufklärung? so aus: nur ein einziger Herr in der Welt, Friedrich, sage, was kein Freistaat sagen dürfe: „raisonniert, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber seid gehorsam!“ und auf seinen König stolz, nennt er ein solches Zeitalter, in welchem für die Menschen der Hindernisse immer weniger werden, aus der selbstverschuldeten Unwürdigkeit des Denkens herauszutreten, „das Jahrhundert Friedrichs.“[2])

---

[1]) Essai sur l'amour propre comme principe de morale.

[2]) Vgl. Kants Werke, herausgegeben von Rosenkranz VII. S. 153 f.

So stieg Friedrichs Staat empor, durch einen Gedanken getragen; so blühte er in den neu erregten Kräften auf, so stand er da, auf das starke Schwert gestützt, — und Friedrichs Staat war Preußen.

Ja, Preußen, aber ein undeutsches Preußen, sagt man, ein Preußen, das die Waffen gegen Deutsche kehrte, dem deutschen Reich den Todesstoß gab und den deutschen Geist mit französischem Wesen verfälschte.

In der Geschichte ist noch die Bahn keines großen Mannes rein geblieben, wie die Idee, und auch Friedrichs Bahn hat ihre Flecken. Aber es war vor allem nicht Friedrichs Schuld, daß in Deutschland der innere Grund des dreißigjährigen Kampfes auch während der nächsten hundert Jahre nicht gehoben und geheilt war. Daß Friedrich mit jugendlichem Mut für seine Ansprüche, für eine Lebensbedingung seines werdenden Staates gegen Österreich zog, das wurde zur Gewalt, die sein ganzes Leben bestimmte, und er hat sie bezwungen. Daß er die Waffen gegen Deutsche kehrte, das hat er Deutschland, wenn möglich, wieder gut gemacht, als er den Kampf mit halb Europa bestand, und die deutschen Waffen gegen Rußland und Frankreich zu nie gekannten Ehren brachte. Schon der große Kurfürst war der tapfere Hort Deutschlands gegen Frankreich gewesen. Friedrich schien im ersten schlesischen Kriege, da er ein Bündnis mit Frankreich schloß, des hochherzigen Beispiels zu vergessen und französische Einmischung in Deutschland zu begünstigen. Er schien zu vergessen, daß er als Kronprinz in seinen Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatenkörpers das Verfahren Frankreichs gegen Deutschland mit den Listen Philipps von Macedonien gegen Griechenland und mit den Anmaßungen der Römer in fremden Angelegenheiten verglichen hatte.[1]) Aber Friedrich zeigte in der Politik, daß er sich nicht entäußerte, sondern sich selbst besaß. Im rechten Zeitpunkt kehrte er um. Er durchschaute die französischen Pläne, die, wie er in der Geschichte seiner Zeit sagt, weder mit der deutschen Freiheit noch mit der Erhebung der preußischen Macht verträglich waren. Wer die umsichtige Darlegung in der angeführten Stelle des vierten Kapitels liest, wird eingestehen, daß Friedrich auch da nicht des deutschen Wesens vergaß, wo es sich selbst zu bedenken zu schwach war. Friedrich befreite Deutschland von der französischen Abhängigkeit — und das war eine deutsche That. Allein auf dem Grund von Friedrichs Kraft ist in späterer Zeit die Westgrenze Deutschlands stark und fest geworden, welche dem Feinde, so lange dort fast nur geistliche Staaten lagen, so lange der Rhein, um den alten Ausdruck zu ge-

[1]) Considérations sur l'etat présent du corps politique de l'Europe.

brauchen, die Pfaffengasse blieb, offen und zugänglich, ja in einzelnen Fällen käuflich war.

Allerdings half Friedrich daran, daß das Schicksal des deutschen Reiches sich erfüllte, aber er beschleunigte nur den längst begonnenen Gang einer innern Notwendigkeit. Schon bald nach dem dreißigjährigen Kriege (1667) hatte Samuel Pufendorf in seinem Buch „Über den Stand des deutschen Reichs" auf die innern Gebrechen, auf die ungleichen und widerstrebenden Elemente, auf die lockere und lose Verfassung einen scharfen Blick geworfen. Durch die Nachgiebigkeit der Kaiser, führt er namentlich im 6. Kapitel aus, durch den Ehrgeiz der Fürsten, durch die Unruhe der Geistlichen sei das deutsche Reich ein so unregelmäßiger Körper und fast eine solche Mißgeburt geworden, daß es nicht einmal eine beschränkte Monarchie sei, sondern, weder Monarchie noch Staatenbund, zwischen diesen beiden Formen schwanke. Von der einen Seite suche der Kaiser das Reich zu den Gesetzen der Monarchie zurückzuziehen, von der andern streben die Stände zu voller Freiheit. Das Reich könne zu seiner früheren Einheit nicht zurückgebracht werden, sondern werde vielmehr wie ein vom Berg herabrollender Stein seinen Lauf verfolgen und in einen reinen Staatenbund enden. Friedrich trug seines Teils dazu bei, daß das Unaufhaltsame geschah. Ein kräftiger Geist, wie Friedrich, konnte unmöglich vor einem Staatskörper wie das deutsche Reich war, Achtung haben, vor einem ungleichartigen Reichsverband, der sich z. B. im Jahr 1771 aus nahe 300 Territorien zusammensetzte, nämlich aus 9 Kurfürsten, aus 33 geistlichen und 61 weltlichen Reichsfürsten, aus 38 Prälaten, aus etwa 103 Grafen, und 51 Reichsstädten, vor einer Reichsverfassung, die, wie Goethe damals urteilte, aus lauter gesetzlichen Mißbräuchen bestand, vor einem Reich mit einem Reichstag, auf welchem an die Stelle eines großen Inhalts leere Formen endlosen Ceremoniells getreten waren, welcher nicht wie *ein* Gedanke, wie *ein* Wille des Ganzen die Einheit der Nation vertrat, sondern nur die zerfallenen Vielen gegen die Einheit, vor einem Reich mit einem Reichstag ohne prompte Exekution, vor einem Reich mit einem Reichskammergericht, auf welchem im Jahre 1772 61 233 Prozesse unerledigt schwebten,[1]) nach einem bekannten Epigramm „die Unsterblichen in Wetzlar." Die Anschauung eines solchen altersschwachen, schwerfälligen Reichskörpers war nicht geeignet, einem jugendlichem Geiste mit schöpferischen Entwürfen Rücksichten aufzulegen. Oder sollte z. B. Friedrich die großen Reformen in der Justiz, den umfassenden Gedanken eines preußischen Landrechts darum aufgeben oder beschränken, weil er für die Durchführung der

[1]) Clemens Theodor Perthes, „Das deutsche Staatsleben vor der Revolution." 1845. S. 40.

Befreiung aller seiner Lande von den Reichsgerichten bedurfte? sollte er sich scheuen, ein allgemeines und unbeschränktes privilegium de non appellando zu erwerben, damit nur die Idee der Rechtseinheit im Reiche keinen Eintrag litte? Sein Beispiel einer neuen bessern Rechtspflege wog diesen Nachteil auf und beförderte bald den Wetteifer der übrigen Deutschen. So wirkte Friedrich, indem er von den deutschen Reichsgerichten abfiel, mehr zum deutschen Heil, als wenn er darin beim alten deutschen Reich geblieben wäre. Ähnlich war es auf dem politischen Gebiete. Da er dem vorbereiteten Schlag seiner Feinde zuvorkommen mußte, konnte ihn in seinem kräftigen Gange das Puppenspiel einer Reichsacht so wenig kümmern, als die „eilende Exekutionsarmee," welche schon in der Kundmachung durch die Ironie eines Druckfehlers eine elende hieß. Wenn man zugesteht, daß dem neuen Staate Friedrichs ein berechtigter Gedanke zum Grunde lag, so war später der Fürstenbund ein notwendiger politischer Schutz dieses Gedankens gegen Josephs II. Vergrößerungspläne. Wenn man ihn als eine undeutsche That Friedrichs bezeichnet wie eine Aufwiegelung der Fürsten gegen den Kaiser unter dem Vorwand der deutschen Freiheit und der deutschen Rechte: so vergißt man, daß ihm kein Reichsrecht entgegenstand und daß er die Fürsten auf ein im Reich verloren gegangenes Gefühl gemeinsamer Kraft, auf diese erste Bedingung für Deutschlands Wiederbelebung, hinführte. Übrigens begann der Fürstenbund nur zu erfüllen, was Pufendorf 120 Jahre früher als politische Notwendigkeit vorausgesagt hatte.

Endlich trifft den König Friedrich der Vorwurf, daß er die deutsche Art mit französischer Bildung, mit französischem Wesen getrübt und versetzt habe. Ohne Zweifel liegen hier die Schranken seines Geistes. Friedrich fühlt sich geistig nur wohl, wenn er in französischer Luft atmet. Er sammelt französische Dichter und Gelehrte um sich, einen Voltaire und La Mettrie, d'Argens und Maupertuis; er schreibt, er dichtet französisch; er stellt noch zu einer Zeit die französische Litteratur der deutschen als Muster auf, als diese schon ihren Lessing gehabt hatte, als schon ihr großes Zeitalter wie ein neuer Tag unsers Zeitalters angebrochen war; er ist so dem Deutschen abgeneigt, daß er sich als Kronprinz Christian Wolfs Metaphysik, dessen deutsch geschriebene „Vernünftige Gedanken" ins Französische übersetzen ließ, um sie dann zu lesen, ja zu bewundern.[1]) Es liegen hier die Schranken, welche Gewöhnung und Vorliebe der Wirksamkeit seines großen Geistes zogen. Es war Friedrichs Sache nicht sich imponieren zu lassen, aber in der französischen Litteratur ist es ihm begegnet. Der Gang der damaligen

[1]) Vgl. Friedrichs des Großen Briefwechsel mit Suhm.

Bildung, ferner die Feinheit der Formen, der Glanz des Abgerundeten, das Spiel des Witzes, die Freiheit des Geistes führten Friedrichs Liebe früh in die Gemeinschaft mit der französischen Litteratur und trennten ihn von dem geistigen Boden des deutschen Volkes, der freilich zur Zeit von Friedrichs Jugend keine einladende Erzeugnisse zu bieten hatte, sondern meist nur matte und frostige, steife und trockene Werke. Indessen die französische Litteratur war damals schon im Alten begriffen, ihre Formen waren fertig, ihre Weise des Ausdrucks gegeben. Friedrich schmiegte sich ihr an, und es lag nun in der Natur dieses Verhältnisses, daß er als Fremder noch mehr annehmen mußte und noch weniger erzeugen konnte, als der geborene französische Schriftsteller. Wer eine fremde Sprache schreibt, verfällt ungeachtet eigener Gedankenverknüpfungen dem Fatum der Nachahmung und auch in Friedrich offenbart es seine Macht. Wo er im Deutschen hätte ursprünglich sein und nach dem Maße seines Geistes, wie ein Hutten, mit ursprünglicher Kraft die Geister hätte treffen können, da mußte er im Französischen nachbilden und sich nachhelfen lassen. Vielleicht zeigen seine deutsch geschriebenen, fast mit verachtender Nachlässigkeit hingeworfenen, abgerissenen Befehle und Randbemerkungen die Weise seines Geistes ursprünglicher als z. B. seine französischen Briefe. Im Französischen legten der gute Geschmack und die geglättete Sprache mit ihrer Gewöhnung seiner scharfen durchfahrenden Natur Zügel an, welche er im Deutschen nicht kannte. Friedrich muß es verschmähen, dem deutschen Volk, dessen Held er in seinen Thaten war, mit dem Worte seines Geistes gleich nahe zu stehen. Er muß sich begnügen, in jener Ode vom Jahre 1758 französisch zu singen, daß der Rhein in seinen tiefen Grotten über das französische Joch grolle; er muß sich begnügen, die Tugenden französisch zu besingen, die seine Nation in Sitteneinfalt der französischen Verweichlichung, den Sitten des Sardanapals, entgegensetzte.[1]) Traurig sehen wir in dieser Richtung die Größe seines Geistes auf einer einsamen Höhe, abgeschieden von seinem Volke. Es ist seine eigene Entbehrung, wenn er von den damaligen deutschen Schriftstellern wenige mehr als Gellert und Rabener, als Moritz und Garve kennt, wenn er sich schon gedrungen fühlt, einen Gottsched den „sächsischen Schwan" zu nennen, der der geizigen Natur das Geheimnis entreißen möge, die harten Klänge der deutschen Sprache zu mildern und für die Deutschen zu dem Kriegsruhm den Lorbeerkranz des Dichters hinzuzufügen. Friedrich möchte in der deutschen Litteratur, ähnlich wie es ihm in der Industrie gelungen, die Kräfte wecken. Aber die Schöpfungen des Geistes entstehen nicht wie die Werke des Gewerbfleißes. Sie verlangen die Pflege

[1]) Ode au prince Ferdinand de Brunswick.

eigener eingehender Liebe. Es ging Friedrich mit der deutschen Litteratur ähnlich, wie mit seinem französischen Vorurteil gegen den Bürgerstand, den er der Ehre und der Tapferkeit für nimmer fähig hielt. Friedrich hatte kein Auge für die Erscheinungen der deutschen Litteratur. So ging unser großer Lessing ungesehen in seiner Nähe vorüber. So verkannte er, in der regelrechten französischen Poesie befangen, die bewundernswürdigen Anfänge Goethes.[1]) So entging ihm, während er fortfuhr, den Universitäten Locke zu empfehlen, der schöpferische Kant, der schon im Jahre 1755 seinem „erleuchteten" Könige seine Naturgeschichte des Himmels zugeeignet hatte. Ihm galten nach den Eindrücken seiner Jugend die deutschen Gelehrten für Handarbeiter, aber die französischen für Künstler.[2]) Später war, wie in Schiller, die „deutsche Muse" stolz, daß sie sich nicht am Strahl der Fürstengunst gesonnt, sondern sich selbst ihren Wert erschaffen habe.

„Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt."

Aber, fragen wir, hat denn wirklich der Schwung der deutschen Dichtung, und der deutschen Wissenschaft von dem großen Friedrich nichts empfangen? Der große Mann ist groß über seine Absicht hinaus. Die Seitenwirkungen die ungewollt notwendig folgen, bekunden hier noch seine Größe. Wir wollen nicht anführen, daß die deutsche Litteratur gerade im Widerspruch und im Widerstreben gegen die eingebrachten fremden Elemente ihre junge Kraft zu üben versucht wurde. Denn das wäre nur ein fremdes Verdienst durch Friedrichs Schuld. Wir nehmen die Schriftsteller, die Dichter jener Zeit selbst zu Zeugen, wir fragen sie, wer sie denn mit dem Gefühl nationaler Kraft belebte und erhob, wer diese lebendige Quelle in ihnen schlug. Wir suchen die Antworten nicht in den unmittelbar angeregten Dichtungen, in Gleims Kriegsliedern oder in Ramlers und Schuberts Oden. Wir gehen weiter. Lessing wird, wie Niebuhr sagt, in und mit dem siebenjährigen Kriege reif; alles Männliche, alles Große tritt bei ihm mit einem Male im siebenjährigen Kriege hervor.[3]) Goethe giebt uns in seinem Leben, in Wahrheit und Dichtung, die geradeste Antwort. „An dem großen Begriff," sagt er,[4]) „den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran, und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von

[1]) De la litterature Allemande.

[2]) Histoire de mon temps.

[3]) Niebuhr, Geschichte des Zeitalters der Revolution. Hamburg 1845. 1. Bd. S. 72.

[4]) Vgl. „Wahrheit und Dichtung" im 7. Buche.

ihnen wissen wollte." „Der erste wahre, höhere, eigentliche Lebensgehalt", sagt er kurz vorher, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie" — und an einer anderen Stelle: „Blickten wir nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich, der Polarstern, her, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien."

Wir messen auch hier die Größe Friedrichs an seiner allgemeinen Wirkung; er wirkte auch da in deutschem Sinne, wo er selbst, wie in der Litteratur, von der deutschen Richtung am weitesten entfernt war.

Je vielseitiger die That eines Lebens ist, desto mehr werden sich neben dem innern Zweck auch die Seitenwirkungen vervielfachen. Sie führen aus der nächsten Absicht, aus dem eigentlichen Werk in das unabsehliche, unberechenbare Gebiet der Folgen, in die Gegenwirkungen fremder Kräfte. Auch das Übel kann gute Seitenwirkungen haben, wie z. B. wenn die rohe Gewaltthat die entgegenstehenden Kräfte erregt oder als Bedingung zum Bessern neue Lagen des Lebens schafft. Aber das Übel bleibt dennoch ein Übel, während das Große durch sich selbst auch in seinen Seitenwirkungen groß erscheinen wird. Dahin rechnen wir in Friedrich II. das mächtige Ansehn seines Beispiels. Wenn in Österreich und selbst in Frankreich preußische Einrichtungen und Übungen des Heeres eingeführt wurden, wenn in Josephs II. Reformen Friedrichs Gedanken wie im Abbild erscheinen: so wird in diesen Seitenwirkungen Friedrichs Größe selbst aus dem Lager und dem Staat der Feinde zurückgespiegelt.

Bis dahin betrachteten wir Friedrich in seinem Werke, so wie in der Fülle der Wirkungen, die von ihm ausgingen. Friedrichs Geist ist mitten darin.

Aber in der Geschichte heißt nicht bloß sein Werk groß, sondern er selbst heißt der Große. Darum mögen wir noch einen Blick auf seine Persönlichkeit werfen.

Es ist gewöhnlich, ja fast unvermeidlich, daß die Vielseitigkeit der Bestrebungen und Betrachtungen mit der Spannung und Sammlung, die Allgemeinheit der Richtungen mit der Bestimmtheit im einzelnen, die Vertiefung in theoretische Studien und poetisches Spiel mit der nach außen gekehrten Kraft eines schlagfertigen, ausharrenden Willens im Gegensatz oder im umgekehrten Verhältnis stehen. Es ist gewöhnlich, daß diese entgegengesetzten Bewegungen einander hindern und schwächen. Nur in dem seltenen und großen Manne werden sie, statt einander zu beeinträchtigen, einander beleben und ergänzen. In der Vereinigung und in dem Ebenmaß der Gegensätze wird seine Größe liegen.

In dem Helden und Staatengründer sucht niemand den Dichter oder Geschichtsschreiber, den wissenschaftlichen Taktiker oder Philosophen.

Friedrich wäre groß, auch wenn er nichts gedichtet, nichts geschrieben hätte. Seine Schriften sind nur das Beiwerk, wie der Zierat an der mächtigen Säule. Aber für das Bild seiner Persönlichkeit, für das Bild seines umfassenden, die entlegensten Gegensätze menschlicher Thätigkeit in sich vereinigenden Geistes sind sie von großer Bedeutung. Friedrichs Geist ging nicht in den Drang der Entwürfe, in den Sturm der Thaten, in die Not der Umstände auf. Aus der Unruhe der Bewegungen, in die er hineingerissen ist, aus der Unruhe seines Wirkens und Treibens sammelt er sich still in sich und in der Betrachtung der Dinge. Welches Gegengewicht der eigenen geistigen Kraft gehörte dazu, um ein solches Gleichgewicht der Seele herzustellen, wenn an ihr fast eine ganze Welt nach außen zog. Friedrich forderte in einem Briefe an Voltaire[1]) für den Dichter Gleichmut der Seele; — aber er selbst, setzt er wie wehmütig hinzu, sei wie der Steuermann, der weder das Steuer zu verlassen, noch einzuschlafen wage, ohne das Schicksal des Palinurus zu fürchten. Wenn in Friedrich die weltgeschichtliche That und die theoretische Betrachtung einander ergänzten, so liegt darin ein wunderbarer Reiz seines Geistes und bei aller französischen Bildung eine tiefere deutsche Natur.

Es öffnet sich hier die Weite seines Geistes. Man vergleiche z. B. die That des Feldherrn und die Kunst des Dichters. Welcher Gegensatz erscheint da zwischen dem Gedanken und dem Willen auf dem Schlachtfelde und den Empfindungen und dem Ausdruck des Dichters, zwischen dem kriegerischen Takt des krachenden Geschützes und dem feierlichen Rhythmus harmonischer Verse, oder zwischen der mathematischen und mechanischen Richtung in der Taktik der Massen und dem guten Geschmack oder dem Leben der individuellen Poesie; man vergleiche ferner den Abstand zwischen den Rechnungen im Haushalte des Staats oder den verschlagenen Gedanken einer wachsamen aufstrebenden Politik und der edeln Ruhe des Geschichtsschreibers oder dem Witz und der Laune in Gedichten und Briefen. Es ist kaum zu sagen, mit welcher Kraft in dem Geiste dessen, der solche Dinge vereinigt, die Gedanken sich regen und bewegen, sich richten und verwandeln müssen und welche königliche Herrschaft im eigenen Gemüte dazu gehört, um sie in jedem Augenblick wie mit *einem* Griff umzusetzen und zu regieren. Friedrich dichtete, so erzählte man, am Tage nach der Schlacht von Roßbach eine Ode. Gleich nach vernommenen Vorträgen, mitten in politischen Sorgen griff er zu seiner Flöte. Wie Alexander der Große auf seinen Zügen Homer bei sich führte, so läßt sich Friedrich im Felde von Cicero und Horaz, von Rousseau und Racine begleiten.[2])

---

[1]) Preuß, Friedrich der Große. I. S. 340. — [2]) Ebd. S. 215.

Es ist schon ein großer Gegensatz der geistigen Thätigkeiten zwischen der Weisheit des Staatsmanns und der Tugend des Feldherrn; weswegen beide so selten vereinigt sind, und die Geschichte gerade den, der sie in hervorragender Weise verschmilzt, den Großen nannte. Der Staatsmann, der das Ganze des Staats im Geiste trägt, nach innen hebt und nach außen behütet, der die mannigfaltigen Thätigkeiten der Teile für das Ganze und das eine Ganze für die Teile ausgleicht und fördert, hat einen ausgedehnten Horizont, eine umfassende Aufgabe und bedarf einen weit hinausschauenden Blick. Doch ist ihm meistens mehr Zeit und mehr Ruhe gegönnt und eine gefahrlosere Benutzung fremder Kräfte. Aber der Entwurf des Feldherrn ist auf den entscheidenden Augenblick gerichtet. Allenthalben erfährt er Hindernisse; allenthalben wirken ihm die Umstände wie Hemmung und Reibung entgegen, und er kann keine Bewegung anders als im erschwerenden Mittel ausführen. Immer bedroht der Andrang der Gefahr, immer kreuzt ein innerer Feind, Besorgnis mancher Art, den kaltblütigen Entwurf und den sichern Überblick, die kluge Benutzung der Umstände und den festen Entschluß. Das Gewühl der Schlacht liegt unter seinem Blick, aber er steht da und ist der ruhige, sich selbst bewußte, bewegende Gedanke für das Heer, seinen kämpfenden, tausendarmigen Riesenleib. Nirgends erscheinen die Tugenden in solcher Spannung, in solcher überwindenden Kraft, als in dem Feldherrn. Daher haben die Menschen von jeher den Helden gepriesen. In dem Staatsmann bewundern wir vor allem den ordnenden, vorschauenden Gedanken, in dem Feldherrn den mutigen, siegenden Willen; in dem großen König beide. Wir sehen in Friedrich jugendliche Kühnheit wie z. B. in dem Augenblick, da er i. J. 1740 gegen Schlesien aufbrach, und in einer ähnlichen Lage, in einer ähnlichen Stimmung, wie einst Alexander, da er über den Hellespont ging, die versammelten Generale an den Ruhm der Brandenburger erinnerte und nackt und wahr hinzufügte: „Andere Verbündete habe er nicht als sie“; aber wir sehen in Friedrich neben der jugendlichen Kühnheit männliche Ausdauer, wie in den Jahren des siebenjährigen Krieges, da Russen und Österreicher, Franzosen und Schweden und Deutsche sich vergebens verbanden, um seine ausharrende elastische Kraft zusammenzudrücken. Wir sehen in Friedrich den Schwung und das Feuer des ersten Plans und in derselben Zeit besonnene Weltklugheit in den politischen Berechnungen. Das Kleine gilt ihm groß, aber das Schwere leicht.

Wir erwähnten oben den Gedanken der Regentenpflicht. Mit ihm verwuchs in Friedrich der ritterliche Gedanke der Ehre, den er in seiner eigenen Haltung, in seinem Heere, in Preußens Geschichte ausprägte. Bei ihm hatte die Ehre an der Pflicht einen Halt. Sonst hat sie, für sich genommen, einen zweifelhaften Wert. Auf das Selbstgefühl des

Einzelnen gestellt, büßt sie leicht die stille Hingebung an das Ganze ein und wird selbstsüchtig. Von fremder Meinung abhängig, verlegt sie nicht selten den Schwerpunkt der Handlung aus dem eigenen Willen in fremde und falsche Bewegungen und wird eitel. Friedrich schärfte diesen Stachel der Ehre. Friedrich denkt von dem Menschen nicht groß; „man kann aus ihm machen, was man will", sagt er an einer Stelle[1]), — und er macht etwas aus ihm, bald durch die Furcht des Gehorsams, bald durch den Hebel der Ehre und die Spitze des Spottes; aber noch Edleres durch sein Beispiel, das im siebenjährigen Kriege Helden erzeugte. Friedrich kennt das Fürstengeheimnis zu regieren; er kennt die Kunst, andere zu behandeln, aber sich selbst nicht behandeln zu lassen. — Mitten in der Liebe zum Ruhme, die nach großen Dingen trachtet, offenbart er Züge einer schönen Empfindung für das Kleine. An jenem festlichen Tage des Einzugs, da die Hauptstadt seiner Ehre voll war, ging er am Abend still in die Adlerstraße, um seinen sterbenden Lehrer, denselben Duhan, der unter seinem strengen Vater um seinetwillen hatte leiden müssen, noch einmal zu sehen. Solche Züge sagen mehr als sein französischer Briefwechsel mit seinen Vertrauten und Freunden, in welchem die reine Luft vom Geruch des Weihrauchs nicht frei geblieben ist.

Sein Volk und seine Zeit war von Ehrfurcht für ihn erfüllt. Wie bei den Römern die pietas, ein edler Grundzug ihres Wesens, in der Strenge der väterlichen Gewalt erwuchs, so wuchs die preußische Bewunderung und Ehrfurcht vor Friedrich dem Großen in der harten Strenge des Gehorsams. Friedrich handhabte die Zucht gegen Beamte und Soldaten so unerbittlich, daß in der Ehrfurcht, welche Furcht und Ehre zugleich in sich enthält, die gebundene Furcht vielleicht die freie Ehre überbot.

Heute ist es anders. Das Übergewicht seines persönlichen Wesens ist vergangen. Aber noch heute hängen die Preußen, hängen viele Deutsche mit Ehrfurcht an dem großen Auge, an den scharfen und gestrengen Linien seines Antlitzes.

Friedrich wußte, daß er den Enkeln und Urenkeln eine Aufgabe hinterließ, und wir wissen, daß es an uns und unsern Söhnen liegt, ihm den Namen des Großen mit zu erhalten, indem wir, was an seinem Werke und Wesen sterblich war, abthun und mit Besserem ersetzen, aber das Unsterbliche an ihm in unserm Vaterlande festhalten und erhöhen. Daher schließen wir mit dem Worte, das wir vor wenigen Tagen von einer anderen Stätte vernahmen, mit dem Worte der Schrift, das auch von der uns überkommenen Aufgabe unserer Geschichte gilt: „Andere haben gearbeitet und ihr seid in ihre Arbeit gekommen."

[1]) Lettre sur l'éducation.

Königin Luise.

(Rede, gehalten am 10. März 1876 im Kaisersaale des Berliner Rathauses.)

Heinrich von Treitschke, Historische u. politische Aufsätze. 4. Bd. 1897. (Leipzig, Hirzel.)

In Wort und Schrift, in Bild und Reim ist die hochherzige Königin, zu deren Gedächtnis ich Sie hier versammelt sehe, oft gefeiert worden; in der Erinnerung ihres dankbaren Volkes lebt sie fort wie eine Lichtgestalt, die den Kämpfern unseres Befreiungskrieges den Pfad weisend hoch in den Lüften voran schwebte. Wollte ich dieser volkstümlichen Überlieferung folgen oder gar jener Licht ins Lichte malenden Schmeichelei, die nach den Worten Friedrichs des Großen wie ein Fluch an die Fersen der Mächtigen dieser Erde sich klammert, so müßte ich fast verzweifeln bei dem Versuche Ihnen ein Bild von diesem reinen Leben zu geben, wie der Künstler sich scheut das unvermischte Weiß auf die Leinwand zu tragen. Das ist aber der Segen der historischen Wissenschaft, daß sie uns die Schranken der Begabung, die endlichen Bedingungen des Wirkens edler Menschen kennen lehrt und sie so erst unserem menschlichen Verständnis, unserer Liebe näher führt. Auch diese hohe Gestalt stieg nicht wie Pallas gepanzert, fertig aus dem Haupte des Gottes empor, auch sie ist gewachsen in schweren Tagen. Sie hat, nach Frauenart in schamhafter Stille, doch in nicht minder ernsten Seelenkämpfen wie jene starken Männer, die in Scham und Reue den Gedanken des Vaterlandes sich eroberten, einen neuen reicheren Lebensinhalt gefunden. Dieselben Tage der Not und Schmach, welche den treuen schwedischen Unterthan Ernst Moritz Arndt zum deutschen Dichter bildeten und dem Weltbürger Fichte die Reden an die deutsche Nation auf die Lippen legten, haben die schöne anmutvolle Frau, die beglückende und beglückte Gattin und Mutter mit jenem Heldengeiste gesegnet, dessen Hauch wir noch spürten in unserem jüngsten Kriege.

Wie die Reformation unserer Kirche das Werk von Männern war, so hat auch dieser preußische Staat, der mit seinen sittlichen Grundgedanken fest in dem Boden des Protestantismus wurzelt, allezeit einen bis zur Herbheit männlichen Charakter behauptet. Er dankt dem liebevollen frommen Sinne seiner Frauen Unvergeßliches. Am Ausgange des dreißigjährigen Krieges blieb uns von der alten Großheit der Väter nichts mehr übrig als das deutsche Haus; aus diesem Born, den Frauenhände hüteten, trank unser Volk die Kraft zu neuen Thaten. Dem öffentlichen Leben aber sind die Frauen Preußens immer fern geblieben, im scharfen Gegensatze zu der Geschichte des katholischen Frankreichs. Ganz deutsch, ganz preußisch gedacht ist das alte Sprichwort, das jene

Frau die beste nennt, von der die Welt am wenigsten redet. Keine aus der langen Reihe begabter Fürstinnen, welche den Thron der Hohenzollern schmückten, hat unsern Staat regiert. Auch Königin Luise bestätigt nur die Regel. Ihr Bild, dem Herzen ihres Volkes eingegraben, ward eine Macht in der Geschichte Preußens, doch nie mit einem Schritte übertrat sie die Schranken, welche der alte deutsche Brauch ihrem Geschlechte setzt. Es ist der Prüfstein ihrer Frauenhoheit, daß sich so wenig sagen läßt von ihren Thaten. Wir wissen wohl, wie sie mit dem menschenkundigen Blicke des Weibes immer eintrat für den tapfersten Mann und den kühnsten Entschluß; auch einige, nur allzu wenige, schöne Briefe erzählen uns von dem Ernst ihrer Gedanken, von der Tiefe ihres Gefühles. Das alles giebt doch nur ein mattes Bild ihres Wesens. Das Geheimnis ihrer Macht lag, wie bei jeder rechten Frau, in der Persönlichkeit, in dem Adel natürlicher Hoheit, in jenem Zauber einfacher Herzensgüte, der in Ton und Blick unwillkürlich und unwiderstehlich sich bekundete. Nur aus dem Widerscheine, den dies Bild in die Herzen der Zeitgenossen warf, kann die Nachwelt ihren Wert erraten. Nach dem Tage von Jena mußte auch Preußen den alten Fluch besiegter Völker ertragen: eine Flut von Anklagen und Vorwürfen wälzte sich heran wider jeden Mächtigen im Staate. Noch schroffer und schärfer hat in den leidenschaftlichen Parteikämpfen der folgenden Jahre die schonungslose Härte des norddeutschen Urteils sich gezeigt; kein namhafter Mann in Preußen, der nicht schwere Verkennung, grausamen Tadel von den Besten der Zeit erfuhr. Allein vor der Gestalt der Königin blieben Verleumdung und Parteihaß ehrfürchtig stehen; nur Eine Stimme von Hoch und Niedrig bezeugt, wie sie in den Tagen des Glückes das Vorrecht der Frauen übte, mit ihrem strahlenden, glückseligen Lächeln das Kleine und Kleinste zu verklären, in den Zeiten der Not durch die Kraft ihres Glaubens die Starken stählte und die Schwachen hob. —

Das gute Land Mecklenburg hat unserem Volke die beiden Feldherren geschenkt, welche die Schlachten des neuen Deutschlands schlugen; wir wollen ihm auch die Ehre gönnen, diese Tochter seines alten Fürstenhauses sein Landeskind zu nennen, obgleich sie fern dem Lande ihrer Väter geboren und erzogen wurde. An dem stillen Darmstädter Hofe genoß die kleine Prinzessin mit ihren munteren Schwestern das Glück einer schlicht natürlichen, keineswegs sehr sorgfältigen Erziehung. Da sie heranwuchs, erzählte alle Welt von den wunderschönen mecklenburgischen Schwestern. Jean Paul widmete ihnen seine überschwängliche Huldigung. Goethe lugte im Kriegslager vor Mainz verstohlen zwischen den Falten seines Zeltes hervor und musterte die lieblichen Gestalten mit gelassenem Kennerblicke; seiner Mutter, der alten Frau Rat, lachte

die Kinderlust aus den braunen Augen, wenn die jungen Damen nach Frankfurt kamen und im Dichterhause am Hirschgraben Speckſalat aßen oder an dem Brunnen im Hofe ſich ſelber einen friſchen Trunk holten.

So menſchlich einfach wie die Kindheit der Prinzeſſin verlief, iſt auch der Schickſalstag der Frau in ihr Leben eingetreten; dort in Frankfurt, am Tiſche des Königs von Preußen, fand ſie den Gatten, der ihr fortan „der beſte aller Männer“ blieb. An lauten Huldigungen hat es wohl noch niemals einer deutſchen Fürſtenbraut gefehlt; das war doch mehr als der frohe Zuruf angeſtammter Treue, was die beiden mecklenburgiſchen Schweſtern bei ihrem Einzug in Berlin begrüßte. In einem Augenblicke gewann die Kronprinzeſſin alle Herzen, da ſie das kleine Mädchen, das ihr die üblichen Hochzeitsverſe herſagte, in der Einfalt ihrer Freude, zum Entſetzen der geſtrengen Oberhofmeiſterin umarmte und küßte. Die unerfahrene ſiebzehnjährige Frau, aufgewachſen im einfachſten Leben, ſollte ſich nun zurecht finden auf dem ſchlüpfrigen Boden dieſes mächtigen Hofes, wo um den früh gealterten König ein Gewölk zweideutiger Menſchen ſich ſcharte, wo der geiſtvolle Prinz Ludwig Ferdinand ſein unbändig leidenſchaftliches Weſen trieb und der Kronprinz mit ſeiner frommen Sittenſtrenge ganz vereinſamt ſtand; da fand ſie eine treue und kundige Freundin an der alten Gräfin Voß. Wer kennt ſie nicht, die ſtrenge Wächterin aller Formen der Etikette, die in ſiebzig Jahren höfiſchen Lebens das gute Herz, das gerade Wort und den tapferen Mut ſich zu bewahren wußte? Sie gab ihrer Herrin den beſten Rat, der einer jungen Frau erteilt werden kann: keinen anderen Freund und Vertrauten ſich zu wählen als ihren Gemahl; und dabei blieb es bis zum Tode der Fürſtin.

Für den edlen, doch früh verſchüchterten und zum Trübſinn geneigten Geiſt Friedrich Wilhelms ward es ein unſchätzbares Glück, daß er einmal doch herzhaft mit vollen Zügen aus dem Becher der Freude trinken, die ſchönſte und liebevollſte Frau in ſeinen Armen halten, an ihrer wolkenloſen Heiterkeit ſich ſonnen durfte. Aber auch die Prinzeſſin fand bei dem Gatten, was die rechte Ehe dem Weibe bieten ſoll: ſie rankt ſich empor an dem Ernſt, dem feſten ſittlichen Urteile des reifen Mannes, lernt manche wirre Träumerei des Mädchenkopfes aufzugeben. Unabläſſig ſtrebt ſie „ſich zur inneren Harmonie zu bilden“; ihre wahrhaftige Natur duldet keine Phraſe, keinen halbverſtandenen Begriff. Etwas Liebenswürdigeres hat ſie kaum geſchrieben als die naiven Briefe an ihren alten freimütigen Freund, den Kriegsrat Scheffner. Da fragt ſie kindlich treuherzig, damals ſchon eine reife Frau und vielbewunderte Königin: was man eigentlich unter Hierarchie verſtehe, und wann die Gracchiſchen Unruhen, die Puniſchen Kriege ge-

wesen; „frägt man aber nicht und schämt sich seiner Einfalt gegen jeden, so bleibt man immer dumm, und ich hasse entsetzlich die Dummheit“. Sie lebt sich ein in die Geschichte des königlichen Hauses, teilt mit ihrem Gemahl die Begeisterung für Friedrich den Großen und wählt sich unter den Fürstinnen des Hohenzollernstammes ihren Liebling: jene sanfte Oranierin, die schon einmal den Namen Luise den Preußen wert gemacht, die erste Gemahlin des Großen Kurfürsten, die unserem evangelischen Volke das Lied „Jesus meine Zuversicht“ sang. A. W. Schlegel hatte einst der einziehenden Braut zugerufen: „Du bist der gold'nen Zeit Verkünderin“. Fast schien es, als sollte der Dichtergruß sich erfüllen. Leicht und heiter flossen die Tage; wir Nachlebenden, die wir auch davon zu reden wissen, schenken der guten Gräfin Voß willig Glauben, wenn sie in ihrem Tagebuche am 22. März 1797 vergnüglich von der Geburt eines Prinzen erzählt und weise hinzufügt: „es ist ein prächtiger kleiner Prinz“. Wenn der Blick der glücklichen Mutter auf der dichten Schar ihrer schönen Kinder ruhte, dann rief sie wohl: „die Kinderwelt ist meine Welt“!

Nach der Thronbesteigung ihres Gemahls lernte die junge Königin auch die entlegenen Provinzen des Staates kennen; überall, selbst bei den Polen in Warschau, derselbe jubelnde Empfang, wie einst in der Hauptstadt. Sie war stets bereit, für den schweigsamen König das Wort zu nehmen zu einer freundlichen Ansprache, doch jeden Eingriff in die Staatsgeschäfte des Mannes wies sie bescheiden von sich. Jeder von uns hat wohl einmal aus dem Munde des alten Geschlechts, das heute zu Grabe geht, vernommen, wie das Volk mit seiner schönen Königin lebte. Als ich vor Jahren auf die Kösseine im Fichtelgebirge wanderte, da erzählte der Führer, ein steinalter Mann, wie er einst als junger Bursch mit dem König und der Königin desselben Wegs gezogen; er fand des Schwatzens kein Ende, dann zerschnitt er ein Farrenkraut, zeigte uns die dunklen Punkte auf dem Querschnitt des weißen Stengels und meinte stolz: das sei der brandenburgische Adler, und dies Adlerfarrenkraut wachse nur hier auf den alten preußischen Fichtelbergen.

Überall in Preußen war die junge Fürstin behaglicher Ruhe, warmer Anhänglichkeit begegnet, überall schien das Volk von der alten Ordnung befriedigt; die getreuen Breslauer versicherten beim Einzuge: „von Freiheit schwatze wer da mag“, der Preuße finde in dem geliebten Königspaare sein höchstes Glück. Und doch schwankte der Staat, der so sicher schien, längst haltlos einer entsetzlichen Niederlage entgegen. Kein Zeitraum der preußischen Geschichte liegt so tief im Dunkel wie das erste Jahrzehnt Friedrich Wilhelms III. Das furchtbare Unglück und die glorreiche Erhebung der folgenden Jahre haben

ihren breiten Schatten über diese stille Zeit geworfen; niemand bemüht sich sie zu durchforschen. Man schließt aus den schweren Gebrechen, welche der Tag von Jena bloß legte, kurzerhand zurück und verdammt den Anfang des Jahrhunderts als eine Epoche geistloser Erstarrung. Dies Urteil kann schon deshalb nur halb richtig sein, weil die Helden der Wiedererhebung, Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Blücher, allesamt schon vor dem Jahre 1806 dem Staate dienten, manche bereits in hohen Ämtern. Fast alle die reformatorischen Thaten, welche nachher dem niedergeworfenen Staate neue Stärke brachten, die Befreiung des Landvolks, die Neugestaltung des Heeres, die Stiftung der Universität Berlin, sind schon vor der Jenaer Schlacht erwogen und vorbereitet worden. Der König betrachtete die Blutthaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes, doch über den berechtigten Kern der furchtbaren Bewegung urteilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adligen Vorurteilen, wollte er ein König der Bettler sein nach der Überlieferung seines Hauses. „Er ist Demokrat auf seine Weise — sagte einer seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto: — er wird die Revolution, die Ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsame Mittel; in wenigen Jahren wird es keine feudalen Rechte in Preußen mehr geben.“ Aber keiner dieser wohlgemeinten Entwürfe kam zur Reife; es lag wie ein Bann auf den Gemütern. Die Keime frischen jungen Lebens, die in dem Staate sich regen, vermögen die Decke nicht zu sprengen; die ganze Zeit, so reich an verborgenen geistigen Kräften, trägt jenen schwunglos philisterhaften Charakter, den wir alle aus der kahlen Nüchternheit ihrer Bauten, aus der alten Münze und ähnlichen einst vielbewunderten Kunstwerken genugsam kennen. Man blieb bei bedachtsam schüchternen Vorbereitungen, die kaum für Tage tiefen Friedens genügten. Und währenddem wankte die alte Welt in ihren Fugen, auf rollenden Rädern stürmte die neue Zeit daher, ein kurzes Jahrzehnt warf die Grenzen aller Länder durch einander, erhob auf den Trümmern der alten Staatengesellschaft das napoleonische Weltreich. Der preußische Staat verlor den Boden unter seinen Füßen; das deutsche Reich kam ins Wanken, und die waffenlosen Kleinstaaten des Südwestens, Preußens altes Werbegebiet, wurden durch die gewaltige Faust des Eroberers zu größeren Massen zusammengeballt, bildeten sich selber ihre Heere, verschlossen ihr Land den preußischen Werbern.

Wie war es möglich, daß in diesem scharf urteilenden, bis zur Tadelsucht freimütigen norddeutschen Volke so lange die Frage gar

nicht aufkam: ob denn unser Norden immerdar wie eine friedliche Insel in dem tosenden Meere des Weltkriegs ruhen, ob Preußen allein unwandelbar bleiben könne in diesem großen Wandel der Zeiten? Die Königin, die so oft das rechte Wort zu finden wußte, hat auch hier die zutreffende Antwort gegeben: „wir waren eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen". Die Größe der fridericianischen Tage lastete lähmend auf diesem Geschlechte. Dieser Staat, kaum erst durch wunderbare Siege emporgehoben in die Reihe der großen Mächte, war noch vor wenigen Jahren der bestregierte des Festlandes gewesen; noch im letzten Kriege hatten seine wohlgeschulten Soldaten den verachteten französischen „Katzenköpfen" ihre Überlegenheit gezeigt. Nun ruhte er so wohl geborgen hinter der Demarcationslinie des Baseler Friedens, den ganz Norddeutschland als eine Wohlthat pries; unter dem Schutze der preußischen Waffen blühten Handel und Wandel, die deutsche Dichtung sah ihre schönsten Tage. Dem König schien es ein Frevel, so vielen Segen leichtfertig auf das Spiel zu setzen. Wenn sein klarer Verstand zuweilen sich fragte: wie es doch zuging, daß die vielen kleinen Siege der rheinischen Feldzüge am Ende nur zu einer politischen Niederlage geführt hatten? und ob die neue Zeit nicht neue Formen fordere? — dann traten ihm die alten Generale, die noch die Kränze der fridericianischen Siege um die Stirn trugen, mit überlegener Sicherheit entgegen, und scheu verbarg er seine guten Gedanken wieder im Busen.

An einem großen Mißgeschicke des Gemeinwesens ist niemand ganz schuldlos, und auch die Königin war es nicht. Sie wußte wohl, warum sie in den Tagen des Unglücks die rührende Klage: „wer nie sein Brot mit Thränen aß" in ihr Tagebuch schrieb und selbst den letzten herben Vorwurf sich nicht ersparte: „denn jede Schuld rächt sich auf Erden". Die unbewußte Selbstsucht des Glückes hatte auch ihr den Gesichtskreis verengert, so daß sie von den sittlichen Schäden des sinkenden Staates lange nichts ahnte. In der reinen Luft ihres befriedeten Hauses blieb ihr verborgen, welche wüste, überfeinerte Unzucht ihr Wesen trieb in diesem Berlin, das wenige Jahre später allen anderen deutschen Städten mit opferfreudiger Vaterlandsliebe voranging; sie selbst wie ihr Gemahl verkehrte leutselig und schlicht mit jedermann, doch im Heere und in den höheren Ständen herrschte ein Ton geringschätzigen Übermutes gegen die kleinen Leute, der alle Grundlagen des bürgerlichen Friedens zu erschüttern drohte. Die Glückliche ahnte nicht, wie alles morsch ward in dem Staate, wie das Auge des großen Königs zürnend auf die Erben niederblickte.

Die Gräfin Voß hatte schon vor Jahren, da ihre Herrin um die Geburt eines toten Kindes trauerte, feinfühlend erkannt, wie dieser

Charakter durch das Unglück gehoben wurde. Erst als das Verderben dem Staate näher rückte, begann die Königin mit gespannten Blicken dem Gange der Ereignisse zu folgen, und Friedrich Gentz erstaunte, sie so genau und sicher unterrichtet zu finden. Seit der Besetzung Hannovers durch die Franzosen lag die Schwäche der Monarchie vor aller Augen; nicht einmal ihren Stolz, die Sicherheit des deutschen Nordens, hatte sie zu hüten verstanden; seitdem ahnte die Königin, daß die Friedensliebe des Hofes zur Feigheit wurde. Ihr ganzes Wesen wird freier und größer in diesen sorgenvollen Jahren, auch ihr Geschmack edler und reiner: wenn sie vordem an den thränenseligen Romanen des Modedichters Lafontaine sich gern erbaute, so läßt sie jetzt nur noch das Echte und Tiefe gelten und erhebt sich das Herz an Herder und Goethe, wie an Schillers mächtigem Pathos.

Das heilige Reich brach zusammen, die Fürsten des Südens und Westens traten als Vasallen unter Frankreichs Schutz. Da endlich wagte König Friedrich Wilhelm allzu spät die Überlieferungen seines Oheims wieder aufzunehmen und „die letzten Deutschen unter seinen Fahnen zu sammeln." Er versuchte dem Rheinbunde einen norddeutschen Bund entgegenzustellen; diese Rückkehr Preußens zu seiner alten deutschen Politik führte den verhängnisvollen Krieg herbei. An Einem Tage stürzte der Waffenruhm des Fridericianischen Heeres in Trümmer, und es folgte jene Zeit der Schmach und Schande, die uns noch heute, so oft und so glorreich gesühnt, in der Erinnerung empört. Die Königin hat noch später die Vorstellungen eines französischen Unterhändlers zurückgewiesen mit den Worten: „Die Frauen haben über Krieg und Frieden nicht mitzusprechen." Sie weilte fern im Bade zu Pyrmont, als in Berlin der Krieg beschlossen wurde; aber „ich würde — so gestand sie beim Ausbruch des Kampfes an Gentz — für den Krieg gestimmt haben, wenn man mich gefragt hätte, weil die Ehre gebot aus unserer zweideutigen Haltung herauszutreten." Mit sicherem Instinkt ahnte Napoleon die Kraft des Widerstandes, die in diesem schwachen Weibe schlummerte; wie er allezeit in den sittlichen Mächten des Völkerlebens die gefährlichsten Feinde seines Weltreichs sah und die „Ideologen" mit seinem wildesten Hasse verfolgte, so überhäufte er auch die fromme Frau auf dem preußischen Throne mit den pöbelhaften Schimpfreden der Wachtstube; er schildert sie in seinen Bulletins als die Kriegsfurie Preußens, als die Armida, die im Wahnsinn ihr eigenes Schloß anzündet: elle voulait du sang!

Die Königin bemerkte wohl die ratlose Verwirrung im Hauptquartiere, und zu dem zaudernden Feldherrn, dem alten Herzog von Braunschweig, wollte sie kein Vertrauen fassen. Einen so jähen Fall, wie er nun ihrer Krone bereitet wurde, hatte sie doch nicht erwartet.

Das glänzende Bild von dem Staate Friedrichs des Großen, daran sie seit dreizehn Jahren bewundernd geglaubt, lag plötzlich in Scherben vor ihren Füßen; weinend erzählte sie ihren Söhnen auf der Flucht: „der König hat sich getäuscht in der Tüchtigkeit seiner Generale, seines Heeres.“ Aber mitten im Unglück erhebt sie sich zu jener Ansicht des Völkerlebens, welche der mutigste Mann immer mit dem frömmsten Weibe teilen wird. „Die Zeiten machen sich nicht selbst, die Menschen machen die Zeit“ — und wieder: „es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten.“ Das ist die königliche Auffassung der Geschichte; der gesamte Staatsbau der Monarchie ruht auf dem Gedanken, daß Personen die Geschichte machen. In solchen Zeiten der höchsten Not darf die Stimme des natürlichen Gefühles mit reden im Rate der Staatskunst; die Königin übte Frauenrecht und Fürstenpflicht, wenn sie jetzt dem tiefgebeugten Gemahl tröstend zur Seite stand und ihn bestärkte in dem Entschlusse, den ungleichen Kampf fortzuführen bis zum Schwinden der letzten Hoffnung. Alle Schrecken des Krieges brachen über die Unglückliche herein. Krank und fiebernd flieht sie aus Königsberg vor dem Feinde, denn „lieber in die Hände Gottes fallen als in die Hände dieser Menschen;“ da sie in einem elenden Bauernhause auf der Kurischen Nehrung übernachtet, jagt der Sturm die eisigen Flocken durch das zerbrochene Fenster über das Bett der kranken Königin. In Memel, auf der letzten Scholle deutscher Erde, die noch frei und preußisch war, fand sie ein bescheidenes Obdach. Damals lernte sie unter strömenden Thränen das Wort verstehen: „Leid und Elend sind Gottes Segen.“

Den Haß der Römerin hat das sanfte Herz der deutschen Frau nie gekannt; nur ihre stolze Verachtung traf den großen Feind, der ihr der Held der rohen Selbstsucht war, und niemals wollte sie glauben, daß Gottes Weisheit diese Herrschaft der frechen Gewalt auf die Dauer zulassen könne. Sie sah, wie der alte deutsche Heldenmut wieder lebendig ward unter den tapferen Verteidigern von Kolberg, Graudenz und Danzig; ihre tiefe Frömmigkeit und das gute Zutrauen zu ihrem Volke begegneten sich in der Überzeugung, daß dieser Staat nicht untergehen könne: „der politische Glaube ist wie der religiöse, eine feste Zuversicht dessen, was man hoffet aber nicht siehet.“ Vor diesen Briefen der schmerzbeladenen, hoffnungsstarken Königin wird uns ein uraltes Gefühl des Germanenherzens wieder lebendig: die fromme Scheu vor dem Weibe; und wir verstehen, warum unsere Ahnen einst im Dickicht der cheruskischen Wälder eine heilige und weissagende Macht, sanctum aliquid providumque an ihren Frauen ehrten. Der Mann geht auf in den Kämpfen und Sorgen des Augenblicks; das sichere gesammelte Gefühl des Weibes vermag in schweren Tagen klarer als er die Zeichen

der Zeit zu deuten, hinter dem Glanze des Siegers die hohle Nichtigkeit, unter der Schmach des Besiegten die ungebrochene Kraft zu ahnen. Als der König nach der Schlacht von Eylau, der ersten, die der Unbesiegte nicht gewonnen, die lockenden Friedensvorschläge Napoleons zurückweist und sich weigert den russischen Bundesgenossen zu verlassen, da schreibt seine Gemahlin einfältig wie ein gläubiges Kind: „das wird Preußen einst Segen bringen!“ So einfach, wie sie wähnte, sind Lohn und Strafe im Leben der Völker nicht verteilt; gleichwohl bleibt dem frommen Worte seine Wahrheit: ohne den Sinn altpreußischer Ehre, den der König bei jener schweren Versuchung bewahrte, hätte der Staat sich nie wieder erhoben. Was die Preußen empfanden, da sie also den heldenhaften Sinn ihrer schönen Königin kennen lernten, das wissen wir aus den Versen Heinrich von Kleist's:

Denn eine Glorie in jenen Nächten
Umkränzte Deine Stirn, von der die Welt
Am lichten Tag der Freude nichts geahnt.
Wir sah'n Dich Anmut endlos niederregnen;
Daß Du so groß als schön warst, war uns fremd.

Noch eine letzte, schmähliche Demütigung stand der mißhandelten Frau bevor. Zar Alexander gab seinen treuen Bundesgenossen preis und schloß den Tilsiter Frieden; aus Rücksicht auf den neu gewonnenen russischen Freund verstand sich Napoleon dazu, die Vernichtung Preußens, die längst beschlossene Sache war, aufzuschieben und dem Könige die Hälfte der Monarchie zurückzugeben. Da ersann die frevelhafte Thorheit feigherziger Ratgeber den Vorschlag: die unvergeßlich beleidigte Königin solle selber den Sieger um mildere Bedingungen bitten. Auch dies Äußerste nahm sie auf sich, in der frauenhaften Hoffnung, es könne ihr vielleicht doch gelingen das Herz des Eroberers zu rühren und ihrem Volke einige Erleichterungen zu bringen. Die Hoffnung trog. Mit rohem Spotte schrieb Napoleon an seine Josephine: „es hätte mir zu viel gekostet den Galanten zu spielen;“ und an Clarke: „Sie begreifen, daß der König von Preußen sehr unzufrieden ist, da er sein Bollwerk, Magdeburg, in meinen Händen lassen muß.“

In der entlegensten Provinz des verstümmelten und ausgesogenen Staates verbrachte nun der Hof zwei schwere Jahre. Man zeigt noch in dem alten Ordensschlosse zu Königsberg das bescheidene Eckzimmer mit dem dunklen Alkoven daneben, wo die Königin wohnte: ein kleiner Schreibtisch, ein mehr als einfaches Klavier; von der Wand blickt das Bildnis Scharnhorst's mit großen, tiefen Augen hernieder. Welche Zeiten! Ringsum auf Schritt und Tritt die Erinnerung an Preußens Macht und Glück: von jenem Fenster da hatte Luise vor zehn Jahren den Jubel des Huldigungsfestes mit angehört; hier vor diesem Thore

steht das Schlütersche Standbild des ersten Königs, von ihrem Gemahle einst „dem edlen Volke der Preußen gewidmet;“ dort im Vorzimmer der Ofenschirm stammt noch aus den Hohenfriedberger Tagen, da der große König wie ein junger Gott von Sieg zu Sieg stürmte, irgend eine übermütige kleine Prinzessin hat zierlich die Inschrift darauf gestickt: pour nous point d'Alexandre, le mien l'emporte! Und daneben diese jammervolle Gegenwart! Der Staat ausgestoßen aus dem Kreise der großen Mächte, mitten im Frieden von feindlichen Truppen überschwemmt, verspottet und verschmäht von seinen Landsleuten. Die deutsche Nation fand kein Wort des Mitleids, nur Hohn und Schadenfreude für die Besiegten. In Preußen aber lebte noch die alte Treue. Fürst und Volk traten einander näher, wie im verwaisten Hause die Überlebenden sich inniger zusammenschließen; der ärmliche Hofhalt zu Königsberg und Memel empfing von allen Seiten rührende Beweise der Teilnahme, der König lud seine getreuen Stände als Paten zur Taufe der jüngsten Prinzessin. Dies stolze und trotzige Ostpreußen, das Stiefkind Friedrichs des Großen, schloß in Not und Trübsal, ohne viele Worte den Herzensbund mit seinem Herrschergeschlechte, der im Frühjahr 1813 seine Kraft bewähren sollte.

Die schwere Natur Friedrich Wilhelms verwand nur langsam die Schläge des Unglücks; er glaubte oft, daß ihm nichts gelinge, daß er für jedes Unheil geboren sei. Da er einmal mit der Königin die Gräber der preußischen Herzöge im Chore des Doms zu Königsberg besuchte, fiel sein Blick auf die Grabschrift: „meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung zu Gott“. „Wie entsprechend meinem Zustande!“ rief er erschüttert und wählte sich das ernste Wort zum Wahlspruch für sein eignes Leben. Nur das Pflichtgefühl hielt ihn aufrecht unter der Bürde seines schweren Amtes. Er begann mit Scharnhorst die Herstellung des zerrütteten Heeres und berief den Freiherrn vom Stein für den Neubau der Verwaltung. Mit herzlichem Vertrauen begrüßte die Königin den Mann „großen Herzens, umfassenden Geistes: Stein kommt, und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf.“ Sie war mit ihm und ihrem Gemahle einig in dem Gedanken, daß es gelte alle sittlichen Kräfte des erschlafften Staates zu beleben; fast wörtlich übereinstimmend mit den allbekannten Worten, die der König seiner Berliner Hochschule in die Wiege band, schrieb sie einmal: „wir hoffen den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen“.

Die Acht Napoleons trieb den stolzen Reichsfreiherrn aus dem Lande, gerade in dem Augenblicke, da ein neuer Krieg des Imperators gegen Oesterreich sich vorbereitete und die Königin auf eine Erhebung des gesamten Deutschlands hoffte. Sie besaß nach Frauenart wenig Verständnis für die mächtigen Interessen, welche trennend zwischen den

beiden Großmächten des alten Reiches standen, und sah in Oesterreich schlechtweg den stammverwandten Genossen. Mit der Mahnung, unsere leidenden österreichischen Brüder dereinst zu rächen, hatte sie vor Jahren ihren ältesten Sohn begrüßt, da er zum ersten male den Offiziersrock trug. Vor wie nach dem Kriege bekannte sie: „meine Hoffnung ruht auf der Verbindung alles dessen was den deutschen Namen trägt" — während der König, die militärische Lage richtiger schätzend, nicht ohne Rußlands Beistand den neuen Kampf wagen wollte. Jetzt aber fochten die Russen auf Frankreichs Seite; die Absichten des Wiener Hofes, der die Schlacht von Jena mit kaum verhohlener Schadenfreude begrüßt hatte, blieben in verdächtigem Dunkel. Das unfähige Kabinett, das die Erbschaft Steins angetreten, fand in der schwierigen Lage keinen festen Entschluß; Oesterreich unterlag, und die kriegerische Begeisterung des deutschen Nordens verrauchte in einigen kecken Parteigängerzügen. Die Königin aber schrieb verzweifelnd: „Oesterreich singt sein Schwanenlied, und dann ade, Germania!"

Zwei Tage der Hoffnung waren ihr noch beschieden am Abend ihres kurzen Lebens. Sie kehrte zurück in ihr geliebtes Berlin, und als sie durch das Königsthor einzog in dem neuen Wagen, den ihr die verarmte Stadt verehrt, nahebei der König zu Roß und die beiden ältesten Söhne im Zuge ihres Regiments, da begrüßten die dichtgedrängten Massen den Hof wie die Truppen mit herzlichem Willkommruf; Preußens Volk und Heer, die einander so bitter gescholten und angeklagt, feierten ihre Versöhnung, um fortan einig zu bleiben für alle Zukunft. Bald nachher, wenige Tage bevor die Königin ihre letzte Reise antrat, entließ Friedrich Wilhelm das Ministerium Altenstein; er verwarf die Abtretung von Schlesien, die ihm seine kleinmütigen Räte zumuteten, und berief Hardenberg an die Spitze der Geschäfte. Mit dem neuen Staatskanzler kam frisches Leben in die Verwaltung; er führte das Werk der Reformen des Freiherrn vom Stein kühn und besonnen weiter und bereitete durch ein vielverkanntes kluges diplomatisches Spiel die große Erhebung vor, während Scharnhorst die Waffen schärfte für den Tag der Befreiung. Diesen Tag zu erleben hat Luise nie gehofft. Ihr zarter Körper erlag dem verzehrenden Kummer. In ihrer Heimat, in den Armen des Gatten ist sie den Tod der Christin gestorben. Die letzten Zeilen ihrer Feder lauten: „ich bin heute so glücklich, liebster Vater, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer." Das gesamte Volk trauerte mit dem Witwer; doch auf dem Leben des schwergeprüften Fürsten blieb ein dunkler Schatten; niemals, auch nicht in den Tagen der leuchtenden Siege, hat er das starke schwellende Gefühl des Glückes wieder gefunden.

Ohne jede Ahnung des eigenen Wertes, wie sie immer war, hat

die Königin einst selber ausgesprochen, was sie von dem Urteil der Geschichte erwartete: „die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen; aber möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben." Wie über alles menschliche Hoffen hinaus ist diese demütig-stolze Erwartung in Erfüllung gegangen! Die historische Wissenschaft führt ihre denkenden Jünger zurück zu dem schlichten Glauben, daß der Eltern Segen den Kindern Häuser baut; denn sie lehrt, wie die Vergangenheit fortwirkt mitten in der lärmenden Gegenwart, und das Leben des Menschen nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Nur wenigen Glücklichen ist so ein reiches Leben nach dem Tode beschieden gewesen wie dieser deutschen Königin. Die Hoffnung besserer Zeiten war in der That, wie Schleiermachers Trauerpredigt sagte, ihr köstlichstes Vermächtnis. Wer noch deutschen Stolz im Herzen trug, gedachte ihres Ausspruchs: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen." Der alte Blücher meinte grimmig, da er die Nachricht ihres Todes empfing: „wenn die Welt in die Luft flöge, mir wär's recht." Als endlich die Stunde der Erhebung schlug, da stiftete der König an Luisens Geburtstage den Orden des eisernen Kreuzes, als ob er ihren Schutz anrufen wollte für den heiligen Krieg. Wer weiß es nicht aus den Liedern Theodor Körners, wie das Verlangen, die zu Tode gequälte Königin an dem ungroßmütigen Sieger zu rächen, die tapfere Jugend des Befreiungskrieges entflammte? Wer spürte nicht in dem gottesfürchtigen, menschenfreundlichen Sinne jener Heldenscharen einen Hauch von dem Geiste der Verklärten? Da der Friede kam, zogen jahraus jahrein Tausende zu dem stillen Tempel in Charlottenburg, und wahrlich nicht bloß um das Werk des Künstlers zu bewundern, dem die Tote einst selber den Weg zu großem Schaffen ebnete, sondern um sich das Herz zu erquicken an dem Anblick eines geliebten Menschenbildes. Die beiden gewaltigen Könige unsres achtzehnten Jahrhunderts wurden geehrt und gefürchtet, wenig geliebt. Mit dem Hause der Königin Luise lebte und litt das Land; seitdem erst entstand zwischen den Hohenzollern und ihrem Volke jenes einfach menschliche Verständnis, das die Leidenschaften der Parteien nie zerstören konnten.

Wenn ich die Stimmung recht verstehe, welche an dem Gedenktage der Königin über unserer Stadt und über diesem Saale liegt, so ist uns allen zu Mute, als ob wir heute die ruhevolle Hoheit der lieblichen Gestalt mit eigenen Augen erblickt hätten. Zeiten des Glückes sind stark im Vergessen; diese Tote aber ward ihrem Volke nach jedem neuen Siege lieber und vertrauter. Die Mutter schrieb ihr klagendes:

Ade Germania! Ihrem Sohne beschied ein wundervolles Geschick, den Morgen eines langersehnten neuen Tages über sein Volk heraufzuführen, mit seinem guten Schwerte die Herrlichkeit des deutschen Reiches wieder aufzurichten. An dem Grabe seiner Eltern — wir alle erlebten es ja mit tief erschüttertem Herzem — hat der Sohn sich Mut und Kraft gesucht für die Schlachten des großen Krieges, für den steilen Weg zur kaiserlichen Krone.

Fern sei es von uns, heute einen verjährten Haß gewaltsam zu beleben, der seinen Sinn verloren hat, seit Frankreich längst die Buße seiner Schuld gezahlt, oder dies und jenes Wort der Königin leichtfertig auszubeuten für die Parteizwecke der Gegenwart. Wir werden das Andenken der Mutter unseres Kaisers dann am würdigsten ehren, wenn wir auch in den Tagen der Siege die Demut des Herzens und die stolze Geringschätzung der endlichen Güter des Lebens uns erhalten, wenn wir in diesem männischen Jahrhundert, unter den Hammerschlägen hastiger Arbeit und dem Lärmen der politischen Kämpfe die alte deutsche ritterliche Ehrfurcht vor Frauensitte und Frauenanmut uns bewahren, vor jenen menschlichen Tugenden, welche dem Ruhm und der Macht der Völker allein die Gewähr der Dauer geben. —

Am Denkmal Steins.*)

Nassau, 9. Juli 1872.

Heinrich von Sybel, Vorträge und Aufsätze. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

Den Mann, dessen Bildnis wir heute enthüllt haben, nannten seine Zeitgenossen

des Guten Grundstein,
des Bösen Eckstein,
der Deutschen Edelstein.

So ist sein Andenken auf die bewundernde und dankbare Nachwelt hinübergegangen; so wird es wachsend forterben auf die kommenden Jahrhunderte, und so lange sein Geist und seine Gesinnung im deutschen Volke lebendig ist, so lange wird der stolze Bau des deutschen Staates feststehn wie auf Urgranitstein gegründet.

Es ist nicht nötig, an diesem Weihetage das äußere Leben des Freiherrn Karl von Stein im einzelnen zu erzählen: es steht leuchtend im Gedächtnis des Volkes und der Welt, und so genügt es, hier nur an die wichtigsten und bezeichnendsten Momente zu erinnern.

*) Diese Rede erschien zuerst (1872) als Einzelausgabe im Verlage von Friedrich Cohen in Bonn, mit dessen gütiger Bewilligung die Aufnahme erfolgt ist.

Entsprossen aus einem uralten, reichsfreiherrlichen Geschlechte dieser schönen Landschaft wurde Stein vierzehn Tage vor der Schlacht bei Roßbach geboren, als hätte das Schicksal den Staat, dem er dienen, den Gegner, den er bekämpfen sollte, seinem kommenden Dasein bezeichnen wollen. Er wuchs heran in der Ruhe des Landlebens, aber mit rastlos umhersuchendem Geiste, ein hochadliger, fürstengleicher Grundherr, aber schon früh von der Überzeugung erfüllt, daß eine solche Stellung ihn nicht zu hochmütiger Vereinzelung, sondern zu doppelt warmer Hingebung an das Vaterland verpflichte. Seine Eltern, von gleichen Gefühlen beseelt, bestimmten ihn zum Dienste bei den damaligen offiziellen Vertretern des heiligen römischen Reiches, dem Kaiser zu Wien, oder dem Kammergerichte zu Wetzlar: er aber, mit vorausschauender Einsicht, erkannte schon inmitten des 18. Jahrhunderts den wirklichen deutschen Zukunftsstaat und wurde Beamter des großen Preußenkönigs. Vom ersten Tage seiner politischen Thätigkeit zeigte er sich, wie er sein Leben hindurch geblieben, kräftig und wuchtig, jeder Aufgabe durch Geist und Pflichttreue gewachsen, vielseitig unterrichtet und gründlich und schlagfertig in jeder vorliegenden Frage. Bei heller Freundlichkeit und leicht aufflammendem Witze im persönlichen Verkehr war er in der Arbeit streng gegen sich und streng gegen andere, von unbezwingbarer Festigkeit in jeder Überzeugung, stets auf die Sache losgehend, um formale Rücksicht unbekümmert, eine Natur von schwerem und großem Stile, herrisch, schöpferisch, überwältigend. Ein Sinn ohne Vorurteile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, erfüllt von tiefer Gottesfurcht und deshalb frei von jeder Furcht der Menschen, ein Geist, immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet, und somit fest in sich und imponierend in jeder Umgebung. So wollte er auch die anderen, fest in sich und dem Ganzen hingegeben; er vertrug und liebte den Widerspruch, wenn er aus sachlicher Überzeugung entsprang; aber in unbändigen, zerschmetternden Zornesergüssen brach die treibende Kraft seines Wesens hervor, wo faule Trägheit oder gemeine Selbstsucht seine Wege kreuzte. So verletzte er viele, aber die gediegene Tüchtigkeit seiner Leistungen hob ihn rasch von Stufe zu Stufe, bis er 1805 als Minister der indirekten Steuern in den Kreis der leitenden Männer des preußischen Staates eintrat. Auch hier wurde seine Thätigkeit auf der Stelle fruchtbar nach allen Seiten, aber allerdings bequem war es nicht immer, mit dem starken und schroffen Manne zu hausen. König Friedrich Wilhelm III. erkannte und würdigte den Wert seines feurigen und vorwärts drängenden Ministers; er bezeichnete ihn selbst als einen denkenden, talentvollen, großer Conceptionen fähigen Kopf und nahm die mit jenen Vorzügen verbundene Formlosigkeit lange Zeit schweigend in den Kauf. Da brach die furchtbare Niederlage von

1806 über Preußen und Deutschland herein. Napoleon vernichtete das preußische Heer, besetzte Berlin, nahm alle Lande bis zur Weichsel ein. Die Trümmer des Hofes, der Regierung, der Armee sammelten sich um den schwergeprüften Monarchen in Königsberg; die dringende Frage war die neue Einrichtung der zerbrochenen Staatsgewalt, und bei diesen Erwägungen, die man wohl mit dem verzweifelten Ringen eines Ertrinkenden vergleichen kann, kam es zu einem völligen Bruche zwischen dem König und dem Minister. Stein nahm seine Entlassung und ging nach Nassau zurück. Nach allem menschlichen Anschein war er für immer von dem Staate seiner Wahl getrennt. Aber sein Herz hielt fest an Preußen; all sein Denken und Trachten haftete an der Frage der innern Herstellung und mächtigen Erhebung dieses Staates, als der Lebenshoffnung der deutschen Nation, und während die französischen Heeresmassen über die Weichsel hinüber die letzten Schollen preußischen Landes zu überfluten drohten, arbeitete hier in ländlicher Einsamkeit der unerschütterliche Mann die Grundgedanken aus, welche unser zerschlagenes Gemeinwesen mit frischer Gesundheit und siegender Jugendkraft erfüllen sollten. Er begehrte eine innere Erneuerung und Wiedergeburt von Grund aus. Stein war kein Revolutionär und kein Demokrat; er wollte die Achtung bestehender Rechte und verabscheute den selbstsüchtigen Individualismus, wie die radikale Gleichmacherei: er war mit einem Worte Aristokrat in seinem ganzen Wesen und Monarchist in seiner tiefsten Überzeugung. Aber sowohl nach seiner praktischen Erfahrung als nach seiner sittlichen Begeisterung stand ihm der Satz fest, daß der Befreiungskrieg nur durch ein freies Volk geführt werden könne, oder mit anderen Worten, daß nur ein Volk, welches durch eigne Arbeit in öffentlichen Angelegenheiten Einsicht und Hingebung gelernt, die Kraft zur kriegerischen Wiedererhebung entwickeln werde. Hören wir ihn selbst. „Hat man sich überzeugt," sagte er, „daß das Verdrängen einer Nation von jeder Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten den Gemeingeist erstickt, und daß dessen Stelle eine Verwaltung durch besoldete Behörden nicht ersetzt, so muß eine Veränderung in der Verfassung erfolgen. Man muß bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer öffentlichen Geschäfte zu lenken. Denn wenn eine Nation sich einmal über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, wenn sie sich eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, wenn sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit genießt, so richtet sie ihre Aufmerksamkeit unausbleiblich auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr alsdann eine Teilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Äußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmut und Unwille,

der entweder schädlich ausbricht oder lähmend unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und die mittleren Stände werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß gerichtet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang; die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpierten Wert; das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes auf sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten. Man tötet, indem man die Bürger von aller Teilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie."

Wir sehen aus diesen inhaltschweren Worten, welch einen hohen Begriff Stein mit dem Worte Freiheit verband. Was er im Sinne trug, war nicht die revolutionäre Lehre, welche die Freiheit als angeborenes Recht auf Willkür und Ungebundenheit fordert: es war die selbständige Teilnahme aller am Staate, also volle Hingabe an das Vaterland und thätiger Dienst am Gemeinwesen. Eine so verstandene Freiheit erzeugt und befestigt die erste Bedingung für politisches Gedeihn, den Sinn für gesetzliche Ordnung; sie wird eine Schule des gegenseitigen Vertrauens zwischen König und Volk und befähigt dann den Staat zu Leistungen, welche jeden Surrogates spotten und jede Erwartung übertreffen.

Unser Standbild trägt das Datum: Juni 1807. Es waren die Tage, in welchen Stein, von jenen Anschauungen geleitet, hier in Nassau einen großen Entwurf niederschrieb, „über die zweckmäßigste Bildung der Obersten und der Provinzial-Finanz- und Polizeibehörden in der Preußischen Monarchie." In dem Rahmen dieses Aufsatzes legte er die Keime aller der Gesetze nieder, welche sein späteres Ministerium zu dem Wendepunkt unseres öffentlichen Lebens gemacht haben. Es galt ihm, entschieden aus einem Zustande herauszutreten, welcher die Masse des Volkes durch ihre politische Unthätigkeit dem Staate allmählich entfremdete nnd sie entweder in zersetzende Tadelsucht oder in entnervende Selbstliebe hineindrängte: beides war auf die grellste Art in den Zuständen von 1806 an das Licht getreten. Stein kam es darauf an, in dem Wege fester Gesetzlichkeit, durch die Staatsgewalt selbst, das Volk von innen heraus zu befreien und dadurch die Kraft des Staates zu verdoppeln.

Unterdeß wurde der Friede zu Tilsit geschlossen, welcher eine Hälfte der Monarchie abriß, die andere in der trostlosesten Aussaugung und Unterdrückung dem Könige zurückgab. Die Gesinnung des Monarchen begegnete den Gedanken seines früheren Ministers: auch er erkannte, daß die alte Ordnung sich überlebt hatte, und sagte sich mit tiefem

Ernste, daß es von Grund aus anders und besser werden müsse. Dieses Gelöbnis hat Friedrich Wilhelm III. gehalten, fest und besonnen, selbstlos und pflichtgetreu, wie jemals ein Fürst auf einem großen Thron. Er erkannte, welcher Hand er bedurfte, um die große Wandlung durchzuführen; damit war jeder Gedanke an frühere Verstimmungen ausgelöscht; er berief noch am Tage des Friedensschlusses Stein zur Leitung aller Civilangelegenheiten der Monarchie. Stein empfing die Botschaft in demselben hohen Sinne, in dem sie erlassen war. Er lag krank und fiebernd darnieder; aber es verstand sich ihm von selbst, daß er bedingungslos dem königlichen Rufe folgte; von Stund an nahm sein Leiden eine günstige Wendung, und nach kurzer Frist konnte er zur Übernahme der Geschäfte abreisen.

Nur ein Jahr lang war es ihm beschieden, an der Herstellung des tief gebeugten Staates selbstthätig mitzuarbeiten. Aber die kurze Spanne Zeit genügte seiner rastlosen und kernigen Kraft, um einen vollen Strom neuen Lebens durch alle Teile der Nation zu ergießen. Es war überall derselbe Grundsatz: geordnete Freiheit zu freudiger Hingabe an das Ganze. Also Entfesselung der Arbeit durch Aufhebung der Erbunterthänigkeit der Bauern, Befugnis jedes Bürgers jeden Grundbesitz zu erwerben, Ausstattung der Domanialbauern mit freiem Eigentum, Beseitigung der wichtigsten Zunftmonopole, Ersetzung des Merkantilsystems durch niedrige Einfuhrzölle. Sodann die Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht, Beseitigung der Standesvorrechte in der Armee, die ersten Linien zu der späteren Landwehrverfassung. Weiter die Erweckung politischen Gemeinsinns durch Beteiligung der Bürger an politischen Rechten und politischer Arbeit, den Erlaß der Städteordnung, die Entwürfe für Kreis- und Landgemeindeordnungen, die Wiederbelebung provinzialständischer Beratungen, die Aussicht auf eine reichsständische Versammlung. Man pflegt oft genug, wenn von Freiheit des Volkes geredet wird, dabei in erster Linie an den Schutz der Privatinteressen gegen die Macht der Regierung, gegen polizeiliche Willkür, Steuerdruck und Militärlast zu denken. Dem großen Minister war eine solche Auffassung nicht fremd; er war innerlich entrüstet über den „Sultanismus“ in mehreren der damaligen Rheinbundstaaten und wünschte von Herzen, daß jeder Rechtsverletzung seitens einer Regierung der Schild eines starken Volksrechtes entgegengehalten werden könnte. Aber jene mächtigen Reformen, mit welchen er jetzt das preußische Gemeinwesen erneuerte, entsprangen aus edleren Begriffen vom Staate und wollten das Volk auf einen höheren Standpunkt hinaufführen. Der einzelne bedarf der Gemeinschaft, wie die Gemeinschaft des einzelnen. Staatsgewalt und Volksfreiheit sind nicht Gegensätze, sondern eines nur möglich im anderen. Der Herrscher schädigt seine eigene Macht, wenn

ihm irgend ein anderes mehr als das Wohl des Volkes am Herzen liegt, und der einzelne Bürger richtet sich selbst zu Grunde, wenn er eigensüchtig sein Privatinteresse auf andere Weise als durch Arbeit für das Gedeihen der Gesamtheit zu fördern meint. Was jene Jahre der Wiedergeburt für alle Zeiten zum leuchtenden Muster erhebt und immer wieder ihre Betrachtung zu einem stärkenden Bade der Seele macht: es ist nichts anderes als die unvergleichliche Wärme des Gemeinsinns, die hier den gesamten Körper der Nation durchströmte, die Abkehr von Selbstsucht, Sinnengenuß und Eitelkeit, in welcher der König seinem Volke ein unvergeßliches Beispiel gab und alle Schichten der Bevölkerung mit einander wetteiferten. Ja, dieses Volk verdiente, zur Freiheit berufen zu werden, denn in der Schule beispielloſen Leidens hatte es gelernt, daß die Freiheit nicht ein Bollwerk der Eigenliebe sein soll, sondern daß sie gemeinnützige Arbeit, politische Pflicht, patriotische Leistung bedeutet. Möge diese Gesinnung fort und fort in den Herzen lebendig bleiben, dann wird es wohl stehn im deutschen Lande um Volksrecht und Staatsmacht.

Stein gehörte nicht zu der Fraktion moderner Liberaler, welche dem Staate keinen anderen Beruf zubilligen, als die Beschützung der Grenzen gegen die Feinde und die Beschützung der Häuser gegen die Diebe. Er sah die Grundlage des Staates in Sittlichkeit, Religion und Bildung: sollte dem Staate verboten werden, sein eigenes Fundament im Stande zu halten? Wer Steins Ansicht vom Staate in einem Worte zusammenfassen wollte, würde sagen dürfen: der Staat soll die Schule für den Charakter der Menschen sein — und so giebt es keine Seite des menschlichen Lebens, wohin der Einfluß des Staates, der erziehende und stärkende Einfluß des Gemeinwesens, nicht reichen müßte. Stein war einig mit Scharnhorst, die Armee so zu gestalten, daß sie für das ganze Volk eine Schule der Zucht, der Ehre, des feurigen Opfermutes werde, und aus dieser Schule sind unserem Lande — wer weiß es nicht? — die Siege von Leipzig und Waterloo, wie die Triumphe von Metz, Sedan und Paris erblüht. Er forderte durch seine Gemeindeordnung das System der Selbstverwaltung, damit die Arbeit in öffentlichen Dingen für die Bürger eine Schule der Ordnung, der Selbstverleugnung und des Gemeinsinns sei; es ist charakteristisch, wie er dabei sehr wenig Wert auf die Wahl der Beamten durch das Volk legt; wo besoldete Magistrate sind, will er sie ebenso gerne durch königliche Oberbehörden ernannt sehen; das Wesentliche ist ihm, daß überhaupt möglichst wenig durch Magistrate geschieht, sondern möglichst viele der befähigten Bürger selbst Hand anlegen, selbst thätig sind, selbst in den öffentlichen Geschäften sich üben. Er verkennt nicht die Notwendigkeit des Beamtentums, überall, wo es auf Einheit der Leitung und spezielle technische Fertigkeit ankommt; aber

mit scharfem Urteile hebt er die Mängel der Bureaukratie hervor, wenn sie allein und ausschließlich, ohne Teilnahme der Bürger, die Verwaltung beherrschen will. Sie sei besoldet, buchgelehrt, interessenlos, eigentumslos; wenn ihre Gehälter und ihre Akten in Ordnung seien, kümmere sie es wenig, wie es im Lande aussehe. Sollte eine solche Regierung besser sein, fragt er, als die repräsentative, welche bei der Gesetzgebung mit Menschen aller Stände berät, so durch eignes Interesse über die heilsamen Maßregeln unterrichtet sind, und welche diesen zugleich einen Teil der Verwaltung unentgeltlich überträgt? So führt ihn dieser Gedankengang ganz von selbst auf die letzte Forderung, eine allgemeine Volksvertretung. Auch hier ist sein höchster Gesichtspunkt stets derselbe, die Richtung der Geister auf patriotische Thätigkeit. Die Regierung soll ein sicheres Organ der öffentlichen Meinung erhalten, das Volk aber soll lernen, die Staatsgewalt, an der es fortan auch in ihrem Mittelpunkte Anteil habe, nicht als ein fremdes und gleichgültiges, oder gar als ein ihm feindseliges Ding, sondern als ein Stück seiner selbst zu betrachten. Er will deshalb jedem besitzenden Bürger Wahlrecht geben, sonst aber die Verfassung nicht nach allgemeinen Lehrsätzen erfinden, sondern überall aus den vorhandenen Zuständen herausbilden. So viel wie möglich soll ein jeder Einfluß erhalten nach dem Maße seiner Bedeutung und seiner Leistung; deshalb soll nach seiner Meinung die Einsetzung der Reichsstände der letzte Schritt des Systems sein, und die großen Rechte der Gesetzgebung und des Budget erst dem in der Selbstverwaltung geübten Volke übertragen werden. Der Lauf der Geschicke hat diese Reihenfolge umgekehrt, und Steins Vorschläge anfangs in der einen, später in der entgegengesetzten Richtung verschoben. Erst unseren Tagen und der Weisheit unseres kaiserlichen Herrschers blieb es vorbehalten, mit der Durchführung der Selbstverwaltung in Steins Sinne Ernst zu machen, und durch die Kreisordnung unserem Verfassungsbau die naturgemäße Grundlage und damit unserem Volke das wichtigste politische Erziehungsmittel darzubieten.

Bei solchen Bestrebungen mußte Stein von dem Staate mit dem höchsten Nachdruck die Pflege der eigentlich geistigen Kräfte, der Religion und der wissenschaftlichen Bildung, der Kirche und des Unterrichts begehren. Stein war von Grund seines Herzens ein gläubiger lutherischer Christ und tief durchdrungen von der Überzeugung, daß die Sittlichkeit des Menschen nur auf warme, innere Religion gegründet werden könne. Er vermochte mit niemand ein näheres Verhältnis zu knüpfen, welchem diese Überzeugung fehlte. Er ärgerte sich über die Rationalisten seiner Tage, welche den christlichen Glauben verflachten und ernüchterten, ohne imstande zu sein, ihren Schülern und Gemeinden eine bessere Seelenstärkung zu bieten. Er wollte festgeordnete kirchliche Einrichtungen,

weil er ohne diese bei den Volksmassen ratlose Verwirrung der religiösen Anschauungen und damit rasche Zerrüttung der öffentlichen Sitte befürchtete. Aber gerade weil in ihm selbst die Religion ein tief innerliches und deshalb freies Geistesleben war, stand er hoch über der Enge konfessioneller Beschränktheit und scharf getrennt von jeder hierarchischen Anmaßung. Er, der entschlossenste Protestant, nahm in späteren Jahren das wärmste Interesse an dem Wiederaufbau der katholischen Kirche in Rheinland und Westfalen, billigte die liberale — in Wahrheit etwas unvorsichtige — Großherzigkeit, mit welcher sein Freund Niebuhr die Unterhandlung darüber in Rom geführt hatte, und stand in den vertrautesten Beziehungen zu dem ersten Erzbischof in Köln, dem Grafen Spiegel zum Desenberg. Gleichviel ob in der einen oder in der andern Form, ihm lag nur daran, daß die sittlichen Segnungen des Christentums dem Volke und dem Vaterlande zu gute kämen.[1]) — —

Dieselbe große, praktische und nationale Gesinnung, der wir hier bei Stein in kirchlichen Dingen begegnen, bekundete sich nicht minder kräftig in seiner Auffassung des öffentlichen Unterrichts. Bei dem Drange der deutschen Nation zu litterarischer Bildung, bei der großen Zahl der Akademien, Universitäten und Gymnasien, bei der weitreichenden Wirksamkeit dieser Menge von Gelehrten und Schriftstellern begriff er es nicht, wie so viele Regierungen es vernachlässigten, einen so mächtigen Hebel für die Entzündung patriotischer Begeisterung und Thatkraft zu ergreifen. Er forderte eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode, durch welche jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angeregt und genährt, alle einseitige Bildung aber vermieden würde. Würden dann die bisher oft mit seichter Gleichgültigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft des Menschen beruht, Liebe zu Gott, König und Vaterland, sorgfältig gepflegt, dann, meinte er, können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehn. Eine Methode also, welche jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt, das ist das Grundwort jeder echten Pädagogik, die Verwerfung jeder äußerlichen Dressur, die Entfaltung der Seelenkräfte im Äther der wissenschaftlichen Freiheit. Wer diesen Gedanken verfolgt, wird keinen Widerspruch darin finden, daß Stein, der durch und durch kirchliche Mann, zwar die Erziehung überall durch religiöse Wärme getragen, den Unterricht aber völlig aus kirchlicher Bevormundung herausgehoben wünschte. Er begehrt in der Denkschrift vom Juni 1807 die Trennung des Kultus- und des Unterrichts-

[1]) Seine Auffassung inbezug auf die kirchlichen Angelegenheiten wird hier noch genauer dargelegt.

miniſteriums; der Kultusminiſter habe nur bei dem Religionsunterricht mitzuwirken. Die Schule iſt ihm nach altpreußiſchem Grundſatz ſchlechthin Sache des Staates, weil ſie die wichtigſte nationale Sache iſt. Auch hier hat die Gegenwart zum Heile des Vaterlandes an die Beſtrebungen der großen Befreiungsjahre wieder angeknüpft.

Inmitten all' dieſer Erwägungen, Verfügungen, Umgeſtaltungen, inmitten eines Arbeitens, welches in wunderwürdiger Weiſe die Gemüter aufrichtete, die Kräfte ſammelte, die Zukunft vorbereitete, wurde Stein im Herbſte 1808 durch das Ächtungsdekret Napoleons getroffen, welches „den Namens Stein als Anſtifter von Unruhn in Norddeutſchland" für einen Feind Frankreichs erklärte, ſeine Verhaftung befahl und das Sequeſter über ſeine Güter verhängte. Preußen war damals nicht imſtande, den Miniſter vor einer ſo unerhörten Gewaltthat zu ſchützen; er mußte flüchtend ſich nach Böhmen retten und blieb dort in ſicherer Zurückgezogenheit, bis im Jahre 1812 Kaiſer Alexander von Rußland ihn in ſeine perſönliche Nähe nach Petersburg berief. Stein empfing damals kein Amt; er hatte nichts als die Wucht ſeiner Perſönlichkeit, um durch den Kaiſer auf die Welt zu wirken. Und ſo mächtig zeigte ſich auch hier dieſe feſte Mannesnatur, daß er binnen wenigen Monaten eine Stellung gewann, wie ſie vor und nach ihm niemals ein Privatmann beſeſſen hat. Er erlebte es jetzt, wonach ſein Herz gedürſtet, den Krieg der Befreiung: und das Wort, welches vor allen anderen *er* dieſem Kriege zur Loſung gab, es hat fortgetönt durch die Geſchlechter der Menſchen, bis es endlich nach zwei Menſchenaltern zur glorreichen Erfüllung gelangt iſt: *die Einheit Deutſchlands*. Es war für ihn nichts Neues; er, der unabhängige Reichsfreiherr, war deshalb einſt nach Preußen gegangen, nicht aus einer blinden Anhänglichkeit an dieſen Staat, wie er das ſelbſt erklärte, ſondern aus der deutlichen Überzeugung, daß die Zerſtückelung Deutſchland ſchwächte, um Nationalehre und Nationalgefühl brachte, es unfähig machte zu einer ſtaatswirtſchaftlichen Verwaltung und jeden einzelnen Bürger herabwürdigte, indem ſie ihm einen Hauptträger der Sittlichkeit, die Vaterlandsliebe, entzog: den einzigen Weg zur Rettung aus dieſem Elend ſah er dann in der Erhebung der preußiſchen Macht, die einmal feſt geſchloſſen beſtand, politiſche Ordnung und geiſtige Bildung vor ſich hertrug und ſchon damals mit glänzendem Ruhme geſchmückt war. So hatte er, um Deutſchlands willen, in guten und ſchlimmen Tagen ſein Leben an Preußen geknüpft, ſo war, als der deutſche Krieg von 1813 begann, ſein erſter und letzter Gedanke die Stärkung und Erweiterung Preußens, um Deutſchlands willen. Es war ihm vergönnt, die Herſtellung der nationalen Unabhängigkeit und den Sturz der Napoleoniſchen Fremdherrſchaft zu ſchauen und die gegen ihn ergangene Acht auf das Haupt

des französischen Imperators zermalmend zurückzuschleudern. Was aber sein leibliches Auge nicht erblicken sollte, war die positive Neugestaltung des deutschen Vaterlandes nach seinem Sinne, unter Preußens Führung: hier hat er, wie in der innern Verfassungspolitik, den kommenden Zeiten die Wege gewiesen und seinen Namen mit unvertilgbaren Zügen in den Markstein zweier Weltalter eingeschrieben. Und heute, nachdem in einmütigem Zusammenwirken Deutschlands Herrscher und Deutschlands Volk die damals gestellte Aufgabe herrlich gelöst haben, heute geziemt es der deutschen Nation, Steins Denkmal zu enthüllen, in dem reinen Bewußtsein, daß sie der Väter wert geblieben.

So möge denn das Angedenken seines Wirkens bei dem deutschen Volke lebendig sein, als Spiegel der Mannesehre, als Bronn der Vaterlandsliebe, als Sporn zur Arbeit, als Schild gegen Selbstsucht und Sinnengenuß. Unser Reich steht heute, dank der Leitung unseres Kaisers, dank der Kraft seiner Berater, dank den Thaten unseres Heeres, auf der Höhe des Glückes, des Ruhmes, der Macht: kein größerer Gegensatz scheint denkbar, als der zwischen diesem Glanze und dem fast hoffnungslosen Elend von 1807. Aber gerade weil wir glücklich sind, ergeht an uns die gebieterische Mahnung, in doppeltem Maße den Pflichten zu dienen, deren Erfüllung damals das Land aus unsäglichem Jammer empor gehoben hat. Denn es ist ein altes Wort: die Vergeltung lauert auf den Glücklichen. Uns umgiebt der Neid und Haß der Besiegten; in unserer Mitte rühren sich vaterlandslose, staatsfeindliche, nur zu weit herangewachsene Kräfte; an unser eigenes Innere tritt von hundert Punkten die Versuchung heran, auf Lorbeeren und Milliarden gebettet, endlich einmal das glückliche Dasein schwelgend zu genießen. Steigen ist schwer: sich auf der Höhe behaupten, ist schwerer. Mehr als jemals bedürfen wir heute, *weil* wir glücklich sind, der Thatkraft, der Entsagung und der Arbeitsfreudigkeit *dieses* Mannes. Halten wir denn fest an dem edlen Zorne, mit dem er Trägheit und Selbstsucht zurückstieß, an dem feurigen Schwunge der Seele, mit dem er sich und seinem Volke die feste Richtung auf die höchsten sittlichen Güter gab. Er liebte in voller Selbstverleugnung das Vaterland, als es unglücklich und zerschlagen war; uns hat Gott begnadet, die herrliche Erfüllung zu sehn; sollten wir zurückbleiben in Liebe und Opfermut? Uns sind Regierer und Führer gegeben, in welchen der Geist von 1813 fortlebt und die unermeßliche Ernte von 1870 gezeitigt hat. Stände anstatt des Marmorbildes der herrliche Mann jetzt selbst dort oben, längst hätte er meine schwachen Worte unterbrochen: „Wollt ihr thun nach meinem Sinne, so gebet dem Ganzen, gebet dem Haupt die Ehre — ein Hoch dem deutschen Vaterland, ein Hoch dem deutschen Kaiser!“

Gedenkworte,

gesprochen bei der Trauerfeier des Vereins deutscher Studenten zu Leipzig am 2. August 1898

von

Erich Marcks.

Zu Bismarcks Gedächtnis. Von Gustav Schmoller, Max Lenz, Erich Marcks. Leipzig. Duncker & Humblot. 1899.

Überall in unserem Vaterlande wehen die Fahnen auf Halbmast; die Völker der Erde schauen in Freundschaft oder in Feindschaft, alle mit starkem Anteil, auf unsere Trauer hin; der so lange und so oft die Blicke der Welt auf seine Riesengestalt gelenkt hat, er zog sie zum letztenmale auf sich, der Sterbende, der Tote. Uns liegt noch heute — denn gar vielen wird es nicht anders sein als mir — ein dumpfer Druck, wie eine Lähmung, auf Herzen und Hirn. Denn wir haben ihn lieb gehabt, so sehr wie selten ein Mensch geliebt worden ist, und wir haben in ihm gelebt, Jahre und Jahrzehnte hindurch; er hat an der Spitze unserer Welt gestanden, er hat so vielen von uns den persönlichen Mittelpunkt ihres Weltbildes, die lebendigste Kraft ihrer ganzen Lebensanschauung bedeutet. Und wenn er, der Dreiundachtzigjährige, seit langem in Einsamkeit in scheinbarer Ruhe saß, aus dem Bereiche seiner großen Arbeit verbannt — wer fühlt es nicht, daß er ein Wirkender geblieben ist bis zuletzt? Uns hat er gelebt, uns ist er etwas gewesen, unabläßig, so lange sein Atem ging, und uns bleibt er lebendig. So empfinde ich es, und nur so kann ich, aus der Fülle des Herzens heraus, heute reden; aber der Ton, der diese Tage überall durchzittert, sagt es mir, daß Millionen denken und fühlen wie ich. Und immer wieder, wie sie es seit so langem gewohnt gewesen, gehen unsere Gedanken zu ihm hin: sie wandeln die Pfade dieses ungeheuren Lebens von neuem nach; sie tauchen ein in den flutenden Strom dieses Geistes, dieser Persönlichkeit.

Alle die großen Dinge, die unser Volk in diesem Jahrhundert gesehen hat — und niemals hat es größere gesehen als da, — sie schreiten vor uns vorüber; in ihrer Mitte der Mann, der sie gestaltet hat wie kein anderer neben ihm.

Eine glückliche Jugend, kraftvoll, vom Hauche des ländlichen Lebens durchweht und doch mit den Gedanken der bewegten Zeit befruchtet. Genuß und Kämpfe des Daseins, stolze Selbstbehauptung von frühen Tagen an und dann gestrenge Arbeit auf der heimischen Flur; Kämpfe im Innern seiner Seele, bis er inmitten des Zweifelns und Tastens der revolutionären Epoche den festen Grund monarchischer

und religiöser Überzeugung gefunden hat, dessen sein Wesen bedurfte; blitzende Kämpfe im Dienste seines Königs und seines Standes — und dann die Erziehung des Staatsmannes zum Führer seiner Zeit. Er verarbeitet zögernd, widerwillig und dann schöpferisch in sich die Forderungen seiner Nation und fügt sie schließlich in sein Leben und sein Wollen ein. Ein Preuße von ganzer Seele, ergreift er im Sinne seines Staates, vom großen Ehrgeize Friedrichs II. getragen, die Aufgaben der deutschen Welt. Und immer freier, heller, weiter faßt er sie auf; immer höher steigt er selber empor: der widerstrebend sich mit den Kräften seiner Gegenwart durchdrungen hat, nun durchdringt er jene mit seinem persönlichen Selbst: er handelt, er ringt, ein Kämpfer, ein Vernichter, ein Neuerbauer, scharf, leidenschaftlich, in jenem höchsten Streben des Genius, sich selber machtvoll und rücksichtslos durchzusetzen, weil er das Leben und die Zukunft bringen kann. Für oder wider ihn, das wird der Schlachtruf, nach dem sich die Menschen sondern; und in dem gewaltigsten Jahrzehnt unserer neueren Geschichte wird jeder seiner Schritte ein Sieg und jeder seiner Siege eine That der nationalen Erfüllung. Er vollendet die alte Arbeit seines Preußens; er wird zum Deutschen; er wird der Gründer des Deutschen Reichs. Aber die Höhe, die er erreicht hat, der Jubel, der den ehemals Gehaßten umbraust, der Abschluß, den er scheinbar errungen — sie befriedigen ihn nicht. Er geht, mit der Partei zusammen, mit der gemeinsam er gesiegt hat, an den Ausbau des neuen Werkes und führt, mit ihr verbündet, neuen schicksalsvollen Kampf. Allein die liberale Welt ist doch im Grunde die seine nicht; die wirtschaftlichen Gegensätze, die sozialen Nöte, die mit dem Siege des liberalen Prinzips zugleich und aus ihm heraus in die Welt gekommen sind, ergreifen ihn mehr und mehr. Und während ihn der kleinere Streit des Tages zu umstricken und zu lähmen scheint, zieht er sich, in jenen inhaltsschweren Monaten von 1877, in die Einsamkeit seines Landsitzes zurück und stellt die Fragen einer neuen Lebensaufgabe vor sich auf: was ringsum gährt und tobt, er verarbeitet es in machtvoller, seelischer Sammlung. Wiederum wird er der Inbegriff des Lebendigen, des Notwendigen, das sich am neuen Tage durchringen will, und als er in die Welt zurückkehrt, bringt er ein neues System staatlicher nnd nationaler Zusammenfassung mit; er macht die drängenden Wünsche und Klagen, die Ansprüche, die Gedanken zur staatsmännischen That. Und auch sie hat er noch vollbracht: die Wirtschaft seines Landes nach außen hin abgeschlossen und innen hundertfach bereichert; seinem Reiche durch die neuen Zölle erst die finanzielle Selbständigkeit des Daseins gesichert; seinem Staate, seiner Monarchie, seinem Kaisertum eine ganze Welt neuer Pflichten, tieferer Bestrebungen, innerlicherer, sittlicher und

politischer Macht erobert. Von neuem trat ihm der Widerstand der von dieser Flut schöpferischer Pläne Überraschten oder Bedrohten in den Weg; zum zweitenmal wurde er der Führer einer umwälzenden allgemeinen Bewegung; und zum zweitenmal hat er, im wichtigsten, gesiegt. Da wurde die Krone seines Kaisers zum echten Wahrzeichen des aufwärts- und vorwärtsdringenden deutschen Lebens; Wohlstand und Arbeit schlossen sich um ihn zusammen. Die großen Probleme sozialen Kampfes und der sozialen Heilung hat er zuerst, nach seiner Art, aber mit gewaltiger und bahnbrechender Wucht, mitten in die staatliche Wirklichkeit hineingerückt. Und dies sein Deutschland, das er so von neuem einte und beflügelte, blieb, so lange er es regierte, unter den Mächten des Kontinents die erste; er umgab es mit sichernden Wällen eigener Kraft und fremden Beistandes; er wies ihm noch selber, da die Stunde neuer Entwicklungen nahte, die Bahnen aus europäisch-engem Kreise hinaus in die Weiten des Erdballs, die Bahnen über die Meere hinweg, zur Handels- und Seegewalt inmitten der Welt. Unauslöschlich hat er einer neuen Epoche die Spuren seines Wirkens eingeprägt; alles deutsche Dasein hat er damals, ob nun in zähem Widerstreite oder im Jubel hingegebener Begeisterung bis in die Tiefen hinein mit seinem Wesen durchtränkt. Als er ein Siebziger wurde, da stand er erst ganz auf dem Gipfel seiner Kraft und seiner Erfolge, der Gründer und der Neubildner dieses Reiches, ja dieses Volkes; und wenn man es je von einem Menschen sagen konnte: Fürst Bismarck war damals die deutsche Nation.

Wo ist der Sterbliche, von dem man Größeres verkünden dürfte? Von wie wenigen nur hat je das Gleiche oder das Annähernde gegolten; und von wem darf es gelten unter den Genien *unseres* Volkes? Hoch ragt die Macht seiner Thaten und seines Einflusses über den wesensverwandten Freiherrn von Stein hinweg; nur drei sind es, die wir neben ihm nennen dürfen, die gewaltigsten Träger der Lebensalter unserer neuen Geschichte: Goethe, Friedrich II. und Martin Luther. Auch jene drei sind heute noch mit uns und in uns lebendig, jeglichen Tag; ihre Einwirkung ist unermeßlich; hat einer von ihnen so sehr das Ganze seiner Welt ergriffen wie Bismarck? Hat sich, als sie starben, so jeder Kreis des deutschen Lebens, in gutem oder in bösem Willen, mit ihnen auseinandersetzen gemußt wie heute mit ihm? War so die Trauer der Hunderttausende und der Millionen um sie vereint? Am ehesten um den mächtigsten von ihnen, um den, dessen Schicksal es war, daß er unser Volk, indem er es emporriß und auf weite Jahrhunderte hinaus belebte, zugleich mit dem Fluch der inneren Zerspaltung treffen mußte. Als Martin Luther starb, da ging wohl wirklich der Schauer durch alle Gaue und alle Lande hin wie heute,

und die Sage, die seinen Tod umspann, verkündet uns, wie ungeheuer er war. Damals hat Philipp Melanchthon dem toten Freunde zu Wittenberg die Gedächtnisrede gehalten. Er hatte den vollen Eindruck des Weltgeschichtlichen, als er an diesem Sarge sprach: er fügte seinen Verstorbenen der hohen Reihe der Propheten, der göttlichen Werkzeuge und Lehrer ein, die seit dem alten Bunde die Geschichte durchziehn, und damit dem Erhabensten, wovon die Reformationszeit wußte. Er schilderte den Mann, der mit der einen Hand die Kelle und mit der anderen das Schwert geführt habe. Er redete von seinen menschlichen Zügen, der furchtbaren Heftigkeit seines Wesens inmitten einer Zeit, deren Krankheit freilich einen scharfen Arzt gebraucht habe; und neben sie stellte er die Güte und Leutseligkeit, die Freundlichkeit und das Herz ohne Falsch. „Wir sind", so sprach er von Martin Luther, „wie arme Waisen, die einen trefflichen Mann zum Vater gehabt haben und dessen beraubt sind."

Das sind die Klänge, wie sie 1546 die Seelen durchhallten; vernehmen wir sie nicht, als seien sie heute angeschlagen worden? Und gewiß, das geht uns heute wieder durch Ohr und Herz, daß wir die Ähnlichkeit, die zwischen dem Thüringer Bergmannssohn und dem altmärkischen Edelmann besteht, in ihrer ganzen Stärke von neuem empfinden. Wer den einen begreift, der kann und muß, trotz allem, was die Zeitalter zwischen sie gelegt haben, auch den anderen in seiner persönlichen Art verstehen; sie sind aus einem Holze, sie sind beide von deutscher Art. Und das ist das stolze und siegreiche Wort, das unsern Schmerz auch heute laut übertönen darf: daß wir Otto von Bismarck als den Unsern wissen. Denn er war unser! Und wir kennen ihn ganz. Nicht jeden Zug, sicherlich, und lange noch nicht jeden Reichtum und jede Phase seines Daseins: an denen wird die Nachwelt, Geschlecht um Geschlecht, forschen und deuten und immer Neues, Tieferes, Größeres, immer neues Gut, neue Überraschung und Erleuchtung aus ihnen gewinnen: das ist die Erbschaft des Genius an die Geschichte. Und doch ist uns schon heute Bismarck gegenwärtig als ein Ganzes, das wir besitzen und durchdringen. Wer könnte die Macht dieser gewaltigen Züge verkennen? Wir wissen es, und wir denken nicht daran, es zu verhüllen — es wäre so thöricht und klein, wie es nutzlos wäre: wir wissen es, er war ein Mensch der leidenschaftlichen Kraft, einer der Ungeheuren, die das Wirkliche schonungslos meistern und beherrschen, der geborene Kämpfer, wenn es jemals einen gab, verwegen bei aller schneidenden Schärfe und Sicherheit seiner Berechnung, und ein furchtbarer Gegner, der zermalmend zugriff. Er hat zu jenen stärksten unseres Geschlechts gehört, die alles wagen und können, bei denen aus dem innern Flammenkerne der Persönlichkeit immer wieder die glühenden

Kräfte hervorbrechen, ein leuchtendes Wahrzeichen über der Welt, aber nicht gefahrlos für die Kleinheit ihrer Anwohner. Wer dürfte es wagen, die Gestalt dieses Mannes ihrer heroischen Schroffheit zu entkleiden? Wir kennen die Ausbrüche seines Zornes und seiner stolzen Selbstherrlichkeit und lieben ihn darum nicht minder. Denn wir fühlen uns ihm doch tiefinnerlich nahe. Nicht nur, weil er für uns gestritten und gesiegt, weil seine Lebensarbeit unser Dasein tausendfältig erweitert und befruchtet hat; nicht nur, weil bei diesem Großen die Macht seiner persönlichen Antriebe doch stets in unlöslichem Bunde mit den Aufgaben seines Staates, den Bedürfnissen seines Volkes, den lebendigsten Idealen seiner Gegenwart gestanden und ihnen recht eigentlich gedient hat; und weil sein Genius so reich und so umfassend war, daß er zuletzt doch immer in allen sachlichen Entscheidungen die Gewalt seines Temperaments unter die Zucht des staatsmännischen Maßes, eine großartige Selbstbeschränkung und Besonnenheit beugte — sondern zudem und zumal, weil er so deutsch ist bis auf den Grund, weil wir das Miteinander von zorniger Aufrichtigkeit, welche die Schranken des Korrekten verächtlich überspringt, und von zarter und schlichter Treue, wie er es besaß, an unseren besten und größten Deutschen kennen und ganz verstehen; weil diese Natur mit ihrem schöpferischen Willen und ihrer niederwerfenden Kampfeslust ihre Wurzeln so tief in dem Boden des Gesunden und Allgemeinen, in dem Boden unserer Volksart hat, weil alles das Große so echt und schließlich so einfach ist, daß unser Gefühl es nachempfindet, ohne über seine Gegensätze zu erstaunen. Denn wir kennen ihn ja, wie er ging und stand, einig mit dem Lande, das ihn geboren hatte und dessen Früchte er, der Landebelmann, alljährlich großzog und erntete; wie er Freude hatte an allem Einfältigen und Kleinen, an jeder Sprache der heimischen Natur, so daß ein frischer Erdgeruch das ganze hohe Dasein auch des Staatsmannes, des Genius, umwitterte; wie er so ganz in seiner Familie lebte, ein germanischer Mensch, untrennbar von der warmen Behaglichkeit des Hauses, zart, innig und einfach in seiner Liebe, von der er doch bekannte, daß sie mit seinem Glauben zusammen die festeste gestaltende Kraft seines Lebens war. Wir kennen ihn ja, wie er zu den Seinen, zu seiner Gemahlin, zu seiner Schwester gesprochen hat, in Briefen, klar und groß und rein bis auf den Grund, in denen alles absichtslos zu Worte kommt, übermütiger Scherz und erhabener Ernst: die tiefen Saiten seines Seelenlebens schwingen und klingen da so schlicht und so voll; wer diese Briefe liest, der muß ihn lieben. Wir wagen es heute nicht, sein Wesen zusammenzusetzen und nachsinnend zu erläutern; wir wagen es in dieser Stunde nicht, einander die einzelnen Züge der Erscheinung, des Antlitzes zu schildern, die wir nun niemals im körperlichen Leben

wiederſehen ſollen: aber in ihrem geſamten Bilde ſtehen ſie uns doch vor der Seele, ganz hell, ganz lebensvoll; und wir ſehen ihm in die Augen hinein, die das Gewaltigſte waren, was unſere Zeit in einem Menſchenantlitze zu ſchauen hatte, in dieſe Augen, von deren Blicken, wenn ſie ſcharf auf dem andern ruhten, ſich jener durchbohrt, durchdrungen, beherrſcht fühlte — wir ſehen ruhig und ohne Scheu in ſie hinein: ſo löwenhaft ſie ſind, ſie ſind uns tief vertraut; wir fühlen es: er war unſer.

Freilich, er ſelber iſt er — und Gottlob! — geblieben bis zuletzt. Er hat das Alter unſeres größten Dichters erreicht und übertroffen; er hat ſo wenig zu raſten vermocht wie Goethe: er hatte den allmächtigen Drang, zu wirken, ſo lange ihm die Sonne noch ſchiene. Aber gewiß, nicht in dem harmoniſchen Gleichgewicht der Seele, wie es der höchſte Menſch unſeres humaniſtiſchen Zeitalters in ſich ſelber, als Künſtler und Weiſer ausgeſtaltet hatte; denn Bismarck war, ſo tief ſeine Bildung und ſeine Liebe in dem Kreiſe der goethiſchen Kunſt ruhte, wahrlich kein Humaniſt. Der ſtürmiſche Drang ſeiner Perſönlichkeit ſprengte alle Feſſeln des goethiſchen Ideals: er war der Genius der politiſchen Zeit und ſeine Seele war politiſches Handeln. Verſtanden hätte ihn Goethe wohl, den großen Lebensſchaffer, den ewig Ringenden, den ewig Unbefriedigten, der es nicht verwinden konnte, gelähmt und von ſeiner Welt, dem Schaffen und Herrſchen, geſchieden worden zu ſein. Es war ein Irrtum, wenn wir aus den Klängen ſeiner wundervollen Anſprachen vom achtzigſten Geburtstage auch bei Bismarck den Geiſt der ruhigen Betrachtung herauszuhören meinten, den Geiſt goethiſchen Greiſenalters, der die ſtille Welt beruhigt zu ſeinen Füßen ſehe. Das waren Augenblicke, die auch bei Bismarck nicht ſelten ſein mochten, aber ſein Eigenſtes enthielten ſie nicht. Wie erſchütternd klang ſeine Klage, daß ihm ſein Leben in all dem Überſchwange ſeiner Erfolge doch ſo wenig Glück gebracht hätte. Glück war ihm eben nur Kampf, und der Kampf ließ ihn niemals zum Genuſſe dieſes Glückes kommen; ringend gegen ein bitteres Geſchick, proteſtierend gegen alles Feindliche, das er in der Welt ſich gegenüber ſah, weiterſtreitend für ſein Lebenswerk, verteidigend, warnend, anklagend, lehrend — ſo hat er fortgelebt in ſeiner Art des Lebens, bis ihm der Tod den ſtarken Strom ſeiner Gedanken abdämmte. Kein friedliches Greiſentum, vielmehr aufrichtig und ſtolz, herb, kriegeriſch und doch ein unvergängliches Schauſpiel: er blieb ſich treu; in der Raſtloſigkeit, „im Weiterſchreiten fand er Qual und Glück,“ wie Goethes ewiger Held; er, Bismarck, nicht deshalb, weil er gleich Fauſt nur an dies Irdiſche geglaubt und in ihm allein ſich hätte bethätigen wollen, ſondern weil er es nicht laſſen konnte, ſo lange er hier unten weilen müßte, die Kraft anzuwenden, die einmal in ihm war: immerfort

ſtrebend, höher und höher dringend, niemals am Ende, ſolange ſein Herz noch ſchlüge — der Träger und die Verkörperung der höchſten irdiſchen Erlöſung, die der Dichter unſerer Welt dereinſt erſehnt und vorgehalten hatte: im Anfang war die That.

So iſt er gewaltig und ganz er ſelber geweſen, bis in ſeinen letzten Tag. Eine Erſcheinung von perſönlicher Macht, wie das wahrlich nicht arme Jahrhundert ſeit dem erſten Napoleon keine geſehen hat; und Bismarck war unendlich reicher und tiefer als Napoleon. Mehr als ein Menſchenalter hindurch war er der Ausdruck, der Geſtalter ſeiner Zeit, wir haben das Gefühl, daß ſie nicht nur für Deutſchland, daß ſie für Europa das „Zeitalter Bismarcks“ bleiben wird und daß wir die Epoche von 1870 erſt mit ihm begraben. Wir haben das Gefühl und haben es immer gehabt, daß wir hoch begnadigt waren, den Genius ſo leibhaft unter uns, vor unſeren Augen zu haben. Wenn wir je vergangenen Geſchlechtern den Umgang mit den Heroen der Menſchheit, die unter ihnen weilten, beneidet haben — auch dir wird dieſer Neid einſt gelten: das ſagte ſich dankbar jeder, der einmal erſchauernd und erhoben, Angeſicht gegen Angeſicht, vor dieſen erſten unter den lebenden Menſchen treten durfte.

Otto von Bismarck wurzelte in feſtbeſtimmtem Boden, in einer feſtbeſtimmten Epoche; ſeine beſondere Art, ſeine beſonderen Schöpfungen ſind, wie alles Irdiſche und wie ſeine Lebensdauer ſelbſt, zeitlich begrenzt: ſie ſind wandelbar, ſie ſind ſterblich. Wer könnte ſich das verhehlen? Aber noch weniger zweifeln wir heute an dem anderen: ein gutes Stück ſeines Lebens iſt dennoch ewig. Wann hat ein einzelner ein Volk ſo überſchwenglich reich und mit ſo innerlich gefeſteten Gaben beſchenkt? Was er zum Abſchluß brachte, war ja die Entwickelung langer Jahrhunderte; was er aufrichtete, war zugleich das Ergebnis alter und ſtarker allgemeiner Kräfte: die werden es auch künftig tragen helfen, und wir hoffen und vertrauen, daß es, einmal geſchaffen, durch ſich ſelber fortdauern wird; ſein Untergang wäre ja nur denkbar im Untergange unſeres Vaterlandes ſelbſt. Daß aber jene Schöpfung wirklich vollendet ward und wie ſie vollendet ward, das iſt ſein Werk, und tief hat ſich ſein Wille und ſein Weſen in ſie hineingeprägt: ſo lange wirkt auch ſein Eigenſtes in ihrem Gefüge und ihrem Geiſte mitbeſtimmend und unaustilgbar nach. Und mehr als das. Wie könnte die Lehre ſeines Daſeins zu Grunde gehen? Hat er nicht, in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Ernſtes, ſein Volk erzogen, vier Jahrzehnte lang? Hat er ihm nicht die Güter ſeines Staates und ſeiner Einheit ergreifend durch Wort und That an das Herz gelegt? Hat er nicht Zug und Geiſt, Willen und Strenge in unſer aller Leben gepflanzt, den Geiſt der Wirklichkeit, der Treue, der Entſchloſſenheit, der

in ihm selber war? Die höchsten Aufgaben, die unser Staats- und Volksleben heute beschäftigen, hat er zum wichtigsten Teile noch selber gestellt; auch wo man von ihm abgehen gewollt, war er es doch gewesen, der die Probleme zuerst unausweichlich erfaßt hatte; in Liebe und Haß, in Jüngerschaft oder Gegenwehr, überall muß jede Partei, jeder einzelne mit Bismarck abrechnen: und überall fließt auch den Gegnern eine Fülle von dem positiven Wirken des großen Reichsschöpfers in ihre Arbeiten hinein. Den heutigen Tag, der nicht mehr seiner Epoche angehört, beherrscht noch immer er. Wie alle die Großen, die ich mit ihm nannte, so wird er in die ferne Zukunft hineinragen, in stets neuer Bethätigung seiner Antriebe, in stets neuer zwingender Anregung; einer der Genien, die immer wieder aufstehen und mit denen jegliches Geschlecht, mit denen alles Lebendige, lernend und ringend, sich innerlich auseinandersetzt, in jenem ernsten und tiefen Kampfe, bei dem das Wort des Widerstrebenden gilt: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Uns Heutigen ist es leicht, diesen Segen noch ganz unmittelbar zu verspüren. Uns ist er der Mahner und Leiter, der Meister, der Freund, der Vater geblieben, so lange er auf Erden war; in den Erfolgen, die unsere Wehrkraft zur See und unsere nationale Zusammenfassung gegen Osten in diesen letzten Monaten davon trugen, haben Tausende den letzten Sieg des alten Kanzlers erblickt. Wir können angesichts dieser Bahre den Wunsch nur immer im Innersten wiederholen, daß der Hauch seiner Größe, den wir so lange empfunden haben, über unserer Kleinheit lebendig bleibe und weiter wehe, daß seine sittlich-staatliche Erziehung uns stähle für den Kampf des morgenden Tages, den sein Auge nicht mehr schaut; daß in den Prüfungen einer drohenden Zukunft sein Geist des Mutes, der Verantwortung, der Thatkraft, des großen Willens uns weiterführe, auf Bahnen, die eine neue Zeit verändernd zieht und über denen dennoch das Licht der alten Sonne weiterscheinen muß. Wir können nur unsere Seelen öffnen, damit der Eindruck dieses vollendeten Lebens in ihnen fruchtbar werde. Wie oft werden wir uns noch zu erbauen, zu stärken haben an diesem Bilde menschlicher und deutscher Erhabenheit. Er wird uns begleiten —, so wie in diesen ernsten Stunden, in Nähe oder Ferne, jetzt *wir* ihn treulich geleiten bis zur Gruft. Mit allem Reichtum der begreifenden Liebe, der unermeßlichen Dankbarkeit folgen wir dem Toten in diesen Tagen nach; mit aller Wehmut der Trauer, daß er uns nun doch verlassen mußte; mit allem Stolze des Gefühles, daß er zu uns gehört und wir zu ihm; mit aller Gewißheit des Glaubens, daß er unter uns ein Stück menschlicher Ewigkeit war, unverlierbar, unvergänglich, voller Kräfte, die sich weiter und weiter entfalten müssen, lange über unser persönliches Dasein hinaus.

Wir nehmen von dem Gestorbenen Abschied — einen Abschied, bei dem wir dennoch wissen, daß Bismarck der Unsere nun erst recht bleibt und daß sein Besitz, den der Kampf seiner Lebenstage unmittelbar auf die beschränkte, die ihm anhingen, sich nun allmählich immer nur dehnen und dehnen kann: denn er war der Verkörperer des Ganzen unserer Nation, und dem Ganzen muß seine Nachwirkung und muß sein Bild nun zu eigen werden. Wir grüßen ihn in bitterer Traurigkeit und doch auf ein Wiedersehen: ein Wiedersehen inmitten unserer Welt, in der wir ihn treffen sollen, alle Jahre und alle Tage: so lange deutsches Leben und deutsches Wesen bestehen, wandelt er mitten unter uns. Und nur dem, den unser Auge gesehen und unser Ohr gehört hat, dem geliebten Toten, dem sagen wir heute, in den Tiefen unserer Seele erschüttert, unser Fahrewohl.

Nationalität und Humanität.

Vorgetragen 1873.

Eduard Zeller, Vorträge und Abhandlungen. Zweite Sammlung. Leipzig. Reisland.

Unter den Verbindungen, in welche die Natur selbst den Menschen gestellt hat, sind zwei die umfassendsten: die Verbindung des einzelnen mit seinem Volke und seine Verbindung mit der Menschheit. In dem Ganzen der Beziehungen, welche uns mit unseren Volksgenossen verknüpfen, besteht unsere Nationalität; auf dem Gefühl unseres Zusammenhangs mit der Menschheit beruht die Humanität. Diese zwei großen Formen der menschlichen Gesellschaft stehen aber zu einander in einem gewissen Gegensatz, welcher unter Umständen sogar zum Widerstreit fortgeht. Die Nationalität hat den durchgreifendsten Einfluß auf alle realen Lebensverhältnisse; sie bedingt für die meisten, mit der Gleichheit der Sprache, die Möglichkeit des gegenseitigen Verkehrs; auf ihrem Grunde baut sich das Staatsleben auf, welches unser Dasein nach allen Seiten mit seinen Ordnungen umfaßt und durchdringt. Dieser realen Gemeinschaft gegenüber erscheint der Satz von der Zusammengehörigkeit aller Menschen als der Ausdruck eines sittlichen Ideals, nicht eines thatsächlichen Verhältnisses; denn in der Wirklichkeit stehen wir ja nur mit dem kleinsten Teile des Menschengeschlechts in Verbindung, alle anderen dagegen sind uns teils ganz unbekannt, teils haben sie wenigstens auf unseren Zustand so wenig einen Einfluß, als wir auf den ihrigen. Aber doch hängt die Reinheit und Allgemeinheit unseres sittlichen Bewußtseins von der Kräftigkeit ab, mit der jenes

Ideal in uns lebt, und es zeigt sich uns so beides gleich unentbehrlich: während die Stärke und Tüchtigkeit unseres staatlichen Gemeinlebens auf der Kraft des nationalen Geistes und Gefühls ruht, ist doch alle höhere Bildung dadurch bedingt, daß wir uns zur Idee der Menschheit erheben und uns durch sie von den Schranken der Nationalität befreien lassen. Wie läßt sich nun aber dieses beides vereinigen? Je kräftiger sich unser Nationalgefühl entwickelt, um so ausschließlicher, scheint es, wird auch unser Interesse sich auf unser Volk beschränken, um so weniger werden wir andere unbefangen zu würdigen, ihre Eigentümlichkeit und ihre Rechte zu achten geneigt sein, um so mehr stehen wir in Gefahr, aus Vorliebe für das eigene Volk die Pflichten der Humanität und der Gerechtigkeit gegen andere zu verletzen. Je bereitwilliger wir andererseits fremde Vorzüge und Leistungen anerkennen, das Gute und Schöne, wo wir es auch finden mögen, uns aneignen, von jedem, der uns belehren kann, woher er sei, lernen, um so leichter kann es uns begegnen, daß wir im Vergleich mit dem blendenden Ausländischen den Wert des Einheimischen verkennen, mit der fremden Eigentümlichkeit auch fremde Anmaßungen in Kauf nehmen, aus idealer Begeisterung für die Menschheit die realen Interessen unseres Volkes vernachlässigen. Es scheint so zwischen den Anforderungen der Nationalität und denen der Humanität ein natürlicher und unvermeidlicher Widerstreit stattzufinden, und es fragt sich, ob wir überhaupt und auf welchem Wege wir Aussicht haben, diesen Streit zu versöhnen und beiden Seiten gleich sehr gerecht zu werden.

Diese Frage ist uns Deutschen ganz besonders nahe gelegt. Wir haben die Zeit noch in frischer Erinnerung, wo man uns nicht ohne Grund den Vorwurf machen konnte, daß es keinem anderen großen Kulturvolke jemals in dem Grade, wie dem unsrigen, an einem kräftigen und gesunden Nationalgefühl gefehlt habe. Während unsere Dichtkunst ihre höchste Blüte erreichte, während unsere Denker alle Tiefen und Höhen durchforschten, während die ganze Richtung unseres geistigen Lebens darauf ausging, alle Kräfte des menschlichen Wesens frei und harmonisch zu entwickeln, die Vorurteile, welche den Menschen vom Menschen trennen, zu zerstreuen, Bildung und Humanität in immer weitere Kreise zu tragen — während dieser glänzenden Kulturperiode war das politische Leben unseres Volkes in tiefem Verfalle begriffen, der altehrwürdige Bau seines nationalen Gemeinwesens, längst unterwühlt und aus den Fugen gewichen, stürzte zusammen, und über der idealen Weitherzigkeit des Kosmopoliten war der Sinn für politisches Leben und politische Pflichten selbst geistigen Heroen wie Goethe, selbst Charakteren wie Lessing und Schiller, diesen Deutschesten unter den Deutschen, in einem Grade verloren gegangen, den wir heutzutage nur

mit Mühe begreifen. Jetzt allerdings hat sich dies geändert. Es ist unserem Volke unter ruhmvoller Führung geglückt, sich in frischer Kraft zu erheben; durch ausdauernde politische Arbeit, durch Kriegsthaten, welche den größten aller Zeiten zur Seite treten, sind seine getrennten und ihm teilweise fremd gewordenen Glieder zu einem großen und starken, einem jugendlich aufstrebenden zukunftsvollen Staate gesammelt worden; und so muß denn freilich die alte Klage, daß es den Deutschen an Nationalgefühl und politischem Sinn fehle, vor den glänzenden Leistungen und Erfolgen unserer Tage verstummen. Nur um so mehr regt sich aber die Besorgnis, welche auch da und dort schon zum Wort gekommen ist, gerade durch die Großartigkeit dessen, was ihm gelungen ist, könnte unser Volk sich zur Selbstüberschätzung und Selbstüberhebung verleiten lassen, die Wucht der neuen Aufgaben, die sich ihm aufdrängen, könnte den Sinn für Behauptung seiner alten Vorzüge abstumpfen, die Arbeit für den Staat könnte ihm das höhere Ziel, für die Menschheit zu arbeiten, aus den Augen rücken; indem es politischer Größe nachjage und ein politisches Volk werden wolle, könnte es dessen vergessen, was bisher sein Stolz war, seiner Bildung, seiner Idealität, seiner kosmopolitischen Humanität.

Haben wir Grund zu dieser Besorgnis, und liegt überhaupt das Interesse der Nationalität im Streite mit dem der Humanität? oder läßt sich jenes in einer Weise auffassen und verfolgen, die auch dieses nicht beeinträchtigt, sondern fördert? Und wie verhält sich in dieser Beziehung die nationale Eigentümlichkeit *unseres* Volkes?

Um die erste von diesen Fragen zu beantworten, muß man sich vor allem darüber Rechenschaft ablegen, was eigentlich unter der Nationalität zu verstehen ist, und worauf ihre Bedeutung beruht. Diese Frage ist nämlich gar nicht so einfach, wie es vielleicht beim ersten Anblick scheinen könnte. Zunächst weist uns der Name der Nationalität auf die Gemeinsamkeit der Abstammung. Allein wenn wir ihr Wesen und ihre Bedeutung darin suchen wollten, so entstände fürs erste noch immer die Frage, *warum* denn die Stammesgenossen sich näher stehen und sich leichter und fester zu *einem* Gemeinwesen verschmelzen, als solche, die verschiedenen Stämmen angehören. Diese Auffassung läßt sich aber auch auf die neueren Völker gar nicht unbedingt anwenden. Denn wenn auch die meisten Staaten ursprünglich aus der Stammgenossenschaft hervorgingen, und wenn das Altertum in der Regel die Fremden vom Staatsbürgerrecht ausschloß und dadurch an jener Grundlage strenger festhielt, so giebt es dagegen unter den neueren Staaten kaum den einen und anderen, und unter den größeren von ihnen nicht einen einzigen, in dem nicht den ursprünglichen Einwohnern sehr viel fremdes Blut beigemischt wäre. Selbst

Deutschland hat gar keine so ungemischte Bevölkerung, wie man dies früher nicht selten behauptet hat. Über seine Westgrenze sind gallische und romanische Einwanderer in großer Zahl eingedrungen; im Norden und Osten hat es Millionen von Bürgern slavischer Abkunft; ein kleinerer, aber einflußreicher Bruchteil seiner Bevölkerung besteht aus versprengten Teilen eines orientalischen Volkes. Noch gemischter ist die Bevölkerung von England, von Frankreich, von Italien, von Spanien, von Nordamerika. Und doch wird man deshalb keinem von diesen Völkern seine bestimmte und eigentümliche Nationalität absprechen wollen. Andererseits stehen beispielsweise die Angelsachsen in England und Amerika, was die Abstammung betrifft, den deutschen Bewohnern der Nordseeküste näher, als diese den Baiern oder Schwaben, die Bewohner von Wales und dem schottischen Hochland den Bretagnern näher, als den Engländern, während es sich doch mit der Nationalität und dem Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit umgekehrt verhält. So unleugbar daher auch die Gemeinsamkeit der Abstammung die ursprüngliche Grundlage der Nationalität bildet, so ist sie doch weder die einzige, noch ihre unerläßliche Bedingung; es machen sich vielmehr neben jener im Verlauf der geschichtlichen Entwickelung noch andere Momente geltend, und diese können ihr gegenüber ein solches Übergewicht erlangen, daß die Bedeutung der Abstammung dagegen verschwindet. Ein Volk kann Massen von Ausländern in sich aufnehmen, ohne dadurch in seiner Nationalität eine erhebliche Veränderung zu erfahren, wenn diese der fremden entschieden überlegen ist, oder wenn der Eintritt der ausländischen Elemente so allmählich erfolgt, daß die einheimische Bevölkerung Zeit hat, sie vollständig zu assimilieren, ehe sie zahlreich genug geworden sind, um eine selbständige gesellschaftliche Gruppe zu bilden; und Personen aus fremdem Stamme können in den Charakter des Volkes, dem sie jetzt angehören, so vollständig eingetreten sein, daß trotz ihrer Abkunft über ihre Nationalität nicht der mindeste Zweifel obwalten kann. So waren z. B. Kants Vorfahren aus Schottland in Preußen eingewandert, und Leibniz scheint aus wendischem Geblüt entsprossen zu sein; aber deshalb waren doch diese beiden großen Philosophen gute Deutsche, und wir sind vollkommen berechtigt, sie, wie so viele, die aus fremden Ländern abstammen, die aber Deutschland ihre Bildung verdanken und ihm ihre Kräfte gewidmet haben, in jeder Beziehung zu den unseren zu zählen.

Andererseits darf man aber doch die Nationalität auch nicht mit dem Bürgerrecht in einem politischen Gemeinwesen, mit der Staatsangehörigkeit verwechseln. Es können vielmehr verschiedene Nationalitäten in einem und demselben Staate vereinigt sein, wie dies heutzutage in geringerem Grade fast überall, am auffallendsten in Österreich, in der Schweiz, in Großbritannien und Nordamerika der Fall ist; und wenn

hierbei allerdings nicht selten der Einheit des Staates durch das Auseinanderstreben der Nationalitäten eine ernstliche Gefahr droht, so fehlt es doch nicht an Beispielen von Staaten, in denen die Gemeinsamkeit der Interessen und der politische Gemeingeist die nationalen Gegensätze überwiegt, und ein friedliches Zusammensein und bereitwilliges Zusammenwirken der verschiedenen Nationalitäten herbeiführt.

Ist es aber weder die gemeinsame Abstammung als solche, noch die politische Verbindung der einzelnen, was über ihre Nationalität entscheidet, so werden wir das Wesen der letzteren nur in etwas suchen können, was aus der gemeinsamen Abstammung zwar in der Regel als eine Folge derselben hervorgeht und der staatlichen Gemeinschaft ursprünglich als ihre Grundlage voranging, was aber an sich selbst von dieser wie von jener verschieden ist; und dies ist die *Gleichartigkeit der Gefühls- und Denkweise*, die Einheit des Geistes und Charakters, welche die Glieder eines Volkes innerlich mit einander verbindet. Zur Bildung und Erhaltung dieses Volkscharakters wirken mancherlei Momente zusammen; ähnlich wie auch die Gleichartigkeit des Charakters in einer Familie neben der Blutsverwandtschaft noch von vielen anderen Ursachen abhängt. Seine erste Grundlage haben wir allerdings in der gemeinsamen Abstammung zu suchen, sofern diese immer eine gewisse Verwandtschaft der geistigen wie der körperlichen Organisation, der Anlagen und Neigungen erzeugt. Dazu tritt dann aber alles das hinzu, was sich im Laufe der Zeit von gemeinsamer Bildung entwickelt. Wenn die Stammesgenossen miteinander in räumlicher und politischer Verbindung geblieben sind, wenn sie längere Zeit hindurch die gleichen Schicksale erfahren, dieselbe Geschichte gehabt haben, wenn sich ihr Leben unter denselben Bedingungen und Einflüssen gestaltet hat, so bildet sich allmählich ein Vorrat von gemeinsamen Erinnerungen, Überlieferungen und Vorstellungen, aus dem alle sich nähren, eine Gleichheit der Sitten, der Gebräuche, der Lebensweise, der Neigungen und Abneigungen, der Tugenden und der Fehler, mit *einem* Wort, ein *Nationalcharakter* aus, und dieser ist es, auf welchem die nationale Einheit in letzter Beziehung beruht, und wonach sich die Nationalität der einzelnen richtet. Man nimmt eine fremde Nationalität an, wenn man die Denkart und den Charakter des fremden Volkes sich aneignet; man verliert seine eigene Nationalität, wenn man die Denkweise des eigenen Volkes verläßt und verleugnet; man bleibt seiner Nationalität treu, wenn man der Sitte, der Gemütsart, der Geistesrichtung seines Volkes treu bleibt. Hierfür ist nun eines vor allem von der höchsten Wichtigkeit: die *Sprache*. Denn sie ist nicht allein das Hauptmittel aller Mitteilung unter den Menschen, sondern auch für jeden einzelnen ist die Gestalt und Bestimmtheit seines

Vorstellens mit dem sprachlichen Ausdruck untrennbar verwachsen: wir fassen in jedem Wort und jeder Wortverbindung eine bestimmte Reihe von Empfindungen, Anschauungen und Begriffen zusammen, welche sich uns mit andern Worten und Wortverbindungen nicht in derselben Weise verknüpfen. Die Muttersprache dient uns daher mit Recht als das natürliche Merkmal zur Unterscheidung des Volksgenossen von dem Fremden: wo wir ihren Laut hören, da wissen wir nicht bloß, daß uns die äußere Möglichkeit der Verständigung gegeben ist, sondern wir wissen auch, daß uns der Weg zum innerlichen Verständnis geebnet ist, daß unsere Gefühle und Gedanken einen natürlichen Widerhall finden werden. Für die große Mehrzahl der Menschen ist der Verkehr mit anderen Menschen überhaupt durch diese Gemeinsamkeit der Muttersprache bedingt; sie ist es, an die fast für alle jeder Unterricht und jede erziehende Einwirkung, jede Überlieferung dessen geknüpft ist, was uns die Vorzeit von geistigem Erwerb hinterlassen hat; sie bestimmt aber unser Wesen und unsere Bildung auch noch viel unmittelbarer, denn mit jedem Worte, welches das Kind nachsprechen, mit jedem Satze, den es verstehen lernt, geht etwas von der Art seines Volkes in sein Gemüt, in seinen an der Sprache sich entwickelnden Geist über, und es ist deshalb so verfehlt, wenn man meint, eine fremde Sprache eigne sich ebenso gut für den Unterricht und die Erziehung, wie die eigene, oder es lassen sich einem Kinde ohne Schaden für seine geistige und seine Charakterentwickelung von Anfang an mehrere Sprachen als Muttersprachen beibringen. Die Sprache eines Volkes ist mehr als alles andere der Träger seiner Nationalität; sie ist dies aber nur deshalb, weil es bei der Nationalität an erster Stelle auf die Denk- und Gefühlsweise, auf den geistigen Typus des Volkes, auf die Abstammung dagegen und auf die Staatsangehörigkeit nur so weit ankommt, als diese den Volksgeist und den Volkscharakter mitbestimmen.

Ist es aber dieses, worin das innerste Wesen der Nationalität liegt, so wird die Frage, die uns hier beschäftigt, die Frage nach dem Verhältnis der Nationalität und der Humanität, bedeutend vereinfacht. Das nationale Interesse kann dem humanen nur dann widersprechen, wenn die Bildung und Entwickelung eines Volkes eine einseitige Richtung genommen hat, wenn es sich Ziele setzt, die mit dem Recht und der Wohlfahrt anderer Völker sich nicht vertragen, wenn es sich in eitler Selbstüberschätzung über sie erhebt, oder in hochmütiger Selbstsucht ihre berechtigten Ansprüche mißachtet. Je gründlicher dagegen und je universeller der Geist eines Volkes ist, je mehr sein Leben auf dem sittlichen Grunde des Wahrheits- und Rechtsgefühls ruht, um so weniger wird es versucht sein, um seines Vorteils willen die Pflichten der Humanität zu verletzen, um so weniger hat es zu befürchten, daß

die tiefste und begeisterungsvollste Hingabe an die idealen Aufgaben allgemein menschlicher Bildung dem Verständnis seiner nationalen Bedürfnisse und der opferwilligen vaterländischen Gesinnung Eintrag thun. Das eine widerstreitet ja dem andern an sich selbst nicht; nur die Beschränktheit und die Selbstsucht der Menschen ist es, welche den Schein dieses Widerstreits erzeugt. Wie in dem einzelnen die Behauptung des eigenen Rechtes und die Achtung des fremden, das Gefühl des persönlichen Wertes und die Bescheidenheit, welche anderen ihren Wert läßt, sich vollkommen mit einander vertragen, ja im sittlichen Sinne sich gegenseitig voraussetzen, so verhält es sich auch mit den Völkern. Der einzelne hat nur dann einen richtigen Begriff von seinem Wert und seiner Bedeutung, wenn er sich als einen Teil des Ganzen betrachtet, dem im Leben dieses Ganzen eine bestimmte Aufgabe geworden, ein bestimmter Platz eingeräumt, eine bestimmte Pflicht auferlegt ist; wenn er aber eben deshalb auch allen anderen den Raum läßt, dessen sie nach ihrer Stellung im Weltganzen bedürfen, auch an ihnen das anerkennt, was sie nach ihrer Eigentümlichkeit sind und leisten. Ebenso wird ein Volk sich selbst nur dann richtig beurteilen, und es wird nur dann richtig und seinem wahren und bleibenden Vorteil gemäß handeln, wenn es sich zwar aller seiner Vorzüge bewußt ist, alle seine Rechte und berechtigten Interessen mit starker Hand wahrt, wenn es aber zugleich auch die Rechte aller anderen Völker zu achten, ihre Vorzüge anzuerkennen bereit ist; wenn es sich selbst nur als Teil der Menschheit betrachtet und seinen höchsten Ruhm darin sucht, in seinem Gemeinleben die Aufgaben, welche aus der Natur der Menschen und der menschlichen Gesellschaft hervorgehen, möglichst vollkommen zu lösen, das Wesen der menschlichen Gattung möglichst rein und allseitig in seiner individuellen Gestalt auszuprägen. Die Fragen der Macht und des Vorteils, die Vorurteile und der Ehrgeiz entzweien die Völker; was sie einigt, ist die Sittlichkeit, die Kunst, die Wissenschaft, die Bildung. Auf diesem Gebiet können alle Kräfte sich entwickeln, ohne feindlich zusammenzustoßen; hier liegen für alle gemeinsame Ziele, und es ist doch zugleich in ihrer Auffassung und Verfolgung jeder Eigentümlichkeit, der Völker wie der Individuen, der freieste Spielraum gelassen. Je lebendiger ein Volk von dem Werte der Bildung durchdrungen ist, je höher es die geistigen und sittlichen Interessen stellt, je ernster, hingebender und selbstloser es sie verfolgt, um so harmonischer wird sich sein nationales Leben dem der Menschheit einfügen, um so vollständiger wird in demselben der Gegensatz der Nationalität und der Humanität gelöst sein.

Unter allen neueren Völkern ist nun wohl keines, dem die Erfüllung dieser Forderung durch seine natürliche Begabung wie durch seine bisherige Entwickelung in höherem Maß erleichtert wird als dem

unseren. In der deutschen Art lag es ja von jeher, sich mehr nach innen als nach außen zu wenden, sich mit den sittlichen, religiösen, philosophischen Fragen lebhafter und anhaltender zu beschäftigen, als mit den Dingen, welche den meisten für die Macht und den Wohlstand der Völker die wichtigsten zu sein scheinen. Das deutsche Volk hat sich diesem Zuge seiner Natur Jahrhunderte lang einseitig überlassen, und es hat deshalb die Erfolge, die es im Gebiete des geistigen Lebens errang, mit langer Vernachlässigung und schwerer Schädigung seiner materiellen Interessen erkauft. Als andere Völker sich zu starken Nationalstaaten zusammenfaßten, ging von Deutschland der epochemachende Anstoß zur Befreiung und Umgestaltung des religiösen Bewußtseins aus; aber seiner politischen Einheit wurden durch den Streit der Konfessionen unheilbare Wunden geschlagen. Als unsere Nachbarn jenseits der Vogesen ihr Staatswesen unter krampfhaften Zuckungen erneuerten, feierten wir das goldene Zeitalter unserer Poesie und unserer Philosophie; aber unser Vaterland lag blutend und zerrissen zu den Füßen des fremden Eroberers. Während andere durch Handel und Industrie zu hohem Wohlstand gelangten, blieb Deutschland in seiner wirtschaftlichen Entwickelung um ebensoviel zurück, als es in der Wissenschaft und Litteratur seinen Nebenbuhlern vorauseilte. Wenn Engländer und Franzosen in stolzem Nationalgefühl andere Völker nicht selten verletzten und hochmütig auf sie herabsahen, waren die Deutschen zwar immer geneigt, das Fremde anzuerkennen und sich anzueignen, aber sie ließen sich auch nur zu oft verleiten, das Einheimische zu verachten und zu verleugnen, der nationalen Selbstüberhebung Selbstwegwerfung entgegenzubringen. In unseren Tagen hat sich dieses geändert; das heutige Deutschland darf sich in seinem wirtschaftlichen wie in seinem politischen Leben, in seinen kriegerischen so gut wie in seinen wissenschaftlichen Leistungen jedem andern in freudigem Selbstgefühl zur Seite stellen; es war unserem glücklichen Geschlechte beschieden, die Höhe zu erklimmen, zu welcher die Arbeit unserer Väter und Vorväter den Weg gebahnt hat. Aber nicht dazu ist die Versäumnis von Jahrhunderten gut gemacht worden, daß nun eine Vernachlässigung dessen beginne, was bisher unser Ruhm war; nicht das soll die Pflege der materiellen Interessen, nicht das dürfen unsere politischen und militärischen Erfolge bedeuten, daß die idealen Güter in unseren Augen an ihrem Wert verlieren. Wir mögen gehobenen Herzens unter den Völkern die Stelle wieder einnehmen, die uns gebührt, aber wir werden zu diesem Stolze nur dann ein Recht haben, wenn wir unserer deutschen Art treu bleiben, den Wert alles Äußeren nach dem zu beurteilen, was es für unser geistiges Leben leistet. Wir können nicht froh und dankbar genug sein, daß unser Volkstum nun endlich in einem nationalen

Staatswesen Fleisch und Blut gewonnen hat; wir sollen diesem Staatswesen keinen Dienst verweigern, zu dem wir die Kraft haben; aber wir dürfen nie vergessen, daß unser Volk selbst nur ein dienendes Glied eines größeren Ganzen ist, und daß auch sein Wert von der Geschichte nur nach dem beurteilt werden wird, was es der Menschheit leistet. Das Interesse der Nationalität lag nur zu oft mit dem der Humanität im Streite; man hat nur zu oft geglaubt, was an sich selbst Unrecht ist, könne zum Recht werden, wenn man es für sein Volk thut; man hat nur zu häufig die nationale Macht und Größe als einen letzten Zweck behandelt, dem alle anderen weichen müssen. Unsere Zeit und unser Volk hat die Aufgabe, mit anderen Vorurteilen auch von diesem sich freizuhalten; und das Mittel dazu ist die Einsicht, daß die Pflichten gegen das eigene Volk und die Pflichten gegen die Menschheit nicht von einander zu trennen sind, daß die höchste Vollendung und die wertvollste Frucht eines tüchtigen Volkslebens die Humanität ist.

Zur Litteratur.

Indem der Dichter die Sprache fortbildet und auf neue, treffende Weise äußerlich durch die Sprache fixiert, was ohne diese Hilfe nur als dunkle Ahnung, unbestimmte Regung, auf- und abschwankende Stimmung sich in der Brust des Menschen kundgiebt, wird er zugleich für die Nation, der er angehört, zum Fortbildner ihres Gemütslebens.

Th. Waitz, Allgemeine Pädagogik.

Goethe in Italien.

(1861.)

Herman Grimm, Fünfzehn Essays. Erste Folge. Gütersloh. Bertelsmann.

Kein Volk vermag mit solcher Genugthuung auf die Geschichte seiner geistigen Thätigkeit zurückzublicken als wir Deutschen.

Keine andere von den modernen Nationen hat Männer hervorgebracht, in deren innerstes Dasein sie sich mit solcher Liebe versenken könnte, als wir in das Luthers, Lessings, Goethes und Schillers, — und anderer, die, wenn auch nicht gleichbegabt, so doch gleichberechtigt neben ihnen stehen.

Darin aber liegt die Eigentümlichkeit der Männer, welche Deutschland verherrlichen, daß sie nach allen Richtungen ihres Wesens hin dem Volke in edelster Weise völlig einverleibt erscheinen. Nicht durch diese oder jene Gaben des Geistes haben sie ihrem Vaterlande Nutzen und Ehre gebracht, sondern durch ihre ganze Existenz, alles in einem, erhebend und veredelnd eingewirkt.

Deutschland steht durch den Besitz solcher Männer einzig da unter den neueren Völkern, in deren Reihe es die erste Stelle einnimmt.

Luther war der älteste unter ihnen. Vor dem 16. Jahrhundert, mit dessen Anfängen Luthers Wirken beginnt, waren die Deutschen einer andern Nation untergeordnet. Unsere Bildung stützte sich auf fremde Arbeit. Ein anderes Land trug damals den Preis davon: Italien.

Aber auch dies nicht durch seine eigne Kraft allein. Sondern wiederaufnehmend die Gedanken der alten Griechen, die nun seit Jahrtausenden schon die reinste Quelle geistiger Kultur sind, stieg die italienische Nation über die andern empor und unterwarf sie ihrem Einflusse. Am meisten lernten die Deutschen von ihr. Griechen, Italiener und Deutsche sind die einander ablösenden Träger des Vorrechtes, die edelsten Güter des Menschengeschlechts zu bewahren und zu vermehren. Diese drei Länder bleiben unzertrennlich und können nicht eins ohne das andere gedacht werden, wenn im höchsten Sinne von der Geschichte des Menschengeschlechtes die Rede ist.

Es war eine gewaltige Bewegung, als sich das Italien des 15. Jahrhunderts auf die Hinterlassenschaft der antiken Völker warf und Deutschland ihm in diesem Bestreben nachfolgte.

Eine neue Kunst, eine neue Gelehrsamkeit, eine erneute Religion waren die Früchte dieser Anstrengung. Es schien, als sollte damals schon der Gewinnst für alle folgenden Zeiten gezogen und sichergestellt sein; aber noch einmal dennoch ging fast alles wieder verloren. Ein Zufall, könnte man sagen (wenn bei so ungeheuren Ereignissen dieses Wort erlaubt wäre), brachte gerade in den Zeiten, in denen die Dinge sich am schönsten zu entwickeln schienen, die Throne von mehr als halb Europa in eine einzige Hand zusammen. Ein wunderliches Glücksspiel war es, durch das bei so viel sich kreuzenden Heiraten und Todesfällen der einzige Karl der Fünfte zurückblieb, dem alle Einsätze zufielen. Und indem die Familie dieses Mannes, die keine nationale Dynastie sein konnte, weil zu verschiedenartige Nationen ihr gehorchen sollten, mit der größten Anstrengung zwei Jahrhunderte lang jede nationale Bestrebung in ihren Landen zu unterdrücken und das protestantische nördliche Deutschland zumeist in seiner freien Entfaltung niederzuhalten bestimmt war, brachte sie es endlich doch nur dahin, daß sie selbst samt ihren Völkern langsam zu Grunde ging, während Frankreich, der alte Feind der Habsburger, politisch und litterarisch allmächtigen Einfluß gewann. Erst nachdem auch dieser überwunden und abgethan war, trat Deutschland wieder auf. Sich zurückwendend zu den antiken Völkern und den Italienern der vergangenen Jahrhunderte, hob es sich zu frischer Blüte empor. Soll diese neueste Arbeit, die bei uns geschah, mit dem Namen eines einzigen Mannes symbolisch umfassend bezeichnet werden, so sagen wir Goethe, und wollen wir den entscheidenden Moment seines Lebens nennen, in dem er für die große Mission gleichsam die letzte Weihe erhielt, so sagen wir Goethes Reise nach Italien.

Auch die Blüte des französischen Geistes entstand aus der Aneignung der italienischen Kultur und aus dem Studium der antiken Muster. — Die bildenden Künste wurden in Frankreich nicht weiter gebracht, die Litteratur jedoch auf eine hohe Stufe erhoben. Und selbst dann noch blieb diesen Bestrebungen ihr eigentümliches Wachstum, als auch in Frankreich die bürgerliche Unabhängigkeit in Politik und Religion der ärgsten Unterdrückung anheim fiel. Der Aplomb und dennoch die Leichtigkeit, mit der die Franzosen die Dinge angriffen, die elegante Deutlichkeit der Sprache, die für die feinsten Nüancen des Gedankens immer neue Wort- und Satzkombinationen bereit hatte, bewirkten im Reiche der Schriftstellerei eine Umwälzung, wie etwa die Einführung der Artillerie in der Kriegführung. Es er-

schien die französische Sprache das einzige Mittel, sich dem gebildeten Publikum in Europa verständlich zu machen. In keinem Lande aber unterwarf man sich dem fremden Elemente williger als bei uns in Deutschland.

Dieser Einfluß durchdrang das geistige Leben der Epoche, in die Goethes erste Entwicklung fällt, beinahe ausschließlich.

Die ersten Theatereindrücke empfing er als Knabe durch französische Schauspieler. Die Mitschuldigen, seine früheste dramatische Arbeit, entsprang, Form und Gedanken nach, der französischen Komödie. Werther ist ein Echo der neuen Heloise Rousseaus, Clavigo entspricht durchaus den Stücken Beaumarchais', und Götz von Berlichingen sogar hat ebensoviel dem Einflusse der französischen Litteratur, als in anderer Beziehung Shakespeare zu danken. Denn wie im 17. Jahrhundert die steife, gezierte Sprache von Frankreich gekommen war, so ging in der Mitte des 18. das Drängen nach ungeschminkter Natürlichkeit zuerst wiederum von Paris aus. Lessing ward davon ergriffen; er führte Diderot in Deutschland ein, den ersten Vertreter dieser neuen Richtung. Goethe gab sich ihrem Einflusse willig hin. Es lag das in der Luft der damaligen Zeiten und schien durchaus verträglich mit der strengsten Vorliebe für die eigene Nationalität. In Goethes und Schillers Schriften finden wir bis weit in das 19. Jahrhundert hinein durchgängig mehr französische Fremdwörter angewandt, als man heute irgend einem deutschen Schriftsteller gestatten möchte.

Goethes Fortgehen aus Frankfurt nach Weimar änderte nichts in dieser unbewußten Abhängigkeit. Er trat jetzt Wieland näher, dessen gesamte litterarische Thätigkeit nach Pariser Vorbildern zugeschnitten war. Der Herzog schwärmte für die klassische Tragödie nach dem Muster Corneilles und Racines. Voltaire und Rousseau standen als die großen litterarischen Gestirne da, gegen deren weitverstreute Strahlen die deutschen Schriftsteller geringe Lichter waren, und in Berlin hielt Friedrich der Große streng die alte Ansicht von der Unbrauchbarkeit der deutschen Sprache aufrecht.

Goethe hat niemals gegen diese Richtung Opposition gemacht. Im Gegenteil, er gab sich, wie alle gebildeten Deutschen seiner Zeit, Mühe, die fremde Sprache flüssig zu gebrauchen. Wie Lessing, der doch gewiß kein Franzosenfreund war und dennoch zuerst seinen Laokoon französisch zu schreiben sogar schon begonnen hatte, hätte Goethe unter Umständen vielleicht ähnlich verfahren können. Auch die Liebe zu Shakespeare und zu den deutschen Volksliedern bildete keinen Gegensatz gegen das, was aus Frankreich kam. Und endlich, es lag nicht in Goethes Natur, sich irgend einer Strömung scharf entgegenzustellen. Mehr instinktmäßig suchte er gelegentlich für das zu wirken, was er als gut erkannte. Seine eigentümliche Art, unbewußt zu handeln (er

nennt dies Wesen seine Dumpfheit), zog ihn auf dunkelen Wegen zur Wahrheit hin. Immer unerträglicher wurde ihm der allgemeine geistige Zustand in Deutschland, seine Arbeiten blieben unvollendet, eine Lücke fühlte er in seinem Geiste, die er auszufüllen sich sehnte, abschütteln wollte er einmal alles Fremdartige, das ihn bedrückte, er wußte selbst kaum, wie er es nennen sollte; und eine immer stärker werdende Sehnsucht zog ihn nach Italien, als wäre dort zu finden, was ihm fehlte, dort in dem Lande, das ihm seit seinen Kinderjahren als eine entzückende Ferne vor Augen stand.

Im elterlichen Hause hingen Kupferstiche in Piranesis Art an den Wänden, die den ernst großartigen Charakter der römischen Bauwerke, wie sie teils in Ruinen liegen oder noch erhalten dastehen mitten in bewegten Straßen, so kraftvoll zur Anschauung bringen.

Der Vater hatte in jungen Jahren selbst Italien bereist und las in guten Stunden aus den dort geführten Tagebüchern vor. Italienische Familien waren ansässig in Frankfurt und unterhielten leisen Zusammenhang mit dem Vaterlande. Einige von Goethes Gedichten, geschrieben lange bevor er die Reise unternahm, sprechen seine Sehnsucht mit lockender Gewalt aus und zeigen eine vorahnende Anschauung der italienischen Natur, daß man meint, er müsse die Dinge mit Augen gesehen haben, um sie so leibhaftig zu schildern.

Was ihn von Jahr zu Jahr abhielt, diesem Verlangen nachzugeben, war wirkliche, ihn an die Scholle fesselnde Thätigkeit. Zeitlebens sah sich Goethe meistens in so hohem Maße von Menschen und Verhältnissen festgehalten, daß er selten aus einem Zustand seines äußeren Lebens in den andern überging, ohne sich mit Gewalt loszureißen. Diese Bande wurden mächtiger, je tiefer er in das Leben hineinkam, und in Weimar endlich nahmen Amtsgeschäfte der kompliziertesten Art, verbunden mit den Ansprüchen eines nach Unterhaltung begierigen Hofes, wie mit denen der herzoglichen Freundschaft ihn so sehr in Anspruch, daß an kein Loskommen mehr zu denken schien. Fortschreitend von Erlebnis zu Erlebnis, eingetreten in eine höhere Schichte der Gesellschaft (was damals viel bedeuten wollte), beglückt durch die Liebe zu einer schönen und geistreichen Frau, angesehen als einflußreichster Mann im Lande, unabhängig zugleich durch eigenes Vermögen, daß er jeden Augenblick sich hätte auf sich selbst zurückziehen können, war es zuerst ein fürstliches Dasein in Weimar, das er führte und aus dem ihn kein Verlangen mehr in die Weite trieb.

Doch im Laufe von zwölf Jahren erschöpfte sich dieser Reiz. Langsam waren die freien Verhältnisse zu Ketten geworden. Seine Leidenschaft zu Frau von Stein erhielt etwas Unerträgliches, sein Verkehr mit dem Herzog wurde beengt, von den Regierungsgeschäften

fühlte er sich erdrückt, seitdem er die Entdeckung gemacht, daß es unmöglich sei, den Herzog bei den von ihm als heilsam erkannten Verwaltungsprinzipien festzuhalten. Seine Natur drängte: fort aus Weimar. Er wollte sich durch die Flucht in eine andere Luft retten, um wieder einmal frei zu atmen. Italien lag im Sonnenglanze vor ihm wie eine rettende Insel, mächtiger zu sich heranziehend als jemals; und so, nachdem er im Herbste 1786 mit dem Herzoge nach Karlsbad gegangen war, plötzlich ist er von dort verschwunden, und ohne daß einer von seinen Freunden darum weiß, eilt er fort durch Baiern und Tirol nach Venedig.

Wer heute Venedig besuchen will, fährt in zwei Tagen und zwei Nächten bis Triest, besteigt das Dampfschiff und ist in weiteren wenigen Stunden in Venedig. Alles wie im Traume und ohne Übergänge. — In Goethes Briefen sehen wir Deutschland immer südlicher werden, dann fahren wir mit ihm durchs Gebirge, dann macht sich langsam das Italienische geltend, neu und seltsam erscheinen ihm die Leute und er ihnen, langsam rückt er der Stadt näher und wirft die Blicke prüfend auf jedes Steinchen das ihm auffällt, und nachdem er endlich in Venedig eintrifft, scheint er weit fort aus Deutschland in einem völlig neuen Dasein.

Es sind siebzig Jahre her seitdem. Venedig war noch die alte Republik und spielte die alte Rolle, die Schiffahrt des mittelländischen Meeres gegen die Korsaren zu schützen. Es liefen, als Goethe ankam, Galeeren aus, um zur Flotte zu stoßen, welche gegen die Algerier kämpfte. Die Plätze der Stadt und die Kanäle waren noch voll Leben, die Paläste unverfallen und von den Familien bewohnt, deren Namen sie trugen. Noch erfüllte das italienisch-orientalisch bunte Gewirr von Menschen ohne deutsche Beimischung den Rand der Stadt nach dem Hafen hin und es kreisten die Venetianer als eine eigene Welt um sich selber. Den Zusammenhang ihrer alten Kunst mit dem Leben der Gegenwart lehrte noch jeder Blick in dieses Treiben, und die Künstler sogar, welche zu Goethes Zeit in Venedig malten, stammten in ihrer Manier direkt ab von ihren großen Vorgängern. Das Venedig, das Goethe nach lustiger Wasserfahrt die Brenta hinunter erreichte, war ein anderes als das heutige, in das man mit der Eisenbahn hineingleitet, dessen Paläste gespensterhaft leer mit toten Fenstern anden Kanälen stehen, in denen sich selten Gondeln zeigen. Die Familien sind fort oder verarmt, ihre Galerien verkauft, verloren oder bis auf das Unbedeutendste zusammengeschmolzen; die prachtvollen Säle des Regierungspalastes nur noch Merkwürdigkeiten, ohne anderen Zweck, als dem, der die Neugierigen umherführt, ein Trinkgeld zu verschaffen;

und statt des einheimischen übermütigen Volkes, das stolz von besiegten Kaisern und Königen zu erzählen hatte, geben Fremde, die der Zufall zusammengeführt, das beste Publikum der Straßen und Plätze ab. — Venedig ist der jammervollste Anblick gesunkener Größe, und nur nachts im Mondenschein, wenn der Schatten den Zerfall zudeckt und das bleiche Licht die breiten Seiten der Paläste mit erlogenem Leben anhaucht, — wo auch die Stille, die dann herrscht, natürlich scheint, — kehrt eine Ahnung der Zeit zurück, in der dies inhaltslose schöne Bild noch Leben und Wahrheit war.

Venedig aber ist noch nicht das volle Italien. Es ist eine moderne Stadt ohne eine Spur antiken Bodens sogar. Denn der Grund der Gebäude selbst ward neu geschaffen, und was von antiken Denkmälern dasteht, von fernher herbeigebracht. So die Statue des Agrippa an der großen Treppe des Palastes, oder die beiden kolossalen Löwen am Eingange des Arsenals: Beute aus Griechenland, auf deren Marmorhaut sich schon die Handschrift früherer Herren findet: nordische Runen, die von den seefahrenden Normannen als ein Zeichen ihrer siegreichen Anwesenheit in Griechenland selber auf sie eingegraben wurden.

Goethe blieb nicht lange in Venedig. Er streifte nur Ferrara, Bologna und Florenz, er eilte nach Rom. Am 1. November 1786 fährt er dort ein; jetzt erst schöpft er Atem, gleichsam zum ersten Male seit seiner Abreise aus Deutschland. Von Rom aus wendet er sich an seine Freunde in der Heimat und erklärt, warum er sie verlassen habe.

„Endlich kann ich den Mund aufthun, lautet der Beginn seines ersten römischen Briefes, und meine Freunde mit Frohsinn begrüßen. Verziehen sei mir das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben."

„Und laßt mich nun auch sagen, fährt er fort, daß ich tausendmal, ja beständig Eurer gedenke, in der Nähe der Gegenstände, die ich allein zu sehen niemals glaubte. Nur da ich jedermann mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmutungen nach diesen Gegenden verschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen einsamen Weg zu machen, und den Mittelpunkt zu suchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog. Ja, die letzten Jahre wurde es eine Art von Krankheit, von der mich nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte. Jetzt darf ich es gestehen; zuletzt durft' ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde dieses Land zu sehen, war überreif: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb, und die Rückkehr wünschenswert, ja um desto wünschenswerter,

da ich mit Sicherheit empfinde, daß ich so viele Schätze nicht zu eigenem Besitz und Privatgebrauch mitbringe, sondern daß sie mir und andern durchs ganze Leben zur Leitung und Fördernis dienen sollen."

Wie herrlich diese Zeilen, in denen Goethe all' die Frucht, die Rom für ihn tragen würde, ahnend voraussagte, noch da er kaum den Boden betreten, auf dem er sie pflücken sollte. Wie schön auch, daß ihm jetzt, wo er sich losgerissen, sogleich die Heimat neu aufwacht im Geiste, als etwas, das er nicht entbehren konnte. Er fühlt, daß er nicht für sich allein einsammelt, und neben dem Genuß regt sich mit Macht in seiner Seele das Bedürfnis, mitzuteilen was er genossen. Goethes Leben ist ein beständiges Empfangen und zugleich ein beständiges Rechnungsablegen, wie er mit dem Empfangenen hausgehalten. Jetzt aber, in Rom, nahm er das Größte in sich auf, das ihm jemals geboten wurde.

Auch das Rom, in das Goethe einfuhr, war nicht die Stadt, wie wir sie heute betreten. Selbst in Äußerlichkeiten ein Unterschied. Noch vereinten sich damals die Reste der antiken Werke natürlicher mit dem allgemeinen Zustande. Das Forum war noch nicht der ungleiche, durchwühlte Platz, wo man die Monumente bis zu ihrer Basis aufgegraben, das antike Pflaster bloßgelegt, nach Kräften überall geflickt und die Dinge in eine reinliche Art Erneuerung versetzt hat, — es war noch ein ebenes grünes Feld, in dem die Phokassäule und der Septimbogen halb drinsteckten, während das Kolosseum mit Gras und Gebüsch überwachsen war.

Heute läßt man allem Überwachung angedeihen. Sammlungen und Monumente erwarten die Fremden; von Genua bis Civitavecchia führt uns das Dampfboot, von da bis in die Mauern Roms hinein die Eisenbahn, und das nationale römische Wesen, zu dem man sonst aus weiter Ferne andächtig pilgerte, schrumpft fast zusammen zu einer kolossalen Merkwürdigkeit, zu der man ohne Mühe und Entschluß aus allen Teilen der Erde gleichmäßig bequem heranfährt.

Anders zu jenen Zeiten. Noch lebte das alte heilige römische Reich, und ein Abglanz seines freilich arg verblaßten Ruhmes fiel noch immer zurück auf Rom. Freilich die Jahrhunderte waren unwiderbringlich dahin, in denen Rom die Sonne, und die kaiserliche Majestät nur der Mond war, der von ihr sein Licht empfing; dennoch, wie viel Rom im Jahre 1786 noch besaß, erkennen wir heute, wo auch dies wenige verloren ist.

Seit den Zeiten der Reformation war in Rom unaufhörlich im größten Maßstabe gebaut worden. Paläste sproßten auf und bedeckten die Hügel der Stadt. Und indem während des 17. Jahrhunderts, ja sogar im 18. noch in dieser Weise fortgearbeitet worden war, entstanden

die weiten, pompösen Räume, die, heute fast alle leerstehend, zu Goethes Zeiten wenigstens noch den Schimmer bewahrten, als wenn sie bewohnt seien. Vieles von Kunstschätzen, was heute in Rom bewundert wird, war damals noch unentdeckt, ungleich mehr aber noch vorhanden, das später verloren ging oder offen fortgeschleppt wurde. So still war die politische Luft jener Zeiten, daß das alte Flitterwerk fürstlichen Glanzes, wenn auch bis auf die äußerste Rinde innen hohl und angefressen, dennoch in den alten Familien sich noch aufrecht hielt. Rom rivalisierte noch mit Wien, Paris und London als der Mittelpunkt eines weitausgespannten Netzes geistiger Gewalt, das Europa mit unsichtbaren Fäden überspannt hielt. Diese Stadt, die heute nur den traurigen Anblick doppelten Verfalles bietet, erfüllte, wie Venedig, noch eine lebendige, in sich selbst rotierende Kraft, und die Fremden, die heute dort auf sich selber angewiesen so leicht der Einsamkeit verfallen, traten in eine bunte, eigentümliche Geselligkeit ein, in der das nationale Element anmutend sich geltend machte.

Und nun für Goethe! Er war ein völlig ausgewachsener Mann, als er dort ankam. Er hatte Jahre lang als Minister ein Land regieren helfen und doch nie eine große Stadt gesehen. Was wollten Berlin und Dresden damals sagen, die er flüchtig kennen lernte? Wien berührte er nicht, München war noch unbedeutend, durch Mailand führte ihn seine Straße nicht, Venedig, so groß es ist, erscheint doch so seltsam, daß es kaum gerechnet werden kann. Es ist ein Gewühl von Wohnungen, aber ohne Straßen und Straßenleben. Goethe wurde nicht heimisch dort. Rom aber war eine Weltstadt, wo man sich verlor in der Menge, wo ein allgemeines großes Leben wogte, unabhängig von dem der einzelnen, deren man nicht bedurfte, wenn sie verschwinden wollten. Goethe war fast alt geworden in Weimar, wo dem Herzoge jeder gemeldet wurde, der aus dem Stadtthor wollte oder hineinfuhr, wo einer dem andern nachsah und aufpaßte auf Schritt und Tritt, und die übele Laune von ein paar Köpfen gleich die ganze Atmosphäre verdunkelte. Unerträglich war ihm das geworden. Wie in einem engen Flusse hatte er bisher geschwommen, wo er sich rechts und links an den Ufern die Ellenbogen wund stieß, wenn er nicht die richtige Mitte innehielt: hier schwamm er endlich im offenen Meere, frei alle Wege nach allen Seiten, und hineinversetzt mitten in einen Reichtum dessen, was ihm das Ersehnteste deuchte, der unerschöpflich war. — Elend hatte er sich bisher behelfen müssen auf dem Gebiete der Kunst. Von den Originalen der großen Werke antiker Meister war in Deutschland keine Rede gewesen. Gipsabgüsse, die sich mehr dahin verirrten, als daß man hätte bestellen können, was man zu haben wünschte, waren eine schwache Aushilfe gewesen. Von den Freskogemälden der Italiener

gab es kaum Kupferstiche. Nun stand er da, wo die Dinge selbst sich boten, in einer Fülle, die zuerst auch nur im ganzen zu überschlagen fast unmöglich schien.

Vier Monate dauerte Goethes erster römischer Aufenthalt. Schon zu Ende des Jahres hatte er die Absicht, nach Weimar zurückzukehren. Er fühlte sich, schreibt er, von einer ungeheueren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst und Altertümer genesen. Es genügte ihm, soviel gewonnen zu haben; seine Bescheidenheit dem Herzoge und dem Lande gegenüber, von dem er einen hohen Lohn bezog, erinnerten an die Rückkehr. In den Weimaraner Zirkeln beurteilte man seine Abwesenheit in mißgünstiger Weise. Goethe verzehre das viele Geld in angenehmem Nichtsthun, sagte man, während zu Hause schlechterbezahlte Beamte seine Geschäfte noch obendrein besorgen müßten. Goethen blieb das gewiß kein Geheimnis, aber der Herzog selbst beruhigte ihn, gewährte ihm neuen, unbestimmten Urlaub und forderte ihn freundlich auf, den ausgedehntesten Gebrauch davon zu machen.

So entschloß sich Goethe denn, nach Süden weiter vorzudringen. Anfang Februar 1787 geht er nach Neapel. Gegen das, was er hier fand, mußte für den Augenblick jeder frühere Eindruck weichen. Rom mit seiner Bewegung war doch die Stille selbst im Vergleich zu dem Treiben von Neapel. Was aber kommt auf gegen diese Natur? „Hier ist mehr als alles," schreibt Goethe. „Ich bin nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn es gar zu toll wird, große, große Augen."

In einer unaufhörlichen Berauschung erschien ihm die Welt da zu leben und er selbst ward mit hineingezogen in den Taumel. Wer dachte damals an Politik in Neapel? Sorglos strömte das Leben der Leute so hin, sorglos selbst heute noch, denn diese Menschen scheinen auch nicht durch die kleinste Last bedrückender Gedanken beschwert zu sein. Man kommt nicht zur Ruhe. Musik, Gesang, Schießen, Schreien und nachts Feuerwerk bilden ein ewiges Getöse. Niemals ist es stille dort bei Tag und Nacht, nur die heißesten Mittagsstunden ausgenommen. Die geringfügigste Verhandlung wird mit Leidenschaft geführt. Pracht, die aber kein Reichtum zu sein braucht, Armut, die aber niemand Elend nennen kann, Schmutz und Gold: alles dicht nebeneinander, und für den, der unsere Begriffe bürgerlicher Moral anlegen wollte, ein Zustand babylonischer Begriffsverwirrung. Lügen und die Wahrheit sagen, stehlen und ehrlich sein, Treue und Betrug sind für die Neapolitaner im allgemeinen Dinge, zwischen denen nur der Unterschied waltet, daß dem einen das eine, dem andern das andere im Momente gerade das bequemere ist: — an sich scheint den Leuten eins genau denselben Wert zu haben wie das andere. Zugleich

aber das ganze Leben da, Natur und Menschen, Land und Meer, so völlig der Anblick einer in sich vollendeten Erscheinung, daß alles Moralisieren im Menschen erst auftaucht, wenn er lange nachher in der Erinnerung überschlägt, was ihm dort begegnet sei.

Dazu der Vesuv, um auf diese wunderbare Stadt wie aus dem Himmel herabzusehen. Goethe hat diese Fahrt in einem seiner schönsten Briefe beschrieben. Dann Pompeji, wo man in das römische Leben, wie es vor zwei Jahrtausenden gestaltet war, hineinversetzt wird, so unmittelbar und täuschend, als sei es möglich, daß die unendlichen Jahre ausgestrichen wären, und man mit dem Leben unter Titus und Vespasian noch einmal weiterlebte. Endlich Pästum, wo die griechischen Tempel stehen in grandioser Einsamkeit —: all' das liegt dort nahe beieinander. Aber griechische Ruinen sollte Goethe jetzt in Sizilien kennen lernen.

Im April fährt er dahin ab. Im Mai ist er in Neapel zurück, nachdem er die Insel von Palermo aus quer durchritten. Er war in einem neuen Erdteil gleichsam, denn Sizilien könnte mit gutem Rechte eine der nördlichen Inseln Afrikas genannt werden. Die Dinge, die er hier sah, waren so groß, seltsam, und dem bisher Erwähnten unähnlich, daß, als er dann endlich von dem weitausgedehnten Ausfluge nach Rom zurückkam, er dort wieder wie in eine alte, gewohnte Heimat einzog.

Jeder, der es erlebt hat, wird das entzückende Gefühl kennen, mit dem man nach Rom zurückkehrt, selbst wenn man es nur auf kurze Zeit verlassen hat. Es ist, als käme man in eine Stadt zurück, in der man die liebsten Kinderjahre verbracht hat, wenn man dort so eines Abends wieder in die bekannten Straßen einfährt. Es ist, als hätte jeder Stein uns erwartet und begrüßte uns. Mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Befriedigung gewahrt man sich aufs neue als einen Teil der herrlichen Stadt. Goethe beschreibt, wie er diese Empfindung in vollen Zügen in sich aufnahm. Jetzt erst fühlte er sich ruhig. Es begann das tiefere Studium der Altertümer; und, daß er sich bewußt war, wie er nun in einem geordneten Leben und in behaglicher Weise thätig sein könnte und für so viele Tage bestimmte, praktische Aufgaben abzuthun hätte, war die Hauptursache, sich so glücklich zu fühlen. Man muß aus der Stimmung früherer Jahre das Ringen nach Ruhe herausgefühlt haben, die Sehnsucht, mit der er einer Existenz, wie er sie jetzt führte, entgegenstrebte, ohne damals nur zu denken, daß sie möglich sei, um auch die Wonne der Freiheit in ihrer Tiefe zu ermessen, der er sich nun hingab.

Einen Jugendtraum träume ich, schreibt er. Die Phantasie überrascht ihn wieder wie in alten Zeiten. Von einem Gebiete geistiger

Thätigkeit sehen wir ihn auf das andere übergehen, und, was zu seinen in idealen Regionen weilenden Gedanken einen so beruhigenden Gegensatz bildet: mit Gewissenhaftigkeit, ja fast mit Pedanterie beobachtet er die materiellen Verhältnisse um sich her: neben dem Dichter bricht stets der Naturforscher und erfahrene Beamte durch, und in dieser doppelten Natur seines Wesens liefert er selbst zum eigenen idealen Bildnisse den passendsten realen Hintergrund.

Fast ein Jahr verweilte Goethe jetzt in Rom. Rom ist eine Stadt wie andere Städte. Die Natur gab den Boden, der Mensch die Arbeit, durch die die Häuser entstanden. Wer wird heute noch so abergläubisch sein, einer besonderen Stelle auf der Oberfläche des Planeten besondere Kräfte und erhöhten Einfluß auf den Geist der Menschen zuzutrauen? Und dennoch, es scheint, — wie einige Orte der Erde durch heilsame Quellen oder als Fundorte kostbarer Pflanzen und Gesteine oder durch Schönheiten der Natur vor andern bevorzugt sind, — so Rom mit der Eigenschaft begabt zu sein, die Sehnsucht des Menschen zu erwecken, hier zu wohnen und hier zu sterben.

Tief an der Tiber liegt die Stadt, in der Mitte einer Ebene, ringsum (wie der Rand um eine flache Schüssel läuft) von milden Gebirgen umgeben. Nur nach Westen hin fallen sie ab, dem Meere zu, dessen schöne sonnige Küste nach dieser Seite hin die Grenze bildet. Niemand wird die zartgezogenen Linien der Albanerberge vergessen, der von der Höhe des Kapitols jemals zu ihnen herübersah. Wie die Schriftzüge einer geliebten Hand bleibt uns das im Gedächtnis. Es ist, als hätten die durch Jahrtausende sich anhäufenden weltbewegenden Thaten, die in Rom vorbereitet und ausgefochten wurden, eine Art geistiger Atmosphäre dort geschaffen, von der man sich umnebelt und festgehalten fühlt, als sei das Echo der Schritte all' der Männer, die hier gingen, in den Wolken hängen geblieben und umtönte uns unaufhörlich.

Nirgends zeigt sich so der Vorrang des Geistes als dort. Die Äußerlichkeiten des Lebens, die überall sonst so unüberwindlich eingreifen: wie man lebt, wovon man lebt, wie man wohnt, ißt und trinkt, ordnen sich unter dem Gefühl, auf einer durch die Gedanken und Thaten der größten Männer geweihten Stätte zu wandeln. Jeden muß dies Gefühl in Rom beschleichen. Wer Rom gesehen hat, sagt Goethe, kann nie wieder ganz unglücklich werden. Solche Kraft legte er der Erinnerung an diese Stadt bei, wie sie sonst nur den höchsten Gedanken der Philosophie und der Religion beigemessen wird. Einen Zauberkreis nennt er die Stadt. Ich bin wieder angelangt, schreibt er nach einem Ausfluge ins Gebirge, und befinde mich gleich wieder wie bezaubert, zufrieden, stille hinarbeitend, vergessend was außer mir ist, und die Gestalten meiner Freunde besuchen mich friedlich.

Ich will versuchen, da ich hier die Dinge nur berühren darf, anzudeuten, worin dieser Zauber besteht.

Uns allen, die wir nicht mehr in den frühesten Anfängen der Lebenserfahrung verloren sind, erscheint die Kluft unendlich zwischen dem, was die handelnden Personen einer Dichtung auf ihrem idealen Gebiete zu Worten und Thaten treibt, und dem, was uns im gemeinen Laufe des Lebens zu handeln und zu sprechen zwingt. Dort die vollausklingenden ungestörten Gefühle, hier das ewige Abbrechen, der Mangel an Zeit und Stimmung —: wer von uns, der ein Amt oder eine eingreifende Thätigkeit hat, darf sich dem Anstoß seiner Gefühle und Leidenschaften hingeben? Getrübt wird jeder Schwung der reinen Begeisterung durch tausend weltliche Rücksichten, und auch die, denen eine, wie man zu sagen pflegt, sorgenlose, unabhängige Existenz es möglich zu machen scheint, sich dem ganz zu überlassen, wozu sie der volle Zug ihrer Neigung treibt, genießen trotzdem die sich darbietende Gelegenheit nicht. Denn es sind keine äußerlichen Ursachen, welche hier wirken. Einmal im Leben muß jeder von uns die Dinge nüchtern ansehen, die Welt erkennen, wie sie ist, sich zusammennehmen und seine Stelle suchen, an der er wirkt und seinen Mann steht.

Aber die Sehnsucht bleibt, die nach dem vergangenen Traume zurückblickt. Und selbst der unbarmherzig klarsehende Geist eines erfahrenen Mannes verliert das Gefühl nicht für den Genuß, im Takte einer höheren Melodie des Lebens gleichsam, Ruhe und Thätigkeit nur nach eigenem Ermessen selbst sich zuzuteilen, und ohne Anstoß, der von anderen ausgeht, die Art und Weise zu bestimmen, wie er sich der Allgemeinheit nützlich machen wolle.

Das gewährt Rom. Und Goethes Leben dort erscheint als das schönste Beispiel, *wie* Rom das gewähren kann. Niemals vielleicht ist Einsamkeit und Verkehr mit den Menschen, Thätigkeit und ausruhende Betrachtung, Durchsetzen des eigenen Willens und Sichlenkenlassen von den Ereignissen zu einem schöneren Stück Menschenleben zusammengewebt worden, als während des einen Jahres, das Goethe in Rom verbracht hat.

Unaufgefordert dringen in Rom die Bilder der Vergangenheit auf uns ein, durchziehen die Seele und lassen ihre Spur zurück. Unabhängiger und freier über den Ereignissen fühlt man sich werden. Die Bekanntschaft mit den Werken der Kunst, von ihren Anfängen bis zu dem neuesten Tage, verleiht die unaussprechlich beruhigende Erkenntnis der unaufhaltsam fortschreitenden geistigen Entwicklung der Menschheit. Die volle, dichterisch schaffende Kraft gab Goethe die Macht, an den eigenen Werken sogleich anzuwenden, was er aus denen der Künstler vor ihm gelernt, und indem dieses Lernen selbst ein ununterbrochenes

war, eine Zunahme an innerlichem Reichtum, den jeder Tag vermehrte, spürte er fast in sichtbarem Fortschritt den Wachstum seiner Seele und seiner Fähigkeiten.

Was er bis dahin gedichtet hatte, waren gleichsam provinziale Erzeugnisse; Tasso und Iphigenie aber in ihrer endlichen Gestalt stellen Goethe in die Reihen der Weltdichter. Getilgt ist jede Spur fremden Einflusses. Wir brauchten nichts weiter über Goethes italienische Reise zu erfahren, als daß er mit diesen Arbeiten in Rom beschäftigt war, um zu wissen, was dort mit ihm vorging.

Als Goethe Weimar verließ, war die Gesellschaft dort der Horizont, innerhalb dessen er sich einschloß; als er zurückkehrte, war Weimar nur der Punkt, von dem aus sich die Wirkung seines Dichtens und Trachtens über Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus verbreitete. Dasselbe alte Feuer war es, jetzt aber strahlte es von der Höhe eines Leuchtturmes weit in die Runde. Konzentrierter und ruhiger flammte es auf. Das hatte Rom an ihm gethan. Vielleicht, daß es eines deutschen Geistes gerade bedarf, um in Rom das zu erlangen; zuviel Zeugnisse aber liegen vor, von den größten Geistern hinab bis zu den bescheidensten, denen allen Rom zur Genesung verhalf aus der unruhigen Hast des Lebens und die dort ein Gefühl vom wahren Maße ihrer Kräfte gewannen.

Denn wo man nur das erblickt, was andere halb thaten oder verfehlten, lernt man, entmutigt, auch das an sich selbst nur erkennen, was halb und was verfehlt ist: wo aber das Vollendete in Überfülle uns umgiebt, fühlen wir uns ermutigt zu ihm emporgehoben. Goethe war, ehe er nach Italien ging, durch die verschiedenartigsten Anforderungen, die er selbst und andere an ihn stellten, in Verwirrung geraten. Er zweifelte, wozu er bestimmt sei. Jetzt fiel von ihm ab, was seiner Natur nicht durchaus harmonisch war. Er erkannte seine Stelle im großen Gefüge der menschlichen Thätigkeiten. Er sah ein, daß seine amtliche Wirksamkeit nicht aus innerem Beruf, sondern aus persönlicher Neigung zum Herzoge hervorgegangen sei. Diese Epoche war eine abgethane für ihn. Ich habe mich wiedergefunden, schreibt er dem Herzoge, und als was? — als Künstler. In Rom war sich Goethe bewußt geworden, daß er ein Dichter sein müsse, um mit sich selbst in Übereinstimmung zu leben.

Es war das Höchste, dem er sich von neuem weihte. Gewiß, es hatte ihm Kämpfe gekostet, ehe er sich diesen Beruf so unumwunden zuzugestehen wagte. Aber man möchte denken, auch in Rom allein sei es möglich, die Ausübung der Kunst als die höchste menschliche Thätigkeit zu erkennen. Gerade dort, wo politisch das Gewaltigste geschah, wird man dennoch inne, daß die äußerlichen Wandlungen der Völker

aus tiefer liegenden Geschicken entspringen als aus den politischen Erfolgen des Augenblicks; daß das Beherrschen der politischen Ereignisse keineswegs am meisten die Kraft der Nationen zeigt und ihnen ihren Rang in der Geschichte anweist. Über alledem steht als entscheidenderes Moment die geistige Arbeit eines Volkes. Wer möchte angesichts der Werke Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle und der Raphaels im Vatikan darüber noch im Zweifel sein, ob es eine edlere und erfolgreichere Thätigkeit des Menschen geben könne, als die, solche Schöpfungen hervorzubringen? Die Kunst, ich nehme den Begriff im weitesten Umfange, stellt sich dar als das allein belebende Prinzip. Wie die Nationen steigen oder sinken, zeigt sie am deutlichsten und lehrt uns die Jahrhunderte abschätzen. Wir hier in Deutschland und Preußen: wenn wir die halbe Welt besiegten oder uns zu Willen zwängen (woran wir freilich nicht denken, ich sage es nur des Beispiels halber): nach Jahren würde die Nachwelt doch nur nach dem fragen, was in Künsten und Wissenschaften damals von uns gethan worden sei, als wir so viel erreichten, und danach würde sie ihr Urteil abgeben.

Im April 1788 mußte sich Goethe entschließen aus Rom fortzugehen. Er war dort heimisch geworden. Er hatte einen Kreis aus Deutschen, Italienern und anderen Fremden um sich, dessen belebender Mittelpunkt er war. Kayser, der Komponist, lebte bei ihm im Hause, um Claudine von Villabella zu komponieren; Tischbein, der Maler, und Moritz, der feinfühlende Ästhetiker, waren ihm verbunden; Angelica Kauffmann, die berühmte Künstlerin, seine Freundin. In dem Buche, das Goethe in späterer Zeit unter dem Titel „Italienische Reise“ aus seinen Briefen zusammenstellte, und dem er das Motto „auch in Arkadien“ vorsetzte, beschreibt er zum Schlusse noch seine römische Wohnung, die bequemen, behaglichen Räume, in denen ihm so wohl war, den kühlen, geräumigen Saal, in dem er die Abgüsse seiner Lieblingsskulpturen aufgestellt hatte, den Hausgarten, in welchem ein alter Weltgeistlicher Citronenbäume in Kübeln von gebrannter Erde pflegte, den Blick dahinüber auf Gärten, Terrassen und Balkone, ein grünendes blühendes Paradies: alles mußte er mit einem Schlage aufgeben, und dazu die himmlische Ruhe, deren Segen er, er fühlte es wohl, nirgends wieder so empfinden würde.

Mit Rührung gedenkt er der letzten Tage.

„Auf eine besonders feierliche Weise,“ schreibt er, „sollte jedoch mein Abschied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher stand der volle Mond am klarsten Himmel, und ein Zauber, der sich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, so oft empfunden, ward nun aufs eindringlichste fühlbar. Die großen Lichtmassen, klar, wie von einem

milden Tage beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des einzelnen, setzen uns in einen Zustand wie von einer anderen einfacheren größeren Welt.

„Nach zerstreuenden, mitunter peinlich verbrachten Tagen, macht' ich den Umgang mit wenigen Freunden einmal ganz allein. Nachdem ich den langen Corso, wohl zum letztenmal, durchwandert hatte, bestieg ich das Kapitol, das wie ein Feenpalast in der Wüste dastand. Die Statue Marc Aurels rief den Kommandeur im Don Juan zur Erinnerung und gab dem Wanderer zu verstehen, daß er etwas Ungewöhnliches unternehme. Dem ungeachtet ging ich die hintere Treppe hinab. Ganz finster, finstern Schatten werfend, stand mir der Triumphbogen des Septimius Severus entgegen; in der Einsamkeit der Via Sacra erschienen die sonst so bekannten Gegenstände fremdartig und geisterhaft. Als ich aber den erhabenen Resten des Koliseums mich näherte und in dessen verschlossenes Innere durchs Gitter hineinsah, darf ich nicht leugnen, daß mich ein Schauer überfiel und meine Rückkehr beschleunigte.

„Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck, zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unüberseh bares Summa Summarum meines ganzen Aufenthaltes.

„Bei meinem Abschied empfand ich Schmerzen einer eignen Art. Diese Hauptstadt der Welt, deren Bürger man eine Zeit gewesen, ohne Hoffnung der Rückkehr zu verlassen, giebt ein Gefühl, das sich durch Worte nicht überliefern läßt. Niemand vermag es zu teilen als wer es empfunden. Ich wiederholte mir in diesem Augenblicke immer und immer Ovids Elegie, die er dichtete, als die Erinnerung eines ähnlichen Schicksals ihn bis an das Ende der bewohnten Welt verfolgte. Jene Distichen wälzten sich zwischen meinen Empfindungen immer auf und ab:

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teuren soviel mir zurückblieb,
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Thräne herab. —
Und schon ruhten bereits die Stimmen der Menschen und Hunde,
Luna, sie lenkt' in der Höh' nächtliches Rossegespann.
Zu ihr schaut' ich hinan, sah dann kapitolische Tempel,
Welchen umsonst so nah' unsere Laren geglänzt.

„Nicht lange jedoch konnte ich mir jenen fremden Ausdruck eigner Empfindung wiederholen, als ich genötigt war, ihn meiner Persönlichkeit, meiner Lage im besondersten anzueignen. Angebildet wurden jene Leiden den meinigen, und auf der Reise beschäftigte mich dieses Thun manchen Tag und Nacht. Doch scheute ich mich auch nur eine Zeile zu schreiben, aus Furcht, der zarte Duft so inniger Schmerzen

möchte verschwinden. Ich mochte beinahe nichts ansehen, um mich in dieser süßen Qual nicht stören zu lassen.

„Doch gar bald drang sich mir auf, wie herrlich der Anblick der Welt sei, wenn wir sie mit gerührtem Sinne betrachten. Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Thätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen. Den größten Teil meines Aufenthaltes in Florenz verbrachte ich in den dortigen Lust- und Prachtgärten. Dort schrieb ich die Stellen, die mir jetzt noch jene Zeit, jene Gefühle unmittelbar zurückrufen."

So ging Goethe, in vollen Gedanken an seine Dichtung, fort aus dem schönen Lande.

Tasso war es, der ihm auch in Deutschland tröstend über die ersten Zeiten hinweghalf, als es ihm anfangs nach seiner Rückkehr fast unmöglich dünkte, sich in die alte Enge neu hineinzugewöhnen. Dies Gefühl war so übermächtig, daß er zuerst gleich wieder fort wollte nach Italien.

Bald aber ging ihm auf, er habe dort genug gewonnen, um in sich allein leben zu können, unter welchem Himmel es auch sei. Er begann die große Arbeit, das in sich zu ordnen, was er während der Reise aufgenommen. Er zog sich zurück in die eigenen Gedanken, die nur wenige Freunde teilten, bis dann endlich, doch nach Jahren erst, Schiller ihn aus dieser Stille herausriß.

Als diese beiden einmal erkannt hatten, daß sie einander bedürften, begann zwischen ihnen jener unsterbliche Verkehr, der nicht schöner zwischen zwei Männern gedacht werden kann.

Wie sehr fühlen wir jetzt Schiller die Sehnsucht an nach dem Besitze dessen, was Goethe erworben und in Italien zu sicherem Abschlusse gebracht hatte; wie kommt auch *uns* die Offenheit jetzt zu gute, mit der Goethe auf Schillers ihm entgegenstrebende Gedanken eingeht.

Schiller sagte von sich selbst, daß er in Sachen der bildenden Künste ein Barbar sei. So schreibt er an Wilhelm von Humboldt, als dieser nach Rom gegangen war. Er fragt ihn, was er dort solle. Er habe da nichts zu suchen und nichts zu finden. Während Goethe *vor* seiner Reise durch unendliche, außerhalb seiner dichterischen Begabung liegende Geschäfte gestört und aufgehalten worden war, hatte Schiller durch das Schreiben um das tägliche Brot noch mehr als Goethe versäumen müssen. Aber während diesem eine immer größere Zurückhaltung, ein inniges Bedürfnis nach Abgeschlossenheit mehr und mehr zur anderen Natur ward, breitete sich Schiller weiter und weiter aus und wirkte unmittelbarer auf das Publikum. Daher dann, als sie sich endlich gegeneinander erschlossen, die herrliche Ergänzung beider

Naturen. Zu einer einzigen Macht thaten sie sich zusammen. In einer Zeit geschah das, wo sie auf verschiedenen Wegen beide sich äußere Unabhängigkeit erworben hatten und beide zur Überzeugung gekommen waren, daß sie nichts weiter als Dichter sein könnten.

Ihre gegenseitigen Mitteilungen bieten jetzt das Schauspiel eines geistigen Naturprozesses dar.

Einer kann nicht arbeiten ohne den andern. Über ihre Werke beraten sie wie über gemeinsame Thaten. Ein Phänomen erblicken wir, als wären zwei Planeten zusammengestoßen und rollten fortan zu einem einzigen Stern verwandelt um die Sonne weiter. Wohin wir blicken in der Geschichte: nirgends bietet sich ein ähnlicher Anblick. Überall wo große Männer sich zeigen, herrscht Einsamkeit um sie her und Raum und Zeit und Gefühle trennen sie. Bedeutenden Geistern wird es, je vollendeter sie in ihrer Eigentümlichkeit sich ausbilden, unmöglich beinahe, mit anderen im Vertrauen zu stehen, in deren Ansichten auch nur ein geringer Widerspruch gegen die ihrigen sich Geltung verschaffen will. Dies Gefühl war bei Schiller und Goethe gleich stark. Sie *mußten* sich abstoßen. Und dennoch hier zuletzt die idealste, innigste Vereinigung. Der Gedanke drängt sich auf unwillkürlich, daß die Möglichkeit eines solchen Zusammenschlusses ein Merkmal der Vervollkommnung der menschlichen Natur sei, ein Beweis für Lessings, in seinen Sätzen über die Erziehung des Menschengeschlechtes, niedergelegte Gedanken.

Daran jedoch müssen wir uns stets erinnern, wenn wir jeden für sich betrachten: Goethe war ein vierzigjähriger Mann, als er in Italien die Umwandlung seines Wesens erlebte. Diese Reise, die in die Mitte seines physischen Lebens fällt, bildet bei ihm die Scheide zwischen Jugend und Alter. Vor ihr war er der junge, fast mythische Goethe, über dessen Gestalt eine leise Dämmerung verbreitet ist; nach ihr ist er der uns allen verwandte Goethe der neuen Zeit, von dem wir sagen, er lebe noch, weil seine Werke lebendig sind, als hätte er sie heute geschrieben, und weil noch so viele unter uns sind, die das Glück genossen haben, mit ihm zu reden und ihm in die Augen zu sehen. Wenn er von nun an ruhiger wird und in seinen Dichtungen langsam vom Ausdruck der Leidenschaft zu dem der Betrachtung übergeht, so liegt das im Gange der menschlichen Natur. Er war sechzig, als er die Wahlverwandtschaften dichtete, und den siebzigen nicht ferne, als der westöstliche Divan geschrieben ward. Gleich zu Anfang, als er Rom betrat, drängte sich ihm das Gefühl auf, er hätte zehn Jahre früher dahin gelangen müssen. Aber man pflegt von denen, die soviel gewähren, alles zu verlangen. Goethe konnte nicht immer jung bleiben. Wie bei allen Sterblichen ging die Zeit der glühenden Leidenschaft vorüber nach unabänderlichen Gesetzen.

Schillers und Goethes vereinigte Thätigkeit fällt in die Zeiten, in welchen Frankreich die geistige Übermacht einbüßte, in deren Besitz es bis dahin gewesen war. Doch ist der Übergang kein plötzlicher; Goethe übersetzt noch Voltaires Tankred und Schiller die Phädra des Racine. Aber die Verhältnisse waren doch schon der Art, daß die französischen Werke gleichsam ins Deutsche erhoben wurden. Ein gewaltiger Zug lenkte die Geister wieder Italien und dem Altertum zu. Goethe war die treibende Kraft dieser neuen Bewegung, die nicht ohne Widerstand blieb, dennoch aber siegreich durchdrang. Seit er nach Italien ging, seit er Winckelmann populär machte und die Werke Raphaels und Michelangelos auslegte, wurde Rom von neuem als die hohe Schule erkannt, in der ein männlicher Geist am schönsten seine Bildung vollendet.

Und das gilt heute noch. Keine politische Veränderung kann dieser Stätte ihre allmächtig einwirkende Kraft rauben. Noch immer fühlen wir, daß man anders von dort zurückkommt als man gegangen ist. Italien hat Cornelius und Schinkel gebildet. Dort hat Platen gedichtet. Von Rom ging jene neue Blüte der deutschen Philologie aus, der wir heute so Ungemeines zu verdanken haben. Wilhelm von Humboldt befestigte dort seinen hohen Begriff von der Würde der Kunst und Gelehrsamkeit, die er später als preußischer Minister verwirklichte; Niebuhr und Bunsen aber machten das Kapitol zu der Pflanzstätte gelehrter Bildung, indem sie als preußische Gesandte in edelster Weise den Pflichten genügten, die ihnen ihre Stellung in Rom Deutschland gegenüber auferlegte. —

Goethe fühlte sich berufen, bis in seine letzten Tage der Vermittler zwischen Italien und Deutschland zu sein. Nicht nur die großen Italiener der vergangenen Jahrhunderte suchte er uns näher zu bringen, sondern für alles, was vom Süden kam, hatte er ein Herz gewonnen. Alfieri, den größten Dichter des modernen Italiens, lernte er nicht selbst persönlich kennen, aber er veranlaßte, daß von seinen Tragödien übersetzt und in Weimar aufgeführt ward. Für Manzonis Arbeiten wirkte er mit Eifer. Die italienische Sprache, die gleich der unsern und der griechischen, sich so schön und schmiegsam zum Ausdruck individueller Gedanken eignet, muß für jeden Deutschen, dem sie bekannt ist, ein harmonischer, freundlicher Klang sein. Möge das Gefühl der edelsten Verwandtschaft mit Italien, das Goethe hegte und pflegte, immer lebendiger bei uns werden, und das Bewußtsein klarer, wieviel Deutschland im höchsten Sinne der Nation zu danken hat, der jetzt, nach Jahrhunderten der Unterdrückung, die Möglichkeit freier geistiger Entwicklung zum ersten Male wieder geboten wird.

Rede zur Schiller-Feier

am 10. November 1859 in der St. Peterskirche zu Zürich.

Friedrich Theodor Vischer, Altes und Neues. Neue Folge. (Stuttgart. Bonz & Co.)

Wohl ist es dieses ernsten Raumes nicht unwürdig, daß wir in ihm das Andenken eines Dichters feiern, der mit seinen reichen Kräften treu dem Unendlichen gedient hat. Sind doch diese Hallen nicht gewohnt, anderes, als lebendiges Wort zu vernehmen; ja auch die Geister jener ernsten Männer werden uns nicht zürnen, die einst hier und in Deutschland den Glauben gereinigt haben. Wenn ich sie mir vorstelle in verklärtem Kreise versammelt, die Luther, die Zwingli und wer mit ihnen wirkte, wenn ich dann mir denke, wie unseres Schiller geistige Gestalt zu ihnen herschwebt: o sie stoßen ihn nicht zurück, sie drücken ihm freundlich die Hand! Wohl klang es anders bei dir, als bei uns, so sagen sie; wir mit gestrenger Mahnung, du mit heiteren Dichterfarben, aber doch: wie wir, so hast du gearbeitet, daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell.

Und wohl ist es recht, daß wir den großen deutschen Dichter feiern in diesem Lande, das er verewigt hat. Den Gedanken der höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft und das Bild der Schweiz hat er im Bewußtsein aller Menschen für immer verknüpft. Wer Freiheit, unbefleckten Kampf für freie Ordnung, worin alles Große und Gute blühen kann, wer das denkt, dem schwebt von nun an die Tellsplatte und das Rütli, dem schweben die silbernen Gletscher, die glühenden Alpenhäupter vor, und wer diese schaut oder dieser gedenkt, dem lüftet sich die Brust, dem tritt die Losung: Sieg über Gewaltherrschaft in Geist und Herz.

Daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell, daß der Mensch sein eigen sei und frei aus sich zum Ewigen sich erweitere, brannte in dieser Brust ein nie erkaltendes heiliges Feuer. Ja, das ist sein innerstes Wesen; eine Feuernatur ist er, ein Mensch, in dem jene Flamme des Einen, Unbedingten — nennen wir es Überzeugung, Gewissen, Wille —, die in uns allen leuchtet, stärker und stetiger brannte, als in unzähligen andern, die da namenlos bleiben; eine unentwegte Begeisterung, ein Stolz des innern Menschenadels, eine herzliche Verachtung alles dessen, was als dumpfe Sinnlichkeit den Menschen in die Tiefe zieht, was ihn als Wahn blendet, was ihn als Kleinlichkeit zersplittert, und gar dessen, was ihn als Gewalt will zwingen und zum Knechte machen. Und wie sein Wille stark war, die innere Glut zu hüten, mit dem edelsten Inhalt zu nähren, so stark

war sein Glaube, daß dem die Welt nicht widerstehen könne, daß dem Großen und Edeln der Sieg gehöre in der Geschichte der Völker. Weit hinter ihm — so rief der Freund ihm nach —

Weit hinter ihm in wesenlosem Scheine
Blieb, was uns alle bändigt, das Gemeine.
Es glühte seine Wange rot und röter
Von jener Jugend, die uns nie verfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag des Edeln endlich komme!

Ja, das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lang von Not verfolgt und heimatlos irrend, nie weich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend — ein Mensch, an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht uns einen Ring von Eis ums Herz zu legen, uns will zu Mute werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen; es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei; aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück; er behält recht, und er weist uns die Fackel, um das Feuer auf dem Herd unseres inneren Heiligtums zu neuer Glut anzufachen.

Nicht, als ob dieser wunderbare Mensch eine Ausnahme von den Sterblichen gewesen, als ob er mit einem Male reif in die Welt getreten wäre. Ungestüm, eine unvergorne Leidenschaft, ungeschlacht, einer wilden Naturmacht gleich lodert in den Jahren der Jugend sein Feuergeist. Starrer Schulzwang, Willkür eines Fürsten, der seinem Talente befehlen will, gießen Öl in die Flamme. Und ein Sturm braust hinein: der Sturm der neuen Gedanken von Aufklärung, angebornem Menschenrecht und Rückkehr zur Natur, die in England erstanden, in Frankreich genährt über Europa sich verbreiten: Gedanken, bestimmt, die Welt zu durchdringen, aber noch unreif, halbwahr und so mehr zum Zerstören als zum Bauen angethan. Und auch in der Dichtung galt es ja ein Umwälzen, es galt den Kampf der schöpferischen Geisteskraft gegen die tote Regel, unter deren Herrschaft sie vertrocknet und verkommen war; aber in der Jähheit des Kampfes überhitzt sich Empfindung und Phantasie, stößt mit den falschen auch die wahren Grenzen um. Da läßt er im Zorn gegen das Unrecht in der

Gesellschaft einen wilden Jüngling als Räuber mit blutiger Horde in die Welt einbrechen und Unrecht mit Unrecht bekämpfen, ein ahnungsreiches Vorbild der Greuel, die Frankreich bevorstanden, eine Dichtung nicht ohne Flecken des Unmaßes, des Wüsten, des Rohen, und doch — etwas wie altteſtamentliche Urkraft haucht aus dem wilden Bild uns an; es ist furchtbar, aber groß wie die Urwelt, ehe der Planet seine geordnete Gestalt empfing; und doch — eine innere Stimme warnt ihn, und er läßt seinen Räuber zum Schlusse sprechen: „Ich ahne, daß zwei Menschen wie ich den Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden".

Wenn er dann mit seinem glühenden Griffel den Druck, die Mißhandlung zeichnet, die das Vorurteil des Standes gegen das reinste menschliche Verhältnis, die Wahl des Herzens, ausübt; wenn er, kühn genug in einer Zeit, wo sein Vaterland im politischen Schlummer lag, den geschichtlichen Boden betritt und uns das Schauspiel der Herrschsucht entwirft, die eine Verschwörung für die Freiheit mißbraucht, um sich einen Herzogsmantel umzuwerfen, so wird im bewundernswert raschen Fortschritt doch Maß und Einfachheit noch nicht gewonnen, der Wein seiner Dichtung hat noch nicht ausgeschäumt, und oft genug entstellt Schwulst und gewaltsamer Witz die ergreifende Größe der Grundgestalt.

Es war Zeit, daß die Flamme sich läutere, damit sie reines Licht umhergieße nah und fern. Edle Frauen wirken mildernd, hilfreich ein, die Freundschaft sänftigt, beruhigt, bildet, die Erfahrung ackert den rauhen Boden. Und was das Wichtigste: eine neue Welt öffnet ihm ihren Schatz, die Welt der Griechen, ihr schönes Maß, der würdige Ernst, der doch immer naturvoll bleibt, die edle Einfalt, das ungebrochene, gediegene Ganze von Geist und Sinnenleben, die Grazie, die Klarheit, der ruhig große, deutliche, sonnige Umriß, die Morgenfrische, die noch von keiner mechanisch gewordenen Welt weiß, die heitere Erfindung, die das All beseelt und mit menschenähnlichen, menschlich fühlenden Wesen bevölkert.

Aus der nordischen Welt, vom stammverwandten britischen Volke her hat frühe schon jener unerreichte Vater der Schauspieldichtung, jener Genius, der sich unbegreiflich in alle Formen der Menschheit zu verwandeln weiß, jener schrecklich Starke und rührend Zarte, jener vertraulich Helle und geheimnisvoll Tiefe, jener Shakespeare auf ihn gewirkt und ihn zur Nacheiferung entflammt; seine strotzende Fülle, scharfe Zeichnung und gesättigte Farbe der Lebenswahrheit, seine Innigkeit und seine Schauer strebt er nun mit dem schönen Maße der Griechen in eins zu schmelzen: ein hohes Ziel und ein schweres, nach dem wir noch heute ringen.

Noch haben wir die Quellen der Läuterung nicht alle vereinigt. Die ernste Forschung tritt hinzu. Zuerst Forschung der Geschichte. Der handelnde Mensch, das öffentliche Leben ist der Schauplatz, worauf dieser Männliche sich zu Hause fühlt. Große Männer und Thaten waren schon die Freude des Knaben gewesen. Was ihn fesselt, so sagt er selbst, ist der große Menschenozean, das Völkergewimmel, wo durch die gewaltige Wucht unendlicher Bedingungen und Folgen im großen, weiten Zusammenhang alles den ernsten Zug der Notwendigkeit annimmt und heraus aus der Enge des Lebens auf ein höheres Postament sich stellt. Kein Fleiß wird gespart, sich in die strengen Quellen zu vertiefen, die Neigung aber verweilt immer bei den Stellen des großen Buches, wo Nationen sich befreien.

Doch weiter: in seinem Geiste sollte Dichter und Denker sich vereinigen. Der Denker wollte seine eigene Zeit und Nahrung haben, auf daß er den Dichter befruchte, ohne ihn zu stören und befangen zu machen, auf daß Werke entständen, gestaltvoll, körperhaft und doch von großen und lichten Gedanken durchzogen. Da versenkt er sich in jenen tiefen Bau des Königsberger Meisters, auf dem alles ruht, was wir Neueren forschen und deuten am Rätsel des Geistes und der Welt, des ehrwürdigen Kant, der mit seiner unbedingten Erhebung des freien Geistes über alle Sinnenwelt ihm so wahlverwandt entgegenkommt. Er scheidet aus, was an seinen Jugend-Ideen trüb und formlos, er begründet klarer, was echt daran war, und nun, da er aus dem dunkeln Schachte des Forschens sich wieder sehnt nach dem heitern Lichte des Schaffens: da findet er den Freund, dessen Dichtergabe größer, dessen Geist milder, von innigerem Naturgefühl, künstlerischer, feiner, von der reinen Schönheit des Altertums früher durchdrungen war, aber nicht ebenso auf männlich starken, heldenmäßigen Inhalt sich erstreckte. Eine Freundschaft wird geschlossen, neidlose Wechselwirkung zweier so verwandter und doch so verschiedener Geister, eine Wechselergänzung, segensreich für die Kunst und Bildung Deutschlands und aller Nationen.

An der Pforte dieses Läuterungsganges steht ein Werk, noch nicht von voller Reife zeugend, aber doch wie aus Edelstein gefügt. Ein kühner, großer Mensch, dessen Liebe die Menschheit ist mit allen künftigen Geschlechtern, ein Bürger der Jahrhunderte, die da kommen werden, wirft sich vor einem Tyrannen nieder und fleht ihn, daß er der Menschheit verlorenen Adel wieder herstelle, daß er ein Schöpfer werde, in dessen Reiche Geister reifen und der Freiheit stolze Tugenden erblühn; er rührt sein steinernes Herz, aber er thut in zu feiner Berechnung für seinen Zweck einen Fehlgriff, und er opfert sich, um ihn zu sühnen. Damit verkündigt uns Schiller, daß sein Herz sich trüber Leidenschaft entwunden hat, weit und groß geworden ist, und unver-

ſtanden von jenen, die über den ſeltſamen Schwärmer lächeln, ſteht er als der deutſche Genius vor uns, in welchem jene ganze Strömung weltumwälzender Freiheits-Ideen gereinigt ſich zuſammenfaſſen ſollte. Was jene Freidenker, jene geiſtreichen Spötter, jene Träumer von paradieſiſcher Geſetzloſigkeit verworren gewollt, und was mit Blut und Schrecken endete, in ihm iſt es geadelt, das Sturmlied des achtzehnten Jahrhunderts, in ihm wird es zur reinen Hymne, zum Morgenlied einer Zeit, die es edler, menſchlicher, beſonnener zu Ende führen wird.

Vollendet aber ſehen wir die Läuterung am Schluß dieſer Jahre des Lernens. Der wilde Waſſerſturz wird zum klaren Strom, der den Himmel ſpiegelt und die Völker verbindet. Der Kern bleibt feſt und ſtreng, die Schale wird weich. Schiller war im Stolze der erhabnen Freiheit des Geiſtes ungerecht gegen die Natur geweſen; jetzt erkennt er, daß nicht durchaus der Geiſt mit ihr im Kriege liegen muß, er erkennt, wie Pflicht zur Neigung werden ſoll und die wahre Tugend die des ſchönen Gemüts iſt, die, welche das Gute um ſeiner Schönheit willen übt und Würde mit Anmut eint; er verherrlicht die Frauen, die das ewige Feuer nähren in der Grazie züchtigem Schleier, lehren die Kräfte, die feindlich ſich haſſen, ſich in der lieblichen Form zu umfaſſen, und vereinen, was ewig ſich flieht. Freude hat das ſtrenge Herz durchzittert und erweicht bei dem Odem dieſes neuen Geiſtes, das Entzücken im Gefühl der Einheit aller Weſen, des Zuſammenklangs der Schöpfung, der Jubel, daß alles gleich iſt vor dem Höchſten und ſich ſonnen darf im heitern Lichte des Daſeins. Angeſichts der Barbaren-Greuel der franzöſiſchen Staatszerſtörung fordert er, daß der Menſch zur innern Übereinſtimmung mit ſich gebildet ſei, ehe er ans Werk gehe, den Not- und Gewaltſtaat zum Vernunftſtaat umzubauen; im Schönen, in der Kunſt ſucht er den Weg, ihn zum Gerechten und Guten, zum freien Bürger einer freien Gemeinſchaft zu erziehen. Mag es ſein, daß die Geſchichte andere Wege geht, daß die Völker zuerſt durch die herbe — freilich aber geſunde — Kraft ſich befreien müſſen, um zur ſchönen Menſchlichkeit zu gelangen, aber daß es erſt dann der Mühe wert iſt, frei zu ſein, wenn Freiheit die Frucht der rein menſchlichen, harmoniſchen Bildung trägt, das bleibt ſtehen für immer.

Wie Charakter und Weltanſchauung, ſo ſteht nun auch Schillers Dichtergabe auf der Höhe. Der Lernende iſt Meiſter geworden; man ſieht ſeinen Werken keine Mühe mehr an, alles bewegt, ordnet ſich wie von ſelbſt, ſpricht ſich völlig aus, ſo daß das Innere durchſichtig wird und nichts in Stummheit verborgen bleibt. Die Sprache erklingt unter der Meiſterhand. Was das Deutſche Schiller verdankt an Belebung, Schmeidigkeit und Erhöhung, iſt nicht zu berechnen. Und mit ſeinen geflügelten Worten ſagt er die Dinge ſo, daß wir rufen müſſen: ge-

troffen, uns von der Zunge genommen! Gelöst und heraus, was uns dunkel Herz und Geist bewegte, aber auf der Lippe stockte, und doch neu, doch niemals dagewesen! So gesagt, daß es für alle Ewigkeit gesagt ist, Losungswort für alle Zeiten, so daß, wo und wann immer es um dieselben großen Dinge im Leben sich handelt, Schillers goldene Sprüche wie Flammenschrift heraustreten!

Doch daß wir keine menschliche Größe unbedingt preisen! Es ist wahr, nicht immer strömt gleich voll und stark die dichterische Ader, ihr Puls ist unterbrochen. Der edle Mensch, der tiefe Denker und der Dichter sind in Schiller nicht ganz eins geworden. Er faßte seine Stoffe gern zu gewaltsam an, um sie zu der Bedeutung zu heben, die er ihnen geben will; allzuberedt tritt er oft selber vor, statt die Sache wirken zu lassen; die Stellen sind zu unterscheiden, wo der prachtvolle Fluß seiner Rede schlichter sein müßte, um dem Gegenstande gemäß zu bleiben, die Stellen, wo er Farbe, Stempel, Sitte, Bedingungen der Zeiten überspringt, die er schildert, wo er seine Personen zu deutlich selber sagen läßt, was sie sind und denken, statt es uns entnehmen zu lassen aus dem, was sie thun und verschweigen oder nur halb aussprechen. Er ist auch jetzt, da seine Herbe sich gemildert, nicht immer gerecht gegen die Natur und das Wirkliche. Und verhehlen wir es uns nicht: neben dem männlichen Ton zieht sich ein sehnsüchtig empfindsamer hindurch, den wir nicht durchaus loben können. Stark ist Schiller, wenn er seinen Stand nimmt im feurigen, thätigen Willen, der sich anspannt, in die wirkliche Welt seinen hohen Inhalt hineinzuarbeiten, zu schmelzend aufgelöst ist er, wenn er von dieser wirklichen Welt sich leidend hinübersehnt nach einem Bilde des Vollkommenen und vergißt, daß der Dichter den Abglanz des Himmels auf die gegenwärtigen Gestalten des vollen, kämpfenden Lebens wirft. Und doch, es klingt da wieder etwas hindurch, was uns schnell mit ihm versöhnt, so etwas Vertrauliches, ein Herzenston, schlicht, einfach wie Schillers eignes bescheidenes Leben, treuherzig, echt deutsch: man muß ihm gut sein, es ist nicht möglich, sich ihm zu entfremden. Das Herrschende aber ist ja doch der starke, der tüchtige, der männliche Ton.

Die Dichtergabe seines großen Freundes war ungemischter: reines Gold der Dichtung, wohl aber auch weich wie Gold. Schiller setzt dem Gold etwas zu, was mit ihm nicht in ein Metall aufgeht: es ist aber Stahl, echter Stahl, es ist sein großer Wille, sein gedankenreicher Geist, den er nur nicht völlig in die Dichterkraft einzuschmelzen vermag. Goethe schließt den handelnden Menschen aus, Schiller schließt ihn ein: der mächtigere Inhalt war schwerer in gegenständliche Form aufzulösen. Die Natur mischt in unendlicher Weise die Kräfte. Hat sie hier einen Redner und Denker mit einem Dichter gemischt: es sei,

warum sollen wir ihn nicht lieben und verehren, wie er ist, da die Mischung so herrlich geworden?

Wo aber der Dichter wieder ungeteilt spricht, ja, da ist er ganz Dichter. Oder fehlt sie ihm, jene wunderbare Anschauung der Dinge, die das leibliche Auge nie gesehen? Reißt er uns nicht in die wilde Brandung des Meeres, deren Anblick ihm nie geworden? Ist es uns nicht, als atmeten wir Lüfte der Schweiz in seinem Tell? Und er kannte sie nur aus Büchern. Vertraut wandeln die Bilder der Welt und die Charaktere der Menschen vor seinem inneren Auge vorüber; ja auch das Arge der Welt, die Netze der List, was an Höfen im Verborgenen spielt, in Staatsverwicklungen hinter der Oberfläche sich abspinnt, die Irrgänge der Leidenschaft, die Abgründe des Bösen: er ist nicht so Schwärmer, daß er sie nicht wohl kennte und verstände. Oder hat er nur solches zu zeichnen gewußt, was eng und nah mit seiner höchsten Begeisterung zusammenhing? Woher dann — es sei nur *eine* Probe genannt, wo er so sichtbar aus sich herausging — woher jenes muntere Bild eines wilden, aber rüstigen Lagerlebens, wo das bunte Gewühl, so ganz nicht wissend, daß es belauscht wird, in derber Natürlichkeit sich gehen läßt, und doch der Geist der Ehre auch die rauhe Kriegerbrust adelt? Woher der treue Ton und Wurf jener rasselnden Kriegszeit im ganzen Wallenstein?

Aber noch haben wir auf die Stelle nicht gewiesen, wo unzweifelhaft die volle Stärke dieser Dichtergabe wohnt. Jene Form der Dichtkunst, die am meisten bestimmt ist, den Geist der neuen Zeit, den seiner bewußten, den freien Geist auszusprechen, jene Form, welche Menschen gegenwärtig vor uns aufführt und eine Handlung vollenden läßt, in welcher spannend, überraschend, tausend Herzen der versammelten Menge mit sympathetischen Schlägen erschütternd des Schicksals hoher Wille sich vollstreckt: die Schauspieldichtung, darin ist er Meister, das ist der rechte Boden für seinen Feuergeist, und auf diesem Boden erreicht selbst sein noch begabterer Freund ihn nicht. Hoch zu Rosse pocht der Tyrann — wir wissen, jetzt spannt der verborgene Schütze die Sehne — Todesstille liegt über dem ganzen Haus, jedes Herz klopft — und wie ein Blitz schlägt die ewige Gerechtigkeit ein.

Überschaut man nun die Reihe von Werken, die in rascher Folge der rastlos thätige Meister geschaffen, so finden sich doch zwei dunkle Stellen, die sich nur allmählich lichten. Es herrscht von Anfang ein finsteres Schicksal; um ja keinen Schein zu lassen, als ob er den Menschen allein und nicht vielmehr die Weltordnung verherrlichen wolle, läßt er diese in einer furchtbaren Majestät walten, die menschlichem Wollen und Wünschen wie ein schroffes, unnahbares Gebirge gegenübersteht, wo drohende Wetter schwellen und sich zerstörend ent-

laden. Er rettet im Leiden die Menschenwürde, aber er versöhnt uns nicht wahrhaft mit der Sendung des Leidens.

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der vergängliche Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem beweglichen Grunde?

Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt:
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt.

Fürchte des Unglücks tückische Nähe,
Nicht an die Güter hänge dein Herz,
Die das Leben vergänglich zieren!
Wer besitzt, der lerne verlieren,
Wer im Glück ist, lerne den Schmerz!

Wohl ist das erhaben, aber noch lange nicht das wahrhaft Erhabene. Das ist nur da, wo mitten im Untergang die Aussicht in eine Weltordnung sich öffnet, die im Einklang ist mit jedem hohen und edeln Streben des Menschen, die ihm Leiden sendet, weil er kein reines Gefäß ist für seine und ihre erhabenen Zwecke, die aber, mag auch dies Gefäß zerbrechen, sie doch zum Siege führen wird. Und das war ja Schillers Glaube. Verdunkelt hatte ihn nur eine alte, düstere Vorstellung der Griechen, von einer Schicksalsmacht, die wie ein Dämon lauert, Menschenglück zu brechen, damit der Mensch sich nicht überhebe.

Die andere ungelichtete Stelle ist da, wo es sich handelt um Vaterlandsliebe und Weltbürgertum. Die Ansichten der Zeit waren weltbürgerlich, Vaterlandsliebe war man geneigt unter dem Namen Nationalstolz als eine Beschränktheit der Griechen und Römer herabzusetzen, die alle Fremden als Barbaren verachteten. Man vergaß, daß das wahre Selbstgefühl der Nationen ein edler Stolz, eine sittliche Macht und der gesunde Boden ist für jedes menschliche Gedeihen, daß es die allgemeine Menschenliebe nicht ausschließt, daß jeder einzelne vor allem Glied seines Volkes und nur durch diese Mitte Glied der Menschheit ist, daß die große, ferne Idee eines Bundes aller Völker in nichts zusammensinkt, wenn man die kräftige Eigenheit der Völker auslöscht, die eben ihn bilden sollen. Auch Schiller hatte in dem weitaussehenden Ziele des Weltbürgertums und der allgemeinen Menschenfreiheit die Idee des Vaterlandes verflüchtigt. Der Freiheitsgedanke, wo er ganz zum herrschenden wird, verbirgt sich leicht, daß wir vor allem ein Vaterland haben müssen schlechtweg, frei oder unfrei.

Wie er von diesem Irrtum sich losmacht, das zeigt zuerst jenes hohe Bild einer begeisterten Jungfrau, die ihr Vaterland vom Feinde

befreit, ein Bild, das er aus dem Staube des leichtfertigen Hohns, der schmutzigen Verleumdung gerettet. Da brechen solche schlagenden Worte hervor, wie das oftgenannte:

Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr alles freudig setzt an ihre Ehre!

Fragt ihr aber, wo dies Dunkel sich lichtet und jenes andere? Wo das Schicksal zur hellen geistigen Weltordnung wird, die der opferwilligen, schwergeprüften Mannestugend den Sieg gönnt? Wo Vaterland, geschlossene, liebe Heimat und das reine allgemeine Gut, die Freiheit, sich zu einem verbinden? Und noch mehr, wo auch jene Reinigung und Klärung der wilden Freiheitsrufe des achtzehnten Jahrhunderts, die wir schon gerühmt, ihren Triumph feiert? In jenem Bild eines Volkes von Hirten ist es, das nicht früher sich zum Aufruhr erhebt, als bis es zu dem Äußersten gebracht ist, wo der Mensch

Getrosten Muts hinaufgreift in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst!

eines Volkes, das im gerechten Kampfe der Notwehr keinen Tropfen Blutes mehr vergießt, als nötig ist, um Recht und Ordnung, friedliche Pflanzstätte für alles Gute und Menschliche zu gründen, in jenem vollsten Gegenbilde zu seinem wilden jugendlichen Räuberschauspiel ist es, im Wilhelm Tell.

Ja, wohl ehrenvoll für dieses glückliche Land, daß er ihm seine alten Helden, von denen es seit frühen Zeiten sang und sagte, also zu leuchtenden, ewig giltigen, der Menschheit bleibend eingeprägten Bildern gestaltet, daß er sie ihm, wie Homer den Griechen ihren strahlenden Heroenkreis, dadurch erst wahrhaft zum geistigen Eigentum gegeben hat!

In seinem Dank vergesse es nicht, dies also verherrlichte Land, daß Schiller alle Völker und sein Volk vor allen im Auge hat. Er hat geahnt, was dies Volk zu werden bestimmt ist. Er war ein Seher, ein Prophet! O in dem Manne war, ich weiß nicht welches Wunderbare, welcher weit in die Zukunft vorragende, weit über alle Lande sich ausdehnende Geist! Um wie viel er uns als Schwärmer erscheint, um so viel müssen wir in die Zukunft und ins Weite blicken, um ihn zu verstehen. Darum wächst auch in Tiefe und Weite die Liebe und das Verständnis für ihn; ein Jahrhundert ist vorüber seit seiner Geburt, und wir verehren ihn als einen der ersten unter den Geisteshelden der Menschheit, ein Jahrhundert und wieder eins wird vergehen, man wird ihn feiern von Jahrhundert zu Jahrhundert, und endlich wird eine Feier kommen, wo die Menschen rufen: seht hin, er hat recht

gehabt mit seinem hohen Bilde der Freiheit und schönen Menschlichkeit! Nicht, als wäre er der Thor, zu meinen, es sei ja eine Welt ohne Gebrechen möglich, und noch weniger heißt er uns die Gegenwart mit jäher Hast anfassen. Als Mensch sah er nüchtern in die Welt, die er besser kannte, als mancher, der ihn Schwärmer schilt. Er senkt uns ein strahlendes Bild in den Busen und überläßt uns, zu urteilen, wie viel davon wir Schritt um Schritt in besonnenem Werk übertragen können in die spröde Wirklichkeit; nur immer warm und unbeirrt im Innern sollen wir den heiligen Schatz bewahren:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
— — — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.

Und fragt ihr, wo bereits sein Seherauge sich bewährt hat? In den Räubern, in Kabale und Liebe hat er die französische Staatsumwälzung, im Fiesko mit wunderbarem Blick in Gang, Getriebe eines politischen Ereignisses, wovon ihm jede Anschauung fehlte, im Wallenstein, im Geßler hat er ihre Wendung zur Alleinherrschaft, ihren Bändiger, ihren abgefallenen Sohn, der zum Tyrannen und blutigen Eroberer wurde, geahnt und gemeint. Und während rings um ihn noch keine Spur das Kommende verriet, hat er im Tell die Erhebung seines Volkes gegen diese seine Geisel geweissagt. Als wir — ja ich darf es sagen: wir den Gewaltigen zertrümmerten: Tausende von jenen, die nicht zitterten, als die Erde unter der Wucht seiner gepanzerten Reiter dröhnte, die dem Donner seiner Geschütze die Brust boten, Tausende von jenen Tausenden, die jene Walstätten, jenes blutgedüngte Feld der Völkerschlacht mit ihren Leichen deckten: sein Lied hat auf ihren Lippen geschwebt, sein Geist hat ihre Schlachten mitgeschlagen. Und wenn es wieder gilt und wenn wir wieder blutig ringen sollen um Vaterland, Sitte, Recht, Wahrheit: sein Lied wird auf unsern Lippen schweben, seine flammenden Worte werden der Schlachtruf sein.

Er sollte nicht mehr mit leiblichen Augen sehen, was er vorausgeschaut. Mitten unter herrlichen Entwürfen ging er dahin. Nicht um zu klagen sind wir gekommen. „Er hat als ein Mann gelebt", so sprach der trauernde Freund, „und als ein vollkommener Mann ist er von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen, denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig."

Der das sprach, hat den Geschiedenen lang überlebt; mit abnehmender Frische der Dichterkraft, mit zunehmender Helle und Weisheit ist er zu hohen Jahren gelangt. Und wenn ich das Bild der beiden suche mit den Augen des Geistes, so ist mir, ich sehe den einen als heiteren Greis ruhig von oben wie von einem hohen Sitze niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse, und auch in das Innre der menschlichen Brust bringt es tief und mächtig, es scheint zu sagen: ich kenne deine Freuden und Leiden, ich habe sie selbst durchstürmt und bin zum Frieden durchgedrungen. Aber da ist eine Stelle, ja eine ganze große Sphäre, wo dies feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, da sehe ich das Bild des andern. Er ruhet nicht, er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt etwas wie ein Wehen von oben; von seiner Stirn glüht etwas, von seinen stolzen Lippen droht etwas wie ein Moses-Zorn, da er vom Sinai kam und die Menschen tanzend fand um das goldene Kalb, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt etwas, es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerhauen, was des Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet er schwebend, schwebt schreitend den Völkern, allen Völkern, *seinem* Volke vor allen, dessen Kraft und Größe noch verschüttet liegt unter Trümmern der Vergangenheit, voran, vorwärts zum hohen Ziel!

Festrede zur Enthüllung des Berliner Lessing-Denkmals

im Tiergarten am 14. Oktober 1890

gehalten von

Erich Schmidt.

Wer die Via triumphalis preußischer Geschichte von Schlüters gewaltigem Kurfürsten bis zur Siegesgöttin des Brandenburger Thores abschreitet, begegnet auf diesem erinnerungsreichen Pfade zweimal dem Genius, dessen Standbild, von einem blutsverwandten Künstler gemeißelt, heute zur Abzahlung einer alten Dankesschuld enthüllt wird, um fortan Bewohner und Gäste der deutschen Hauptstadt zu erfreuen und stummberedt zu begeistern. Die Nationalgalerie zeigt uns den Lessing des siebenjährigen Krieges, wie er halbsoldatisch angethan, den Dreispitz keck

über die braunen Locken zurückgeschoben, helläugig in die Welt schaut, der lebensprühende Dichter der „Minna von Barnhelm“. Und auf dem Monumente des großen Königs, im Schwarm der Krieger und Staatsmänner, halten Lessing und Kant Zwiesprach, die tiefsten Denker der deutschen Aufklärung.

Nun steht er hier im Freien, der Befreier. Diese Herbsttage, da die Sonne, durch graue Nebel dringend, leuchtet, ohne zu stechen und mit sommerlicher Schwüle zu ermatten, da der frische Wind das dürre Laub von den Ästen fegt, grüßen den tapfern Mann, der so viel Klarheit ausspreitete und dessen starker Atem alles Vergilbte und Welke vor sich wegblies.

Mehr als zehn Jahre seines Lebens hat Berlin umfangen. Viermal schlug Lessing, dem ein feuriges Naturell gemächliche Seßhaftigkeit verwehrte, in diesen Mauern seinen Sitz auf. Die Häuser, die er bewohnte, haben stattlicheren Neubauten Platz gemacht oder ihr bescheidenes Aussehen völlig verändert, doch allen Wandel der Zeit überdauert das verpflichtende Erbe seines Geistes, der in fortschrittlicher Bewegung webt und wirkt.

Hierher kam er ein Werdender, von Wissensdurst und Ehrgeiz geschwellt, um in dem aufsteigenden Zukunftsstaat, in der verheißungsvollen Stadt Friedrichs, wo von den Höhen herab eine neue Gedankenfreiheit die zaghafte Litteratur durchdrang und allmählich immer weitere Kreise erfaßte, seine Kritik und Dichtung zu entfalten. Hier ward er mündig und legte den Grund zu einer unerhörten Macht, die er niemals mißbrauchte. „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden“, melden prophetische Rufe in die Ferne, als der junge Litterat sich die Journalistensporen verdiente. „Er hat alle Qualitäten zu einem Champion“, meinen die schlauen Werber, die gar zu gern diesen selbständigen Rufer im Streit für ihre Partei geködert hätten. Er aber erhob die Tageskritik, ohne zerschlissenen Fraktionsfahnen zuzuschwören und ohne dann seine siegreichen „Berliner“ als eine ständige Truppe zu tummeln, zum freien Gesundheitsamt. Von den Vossischen Zeitungsblättern an, deren Spitze die Fänge des jungen preußischen Aars und die weckende Drommete zierten, bis hinauf zu den Berliner Litteraturbriefen mit dem Homeroskopf, die so schlagfertig und schonungslos wie Friedrichs Reiterscharen ihre Husarenhiebe austeilten, hat er freie Bahn gebrochen für die schöpferischen Geister. Vor dieser Kritik zerstob der Troß der Sudler und Nachahmer. Das Publikum, zu dem wohlmeinende Satiriker und Fabulisten mit sanftem Mentorlächeln herabstiegen, riß er empor. Hier gewann, unter französischem Antrieb, sein Stil neue Schwingen, von denen der breite Schlendrian bisheriger Wasserprosa nichts ahnte.

Hier gedieh Plan auf Plan, Werk auf Werk des Rastlosen; noch der „Nathan“ wanderte als Berliner Druck in die Lande. Hier rang sich der Neuschöpfer des deutschen Theaters aus dem leblosen Komödientrott und dem Alexandrinerstelzgang los, um mit neuen Stoffen und Ideen, neuen Gestalten, neuen Dialogen zugleich eine neue charakteristische Schauspielkunst herauszufordern. Hier kommt ihm in einer elenden Hanswurstbude der alle Welt verblüffende Einfall, Volksstück und Kunstdrama zu vermählen, und sein Doktor Faust soll über die Hölle triumphieren. Im stillen Potsdam vollzieht er den Bruch mit einer hohlen Aristokratie, die nur deklamierende Halbgötter und Fürsten auf der tragischen Bühne litt, und führt bürgerliche Menschen über die Bretter. Ein Berliner Preisausschreiben ruft die Keime seiner modernen Virginia hervor, genannt „Emilia Galotti“. Langsam und nie ohne weise Schätzung, wieviel der arme Deutsche vom französischen Lust- und Schauspiel zu lernen habe, verabschiedet Lessing hier den alten Pariser Tragödienstil, den er dann im Hamburgischen Duell mit Voltaire vollends über die Grenze jagt, ein besonnener Herold Shakespeares.

Einst hat hier im königlichen Schloß der unreife sächsische Pastorsohn demselben Meister Arouet, dem größten Schriftsteller der Zeit, gegenübergesessen, gierig aushorchend nach salomonischer Weisheit und doch mitten in aller schülerhaften Bewunderung sein Stachelverslein summend gegen den hageren Schelm; ein Vorwurf für Adolf Menzel. Zum bloßen Diener und Handlanger ist dieser vom kargen Ertrag seiner Feder lebende Jüngling schon zu stolz, zu bewußt seines Wertes und Könnens. Schon reckt er die gelenken Glieder und wirft das Trutzwort hin: „Weiß ich nur, wer ich bin!“ Schon schaut er in einer Zeit, die ihre unmännlichen Kostgänger nach dem knechtischen Sprichwort mit dem Hut in der Hand durchs ganze Land schickte, höhnisch auf die fremde Tafelrunde da oben und schüttet ein bittres Lachen aus über die lustigen Räte. „Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen, und wenn auch Ordensbänder zu gewinnen ständen. Ein König mag immerhin über mich herrschen; er sei mächtiger, aber besser dünke er sich nicht.“

Welch ein neuer Ton! Lessings großartiges Selbstgefühl hat nicht nur dem deutschen Schriftstellerstande den Nacken gesteift, seine unantastbare Tapferkeit hat nicht nur die litterarischen Gilden zu Paaren getrieben und die Zunftwirtschaft der hohen Schulen gezüchtigt — er half im Zeitalter Friedrichs des Großen die ganze Nation wahrhafter und wehrhafter machen: seine Siege wurden ihre Siege; sein Respekt schuf ihr erhöhte Achtung vor sich selbst und bei den Nachbarn; seine ruhelose Freizügigkeit rüttelte die Stubenmenschen auf; und der Schüchternheit seiner Generation, der Empfindsamkeit des

neuen Geschlechts warf er den stählenden Imperativ der Energie entgegen: der Mensch ist zur That, nicht zum Vernünfteln geboren, gut Handeln schwerer und werter als andächtig Schwärmen.

Wenn aber Lessing, bei dem niemand die gegenwärtige Freude am Staat suchen darf, die damals kein Deutscher hegen konnte, dergestalt den Nationalstolz schürte, so hat wiederum seine humane Weisheit und Milde den Nationalstolz bedeutet, „daß alle Länder gute Menschen tragen."

Dieser männlichste Dichter und Denker, dessen herzhafte Persönlichkeit selbst dem schlaffen Romantiker mehr imponierte als all seine Talente, fand in Berlin keine Stätte, keinen Mäcen. Noch war es Dänen, Welfen, Ernestinern vorbehalten, den deutschen Genius zu bewirten. Wer aber möchte Lessing in einen akademischen Hörsaal sperren, statt der collegia publica, die er der Nation auf freiem Markte las? Und derselbe König, der früh und spat für Lessings Dasein keinen Blick hatte, gab ihm doch aus der Fülle, was köstlicher ist als Geld und Amt, die Wonne, Genoß einer großen Werdezeit zu sein. „Herr Lessing, der nun ein rechter Preuße ist", schreibt der Freund im siebenjährigen Kriege. „Singe ihn deinen König! Singe ihn mit dem Kranze des Siegs, tiefsinnig auf dem Schlachtfelde, mit thränendem Auge unter den Leichnamen der verewigten Gefährten", ruft Lessing. Der preußische Grenadier sang ihn, die weiche Syrinx vertauschend gegen die kriegerische Trompete. Und Lessing selbst verherrlicht in eben der Zeit, wo Friedrich den stoischen Entschluß im Busen trägt, seines Staates Fall nicht zu überleben, den Tod fürs Vaterland im „Philotas". Das wallende Priestergewand des Messias, das bauschige Watteaukleid der Schäfermaskerade, der schlottrige Schlafrock des Leipziger Magisters wich einem knapp, ja allzu eng anliegenden lakonischen Panzer. Noch herrscht, da Lessing „heroische Gesinnungen einem Preußen ebenso natürlich wie einem Spartaner" nannte, fremdes antikes Kostüm.

Als er aber zum vierten Male nach Berlin kommt, bringt er als schönste dichterische Kriegsbeute das „Soldatenglück" mit, das älteste und vornehmste Lustspiel unserer Bühne, das hier im Frühjahr 1768 durch seine Spiegelung der Zeit alle Stände entzückte, auf die Höhen der Gesprächskunst und ohne falsche Delikatesse in die urwüchsige Redeweise des Volkes führte, herbe Soldatenehre und frauenhafte Liebenswürdigkeit, Preußen und Sachsen versöhnte und dem sächsischen Fräulein das Wort lieh: „daß Ihr König, der ein großer Mann ist, auch wohl ein guter Mann sein mag." Nie ist ein Herrscher einfacher, schöner, vorbildlicher gepriesen worden.

Drei preußischen Männern bestätigt unser Denkmal ihren Bund mit Lessing, wie das Hamburger Standbild die Profile des lichtscheuen

Fragmentisten, mit dessen nachgelassenen Scheitern Lessing den theologischen Brand schürte, und des ehrwürdigen Sprachmeisters der alten Bühne zeigt.

Da ist Ewald von Kleist, „Dichter und Soldat", der wehmütige Elegiker des „Frühling" und der tapfere Blutzeuge von Kunersdorf, der ideale Empfänger der Berliner Litteraturbriefe und ein Urbild des Majors von Tellheim, Lessings geliebtester Herzensfreund.

Da ist Friedrich Nicolai als ein Vertreter des fridericianischen Berlinertums, ein Achtung gebietender, behender Autodidakt, der in jüngeren Jahren wacker Schritt zu halten strebte, später jedoch seine Buchhandlung und Rezensieranstalt in den Dienst einer Aufklärung gab, die, während Lessing den Horizont weitete, selbstgenügsam und aberweise mit allem im Reinen zu sein wähnte und zur Zeit der Genies, der Klassiker, der Romantik wie ein alter Uhu von den Vögeln des jungen Tages umschwärmt wurde.

Da ist Moses, Mendels Sohn von Dessau, der jüdische Buchhalter, Populärphilosoph und Ästhetiker, ein sauberer Prosaist, ein reiner Mann, der sein Volk aus der Gefangenschaft führte und dem bewunderten Jugendgenossen mit dankbarer Liebe anhing. In traulichen Stunden der Symphilosophie hat hier sein Scharfsinn Lessings Gedankenarbeit befördert, den „Laokoon" bereichert. Der Treue ward noch ein froher Zeuge des, ach so kurzen, häuslichen Glücks in Wolfenbüttel, und an dem Bilde des philosophierenden jüdischen Kaufmanns hing Lessings geistiges Auge gern, als sein dichterisches Schaffen gipfelte in „Nathan dem Weisen", dessen Entwurf die Nachkommen Mendelssohns wie einen urväterlichen Ehrenbrief hüten.

Das goldene Nathanwort von dem allliebenden Vater:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!

erglänzt auf unserem Denkmal. Hier im engen Hause der Behrenstraße ist 1783 dieser „Nathan" zum ersten Mal über die deutschen Bretter gegangen, die er feiertäglich weiht, so oft er kommt. Und hinter ihm steigen jene heißen Kämpfe auf, die Lessing mit einer polemischen Kraft ohnegleichen durchfocht, um für alle Zeiten zu erhärten: der Buchstab ist nicht der Geist, die Bibel nicht die Religion, das christliche Dogma nicht die Botschaft Christi. . . Lessing war kein Bekenner, doch tiefer als die Masse der Aufklärer begriff er die Triebkräfte und den Entwicklungsgang der Religion, so hold der klosterbrüderlichen Herzensfrömmigkeit, wie dem beweisenden Starrsinn einer abgelebten Orthodoxie und dem Schaukeln der Halben feind. Die das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis soll sie vereinigen: Kindlein, liebet einander! So erhöht Lessing, von der Bühnenkanzel dies A und O predigend, das Theater zum Gefäß des edelsten Gedanken-

und Gefühlsinhaltes seiner Epoche. Tretet ein, denn auch hier sind Götter! Wie „Ernst und Falk“ eine weite Idealloge aufthaten, so erschloß Nathan, der gottergebene Mensch, einen lichten Humanitätstempel, worin Sultan, Kreuzritter, Jude zu Einer Familie zusammentreten. Die verschlungenen Ringe unsers Denkmals deuten auf den Einen symbolischen Reif, der das Gelöbnis besiegelt der Toleranz — nein, nicht der Toleranz! denn was kann frostiger sein als das bloße Dulden? — das Gelöbnis der wechselseitigen werkthätigen Liebe.

Zwei allegorische Geschwister, die Gestalten der Kritik, der Lessing mit produktiver Kraft diente, und der Wahrheit, deren Suchen ihm teurer war als träger Besitz, halten Wacht an seinem Denkmal. Vorn der hohe Genius mit der Flammenschale der Erleuchtung.

„Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes“, hast du Wahrheitsfreund einst bekannt, nach Wissen hungernd mit der beherzten Losung: Ärgernis hin! Ärgernis her! Du Funkenschläger und Fackelschwinger, der dämmernde Pfade erhellt und so manchem Widersacher heimgeleuchtet hat! Du Phosphoros der deutschen Prosa, der den Hörer zum Finder macht, wenn der Gedanke verfolgt wird, wie vom zielsichern Weidmann das Wild, und die durchsichtige Bildersprache nicht als glitzerndes Geschmeide, sondern als schöne Deutlichkeit leuchtet! Du Schwertfeger, dessen Waffen, so blank und scharf wie am ersten Tag, in jedem deutschen Kampf um geistigen Fortschritt und nationale Ehre mitgefochten haben und mitfechten werden!

Klare Wasser rieseln zu deinen Seiten, wie dein eigenstes Lebenselement die Bewegung war. Sie laden ein zu schöpfen aus dem Quickborn des Geistes und zu tauchen in das Stahlbad deiner Männlichkeit.

Führer scheiden mit einem prophetischen Gruß an die Zukunft. Wie der Große da drüben seinen von hundertjähriger Last ungebeugten Faust in den getrosten Schlußruf ausbrechen läßt: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn“, so faßt Lessings erzieherisches Testament, die Bahnen der Menschheit messend, das ewige Fortwirken, das Gesetz von der Erhaltung der geistigen Kraft, in das für gemeine Augen befremdliche Bild der Seelenwanderung. In diesem tiefen Sinne der Entelechie lautet Lessings Scheidegruß: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Hier befestige sich nun der betrachtende Erbe im unvergänglichen Wert des Überkommenen; aber auch der Schlichteste aus dem Volke, dem Tellheims Stube, Schloß Dosalo und der Palmengang Jerusalems fremd sind, spüre Lessings elektrischen Schlag, wenn er im ahnenden Gefühl, daß ein Gewaltiger auf ihn niederschaue, das alte und neue Evangelium heimträgt:

Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurteilen freien Liebe nach!

Shakspere, der Dichter und der Mensch. (Gekürzt.*)

1888.

Bernhard ten Brink, Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß. 2. Aufl. (Straßburg, Trübner.) 1894.

. . . . Es liegt in meinem Plan, in diesen Vorträgen der Reihe nach die wichtigen Probleme zu berühren, welche durch die Erscheinung Shakspere angeregt werden. Recht in das Herz des Gegenstandes wollen wir einzudringen versuchen — in den Entwicklungsgang des Dichters, in die verschiedenen Seiten, welche sein entwickeltes Denken, Wollen und Können der Betrachtung darbietet.

In erster Linie haben wir die Frage zu erörtern, die seit einer Reihe von Jahren zu einer brennenden geworden ist: „das Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Menschen" oder, wie wir die Frage auch formulieren könnten, die Möglichkeit der Identität zwischen dem Dichter und dem Menschen Shakspere.

Es ist nicht erst seit gestern, daß man von einem Shakspere-mythus zu reden begonnen hat; aber wer diesen Ausdruck heute anwendet, der denkt dabei an etwas ganz anderes als vor dreißig bis vierzig Jahren . . .

Es wird Ihnen ja bekannt sein, daß gegenwärtig nicht etwa von einem, sondern von einer ganzen Anzahl von Schriftstellern — zumal in England und Amerika — der Satz verfochten wird, daß der große Dichter, den wir studieren und verehren, mit Unrecht den Namen Shakspere führt, daß Hamlet, Macbeth, Othello, Lear und was noch sonst das Siegel dieses einzigen Geistes trägt und uns als Shaksperes Werk überliefert ist, einen ganz andern Urheber hat als jenen William Shakspere, der im Jahre 1564 zu Stratford am Avon geboren wurde, sich dort in jugendlichem Alter verheiratete und Kinder zeugte, der später nach London ging, als Schauspieler und Schauspielunternehmer sein Glück machte und im Jahre 1616 in seiner Heimat starb: jene historisch ausreichend identifizierte Persönlichkeit sei in keiner Weise für den Schöpfer zu halten jener herrlichen Dramen, welche das Entzücken von Gelehrten und Ungelehrten bilden. Er habe diese Werke höchstens für die Bühne etwas zugerichtet, im übrigen aber nur seinen Namen dazu hergegeben, den wahren Autor zu verdecken. . . .

Wenn wir den historischen Shakspere für den Dichter der Werke halten, die seinen Namen tragen, so thun wir dies in Übereinstimmung mit einer beinahe dreihundertjährigen Tradition, welche sich auf eine solche Fülle von glaubwürdigen zeitgenössischen Zeugnissen stützt, wie

*) Die Bacon-Theorie ist im Original etwas ausführlicher behandelt.

nur wenige Thatsachen der älteren Litteraturgeschichte zu ihrer Beglaubigung aufzuweisen haben. Die neuen Shaksperemythologen wissen sich freilich mit jenen Zeugnissen leicht abzufinden. Die Zeitgenossen des Dichters hätten sich um die Frage, wer jene Bühnenstücke geschrieben, im ganzen wenig gekümmert. So konnten sie leicht einer Täuschung zum Opfer fallen, an der einige von ihnen beteiligt waren. Über die Motive zu jener Täuschung gehen die Meinungen sehr auseinander. — Genug, daß zu Shaksperes Zeit eine großartige Verschwörung stattfand, zum Zweck, ihn als Urheber einer Reihe von Musterwerken hinzustellen, die von einem ganz anderen oder ganz anderen Autoren herrührten. Das Merkwürdigste ist, daß sich weder damals noch nach Shaksperes Tod irgend jemand gefunden hat, der das Geheimnis ausplauderte, so viele Anekdoten sich auch sonst an die Person William Shaksperes anschließen. Im Gegenteil läßt sich nicht ein einziges Zeugnis aus Shaksperes oder der nachfolgenden Zeit anführen für die Meinung, daß Shakspere diese Werke nicht geschrieben habe. Sie sehen, über derartige Dinge ernsthaft zu diskutieren ist unmöglich, und wir wollen daher nur noch kurz das zweite Moment der Theorie, die Autorschaft Bacons, berühren. Und hier muß ich einfach sagen: wer es auch nur für denkbar hält, daß Bacon die unter Shaksperes Namen gehenden Stücke geschrieben haben könne, muß weder Bacon noch Shakspere kennen. Der gründliche Kenner Shaksperes braucht sich nur ein klein wenig mit Bacons Schriften bekannt zu machen, um die Uberzeugung zu gewinnen, daß dort ein anderer Geist, ein anderes Herz, ein anderer Charakter rede als hier. Und der Kenner Bacons braucht nur eine Seite in Shakspere zu lesen, um sich darüber klar zu werden, daß der Staatsmann-Philosoph — und wenn es seinen Kopf gegolten hätte — diese Seite nicht fertig gebracht hätte.

Ich kann in der ganzen Bewegung, so breit sie sich macht, nur ein Kuriosum, nur eine Krankheitserscheinung der Zeit erblicken. Solche Erscheinungen zu studieren, ist ohne Zweifel sehr interessant, aber es ist nicht die Aufgabe, die ich mir für diese Vorlesung gesetzt habe. Erwarten Sie daher nichts von mir zu hören, das einer direkten Widerlegung der angedeuteten Theorie ähnlich sieht. Nur eine indirekte Widerlegung ist zwar nicht mein eigentlicher Zweck, müßte aber eine Wirkung dieser Vorträge sein, wenn es mir gelänge, meinen Zweck zu erreichen. Ich meine folgendes:

Wer die Werke eines Dichters nicht bloß jedes für sich als Kunstprodukte studiert, sondern wer in diesen Werken den Menschen sucht, der sie hervorgebracht, setzt sich eine schwierige Aufgabe; die Aufgabe nämlich, die geistige Einheit jener Werke aufzufinden. Diese Einheit ist ja keine ruhende, starre; sie ist eine in Bewegung, im Fluß be-

griffene. Die verschiedenen Werke zeigen uns den Einen Dichter von verschiedenen Seiten, auf verschiedenen Stufen geistiger und moralischer Reife, von verschiedenen Ideen erfüllt, verschiedenen Stimmungen unterworfen. — Nimmt man nun zu dem Bild des Dichters, das uns seine Werke enthüllen, hinzu, was man von seinen äußeren Lebensumständen weiß, von den Bedingungen, den Einflüssen, unter denen er aufwuchs und sich entwickelte — so wird die Aufgabe wiederum komplizierter, aber auch um so lohnender: es handelt sich jetzt darum, die Einheit des Lebens und der Werke zu finden. Die Lösung, soweit sie erreicht wird, bildet die Anschauung (denn in Begriffe läßt sich derartiges nicht fassen) von einem bestimmten geistigen Individuum in seiner Entwicklung.

Diese Aufgabe nun ist, auf Shakspere angewendet, mit ganz außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, vornehmlich aus zwei Gründen: einmal wegen der Größe seines Genius, und dann, weil wir von seinem Leben so wenig wissen, und was wir davon wissen, nicht von der Art ist, daß es zu der ungeheuern geistigen Bedeutung des Mannes irgend ein Verhältnis zu haben scheint. Einer roheren sinnlichen Auffassung, die sich das geistig Große nur in Gestalt eines Gewaltigen der Erde zu denken vermag, wird dieser Umstand besonders hinderlich. — Shaksperes äußeres Leben hat nichts von dem Glanz und dem Ansehen, mit dem man den Urheber dieser Werke gerne umkleidet sehen möchte; und dabei vergißt man, daß diese Werke selber an unzähligen Stellen uns die Lehre predigen (man denke nur an die Kästchen-Wahl im Kaufmann von Venedig), daß gerade die unscheinbarste Hülle oft den köstlichsten Inhalt in sich schließt; dabei übersieht man, daß der Eindruck, den jeder feinere Beobachter von diesen Dichtungen davonträgt, vor allem der ist, daß sie viel mehr leisten als sie versprechen, und daß man sich ihren Verfasser auch nur als einen Mann denken kann, in dessen äußerer Erscheinung, Haltung, Lebensstellung, seine innere Bedeutung nur sehr unvollkommen zum Ausdruck gelangte.

Auf dieser Sachlage aber: auf der Schwierigkeit, die Einheit von Shaksperes Leben und Werken zu finden, beruht es wesentlich, wenn die Bacon-Theorie — ich sage nicht: überhaupt entstanden ist, sondern solche Verbreitung hat finden können. Und an diesem Punkt soll unsere Betrachtung einsetzen. Wir wollen versuchen, einen Weg zu finden, der uns dahin führt, jene Einheit wenigstens als eine denkbare, eine mögliche zu fassen. Den Schleier zu lösen, der das Geheimnis des Genius verhüllt, dürfen wir nimmer zu hoffen wagen. Das Wunder, welches in der Erscheinung William Shaksperes gegeben ist, wird sich niemals aufhellen lassen. Aber bleibt nicht in allen ähnlichen Fällen nach allem, was zur Erklärung geschehen sein mag, das eigentliche Wunder

als unerklärter Rest übrig? — Nehmen wir Goethe, der uns zeitlich so nahe steht, über dessen Leben so reichliche Kunde fließt, Goethe, der sich selber herbeigelassen hat, uns über seine Entwickelung zu berichten, und der uns in „Dichtung und Wahrheit" ein Werk geschenkt hat, das Wilhelm Scherer einmal als „die Kausalerklärung der Genialität" bezeichnet hat. „Kausalerklärung der Genialität" — wenn man hier wenigstens nur von einer „Kausalerklärung dieses besonderen Genius" reden könnte! — Aber finden wir diese in „Dichtung und Wahrheit"? Erfahren wir daraus irgendwo, wie Goethes Genie entstanden ist? — Nein, höchstens eine Reihe von Bedingungen lernen wir kennen, unter denen dieses Genie sich in bestimmter Richtung entwickelt hat! — Das ist alles — das eigentliche Ur- und Grundgeheimnis bleibt unaufgeklärt. Und so werden wir auch bezüglich Shaksperes unsere Ansprüche nicht zu hoch schrauben dürfen. Alles, was wir zu erreichen hoffen können, wird dieses sein: die Erkenntnis, daß die innere Entwicklung des Dichters, wie sie sich aus seinen Werken erschließen läßt, sich mit dem, was wir vom Leben des historischen Shakspere wissen, wohl verträgt, ja in manchen Umständen dieses Lebens entschiedene Förderung gefunden haben muß. Bei dem Versuch, dies zu zeigen, werde ich Ihnen natürlich nicht die Biographie des Dichters von neuem vorerzählen; ich werde daraus vielmehr nur die Momente hervorheben, die für unseren Zweck von Bedeutung sind.

William Shakspere war der älteste Sohn und das erste am Leben gebliebene Kind seiner Eltern, wurde daher von ihnen ohne Zweifel mit besonderer Liebe und Sorgfalt gepflegt. Er erwuchs in einem Hause, wo auf der Grundlage ehrenhafter Arbeit ein behaglicher Wohlstand sich entwickelt hatte, und das sich in der Stadt Stratford eines hohen Ansehens erfreut haben muß. Sein Vater, John Shakspere, zugleich Landwirt und Geschäftsmann, eine in derartigen Landstädten häufige Kombination, war von Michaelis 1568 bis Michaelis 1569 high bailiff, erster Amtmann in Stratford. Im September 1571 wiederum wurde er zum ersten Aldermann erwählt. Seine Mutter, Mary Arden, gehörte einer der angesehensten Familien der Grafschaft Warwick an, die sich entschieden zu der Gentry rechnen durfte.

Shakspere erwuchs in einfachen, ziemlich primitiven Verhältnissen; bei seinen Eltern fand er keine höhere geistige Bildung. Auf der grammar-school seiner Vaterstadt, die er nach dem durchaus glaubhaften Zeugnis eines seiner ältesten Biographen besuchte, wird er in die Kenntnis des Lateins, in die Elemente der Logik und Rhetorik und so noch in manches andere eingeführt worden sein.

Das meiste von dem, was er sich in derartigen Dingen erwarb, wird er sich späterhin als Autodidakt erworben haben. Und während

seiner eigentlichen Schulzeit dürfen wir annehmen, daß er mehr im Verkehr mit der Natur und mit der kleinen Stratforder Welt, die ihn umgab, gelernt haben wird, als auf der Schulbank.

War dies ein Unglück? Können wir annehmen, daß es seiner Entwickelung förderlicher gewesen wäre, wenn er eine eigentlich gelehrte Erziehung genossen, wenn er frühzeitig mit humanistisch gebildeten Männern verkehrt hätte, wenn sein Interesse schon in zarter Jugend auf litterarische Dinge gelenkt worden wäre? — Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns die geistige Physiognomie Shaksperes, wie sie sich aus seinen Werken ergiebt, zu vergegenwärtigen suchen.

Es hat nur selten einen Menschen gegeben, der so fein organisiert und zugleich so kräftig, so gesund organisiert war, wie Shakspere. Ich fasse den Begriff: fein organisiert in weitestem Umfang: Feinheit des äußeren wie des inneren Sinnes, höchste Empfänglichkeit in physiologischer und in geistiger, in theoretischer, ästhetischer und ethischer Hinsicht. Von allen Seiten ließ Shakspere die Welt auf sich einwirken, und alles, was auf ihn eindrang, weckte ein Echo in seinem Innern. Nichts entging seinem Auge, seinem Ohr, und nichts war ihm gleichgültig; alles suchte er zu verstehen, alles erregte ihm Gefallen oder Mißbehagen, bei einiger Steigerung: Freude oder Schmerz. Eine universelle Sympathie für die ganze Schöpfung, vor allem für die Menschen: eine Sympathie, die nicht bei der Außenseite stehen bleibt, sondern in das Innere dringt, die in der Natur das Unbeseelte beseelt, im Menschenleben sich selbst in die Lage des andern hineindenkt, seine Handlungen menschlich deutet und motiviert. Alles, was schön ist in Kunst oder Natur, findet bei ihm freudige, begeisterte Anerkennung; keine edle That, ja kein Funke edel menschlichen Wesens, von dem er nicht gerührt würde. — Die gesellschaftlichen Formen in ihren Beziehungen zum Gefühl und zum Charakter — wer hat sie in ihren unendlich zarten Nüancen so fein durchschaut und durchempfunden wie er? — Nichts, was gegen die gute Sitte verstößt oder den ästhetischen Sinn verletzt, bleibt von ihm unbemerkt. Für jede individuelle Eigentümlichkeit, für jede Idiosynkrasie, für jede Äußerlichkeit hat er Verständnis und weiß sie auf ihre Quelle zurückzuführen. Bei keinem Dichter ist daher auch der Sinn für das Lächerliche so entwickelt wie bei ihm, aber auch bei denjenigen seiner Gestalten, die er mit Gelächter überschüttet, bleibt er nicht bei der Außenseite stehen; auch sie sind ihm nicht zu klein, um nicht menschlich mit ihnen zu fühlen, sich in ihre Lage, ihre Natur hineinzudenken. — Auch ihnen gegenüber zeigt er das Wohlwollen, das er allen Wesen zuträgt, auch in ihnen ehrt er die Menschheit — und in sein Lachen mischt sich nichts von Hohn oder Spott.

Wie wohlthätig auf ein so organisiertes Wesen eine Jugend wirken mußte, die ihn in stets erneuerte Berührung, in innigen Verkehr mit der Natur brachte, leuchtet ein. Das Landleben mit seiner erfrischenden, stählenden Luft vermochte dieser feinen Organisation seine Gesundheit zu erhalten, in ihr jene Kraft zu entwickeln, die bei einer mehr treibhausartigen Erziehung vielleicht frühzeitig verkümmert wäre. Das ruhige Behagen eines so zu sagen patriarchalischen Zustandes schützte dieses gar so zart besaitete Gemüt, dieses gar zu feinfühlige Wesen vor einer vorschnellen Entwicklung seiner Triebe und Anlagen, einer Entwicklung, die es aller Wahrscheinlichkeit nach einem Zustand fieberhafter Überspannung entgegengeführt hätte, in der es, wie so viele, zumal dramatische Talente zu Grunde gegangen wäre.

Und ferner: jener vertraute Verkehr mit der Natur, zu der ihn das Leben in Stratford einlud, bildete schließlich die beste Schule für seinen Geist, für sein noch schlummerndes Genie. Nicht nur wurden seine Sinne, seine Beobachtungsgabe dadurch geschärft; er verdankt ihm unendlich viel mehr. Dem sinnigen, höherer Entwicklung fähigen Menschen trägt die Natur auf Schritt und Tritt Wunder entgegen — Wunder primitiver Art und darum dem Standpunkt der Kindheit angemessener und eher als solche erscheinend, denn die im Leben des Geistes sich vollziehenden. Auf Schritt und Tritt werden Fragen angeregt; auch das Kleinste, Unwahrscheinlichste giebt sich liebevoller Betrachtung als ein in sich abgeschlossenes, in seinen Schranken vollendetes Wesen zu erkennen — und wiederum erkennt man hier leichter den Zusammenhang aller Wesen, die Bedingtheit des einen durch das andere.

In das Buch der Natur that Shakspere in seiner Heimat einen tiefen Blick. Nicht nur wurde sein ästhetischer Sinn von der Schönheit der ihn umgebenden Landschaft gefesselt; nicht nur lernte er, was sich seinen Augen darbot, in ein Gesamtbild fassen und festhalten — wie denn in seiner Dichtung zu wiederholten Malen die Erinnerung an seine Heimat, an den sanft fließenden, durch grüne Wiesen, dunkle Baumgruppen, an schönen Obstgärten entlang sich schlängelnden Avon wiederkehrt. Auf jede Einzelheit des vor ihm stehenden Bildes lernte er den Blick lenken: jede Blume, jedes Kraut, jedes Tier erregte sein Interesse; mit allem, was ihn umgab, machte er sich aufs genaueste vertraut. Hier bethätigte und entwickelte sich jene universelle Sympathie, die der Dichter der gesamten Schöpfung entgegenträgt, hier ist zugleich die Grundlage jener ausgebreiteten Naturkenntnis, von der seine Werke Zeugnis ablegen, die dem Botaniker, dem Zoologen, dem Physiologen, jedem auf seinem Standpunkt Erstaunen und Bewunderung abringt, ihnen die Vermutung nahe legt, Shakspere müsse jeden dieser

Zweige der Wissenschaft fachmäßig studiert haben. Schwerlich hätte er je ein so tiefes Verständnis des Naturlebens sich erworben, wäre er in einer engen, geräuschvollen Stadt, in einer Atmosphäre hochgesteigerter litterarischer Kultur aufgewachsen.

Shakspere aber betrachtet die Natur, wie der Dichter, wie das Kind, wie jedes Volk in seiner Kindheit sie betrachtet. Der Wechsel der Jahreszeiten, der auch uns noch elegisch oder heiter stimmt, wirkt auf den Naturmenschen wie die Entfernung oder die Rückkehr eines höchsten Gutes: es sind freundliche Götter, die im Herbste scheiden, dahinsterben, um im Frühling wieder aufzuleben. Ähnliche Mythen bildet sich jedes Kind — vor allem aber ein Kind, das dazu bestimmt ist, ein Shakspere oder Goethe zu werden. Denn darin besteht die historische Bedeutung und die nationale Kraft der höchsten Genies, daß sie den Volksgeist, den sie weiterführen, zugleich am vollständigsten repräsentieren, daß ihr Leben wie das ins kleine gezogene Bild des Lebens ihres Volkes erscheint: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft desselben in ihm sich spiegeln. So war auch Shakspere außer allem Zweifel als Kind Mythendichter. Jedes Ereignis im Leben der Natur suchte er sich menschlich zu deuten; alles wurde ihm zum Bild, zum Symbol. Und als er später die Verschiedenheit des sich Ähnlichen schärfer fassen gelernt, blieb doch der Eindruck zurück, den er in seiner Kindheit erhalten, blieb doch die Gewohnheit, ja die Notwendigkeit für ihn bestehen, in Bildern zu denken, in Bildern sich auszusprechen. Aus der Gewohnheit des Vergleichens aber entwickelte sich die Fähigkeit, aus der Beobachtung einer einzelnen Erscheinung durch rasche Analyse und Kombination eine allgemeine Wahrheit abzuleiten. So sind die tiefen Blicke, die Shakspere später in den Zusammenhang der Dinge that, nicht außer Verbindung mit der Mythendichtung seiner Kindheit zu verstehen.

Der große Vorteil primitiver einfacher Lebensverhältnisse beruht darin, daß sie das Individuum vor einseitiger Ausbildung eines Teils seiner Anlagen auf Kosten der übrigen schützen. Die Arbeitsteilung, das Hauptmittel zum Kulturfortschritt der Menschheit im ganzen genommen, hat für den einzelnen zur notwendigen Folge, daß er in einem Punkt sich entwickelt, in vielen anderen zurückbleibt, daß er auf seinem eigenen Gebiet ein Riese, auf anderen Gebieten unendlich viel hilfloser ist als der Naturmensch. Aller Welt ist geläufig — wenn auch nur aus populären Witzblättern — die Figur des unpraktischen Gelehrten, des in den Dingen des täglichen Lebens kindlich unerfahrenen Professors. Aber wie unerfahren ist der Gelehrte oft sogar in Wissensgebieten, die seinem eigenen etwas ferner liegen! Vor solcher Einseitigkeit wurde Shakspere durch seine Natur, wie durch seine Erziehung

bewahrt. Er lebte in einem Städtchen, wo ländliche Arbeit sich mit Bürgererwerb paarte. Sein Vater war Ökonom und Kaufmann. Mannigfache Formen menschlicher Thätigkeit traten ihm schon in früher Jugend näher. Er gewöhnte sich daran, jede zu beobachten, bei jeder nach ihrem Zweck, nach ihren Werkzeugen, ihrer Methode zu fragen. Und diese Gewohnheit behielt er im späteren Leben bei. Daher kommt es, wenn er für jedes Ding aus jedem Gebiet den technischen Namen kennt, wenn er auch bei komplizierteren Verrichtungen irgend eines Handwerks jeden Vorgang genau darzustellen weiß. Daher die Überlieferungen oder Hypothesen, wonach Shakspere bald ein Metzger, bald ein Wollhändler, dann wieder ein Schriftsetzer, oder auch ein Arzt oder auch Soldat gewesen sein soll.

Die in solcher Weise geübte Beobachtungs- und Kombinationsgabe wandte Shakspere ohne Frage frühzeitig auf sein eigentlichstes Gebiet, auf das Studium des Menschen an. Die kleine Welt, die ihn umgab, und die Welt in seiner eigenen Brust boten ihm für dieses Studium ein vollkommen ausreichendes Material, und wie seine Bedürfnisse wuchsen, dehnte sich auch der Kreis seiner Erfahrungen aus.

Bekannt ist der Goethe'sche Spruch: „Einen Blick ins Buch hinein und zwei ins Leben, das muß die rechte Form dem Geiste geben." Wenn irgend ein hervorragender Dichter oder Denker aus neuerer Zeit, so ist Shakspere nach diesem Rezept gebildet. Wir haben anzudeuten versucht, wie er in Stratford jene Blicke ins Leben gethan haben mag. Was es mit dem Blick ins Buch bei ihm für eine Bewandtnis hatte, werden wir im Laufe unserer Betrachtungen zu erfahren Gelegenheit finden.

Das geistige Besitztum eines Volkes, eines Zeitalters beschränkt sich aber nicht auf das, was in seiner Litteratur niedergelegt ist. Es giebt und gab besonders dazumal noch einen Schatz von Überlieferungen, die in Volksgebräuchen und Sitten, in Lied und Sage sich fortpflanzten und bei einheitlichem Grundcharakter in den verschiedenen Landschaften vielfach eine verschiedene Färbung trugen. Auch diese gehören wesentlich und zwar in hervorragender Weise zu der geistigen Atmosphäre, die den Menschen umgiebt.

Im sechzehnten Jahrhundert verdiente England noch in vollem Maße den Namen des merry England. Puritanische Sittenstrenge hatte die lustigen, bunten Volksfeste noch nicht verpönt, die heitern Volksgesänge noch nicht verstummen lassen. Alte Sitten und Gebräuche wurden besonders auf dem Lande überall heilig gehalten: zu regelmäßig wiederkehrenden Zeiten des Jahres wurden Umzüge, Spiele, Tänze veranstaltet, die oft in graue Vorzeit hinaufgingen, manchmal

einen Nachklang germanischen Mythus' in sich faßten. Dahin gehört die Maifeier mit dem sich anschließenden Morris-Tanz. Dahin gehört der Georgstag, das Schafschurfest und so viele andere Feste und Spiele, deren Shakspere in seinen Dramen gerne gedenkt. — Warwickshire muß zu denjenigen englischen Grafschaften gehört haben, in denen alte Bräuche, alte Überlieferungen am kräftigsten fortlebten. Von den Anfängen der englischen Geschichte her war dies ein Gebiet, in dem verschiedene Stämme oder auch Nationalitäten sich berührten: zuerst Westsachsen und Kelten, dann Westsachsen und Angeln, von denen die letzteren die ersteren unterwarfen. Unter Alfred dem Großen, nach dem entscheidenden Sieg über die Dänen, ging durch diese Gegend die Grenze zwischen dem westsächsisch-mercischen und dem dänischen Reich. Aus altenglischen Urkunden läßt sich nachweisen, daß in diesen Gebieten das Heidentum lange lebendig blieb; die dänische Nachbarschaft, die verhältnismäßig weite Entfernung von großen Kulturmittelpunkten mußte später der Erhaltung von Trümmern heidnischer Überlieferung günstig sein.

Auch das altenglische Nationalepos fand in Warwickshire allem Anschein nach eine der Stätten, wo es am kräftigsten sich entwickelte. In litterarischer Zeit dagegen hören wir bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts von Warwick wenig oder gar nichts. Kaum ein bedeutender Dichter der alt- und mittelenglischen Periode kann mit Sicherheit dem Herzen Englands, wie Michael Drayton, der Zeitgenosse Shaksperes und selbst aus Warwick, es nennt, zugewiesen werden. Desto emsiger mochte die Volkspoesie arbeiten. Hier entstand infolge der Berührung von Dänen und Sachsen die Sage von Guy von Warwick, die im Anfang des 13. Jahrhunderts in normannischer Sprache litterarische Gestaltung erhielt. Alte Zaubersprüche, Balladen und was weiter in den Kreis der Volksdichtung fällt, mögen in Warwickshire länger als in manchen anderen Grafschaften fortgelebt, beziehungsweise sich reicher entwickelt haben. Was von dieser Poesie aus anderen Gegenden, vorzüglich aus dem englischen Norden nach Warwick floß, wurde hier begierig aufgenommen. Für die schönen Sagen und Lieder von Robin Hood, in denen der altgermanische Sturmgott Wodan die volkstümliche Gestalt eines geächteten, in den Wäldern lebenden Bogenschützen und Wilderers angenommen hat, oder für die verwandten Balladen von Adam Bell, William von Cloudeslay, Clym o' the Clough — alle von frischem Walddust und einer urwüchsigen Heiterkeit der Lebensanschauung erfüllt — war in Warwick ein geeigneter Boden. Shaksperes Dramen sind voll von Anspielungen auf diese Balladen, wie denn kein Poet seiner Zeit so tief als er aus dem Born volkstümlicher Dichtung und Sage geschöpft hat.

Aber auch an historischen Erinnerungen fehlte es Warwickshire nicht. Mächtige Denkmäler aus der Römerzeit, die man im 16. Jahrhundert für Werke der Briten ansah, Städte und Örter, an die sich der Name berühmter Geschlechter, die Kunde von großen Begebenheiten, gewaltigen Schlachten knüpfte, waren hier in Fülle vorhanden. Besonders die traurige Zeit, wo die Häuser Lancaster und York in blutiger Fehde die englische Aristokratie dezimierten und das Land verwüsteten, die Zeit der Rosenkriege, stand den Bewohnern jener Grafschaft noch in lebendigster Erinnerung. Der große Held der Rosenkriege war der fünfte Graf von Warwick, Richard Beauchamp, und ein anderer Graf von Warwick, Richard Neville, ist als der Königsmacher auch uns aus Historie und Dichtung wohlbekannt.

War es ein Wunder, wenn jene Periode der englischen Geschichte, von der seine Heimat ihm vor allen anderen erzählte, zugleich diejenige, welche Eduard Hall in seiner Chronik behandelt hatte, Shakspere gleich im Beginn seiner dramatischen Laufbahn zur Darstellung und künstlerischen Bewältigung reizte?

Es ist nicht gleichgültig, wo ein Mensch, zumal ein Genie, geboren wird, ob er einem schon verbrauchten oder einem lebensfrischen Volksstamm entsprießt, welche Luft er in seiner Kindheit atmet, welche Lieder ihm an der Wiege gesungen wurden.

Und so mag es kein Zufall sein, daß Shakspere in Warwick geboren wurde; es mag ein Zusammenhang zwischen seiner Herkunft und der eigentümlichen Richtung seines Genius vorhanden sein. Shakspere ist seit der altenglischen Periode der erste unter den großen englischen Dichtern, in dem das germanische Element sich mit übermächtiger Gewalt wieder geltend macht und alles, was an ausländischen Bildungselementen vom Nationalgeist aufgenommen war, in seinen Dienst zwingt. Bei ihm erklingt zum erstenmal wieder dieser erschütternde Ton tiefster Empfindung, findet sich diese einfach kühne Art des dichterischen Ausdrucks, welche ohne Vorbereitung und ohne Vermittelung — scheinbar ohne jeden Aufwand künstlerischer Mittel — uns plötzlich mitten in die Sache hinein versetzt, mit einem Wort: das Stimmungsvolle, das ein Hauptmerkmal germanischer Poesie ist. —

Shaksperes Knabenjahre scheinen sehr glückliche gewesen zu sein. Wie auf ein verlorenes Paradies blickt der Dichter im späteren Leben auf jene Tage der Unschuld, jugendlicher Freuden und jugendlicher Freundschaft zurück, die Zeit, wo er nicht weiter vorwärts dachte, als: „solch ein Tag wie heut' sei morgen auch, und daß er ewig Knabe bleiben werde," wo er mit seinen Spielgenossen „Unschuld für Unschuld tauschte" und sich nicht träumen ließ, „man thäte Böses" in der Welt. — Die schöne Zeit währte nur kurz.

Um die Zeit, wo Shakspere — ein vierzehnjähriger Knabe — die Schule verlassen haben mag, begann der Horizont seines Lebens sich mählich zu verfinstern. Es war zuerst der Wohlstand seiner Familie, der ins Schwanken geriet, um dann zu sinken, tiefer und immer tiefer zu sinken. Wir können die traurige Entwicklung der Dinge, welche die Familie Shakspere in Armut stürzte und um ihr Ansehen brachte, ihr Haupt John Shakspere seiner Aldermanswürde verlustig gehen ließ und endlich seiner persönlichen Freiheit beraubte, in Stratforder Urkunden deutlich genug verfolgen, vom Jahre 1578 bis zum Jahre 1587, wo die Entwicklung ihren Höhepunkt, jedoch noch immer nicht ihren Abschluß erreicht.

In eben diese Zeit fällt jene Krisis in Shaksperes Leben, welche den Übergang aus den Knaben- in die Jünglingsjahre bezeichnet: das Erwachen jugendlicher Sehnsucht und Leidenschaft; die erste Jugendliebe mit ihren Träumereien, ihrer Schwärmerei — diesmal leider auch mit ihren Verirrungen, ihren für das ganze Leben bestimmenden Folgen.

Im November 1582 ist William Shakspere im Begriff, sich zu verheiraten — er, der Achtzehnjährige, mit einem um acht Jahre älteren Mädchen — im Begriff, sich zu verheiraten, wie es scheint, ohne Einwilligung seiner Eltern; bemüht, beim Bischof von Worcester die Erlaubnis zu seiner Vermählung mit Anna Hathaway zu erwirken. Bald darauf muß die Trauung stattgefunden haben.

Und nun denke man sich den jugendlichen Familienvater in den nächsten Jahren seiner Ehe — wie er sich allmählich klar wird über das Mißverhältnis, welches schon die Verschiedenheit im Alter zwischen ihm und seiner Gattin aufrichtete; wie er sich klar wird über mannigfache Aussichten, die Welt und Leben ihm geboten hätten, und über die Fesseln, die ihm den Kampf um das Dasein erschweren und die er sich selber angelegt — wie die Schwierigkeit, den Bedürfnissen seiner kleinen Familie gerecht zu werden, sich von Tag zu Tag steigert, und die wachsende Zerrüttung der Vermögensverhältnisse seines Vaters seine Lage allmählich zu einer unhaltbaren macht. Da mag wohl der junge Ehemann von Reue, Beschämung, Verzweiflung und in der Verzweiflung von einer Art Galgenhumor ergriffen worden sein, er mochte den Versuch machen, auf Augenblicke die drückenden Sorgen von sich abzuschütteln, und sich in Gesellschaft übermütiger Burschen auf tolle Streiche eingelassen haben. Jene Tradition, wonach Shakspere in Stratford mit lustigen Gesellen ein lockeres Leben geführt und allerlei Unfug, insbesondere auch Wilddiebstahl verübt haben soll, so übertrieben oder ungenau sie in manchen Einzelheiten auch ist, mag einen Kern von Wahrheit enthalten. Worauf es uns wesentlich ankommt, ist dies:

suchen wir uns Shaksperes Lage während der in Betracht kommenden Jahre lebhaft zu vergegenwärtigen, so kommen wir zu der Überzeugung, daß er in verhältnismäßig kurzer Frist die ganze Stufenleiter der Stimmungen und Gefühle, vom glühendsten Rausch der Leidenschaft bis zum fröstelnden Jammer blasser Enttäuschung, von der höchsten Freude bis zum tiefsten Weh durchkostet hat — und daß von dieser Zeit an die Epoche datieren muß, wo seine Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens und ebenso seine Sympathie mit menschlichen Leiden und Freuden sich zu vertiefen begann.

Und nun kam Shaksperes Gang oder, wenn Sie so wollen, Flucht nach London. Zu Anfang des Jahres 1585 hatte sich seine Familie um ein Zwillingspaar vermehrt: Hamlet und Judith, die am 2. Februar getauft wurden. Man darf vermuten, daß William nicht lange darauf die Heimat verlassen hat, um in der Hauptstadt sein Glück zu versuchen. Der Zeitpunkt jener Hedschra ist uns nicht genauer bekannt, denn an dieser Stelle klafft in der Biographie des Dichters eine große Lücke. Bis zum Jahre 1592 fehlen uns alle und jede Nachrichten über ihn — und das erste, was wir dann über ihn hören, zeigt uns, daß er in London und in seinem neuen Wirkungskreis ganz und gar festen Fuß gefaßt hat. — Die Zeit von Shaksperes Ankunft in der englischen Hauptstadt bis zum Jahre 1592, die wir nur mittelst Kombination und Phantasiegebilden auszufüllen vermögen, muß in dem Leben des Dichters von der höchsten Bedeutung und größten Tragweite gewesen sein. In jene Zeit fällt sein eigentliches Ringen mit der Welt, mit dem Schicksal — in jene Zeit fallen zweifellos neue schwere Kämpfe, die Shakspere gegen sich selber zu bestehen hatte — alles Krisen, aus denen er nicht unversehrt, jedoch siegreich und innerlich erstarkt und gereift hervorging. — In jene Zeit fällt die ungeheure Erweiterung seines geistigen Horizonts, wie sie der Übergang aus der Stratforder Enge und Stille auf den lauten Markt des englischen Lebens für den Dichter im Gefolge hatte. — Und hier müssen wir uns die große geschichtliche Epoche vergegenwärtigen, in der England sich seiner europäischen Mission bewußt wurde, und wo es zu gleicher Zeit die Arme nach der neuen transatlantischen Welt auszustrecken begann; die Zeit, wo die Wogen des englischen Volkslebens so hoch gingen und das Nationalgefühl eine so ungeheure Steigerung erfuhr; die Zeit, wo England auch in der jungen Wissenschaft des geistig erneuerten Europas seinen Platz sich zu erobern begann, und wo die englische Dichtung einen Flug wagte, wie nie zuvor, sich zu Höhen emporschwang, die sie auch später nicht wieder erreicht hat. In jener Epoche haben wir uns den jungen Provinzler auf das Pflaster der großen Hauptstadt versetzt zu denken — mit seiner naturwüchsigen Art, seiner geistigen Frische,

seinem feinen Beobachtungssinn, seiner bereits reichen inneren Erfahrung, seinem Lerneifer, seiner Aufnahme- und Begeisterungsfähigkeit — und vor allem mit jener unverwüstlichen Kraft, jener Gewandtheit und Ausdauer, die ihn im Kampf des Lebens, auch wo er strauchelte, niemals zu Falle kommen ließ. Damals ist Shakspere der Sinn für Geschichte und Politik erst recht aufgegangen; damals hat er die Lücke seiner litterarischen Bildung ausgefüllt und nicht nur die Schriftsteller seiner eigenen Nation, sondern auch manche große Geister der alten Welt und des Auslandes — zumal Italiens — wenn auch zum großen Teil nur aus zweiter Hand, in Übersetzungen und Nachbildungen kennen gelernt. Damals ist Shakspere sich klar geworden über seinen eigentlichen Beruf und ist demjenigen Institut zugeführt worden, dessen Zukunft mit der seinigen unzertrennlich verbunden war. Ohne Zweifel hat Shakspere, wie die Tradition uns lehrt, beim Theater von der Pike auf gedient und sich erst allmählich zu einer höheren Stellung als Schauspieler und als Schauspieldichter emporgeschwungen. Bereits im Jahre 1592 gilt er für das Faktotum der Gesellschaft, der er angehörte.

Unter den zahlreichen Thorheiten, welche die Baconianer sich zu Schulden kommen lassen, ist die größte wohl die, daß sie die Größe und Tiefe seiner Dichtungen mit seiner Stellung als Schauspieler und Schauspielunternehmer nicht vereinbar finden. Als ob der größte Dramatiker aller Zeiten ohne die genaueste Kenntnis der Bühne, wie sie nur durch vieljährige Praxis erworben wird, auch nur zu denken wäre. Und wie zeigt sich Shakspere mit der Bühne verwachsen! — wie liebt er es, das Leben unter dem Bild des Schauspiels und umgekehrt wieder das Schauspiel unter dem Bild des Lebens anzuschauen! Wie genau kennt er die Leistungsfähigkeit des Schauspielers und die Bedürfnisse des Zuschauers! — Warum giebt es bei Shakspere keine undankbaren Rollen? Warum wirken auch die üppige Fülle der Diktion und die verschlungenen Gänge von tiefer Reflexion bei ihm dramatisch? — Weil er die Bühne kennt, weil er, indem er seine Scenen schreibt, nicht nur seine Gestalten lebendig vor sich sieht, den Ton ihrer Stimme hört, ihr Mienenspiel und ihre Gesten sieht, sondern weil manchmal sogar diese Gestalten vor seinem geistigen Auge die vertrauten Züge bestimmter Schauspieler an sich tragen.

Das, was Shaksperes Werken ihr einzigartiges Gepräge aufdrückt, jene Verbindung von tiefstem, unvergänglichem Gehalt und höchster momentaner Wirksamkeit, erklärt sich eben nur daraus, daß der Dichter der Bühne ganz und gar angehörte, in seiner Thätigkeit für das Theater seinen Lebensberuf antrat und doch wieder mit seinem Denken und Sinnen weit über den begrenzten Horizont der leichten

Bretterwelt hinausdrang. Und auch hier bietet seine Biographie uns charakteristische Züge, die uns in sein Inneres einen Blick werfen lassen. Vom Jahre 1592 bis zum Jahre 1599 sehen wir den Dichter die Höhe seiner Kunst ersteigen und zugleich in der Kunstwelt und in der Gesellschaft sich eine gesicherte, allgemein anerkannte Stellung erobern. Im ersten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts schafft er dann seine tiefsten, großartigsten Werke. Aber noch bevor er den Höhepunkt erreicht, sehen wir ihn die ersten Schritte thun, um sich für seine späteren Jahre in seiner Geburtsstadt ein ruhiges Heim zu bereiten. Shakspere hatte in London die Heimat und die Seinigen nie aus den Augen verloren; sobald er es vermochte, hatte er die Seinigen an seinem beginnenden Wohlstand teilnehmen lassen, zweifellos auch häufiger sie auf längere oder kürzere Zeit besucht. Bereits i. J. 1597 aber begann er sich in Stratford anzukaufen, den Plan vorzubereiten, den er dann nicht wieder fahren ließ. Und gegen das Jahr 1609 — etwas früher oder später — gelangte der lange gehegte Lieblingsgedanke endlich zur Verwirklichung. Der Dichter verließ die Bühne und die Großstadt und zog sich nach seiner stillen Heimat, zu Wald und Wiese, zu Frau und Kindern und Enkelin zurück, um die ihm noch beschiedenen Tage in edler Muße und ruhig beschaulichem Genuß zu verleben. So schloß sich das Ende seines Lebens wieder dem Anfang an zur schönen Vollendung des Kreislaufes.

Shaksperes Leben, mit dem seiner dramatischen Zeitgenossen verglichen, ist ebenso singulär, wie seine Werke sich unter den ihrigen ausnehmen.

Der einzige unter ihnen, der keine akademische Erziehung genossen, der in einfachen Verhältnissen, in vertrautem Verkehr mit der Natur groß geworden, seine Bildung mehr dem Leben als der Schule verdankte. Früher als einer von den andern hatte Shakspere seine Zukunft gestaltet in einer Weise, die nichts Großes für ihn erhoffen ließ. Aber das, woran ein anderer zu Grunde gegangen wäre, wurde ihm nur ein Sporn, ein neues Lebensblatt mit frischem Mut zu beginnen. Enger als irgend einer seiner dramatischen Nebenbuhler schloß Shakspere sich in London dem Bühnenleben an. Aber weit entfernt, in dem lockeren Getriebe, wie so viele andere, an Seele und Leib zu Grunde zu gehen, erwuchs er zum Mann, zum Künstler und Dichter, zur geistigen und auch zur materiellen Selbständigkeit und Unabhängigkeit. — Wohlhabend, angesehen, berühmt, verließ er dann in der Kraft seiner Jahre das Theater und die Großstadt, um als Landedelmann in der Heimat seine Tage zu beschließen.

Emanuel Geibel.

Rede, gehalten am 25. Mai 1884

von

Wilhelm Scherer. (Berlin. Weidmann.)

Als vor zweiundzwanzig Jahren Ludwig Uhland ſtarb, da hat ihm Geibel das Grablied geſungen:

Es iſt ein hoher Baum gefallen,
Ein Baum im deutſchen Dichterwald;
Ein Sänger ſchied, getreu vor allen,
Von denen deutſches Lied erſchallt.

Er nennt ihn einen Spiegel vaterländiſcher Sitte, einen Herold deutſcher Ehren, beharrlich, ſtark und echt.

Geibel hat damit den Grundton angegeben, aus dem er ſelbſt zu feiern iſt. Auch er war ein Herold deutſcher Ehren. Auch er gehörte zu den Auserwählten, die in unſerem vielzerriſſenen Volke von Zeit zu Zeit das Gefühl der Einheit wecken dürfen. Er hat oft das Wort gefunden, das in allen Herzen widerklang. Und noch ſein Tod bewährt die einigende Kraft. Denn die Trauer, der wir heute feierlichen Ausdruck geben, wird im Süden wie im Norden und wo außerhalb des Vaterlandes Deutſche wohnen, ſie wird im ganzen Volk geteilt. Und indem Geibel alle Stammgenoſſen um ſein Grab verſammelt, ſcheint ſeine ſchöne Stimme noch einmal zu ihnen zu reden und ihnen zu verkündigen die frohe und gewaltige Botſchaft von dem Werte der Poeſie, von dem Glanz unſerer Sprache, von dem Prieſtertume der Kunſt.

Die Deutſchen, denen die Ehre zu teil wurde, den größten Dichter des modernen Europas den ihrigen nennen zu dürfen, haben es ſchnell verlernt, der Poeſie einen enthuſiaſtiſchen Kultus zu widmen. Ein großer Litterarhiſtoriker erklärte, die Zeit der Dichtung ſei zu Ende und die Zeiten der Politik ſeien angebrochen. Sein ſtrenges Wort war eine ſchmerzliche Prophezeiung. Die Zahl derer, die noch warm für Poeſie empfinden, wird von Jahr zu Jahr geringer: Männer auf der Höhe des Lebens rechnen die Poeſie nicht mehr zu den ernſthaften Angelegenheiten der Nation; ſelbſt die Jugend, ſobald ſie der Schule entwachſen iſt, wendet ſich leichtherzig ab von den belebenden Quellen unſerer Dichtkunſt; und nur die Frauen bleiben den alten Lieblingen getreu. Wir haben eine einſichtige und weitblickende Pflege der Kunſt und der Wiſſenſchaft: daß auch die Poeſie einer ſolchen fähig, wert und bedürftig ſei, ſcheinen wenige zu wiſſen. Wir haben mehrere deutſche Akademien, welche Künſtler und Gelehrte in ihrem Schoße verſammeln: wir haben keine „Deutſche Akademie“ um diejenigen aufzunehmen,

welche der kunstmäßigen Ausbildung der deutschen Poesie und Prosa eine ruhmvolle Lebensarbeit widmen.

Trotz der Ungunst der Zeit aber empfing Emanuel Geibel alle die äußere Förderung, deren er bedurfte; und er erlangte eine Stellung in der Nation, welche die äußeren Ehren entbehren konnte. Er hat nie den vorübergehenden Forderungen der Mode gedient, er hat nie dem Geschmacke der Menge geschmeichelt, er hat sich nie zum Sklaven einer litterarischen oder politischen Parteimeinung gemacht — und dennoch einen mächtigen, in Deutschland seltenen Erfolg errungen. Er hat damit den Beweis geliefert, daß der Erfolg des schlichten Schönen nicht von der Mode, nicht von dem Beifall des Marktes und nicht von der Gunst der Parteien abhängt. Er weckt in uns die tröstliche Hoffnung, daß das Zeitalter der Poesie doch noch nicht zu Ende sei, und daß auch in Zukunft diejenigen nicht fehlen werden, welche das echte Talent zu erheben bereit sind. Er hat im Leben Schule gemacht, jüngere Dichter neidlos gefördert und ihnen die Wege gewiesen. Er wird auch nach seinem Tode ein Wegweiser und Zielzeiger, — ein Führer, ein Erzieher, ein Lehrer seines Volkes bleiben: ein Führer zur Schönheit, ein Erzieher zum Maß, ein Lehrer der Form.

Die Deutschen schätzen von alters her den Gehalt mehr als die Form, das innere Leben mehr als die Erscheinung. Erscheinung gilt ihnen allzu oft für Schein, und sie wollen nicht den Schein, sondern die Wahrheit. Geibel aber besaß die Kraft, durch den Gehalt seiner Dichtung zugleich den Wert der Form allem Volk eindringlich zu predigen. Vers und Sprache waren ihm unterthänig. Im Ausdruck gab es nichts Schweres, nichts Unüberwindliches für ihn. Überall drang er zur vollendeten Klarheit durch. Der sprödeste Stoff ward bildsam unter seinen Händen. Er übte die ruhige Herrschaft des Meisters, die nicht blenden will, die nicht fürchtet gewöhnlich zu werden, die nicht hascht nach Originalität. Er empfand die strenge Form, den reinen Reim, das feste Metrum nicht als Zwang, sondern als Vorteil. Seine Sprache ist voll Harmonie und Rhythmus, reich an Vokalen, ohne Härten und mißtönende Zusammenstellungen, voll Wechsel, Glanz und Leben des Lautes, wie bei den Minnesängern, und doch nicht allzu weich und süßlich, nicht allzu eifrig buhlend um die Gunst eines klanggierigen Ohres, sondern erfüllt mit Kraft und Mark und mit der Wucht ewiger Gedanken.

Denn der Adel der Form fließt aus dem Adel der Seele.

Zwar hat keine Theorie der Poesie bis heute die Grenzen zwischen Dichtkunst und Sittenlehre endgültig gezogen; und seit im vorigen Jahrhundert zunächst innerhalb des englischen Romans und dann in der ganzen europäischen Litteratur gebrochen ward mit den stoisch-heroischen

Tugendhelden, deren unnatürliche Festigkeit über jede Anfechtung ohne Mühe triumphierte — seit man darauf ausging, wahre natürliche Menschen in all ihrer Fehlbarkeit dem Leben nachzubilden — seit die Losung der Natur und Wahrheit mit Nachsicht und Menschenliebe Hand in Hand ging: — seitdem wird die Abspiegelung des wirklichen Lebens an sich vielfach für ein würdiges Ziel der Poesie gehalten; und wer von einem moralischen Zwecke derselben redet, der macht sich der Philiströsität oder des Zopfes verdächtig. Aber wie dem auch sei und was die ästhetische Theorie darüber sagen, raten und meinen mag: so viel steht fest, daß die Poesie thatsächlich es seit Jahrhunderten als ihre Aufgabe betrachtet hat, eine sittliche Bildnerin der Völker zu sein und die Ideale zu stärken, auf denen die Gemeinschaft der Menschen, auf denen die Gesellschaft beruht. Von jeher hat sie Götterbilder aufgerichtet. Von jeher hat sie Gestalten geschaffen, zu denen die Menschen in Verehrung emporblicken sollten. Was durch die Flucht der Zeiten hin für groß und wertvoll galt, das hat sie verherrlicht mit der bildenden Kraft des Wortes.

Und dieser überlieferten sittlichen Mission der Poesie ist Geibel stets treu geblieben, wie Ludwig Uhland. Fast alle, die sich in den Tagen des Schmerzes das Bild Geibels zu vergegenwärtigen suchten, mußten an das Gelübde erinnern, das er einst — gleichsam in die Hände König Friedrich Wilhelm des Vierten — ablegte:

So helfe Gott mir, daß ich walte
Mit Ernst des Pfundes, das mir ward,
Daß ich getreu am Banner halte
Der deutschen Ehre, Zucht und Art.

Fast alle, die Geibel feierten, haben ihn als eine priesterliche Gestalt empfunden, als einen Priester nicht bloß des Schönen, sondern auch des Guten. Aus einem Priesterhause ging er hervor, und der ehrenfeste Geist des protestantischen Pfarrhauses ruhte auf allem seinem Wirken. Seine Seele lebte mit den Besten seiner Zeit in beständigem Einklang. Er ging die gerade Straße des Heils; kein Irrweg verlockte ihn; kein Mißlingen schreckte ihn; er wußte zu hoffen, er wußte zu glauben. Alles, was sich stetig entwickelte in unserem nationalen Leben, daran nahm er den freudigsten Anteil; alles, was einen Bruch, eine Verzerrung, einen plötzlichen Umschlag bedeutete, das fand an ihm einen Gegner: Festigkeit und Treue verließen ihn nie. Jedem, der ihn kannte, erschien er, wie ihn Berthold Auerbach einmal, unter dem unmittelbaren Eindruck eines Wiedersehens, bezeichnete: „Geibel ist ständig eine im Besten lebende Seele von wahrem und warmem Pathos".

Er war eine geschlossene Persönlichkeit, wie Ludwig Uhland, und noch mehr als dieser ganz der Poesie ergeben. Er war kein aktiver Politiker,

wie Uhland; er war kein Fachgelehrter, wie Uhland. Als Politiker, als Gelehrter blieb er immer Dichter. Sein reines und richtiges politisches Denken ging in Poesie auf; sein reiches litterarisches und ästhetisches Wissen ward nur in Versen niedergelegt. Aber sein dichterisches Schaffen kam, wie bei Uhland, nicht zu breiter Entfaltung. Seine, wie Uhlands sämtliche Werke umfassen wenige Bände, Gedichte und Dramen, keine Prosa, keine Novellen, keinen Roman. Er wußte ausgezeichnet zu erzählen; aber er hatte keine eigentliche Lust zu fabulieren. Das glücklich begonnene Epos „Julian", worin deutsches und russisches Wesen sich berühren, blieb Fragment. Erzählungen, wie „Der morgenländische Mythus", „Die Blutrache", „König Sigurds Brautfahrt", die sogenannten „Idyllen" und andere, schließen sich in engerem Rahmen knapp zusammen; „Der Tod des Tiberius" ist eine Geschichte von symbolischem Gehalt. Die halblyrische Form der Ballade war ihm innerhalb der epischen Dichtung am meisten gemäß. Aber auch diese pflegte er weniger eifrig als Uhland; und viel lieber hing er den eigenen Erinnerungen nach, um, was ihn einst in Freud' und Leid bewegt, ins Licht der Gegenwart heraufzuholen. Das „Buch Elegien", der Anfang einer poetischen Selbstbiographie, ist vielleicht sein am meisten charakteristisches Werk. Sein Liebeslied malt nur die eigene Empfindung, nicht das Wesen der Frauen, welche diese Empfindung erregten. Er war stets mehr nach innen, als nach außen gewandt. Seine Lyrik hat wie Uhlands Lyrik selten den dramatischen Zug, der uns zum Miterleben zwingt. Sie spiegelt einen Zustand ab; sie blickt in die Vergangenheit zurück. Im Drama selbst ruht auf dem Monolog der Nachdruck. Nicht die Handlung, nicht der sinnfällige Konflikt, nicht Begehrungen und Leidenschaften, die zornig auf einander stoßen, sondern nur der Seelenkampf, der eine That gebiert, fordert seine höchste Kunst heraus.

Der Widerstreit entgegengesetzter Empfindungen in derselben Brust, das ist sein höchstes tragisches, ja fast das einzige tragische Thema, das er behandelt: eine Verwirrung des Gefühls, wie sie Heinrich von Kleist so oft seinen Figuren mitteilt. Geibels Brunhild vernichtet, wie Kleists Penthesilea, den Helden, den sie liebt. Geibels Sophonisbe liebt den Feind ihres Volkes, den sie töten möchte. Brunhild fühlt sich beschimpft von dem einzigen Manne, dem ihr Herz entgegenschlug. Sophonisbe glaubt, daß ein solcher Schimpf ihr drohe, und steht entwaffnet, da sie sich getäuscht. Geibels Loreley hat Untreue zu rächen; auch ihre Liebe wandelt sich in Haß und treibt den einst Geliebten in den Tod. Ja selbst Geibels Lustspiel, das eine freie und reine Heiterkeit um sich verbreitet, hat eine Verwirrung des Gefühls zum Gegenstande: der zerstreute Meister Andrea wird, nach einem bekannten, von Shakespeare und Holberg gebrauchten Motive, zur Strafe für seine Zerstreutheit an

sich selbst irre gemacht und in den Wahn versetzt, er sei ein ganz anderer Mensch.

Am großartigsten aber und an dem gewaltigsten Stoffe kommt die Neigung, den inneren Zwiespalt darzustellen, in dem Monologe „Judas Ischarioth" zur Geltung, der den Keim zu einer ganzen Tragödie enthält. Judas spricht darin das Gefühl aus, das ihm Jesus einflößt. Er zweifelt nicht, daß er der Messias ist. Aber er hat sich den Messias anders gedacht. Er wollte einen Kriegshelden, einen nationalen Führer, einen Befreier von den Römern. Er hat sich einst in diese Rolle geträumt; er würde zurückstehen, wenn nur Jesus sie übernehmen wolle; aber diese Demut, diese holdselige Sanftmut, diese weltumfangende, friedenatmende Liebe, die ihn so tief ergreift und doch so tief empört, — er, Judas, ist einst auf eines Berges Gipfel an ihn herangetreten und hat ihn an sein Amt gemahnt und ihm das Land gezeigt, das seines Fürsten harrt — „Hinweg, Versucher!" rief ihm der Heiland zu, und seitdem ist er von ihm geschieden; ein tödliches Gefühl wächst in ihm auf wie Haß, und dunkle Stimmen locken zum Verrat.

Jedermann sieht, wie genial hier Geibel die Überlieferung umbildete: er hat den Verräter gehoben, indem er ihm ein nationalpolitisches Pathos verlieh; und er hat das Motiv der Versuchung vom Satan auf ihn übertragen. Den Kampf von Gut und Böse, den Kampf von Licht und Finsternis hat er in das Innere der Menschenbrust verlegt und so uns menschlich nahe gerückt. Mit einer hohen sittlichen Gesinnung sucht er die Entstehung des Bösen auf und zeigt, wie das Übermaß einer einzigen, an sich vielleicht edlen Empfindung ins Verderben führt. Er kennt die Gefahr und glaubt zu wissen, wie sie beschworen wird. Er kennt den Kampf und glaubt zu wissen, wo man den Frieden findet. Wen der Zaubergesang thörichter Leidenschaft verwirren will, wem zweifelnd die Seele schwankt, dem rät er ans Meer zu flüchten oder in den Wald und zu horchen auf des Meeres Tosen und des Waldes Brausen und des endlichen Reizes Lockung zu erproben am Gefühl der Unendlichkeit.

Vor der großen Natur heiligem Frieden hält
Nichts Unlauteres stand; von den befangenen
Sinnen streift sie den Irrtum
Wie ein lastend Gewand herab;
Und wie plötzlich entfacht einst am gesegneten
Nachtmahlskelche des Grals feurige Schrift erschien,
Glänzt ein göttlicher Wille
Klar in deinem Gewissen auf.

Aber wer das Leben kennt, wird zugeben, daß dieser schöne Gedanke nicht ebenso wahr, daß der Rat, den Geibel hier erteilt, nicht

allgemeingültig ist. Nur in harmonischen Seelen löst Natur die sittlichen Dissonanzen. Jene grellen, inneren Konflikte, die Geibel darstellen will, den tödlichen Kampf von Haß und Liebe, den hat er nicht erlebt, sondern höchstens im schwachen Abglanz vorempfunden. Denn er war eine harmonische Seele; in ihm lösten sich die Dissonanzen; und so war die breit austönende, die stät verweilende Empfindung sein eigenstes Gebiet, das was ein Herz bedrückt, erschüttert — erhebt, entflammt, das Träumen und das Sinnen, das Hoffen und das Glauben, das Jubeln und das Trauern: Religion und Vaterland, Natur und Liebe — die uralten Gegenstände jeder Dichtung.

Geibel wurzelt, wie Uhland, fest in der engsten Heimat; aber die Schranken der Heimat durchbricht die Liebe zum gemeinsamen Vaterland; und über das Vaterland hinaus huldigen beide dem Genius der Menschheit. Geibel ist eine mannigfaltigere, reichere Lebensbahn gewandelt, als Uhland; die Gegensätze unseres Volkes und die Gegensätze unserer nationalen Bildung waren in ihm völliger versöhnt und vermittelt. In Norddeutschland geboren und erzogen, hat er entscheidende Jahre in Süddeutschland verlebt, um zuletzt nach dem Norden zurückzukehren. Lübeck gab ihm das Leben; in Bonn und Berlin hat er studiert; nach den Wanderjahren kam er in München zur schönsten und frischesten Thätigkeit; und in der geliebten Vaterstadt ruhte sein Alter aus. Drei deutsche Fürsten aus dem Norden und aus dem Süden haben nach einander sich an ihm als großmütige Freunde der vaterländischen Dichtkunst erwiesen: König Friedrich Wilhelm der Vierte, König Max von Bayern und Seine Majestät unser Kaiser. Im Norden wie im Süden war die beste Gesellschaft stets bereit, ihn sympathisch zu empfangen; und bei der Aufführung seines „Meister Andrea“ erneuerten sich die Traditionen von Weimar, wo Herzog Karl August in Goethe's „Iphigenie“ mitspielte.

Während Uhland viele Jahre vor seinem Tode schon aufhörte, ein aktiver Dichter zu sein, und ausschließlich der Wissenschaft lebte, floß für Geibel die poetische Quelle fast bis zuletzt, und die Weisheit des Alters kam seiner Dichtung zu Gute. Er nahm einen stetigen Weg nach aufwärts. Welcher Fortschritt von 1840 bis 1877, von den frühesten „Gedichten“ zu den „Juniusliedern“, zu den „Neuen Gedichten“, zu den „Gedichten und Gedenkblättern“, zu den „Heroldsrufen“ und endlich zu den herrlichen „Spätherbstblättern“! Welcher Fortschritt von seiner ersten Tragödie, dem jugendlich unvollkommenen „König Roderich“, zur „Brunhild“ und „Sophonisbe“! Nicht nur daß er die Formen immer freier beherrschte, daß er immer mehr seinen eigenen Ton fand und aus dem Schüler ein Meister ward: er ist auch innerlich immer freier und größer geworden. Die

Zeit wuchs mit ihm; sie hob ihn auf eine immer höhere Warte; immer lauter erklang seine Stimme, und in immer weiteren Kreisen ward sie vernommen.

In religiösen Dingen machte die Befangenheit der Jugend einer freimütigen Kritik Platz. Wohl durfte er einst sagen: „Mir quillt der Dichtung heil'ger Bronnen am Felsen, der die Kirche trägt." Wohl gab er in einem Gedichte, wie „der Bildhauer des Hadrian", die Sehnsucht des Künstlers nach einem festen Glauben kund. Wohl wußte auch er, wie alle christlichen Sänger vor ihm, den hebräischen Psalmen prachtvolle Weisen nachzusingen. Wohl feierte er im Liede kirchliche Feste mit. Wohl vertiefte er sich in die Anschauung der erhabenen Milde Jesu und betete bei dem um Frieden, vor dem die Stürme schweigen. Aber im Alter konnte er sagen: „Meiner Brust ist jener Gottesfrieden, der kein Bekenntnis hat noch braucht, beschieden." Und der Kirche rief er zu, sie solle nicht der Mumie, sondern dem Phönix gleichen. Er warf ihr vor, daß sie alternd erstarre:

Statt sich des Wissens der Welt zu bemächtigen, zieht sich die Kirche
Von den Gedanken des Tags weiter und weiter zurück,
Lebt in vergangener Zeit und spricht in verschollenen Zungen,
Ach, und verwundert sich dann, daß sie der Tag nicht versteht.

Er klagte: „Religion wird Theologie und Glaube Bekenntnis". Er meinte: Theologie sei eine künstliche Leiter zum Himmel, Religion die angeborene Schwinge. Der Glaube ist ihm ein schöner Regenbogen, der zwischen Erd' und Himmel aufgezogen, ein Trost für alle, doch für jeden Wandrer je nach der Stelle, da er steht, ein andrer. Und er giebt den Rat:

Wollt ihr in der Kirche Schoß
Wieder die Zerstreuten sammeln,
Macht die Pforten breit und groß,
Statt sie selber zu verrammeln.

Wie Geibels politischer Gesang sich erhob, ist uns allen in frischem Gedächtnis. Auch er hatte in seiner Jugend von dem schlafenden Kaiser im Kyffhäuser gesungen; und er durfte erleben, daß die alte Sehnsucht sich erfüllte, daß die alten Träume Wahrheit wurden; er durfte als ein Herold des neuen Reichs den norddeutschen Bund begrüßen, nach der Brücke über den Main verlangen, den Schirmvogt Norddeutschlands in Lübeck mit dem Wunsch empfangen, daß übers Reich ununterbrochen vom Fels zum Meer sein Adler ziehe. Und er sah auch diesen Wunsch sich noch erfüllen und rief dem Vaterlande zu:

Nun wirf hinweg den Witwenschleier,
Nun schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!

Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz.

Er hatte einst für Lübeck und Schleswig-Holstein gegen Dänemark gesungen; er hatte vor dem Feind im Westen gewarnt: er durfte noch vom deutschen Ulanen in Frankreich berichten, Deutschlands Schlachtendenker preisen und am 3. September 1870 den Triumphgesang erheben:

Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durchs Land frohlocken
Im Jubelsturm!

Zur Friedensfeier sprach er gewichtige Worte vom deutschen Geist, der sein hohes Tagewerk aufs neue beginne:

In Kirch' und Staat, in Wissenschaft und Kunst
Erlöst vom Bann des Fremden, sucht er sich
Die eigne Bahn und schafft sich selbst die Form.
Die Satzung heimatlosen Priestertums
Durchbricht der Denker, daß sich Glauben wieder
Und Leben sühne; freudig ziehn die Boten
Des Reichs dahin, um auf dem Fels der Macht
Der Freiheit Haus in Treuen auszubauen.

Und in einem jener prägnanten Epigramme seines Alters leitet er aus einem geistreichen Vergleich einen ernsten Mahnspruch ab:

Wie aus Jupiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Thu es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet, wie sie!

Aber die großen Interessen der Menschheit wurden unserem Freund über den vaterländischen nicht fremd. Auch ihm scholl der Name der Freiheit süß ins Ohr. Für die Aufhebung der Sklaverei hat er mit dem ganzen Pathos seiner edlen Natur das Wort ergriffen. Und in einer Tragödie des nationalen Kampfes läßt er den siegreichen Römer zur besiegten Karthagerin, den Scipio zur Sophonisbe, von dem freien gottgegebenen Erbteil schöner Menschlichkeit versöhnend sprechen, das an keines Stamms Geschlecht und Art gebunden sei.

Und die völkerverbindende Menschlichkeit hat Geibel selbst als Dichter praktisch bewährt. Auch er ist ein Zögling jenes litterarischen Universalismus, den wir seit Herder als einen Vorzug der Deutschen ansehen dürfen und der sich in Übersetzungen wie in stilistischen und formalen Nachbildungen bethätigt. Auch in seinen Poesien erklingen die Stimmen der Völker. Der politische Gegensatz hinderte ihn nicht, die französische Lyrik von André Chénier bis Victor Hugo und François Coppée uns in meisterhaften Proben anzueignen. Und so

überſetzte er aus Lord Byron. So überſetzte er ſpaniſche Romanzen und Lieder. So überſetzte er aus den Griechen und Römern. Und die Geiſter, die er in deutſchen Laut, in deutſche Verſe bannte, halfen ihm an der eigenen Arbeit. Seine reiche litterariſche Bildung ſpiegelte ſich in den mannigfaltigen metriſchen und ſtiliſtiſchen Formen, über die er verfügte. In ihm waren Klaſſiſch nnd Romantiſch keine Gegenſätze. Merkt man in ſeinen Jugendpoeſien den Einfluß des Volksliedes, den Einfluß von Uhland, Heine, Lenau, Eichendorff, ſo macht ſich daneben doch bald das Muſter von Platen geltend. Die Antike beſtimmte von früh auf ſeinen Geſchmack; und ein gütiges Geſchick erlaubte ihm, den Homer und den Sophokles auf griechiſcher Erde, auf griechiſchem Meere zu leſen. Dieſelbe kunſtreiche Hand, welche Goethes Bildnis enthuſiaſtiſch, wie keine andere ſchmückte, ſchloß ihm die Pforten von Hellas auf: Bettina von Arnim war die Vermittlerin, durch welche ſeine Sehnſucht nach Griechenland erfüllt wurde. Dort am Iliſſos that er das ernſte Gelübd', wie er ſagt, mutig im Dienſte der Kunſt nach dem einfach Schönen zu ringen, wahr zu bleiben und klar, und, was immer verwirrend die Bruſt und die Sinne beſtürme, ſtets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

In antiken Formen hat er den tiefſten perſönlichen Lebensgehalt ausgeſprochen und ſeine größte Originalität entfaltet. Aber die ſangbaren Jugendreime hatten den breiteſten äußeren Erfolg. Der Beifall, den das einzelne Lied findet, hängt nicht von dem Grade der Originalität ab, ſondern von dem reinen und ſtarken Klang, der im Gemüte des Hörers einen lauten Widerhall weckt. Die Lieder des jugendlichen Dichters wurden von der Jugend vor allem mit Freuden ergriffen; und wie in Deutſchland ſo oft der erſte Eindruck entſcheidet, wie etwa Grillparzer ein Vertreter der Schickſalstragödie bleiben mußte, weil er als ſolcher begonnen hatte, und wie ihm alle ſpäteren reiferen Leiſtungen lange nichts dagegen halfen: ſo behielt Geibel den Stempel eines Dichters für die Jugend, obgleich er nach und nach viele Schätze ſeines Geiſtes in melodiſchen Strophen und Rhythmen niederlegte, deren Wert nur ein Mann ganz zu würdigen weiß.

Ein weicher, ſehnſüchtiger Laut, wie ihn die Jugend liebt, findet ſich allerdings auch ſpäter noch leicht bei ihm ein. Er würde immer, wenn man die überwiegende Maſſe ſeiner Produktion ins Auge faßt, nach Schillers Einteilung zu den ſentimentaliſchen, nicht zu den naiven Dichtern gezählt werden müſſen. In Griechenland ſehnt er ſich nach Deutſchland; in Deutſchland ſchaut er mit dankbarer Liebe nach Griechenland hin. Er geht ſelten im Jetzt und im Hier auf: er braucht einen Klang aus der Ferne, einen Schimmer aus einer anderen Welt. Die Gegenwart und der Beſitz machen ihn nicht ſo beredt, wie die Ver-

gangenheit und der Verlust. Im Rückblick erst gewinnen die Gestalten ihr frischestes Leben: da geht ihm bezeichnende Situation und charakteristische Handlung auf. Vielleicht hat nie ein Dichter so stark in der Erinnerung gelebt. Wie tauchen die alten Bilder fort und fort wieder auf: der deutsche Rhein, die griechische Reise, die Tage, die er in Lindau mit seiner Frau verlebte, und vor allem Lübeck mit seinen Türmen, Thoren und Giebeln, seinen blühenden Wällen, seinen Masten und Wimpeln, — Lübeck, Travemünde, Eutin, Ostsee, die ganze heimische Landschaft, Stadt, Wälder und Meer!

Die landschaftlichen Motive bei Geibel stammen vielfach aus dem hergebrachten Material. Den Wechsel der Jahreszeiten konnte er nicht umgehen. Das gehört nun einmal zum echten Lyriker, daß ihm jeder neue Frühling so schön erscheint und seinen Sinn erregt, als ob er ihn zum erstenmal erlebte. Aber darüber hinaus hat Geibel viele ganz individuelle Landschaftsbilder gezeichnet. Mögen zwei statt vieler Beispiele dienen: die südliche Natur in der Elegie „Charmion", die nördliche Heimat in der Epistel „Aus Travemünde"; beides Produkte des Alters und ausgestattet mit der vollen Reife der Kunst.

Die Landschaft kommt bei Geibel in der Regel charakteristischer heraus als die Menschen. Sein Liebeslied scheint großenteils dem Gesetz unterworfen, das er selbst einmal aufstellt:

Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen, was allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leih'n, daß jeglicher drin staunend sich selber erkennt.

Das Besondere ist in vielen Liedern völlig verwischt und nur das Allgemeine geblieben. Typische Verhältnisse werden geschildert, die tausendmal besungen wurden und tausendmal wiederkehren und tausendmal noch den Gesang herausfordern und nie erschöpft sein werden: wie sich zwei Herzen finden — wie sich zwei Herzen scheiden. Aber auch hier überwiegt der Sehnsuchtslaut, der schmerzliche Rückblick, Abschied und Trauer.

Doch nicht ganz ist das Persönliche verwischt. Mindestens zweimal blicken wir auf eigenartige Verhältnisse durch, auf besondere Erlebnisse von individueller Farbe; und beide — so stimmt Leben und Dichtung zusammen — beide konnten nur die Elemente der Sehnsucht in Geibel verstärken. Liest man das Gedicht „Wie es geht" in den Jugendpoesien, so kann man nicht zweifeln, daß die Herzen, die hier durch fremde Einflüsterung auseinandergerissen wurden, nicht erfunden sind, sondern daß ein selbsterlebter Schmerz in den bewegten Strophen nachzittert. Und den zweiten Fall — alle Freunde des Dichters kennen ihn: das kurze Glück von München und Lindau, das kurze Glück seiner Ehe.

Es gab auch für diesen Schmerz ein Verklingen, — kein Vergessen. Auch er ward Erinnerung, treu gepflegt, wie jedes Erlebnis des treuen Mannes, und tiefer nachempfunden, als irgend ein andres. Doch eine holde Gegenwart konnte zu Zeiten die Vergangenheit auslöschen; das Leben konnte den Tod verdunkeln. Wir lesen in einem poetischen Briefe der späteren Jahre, der aus dem Krankenzimmer geschrieben sich des Abends in Erinnerung verliert und bei dem See von Lindau stille steht:

Wo sind sie hin,
Die goldnen Tage? Wo die Treuen, die mit mir
Den Segen ihres Strahls geteilt? Ach, fröstelnd rinnt
Durch meine Brust der Schauer der Vergänglichkeit,
Und tiefe Wehmut fällt mich an —
Doch plötzlich rauscht
Der Pforte Vorhang; leise mit der Kerze tritt
Mein Kind herein, ein lieblich Bild der Gegenwart,
Und wie es sorgsam mit beschwingter Hand mir nun
Die Kissen ordnet und sich zärtlich an mich schmiegt:
Da weicht der Schatten, der mein bangend Herz beschlich,
Und dankbar fühl' ich, ausgesöhnt mit meinem Los,
Wie reich ich noch gesegnet bin, und lebe gern.

Wie hier die Dissonanz sich löst, das ist des Dichters Wesen ganz. Die Harmonie ward ihm nie dauernd getrübt. Harmonisch schlossen sich Anfang und Ende zusammen. Wo seine Wiege stand, da liegt sein Grab. In sein Leben und Sterben klangen die Glocken von Lübeck bedeutend herein.

Als ich ihn dort zum letzten Male sah — es war an einem Herbstabend vor drei Jahren, er hatte seine engste Familie um sich versammelt, nur wenige Fremde waren hinzugetreten — da belebte Musik den kleinen Kreis, und viele Lieder wurden gesungen. Eins, von Franz Schubert, rührte ihn zu Thränen. Es war der kurze Text von Claudius, in welchem ein Mädchen angstvoll den Tod abwehrt: „Ich bin noch jung, geh, Lieber, und rühre mich nicht an!" Der Tod aber erwidert: „Bin Freund und komme nicht zu strafen. Sei gutes Muts! Ich bin nicht wild, sollst sanft in meinen Armen schlafen."

Auch ihm, den wir feiern, ist der Tod als ein sanfter Freund erschienen. Und er hat ihn nicht im Jugendglanz dahingerafft: sein Tagewerk war vollbracht. Die verehrende Liebe seines Volkes umgab ihn; sie schmückt nun sein Grab; und er wird nicht aufhören, unter uns zu wirken. Wir rufen ihm nach, was er von Uhland sang:

— Segnend walte sein Gedächtnis,
Unsterblich fruchtend um uns her;
Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein, wie Er.

Luise von François. (Gekürzt.)

Erinnerungsblätter von

Marie von Ebner-Eschenbach.

(Velhagen u. Klasings Monatshefte: März 1894.)

Wie seit dreizehn Jahren an jedem 13. September, kam mir auch an diesem letzten ein Brief von Luise von François aus Weißenfels an der Saale zu. Er wünschte Glück zum Geburtstage und brachte Glück, denn er befreite mich fast völlig von der bangen Sorge um die verehrte Freundin, die einige ihrer früheren Briefe in mir erweckt hatten. Ihre teuren Zeilen enthielten dieses Mal kein Wort der Klage, sie atmeten die friedlichste Heiterkeit, nichts verriet, daß sie auf dem Krankenbett geschrieben worden waren.

„Ich habe den ‚Wirt an der Mahr' von Ihrem Rosegger gelesen", hieß es am Schlusse, „der beste, schönste Volksroman, den ich kenne! Dieses Buch wird bleiben."

Lebhaft und freudig, wie immer, wenn sie unbedingt zustimmen konnte, erging sie sich im Lobe vieler Einzelheiten im Werke unseres heimischen Dichters. Einen so munteren Ton hatte sie lange nicht mehr angeschlagen, so fest und deutlich lange nicht mehr geschrieben. Auch ihr Augenleiden, das Auftreten des grauen Stares — „kein Rabe, ein unschuldiges Starchen", wie sie sagte — mußte sich gebessert haben. Dieser, allerdings thörichten Hoffnung gab ich mich hin.

Wenige Tage später traf die Nachricht von ihrem Tode ein und erschütterte mich in allen Herzenstiefen.

* * *

Das Dezemberheft der Deutschen Rundschau bringt Erinnerungen an die Verewigte von Otto Hartwig. Mit mehr Treue können die Familienverhältnisse und der Lebensgang der Dichterin, mit mehr Verständnis kann ihr Wesen nicht dargestellt werden. Auf diesen vortrefflichen Essay darf ich verweisen und mich auf nur persönliche Eindrücke beschränken, die ich aus den Briefen, den Werken und dem Verkehr mit der unvergeßlichen Dahingeschiedenen empfing.

Zu meinen vielen Schwächen gehört eine sträfliche Zaghaftigkeit. Sie hat mich unter anderem immer verhindert, einem berühmten Autor, wenn mich eines seiner Bücher noch so sehr entzückte, meine Bewunderung auszusprechen. Eine große Unterlassungssünde, denn keine Kritik noch so voll Anerkennung, keine Zustimmung von Freunden beglückt den Poeten so durch und durch, wie einige warme Worte, die ihm aus der Fremde zugeflogen kommen. Die lobende Kritik erfährt

leicht Widerspruch, das Urteil des Wohlwollenden kann ein sehr befangenes sein, aber das Gefühl, das einen Fernstehenden zu einem innigen Gruße veranlaßt, ist ganz schlackenfrei, ganz liebevoll, und seine spontane Äußerung erfreut und heilt — wo lebt der Künstler, bei dem es nicht etwas zu heilen gäbe? — sie wappnet, sie stärkt, sie bringt lauter Segen.

Nun, einmal im Leben bin ich meiner Zaghaftigkeit Meister geworden. Das war am Tage, an dem ich „Die letzte Reckenburgerin" von Luise von François zu Ende gelesen hatte. Der Geist, der in diesem Buche weht, nahm mich auf seine starken Flügel und hob mich über alle kleinliche Furcht und Bedenklichkeit hinweg. Ich suchte mein schönstes Briefpapier hervor, schrieb an die hochverehrte Dichterin und that noch mehr — ich sandte den Brief ab.

Viel später habe ich erfahren, daß Luise einem Bekannten meinen Brief gezeigt und gesagt hatte: „Wie kann man mit jemandem in Korrespondenz treten, der einem auf solchem Briefpapier schreibt?"

Zum allergrößten Glücke ist dieses Hindernis ihr doch nicht als ein unüberwindliches erschienen. Vor mir liegen — ein reicher, reicher Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerschöpflichem Humor — die Briefe, die Luise von François im Verlaufe von dreizehn Jahren an mich gerichtet hat.

„Mein Lebensweg", schrieb sie am 16. Februar 1880 in ihrer Antwort auf meine Huldigungsepistel, „hat in ein so einsames Altenstübchen geführt, daß mir die Welt der Gegenwart — auch der litterarischen — nahezu eine von Fremdlingen geworden ist, und daher auch Ihr vermutlich sehr bekannter Name zum erstenmale an mein Ohr schlug."

Dieses unbefangen abgelegte, für mich nicht sehr schmeichelhafte Bekenntnis erweckte augenblicklich die Empfindung in mir: da hast du's mit unbedingter Wahrhaftigkeit zu thun. Diese Empfindung erhärtete sich bald zur Überzeugung und wurde der feste und klare Grund, auf dem unsere Freundschaft sich aufgebaut hat. Ehe Luise von François mich kannte, ehe sie noch wußte, ob ich zu den Menschen gehöre, die Tadel ertragen, ersparte sie mir den ihren nicht. Im nächsten Briefe dann gestand die Frau, der die deutsche Litteratur einige ihrer schönsten Werke verdankt, daß sie sich zur Schriftstellerin niemals berufen fühlte. Sie hatte geschrieben, um die immer mehr versiegenden Mittel zur Erhaltung des kleinen elterlichen Haushalts zu beschaffen. Durch längere Zeit war sie Mitarbeiterin des von Hermann Hauff herausgegebenen Cottaischen Morgenblattes, „ohne daß die Meinen von meinem Treiben wußten."

Das Manuskript der letzten Reckenburgerin befand sich in den

Händen der Redaktion, als Hauff 1865 starb und die Verlagsbuchhandlung auf die Weiterführung der Zeitschrift verzichtete. Die Pilgerreise des Romans begann. Das edle, stolze Fräulein Hardine wanderte von Thür zu Thür, klopfte an und wurde überall „und oft recht schnöde“ zurückgewiesen und kam immer wieder enttäuscht, beschämt — (nicht für sich, sondern für die andern), nach Weißenfels zurück. Sie schiffte sich sogar ein, sie segelte übers Meer nach Amerika und fand auch dort keine Heimstätte. Ihre eigene Mutter hatte endlich alle Hoffnung aufgegeben, sie unter die Haube zu bringen. Aber die Freunde ruhten nicht, und ihnen gelang es, in dem Dichter Otto Roquette einen Bewunderer und treuen Anwalt der letzten Reckenburgerin zu finden. Auf seine warme Empfehlung hin erschien sie, von Gustav Freytag ehrenvollst eingeführt, 1871 in Berlin. Das Honorar, das die Verfasserin für ihr Meisterwerk erhielt, würden die Franzosen dérisoire nennen. Die Kritik erwies sich freundlich, die Lesewelt kaufte in nicht ganz zweiundzwanzig Jahren nicht ganz vier Auflagen.

Nicht nur Wahrhaftigkeit, auch die hochherzigste Offenheit hat Luise von François mir von allem Anfang an bewiesen. Von ihrem äußeren Geschick war freilich „gar wenig zu vermelden“: „Ich habe oft auf dem Krankenbett gelegen, öfter daran gesessen, manchem Nahestehenden die Augen zugedrückt und vegetiere nun einsam im Altenstübchen der kleinen Stadt, die ich Heimat nenne, weil ich die längste Lebenszeit in ihr verbracht.“

„Bei meiner Gemütsart war die Verarmung nur der Schritt von Sorglosigkeit zur Sorge, nicht um mich selbst, dazu bin ich zu leichtsinnig. Jetzt, wo ich nur noch um ein einziges kleines Wesen*) ein wenig Sorge zu tragen habe, ist mir die Beschränkung ein keineswegs unbehaglicher Zustand.“

Die Herzensgeschichte Luisens hatte ich, ohne es zu ahnen, selbst erzählt. „Nahezu wie ein Kapitel aus dem eigenen Leben mutete ‚Lotti, die Uhrmacherin‘ mich an,“ schrieb sie einmal. „Auch eine Sammelnatur war ich, wie Ihre Lotti, nur daß es nicht Uhren waren, sondern Perlen und Goldkörner von fremder Hand ausgestreut, die ich sammelte und gerne für mich behielt. Mußte ich sie aber einmal auf den Markt bringen, dann that ich mit Fleiß und Mühe das Mögliche, sie zu feilen, zu putzen und nach meiner Art auszugestalten.“

„Für Weihrauchdüfte,“ hieß es an einer andern Stelle, „habe ich kein Organ, es giebt ja auch Farbenblinde, aber Wohlwollen spüre ich auf hundert Meilen Distanz.“ Und: „Bin ich auch in meiner nächsten Umgebung recht fremd und einsam geworden, von außen her wird mir

*) Ihren frühverwaisten Neffen, Leo Herbst.

von Ungekannten oder längst den Augen und der Erinnerung Entschwundenen manches Wort des Anteils zugetragen, das ich zumeist der Geschichte des alten Fräuleins, dem Korn, das das blinde Huhn gefunden, zu danken habe."

Mehr als einmal kam sie auf die Bitte zurück, ja nicht zu glauben, daß sie in ihrer Hardine sich selbst habe zeichnen wollen, „da ich doch das strikte Gegenteil dieser mut- und kraftvollen, vornehm thätigen Natur bin." Aber da täuschte sie sich. Je näher ich sie kennen lernte, desto auffallender wurde mir die Ähnlichkeit zwischen ihr und dem Bilde, das wir uns von ihrer Heldin machen. Nur daß Luise von François, wenn sie in ihrer Jugend in den Spiegel sah, nicht wie die Freiin von Reckenburg „den Zauber der Menschenschöne recht gründlich vermißt" haben konnte. . . .

Im Sommer 1880 wurde mir das Glück ihrer persönlichen Bekanntschaft zu teil. Ich befand mich zum Kurgebrauche im Taunusbade Nauheim und dort besuchte sie mich auf ihrer Durchreise nach Schlangenbad, denn: „bis zu dieser Excentricität ist mein bescheidenes Sommerplänchen ausgeartet." . . .

Luise von François war im Alter eine zugleich imponierende und einnehmende Erscheinung. Groß, fast überschlank, mit tief dunkelbraunen Augen, die nicht bloß *sahen*, die *schauten*, deren Blick Herz und Nieren prüfte, die eigenes Licht zu haben schienen und leuchteten, wenn die lebhafte, geniale Frau in Eifer geriet, wenn etwas ihre Bewunderung oder Entrüstung erweckte.

Viel später erst ist mir klar geworden, warum sie den Vergleich mit ihrer Heldin so entschieden ablehnte. Sie fand das Bild geschmeichelt, und auch nur um eine Linie größer erscheinen, als sie war, einen Hauch mehr Lob und Verehrung ernten, als sie zu verdienen glaubte, dagegen bäumte ihr Stolz sich auf.

Der Tadel hingegen fand sie immer bereit, mit einzustimmen, und so streng, wie sie selbst, urteilte nicht der strengste Kritiker über ihre Werke. Ich nannte sie einen zur Potenz erhobenen Brutus, denn er richtete seine Kinder nur, sie verleumdete die ihren.

Die Ursache davon mag sein, daß sie eine eigentliche Künstlernatur nicht war. Der innigste Zusammenhang, den es giebt, der zwischen dem Künstler und seiner Schöpfung, bestand bei ihr nicht und konnte nicht bestehen, denn sie ging nicht auf in ihren Werken, sie war um vieles größer als ihre Werke. „Erdacht, nicht erdichtet," sagte sie von ihnen und schrieb in mein Exemplar von „Hellstädt und andere Erzählungen":

Kreaturen klug und dumm
Laufen in der Welt herum
Beweis: dies Sammelsurium.

Und doch enthalten eben diese drei Bände außer „Hellstädt“ (seiner Zeit preisgekrönt) noch die höchst originelle „Schnackenburg“ und die prachtvolle „Goldene Hochzeit“.

Nur für eines ihrer Bücher hatte sie eine gewisse Vorliebe, für „Frau Erdmutens Zwillingssöhne“, von dem sie sagt: „Ich habe das Buch zum erstenmal seit der Korrektur vor acht bis zehn Jahren wieder gelesen und bin schlechthin erstaunt gewesen, diese Arbeit eines Tages geleistet zu haben. Meine geschichtbeflissenen Gönner haben ihre Korrektheit gelobt, just darum aber werden Dichtungsbedürftige ersten wie letzten Rangs sie gelangweilt aus der Hand legen. Das beruht wieder einmal in der Komposition. Hätte ich, anstatt die Fabel einem indifferenten Dritten in den Mund zu legen und nach meiner leidigen Manier beim Großvater anzufangen und beim Enkel zu enden, den Leser von vornherein versetzt in medias res eines schweren Familienkonfliktes, bedingt durch den unserer bedeutendsten vaterländischen Zeit, die leider im Gedächtnis der Heutigen fast mit dem Schwamme ausgelöscht ist, so würde der Roman vielleicht zu den wenigen historischen gehören, die wert sind, noch von der nächstfolgenden Generation gelesen zu werden. Notabene, der indifferente Dritte, der die Geschichte erzählt, bin ich selbst, aber nicht als inspirierter kampfgerüsteter Autor, sondern als Anhängerin weiland Elihu Burritts, der nicht einmal einen Champagnerpfropfen knallen hören, kein Schießgewehr sehen mag und aus dem Hause läuft, wenn eine Taube darin geschlachtet wird.“

Von einem Gleichgültigen wird uns die Geschichte aber nicht mitgeteilt, sondern von einem, der tiefen Herzensanteil an den Geschicken ihrer Hauptpersonen nimmt und auch gelegentlich in die Handlung eingreift.*) — — —

In noch einem andern Buche, in ihrer Geschichte der preußischen Befreiungskriege in den Jahren von 1813—15 hat sie uns eine ausführliche Darstellung derselben Zeit hinterlassen. „Ein Lesebuch für Schule und Haus“ steht auf dem Titelblatte. Es ist 1874 in erster und letzter Auflage erschienen. Ein Urteil über den historischen Wert einer solchen Arbeit abzugeben, ist nicht Sache des Laien. Aber sagen darf er: so oft ich mich in sie versenke, werde ich von Bewunderung erfüllt, es liegt für mich etwas Hinreißendes darin, und jeder Mann vom Fache, den ich damit bekannt gemacht habe und der sich herabließ, das für Schule und Haus bestimmte Buch zu lesen — jeder, ohne Ausnahme! — hat die Gerechtigkeit, die, bei aller Begeisterung, darin herrscht, die Klarheit und Schärfe des Urteils, die Kraft und die Knappheit des Stils, die Plastik der Darstellung bewundert; und —

*) Die Verfasserin läßt hier eine detaillierte Inhaltsangabe folgen.

was unsereins natürlich nie sehr freut — auch regelmäßig gestaunt, daß eine Frau das schreiben konnte.

Sie ließ ihrer Arbeit allerdings reichlich Zeit zu reifen. Der Entwurf zu der Geschichte der Befreiungskriege ist in den fünfziger Jahren entstanden, und vollendet wurde das Werk erst zwei Jahrzehnte später.

Wir besitzen außer der Reckenburgerin und den Zwillingssöhnen noch einen Roman von Luise von François: „Stufenjahre eines Glücklichen." Die Verfasserin schickte ihn mir mit einer Warnung:

„Sollst, Freundin, schön gebeten sein
Schlaf über meinem Glück nicht ein,
Ich bin ein ehrlich deutsches Blut,
Weiß nichts von Südlands Glanz und Glut,
Und acht' dafür in meinem Sinn:
Gut Glück zu sein, so wie ich bin.
Kein Kraftgenie und auch kein Held,
Der Biedermann erhält die Welt.

Aber langweilig ist er, mein Biedermann, gestehen Sie's nur!"

Nun, langweilen kann der Roman einen ernsten Leser schwerlich, wer aber ein sogenanntes Unterhaltungsbuch sucht und die Stufenjahre zur Hand nimmt, wird seine Rechnung nicht finden. Es ist ein Erziehungsbuch und zwar ein Erziehungsbuch allerersten Ranges. Das Bild der Verfasserin tritt uns auch aus ihm ehrfurchtgebietend entgegen, und sich der Fähigkeit bewußt sein, diese Ehrfurcht zu empfinden, ist ein läuterndes Glück und gehört zu den unveräußerlichen Gütern, denen die genialsten Versuche einer „Umwertung aller Werte" nichts anhaben können.*) — — —

Einige der Erzählungen Luisens von François macht der krause und Jean-Paulisierende Stil, in dem sie gehalten sind, schwer genießbar, aber sie alle tragen ein eigentümliches Gepräge, und die Aufgabe, die sich die Verfasserin stellte, ist in jeder tief gefaßt und gründlich gelöst. Judith, die Kluswirtin; Glück; die Schnackenburg; die goldene Hochzeit; Natur und Gnade gehören zum „eisernen Bestande" der deutschen Litteratur, und wenn sie heute auch unter einem Aschen- und Staubregen begraben liegen und vergessen sind, werden sie so gewiß eine Auferstehung feiern, als das Schöne und Echte in der Kunst wohl eine Zeitlang unmodern werden kann, aber immer wieder als das Wahre in der Kunst zur Geltung kommen muß.

Seltsamerweise haben die letzten und nicht eben besten Novellen: „Phosphorus Hollunder" und „Zu Füßen des Monarchen" relativ

*) Sämtliche Erzählungen und Novellen von L. v. François werden hier in der Reihenfolge ihres Erscheinens angeführt.

Glück gemacht. Wir befanden uns, als sie erschienen, in Reichenhall, und fast täglich kamen Briefe voll Anerkennung an die Verfasserin. Auch eine gewichtige Stimme erhob sich zum Preise des Büchleins, die Conrad Ferdinand Meyers:

„Ihr Kollege in der Deutschen Rundschau — wäre er's nur auch an Talent!" schrieb der berühmte schweizerische Schriftsteller und Poet an Luise von François. Er hatte in ihr den kongenialen Geist erkannt, er fand eine Wahlverwandtschaft zwischen seinem und ihrem Talent. Das Bekannt- und später Befreundetwerden mit ihm verbreitete einen Freudenschimmer über das letzte Jahrzehnt ihres Lebens. Sie besuchte den Dichter und die Seinen wiederholt bei Gelegenheit ihrer Reisen nach der Schweiz und verbrachte auf seiner Besitzung Kilchberg am Zürichersee unvergeßlich schöne Tage.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie das letzte Novellenbändchen, erschien auch bei Spemann das Lustspiel: „Der Posten der Frau," eine Dramatisierung der gleichnamigen Novelle. Es wurde zum ersten und einzigen Male auf Veranlassung des Herzogs selbst, der sich lebhaft für das Stück interessierte, im Jahre 1883 in Meiningen aufgeführt.*)

Mit religiösen Fragen hat sich Luise von François vielfach und eingehend beschäftigt, hat dem Einfluß des Glaubens und der verschiedenen Konfessionen auf ihre Bekenner gründlichst nachgeforscht. Noch am 9. Januar 1890 schreibt sie in ihr Notizbuch: „Der Protestant Hase und der Katholik Döllinger sind die einzigen Theologen, die mich nach Schleiermacher interessiert haben." In der Schilderung priesterlicher Naturen, katholischer Geistlicher, protestantischer Pastoren, besaß sie eine wahre Meisterschaft, die sich nie glänzender bethätigte, als in der Erzählung: „Die goldene Hochzeit". Ein farben- und figurenreiches Bild, das man ebensowenig vergessen kann, wie man „die goldene Hochzeit" von Knaus vergißt. In der „Kluswirtin" läßt Luise von François ihre Heldin, eine Protestantin, einen Charakter von fast erschreckender Herbigkeit und Kraft, einem milden katholischen Geistlichen eine Generalbeichte ablegen. Es geschieht so vollständig, mit solcher Inbrunst, „daß dem alten Priester das Herz zittert; so tief ist er noch nie in den Grund einer Menschenseele gedrungen." — —

Die Güte der Verwandten Luisens von François hat mir zur Benutzung für diese Skizze eine Anzahl handschriftlicher Bücher und Büchlein aus dem Nachlasse der Verstorbenen anvertraut. Sie enthalten Notizen, Betrachtungen über Politik und wichtige Tagesfragen, sie berichten über Spaziergänge und kleine Reisen, deren Ziel zumeist das Grab geliebter Toten war. Hie und da giebt die Verfasserin sich

*) Folgt eine genauere Angabe über den Mißerfolg des Stückes.

selbst Rechenschaft über ein Buch, das sie gelesen hat, fast immer schweren Kalibers. Sie macht Auszüge, unterstreicht einzelne Stellen, die sowohl für den Autor wie für sie selbst charakteristisch sind. Zum Beispiel:

„Gottes Augen sind alle liebevolle Herumblicker nach Hilfsbedürftigen".

„Wir existieren am existentesten, wenn wir am wenigsten für uns, am meisten für andere existieren." (Lavater.)

So lasset denn im Wirken und Gemüt
Das Ich uns mildern, daß das bessre Du
Und Er und Wir und Sie, es sanft
Auslöschen, und es von der bösen Unart
Des harten Ich unmerklich sanft befreien. (Herder.)

„Für Böse ist das Gesetz, wär' kein Gesetz geschrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächsten lieben."

„Das meine ich mit Angelus Silesius. Man wird nicht gut, weil man ein Christ ist, das heißt, weil man glaubt, sondern man wird ein Christ, weil man gut ist."

Gregorovius und Karl Hillebrand verehrt sie besonders hoch. Die Geschichte Roms ist ihre Abendfreude einen ganzen Winter hindurch.

Sehr oft heißt es: „Im Don Quixotte gelesen," und einmal steht die Bemerkung dabei, „auch in unserm deutschen Don Quixotte: Wilhelm Meister. Zum so und so vielten Male." Goethe ist ihr überhaupt der Inbegriff aller dichterischen Größe. Sie kennt ihn gar gut und ruht nicht im Bestreben, ihn „mit ausgereiftem Verständnis" noch besser kennen zu lernen.

In einem Merkbüchlein vom Jahre 1891 finde ich die Notiz: „Tolstois Jugenderinnerungen. Herzlich ansprechend. Welch eine Antithese, diese slavische Dichternatur zu der deutschen Goetheschen. Beider Erinnerungen in nahezu gleichen Altersstufen dargestellt."

Von Reuter sagt sie: „Wenn von der deutschen Belletristik samt und sonders seit Goethe kein Mensch — stofffüchtige Litterarhistoriker etwa ausgenommen — mehr Notiz nehmen wird, dann wird als einzig Überlebender Fritz Reuter die Deutschen in Deutschland und vielleicht in einem Winkel Nordamerikas noch lachen und weinen machen. Denn die Menschen, für die, über die er als einer der ihren geschrieben, werden noch ebenso reden, fühlen, leiden und handeln, wie er sie geschildert hat, während — es braucht kein halbes Jahrhundert darüber zu vergehen, — die Gestalten der sogenannten Gebildeten, die aller ästhetischen Schulen, seit der klassischen spurlos vom Zeitwinde verweht sein werden. Reuter hat sich an das Dauerhafte der deutschen Natur

gewendet, das Gemüt. Und bei aller scheinbaren Einfalt und Kunstlosigkeit ist er ein Denker und Dichter."

Unter den lebenden Schriftstellern und Poeten wies Luise von François Konrad Ferdinand Meyer den ersten Rang an. Parteiisch aber machte ihre Freundschaft für ihn sie nicht. Eher zu streng absprechend als zu milde, sind ihre Urteile über einzelne Novellen und Gedichte des Meisters. Es wurde mir vergönnt, in die Briefe, die er an die Verehrte schrieb, einen Einblick thun zu dürfen. Sie geben Zeugnis von der edlen Bescheidenheit des hochgefeierten Mannes, der wenig bekannten Schriftstellerin gegenüber. Vertrauensvoll teilt er ihr seine Pläne zu neuen Arbeiten mit und erbittet ihren Rat. Ihre Meinung ist ihm immer wichtig, wenn er auch manchmal widerspricht. Die Empfängerin verzeichnet das Eintreffen eines jeden dieser reichhaltigen Freundesbriefe in ihr Tagebuch, jeder einzelne hat sie erquickt und ihre Gedanken lange und lebhaft beschäftigt.

Je mehr Luise von François in Jahren fortschreitet, desto unlitterarischer werden ihre Aufzeichnungen. Auf ihre schriftstellerische Thätigkeit wirft sie kaum noch einen Blick zurück. Die Schriftstellerin ist untergegangen in der aufopfernden Wohlthäterin der Armen, der treuen Freundin, der warmherzigen, fürsorglichen Verwandten.

Am häufigsten und liebevollsten spricht sie in ihren Tagebüchern und Briefen von ihrem kleinen Neffen Leo. Sie teilt sich mit seiner Mutter in die Pflege des „Stümperchens;" jedes geringste Ereignis in seinem Kinderleben ist ihr von Bedeutung, sein Fortschreiten, sein Gedeihen ihr tiefstes Glück.

Aus den Briefen der letzten Jahre spricht oft eine große Müdigkeit und Sehnsucht nach Ruhe. Als ich ihr im Sommer den Tod eines mir sehr teuren Freundes anzeigte, schrieb sie: „Die wahrhaftige Liebe wünscht keinem ihrer Eigensten, nein, keinem Menschen die Dauer oder auch nur den Beginn unheilbarer Altersgebrechen."

Und später: „Ich lebe noch — ich spaziere oder richtiger, schleiche von Bank zu Bank, bei gutem Wetter ein Stündchen fast alle Tage, bin nicht eigentlich krank, nur altersmatt, das Augenlicht schwach. Vor einiger Zeit kam mein Landsmann und gütiger Freund, Geheimrat Graefe aus Halle, zu mir, um meine Augen zu untersuchen und mir zu einer Operation des rechten, längst starreifen zuzureden; solange ich aber auf dem linken noch einen sehr schätzbaren Schimmer habe, denke ich nicht an eine Operation. Ich stehe ja im siebenundsiebzigsten Jahr!

Meine Nichte, das gute Gretchen, „das Engelchen", wie ihre Bekannten sie nennen, war ein paar Wochen bei mir. Sie wollte mich zu sich holen nach Wiesbaden, mußte aber allein wieder abreisen."

Nach einem letzten Ausgang, den sie Ende August unternahm, brach sie vollständig erschöpft zusammen, wurde zu Bett gebracht und verließ ihr Lager nicht mehr. — —

Ihr Tod war — wie sie sich ihn immer gewünscht hatte — ein sanftes Hinüberschlummern.

Sie hat gelebt — um noch einmal ihre Worte zu gebrauchen — „seit dem Erwachsensein siech; an Krankenbette gebannt, unter dem Eindruck und Einfluß kläglicher Verarmung, später als Totenpflegerin und Bestatterin vieler Lieben, und ist sich selbst doch nie beklagenswert vorgekommen", und hat Gestalten geschaffen, durch und durch gesund, voll Lebenskraft und Lebensfreudigkeit. Sie ist in der Abhängigkeit selbständig, im schwersten Daseinskampfe selbstlos geblieben, sie hat geliebt und ist geliebt worden; sie war ein altes Fräulein und hat mehr für die Ihren gethan als manche Familienmutter.

Wie vieles wäre noch zu sagen! aber alles, was ich zu ihrem Preise sagen könnte, erscheint mir schwach und unzulänglich, mein Leid um sie ist noch zu neu und wirkt lähmend.

Zur Kunst.

Die Kunst ist eine Vermittlerin des Unaussprechlichen; darum scheint es eine Thorheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen. Doch indem wir uns darin bemühen, findet sich für den Verstand so mancher Gewinn, der dem ausübenden Vermögen auch wieder zu gute kommt.

Goethe, Sprüche in Prosa.

Das Schöne und die Kunst.

Friedrich Theodor Vischer, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Ästhetik. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Einleitung. [1])

In ein glänzendes Reich des Lichts führt uns die Wissenschaft der Ästhetik; es verknüpft sich mit ihrem Gegenstande das Gefühl reinster Freude. Vom Schönen wird jeder erquickt; die Liebe zu ihm ist allen angeboren; es hat keine Feinde.

Man sollte also meinen, das Schöne finde lauter offene Thüren. Aber nein: wenigstens abgeneigt sind ihm religiöse Eiferer und moralische Rigoristen. Und wie verhalten sich die nur materiell Gesinnten? Wir haben Achtung für den realistischen Geist unserer Zeit, stellen uns nicht unter die Reihe derer, die ihre Richtung auf die Stoffwelt ohne weiteres bekämpfen. Realismus heißt ja noch nicht Materialismus. Es ist etwas Großes, die Materie zu bezwingen. Sie bringt Wohlstand und damit Unabhängigkeit. Aber wahr ist auch: sie rächt sich oft durch Ansteckung mit dem Erdigen ihres Charakters; der ihr zugewandte Sinn verfällt leicht in trockenen Ernst und trivialen Genuß, er verschließt sich dem Schönen und läßt es so nebenhergehen.

Oft hört man, das Schöne habe keinen Zweck, sei nur Luxus, wolle in der Welt nicht nützen, nicht belehren; und aus dieser Anschauung erwachsen ihm Gegner. Nun wohl, in ihrem Sinn genommen, ist es Luxus. Zur Not ließe sich's auch ohne das Schöne leben. Aber wie? Wäre das Leben dann noch der Mühe wert? Wär's erträglich?

Und ist das Schöne nicht allerorten verbreitet? Erscheint es uns nicht rings in der Natur? Wallt es nicht in der blauen Luft? Rauscht und wogt es nicht im Wasser? Tritt es nicht hervor in der Gestalt der Pflanze, des Tieres, des Menschen? Wirkt es im menschlichen Schaffen nicht von selbst mit innerer Notwendigkeit? Nicht nur aus den Werken freier Kunst blüht es uns entgegen. Kein Geräte, kein Gefäß, kein

[1]) Es ist hier nur der erste Abschnitt des einleitenden Vortrages und eine Stelle aus dem Schluß desselben aufgenommen.

Zimmer, kein Kleid ist ohne einen Anflug des Schönen. Es rankt sich allerorten um das Nützliche, sproßt als Ornament aus der trockenen Kernform des Gebäudes, umsäumt die struktiven Glieder als Blatt, Blume, Stab, Welle, Band, Rolle; es veredelt in grenzenloser Ausbreitung und immer von neuem das bloß Taugliche und vom Bedürfnis Gebotene.

Und weiter! Fragen wir uns, ob das Schöne nicht ungesucht im Leben doch Zwecke erreichte! Freilich unmittelbar praktisch kann dies nicht geschehen, denn es ist bloßer Schein; seine tieferen sittlich-politischen Wirkungen können nur indirekt eintreten. Aber wie stark sind sie doch! Suchen wir uns vorzustellen, was die Völker wären ohne seine Macht! Wo blieben die Griechen ohne Homer, Aeschylos, Sophokles, Phidias? Wo die Italiener ohne Dante, Raphael, Michelangelo? Wie können wir uns die Engländer denken ohne Shakespeare, die Deutschen ohne die Strahlen aus den Lichtquellen Lessing, Goethe und Schiller?

Aber auch wenn wir nach der Wurzel sehen, finden wir den tiefsten Zusammenhang. Das Schöne zieht seinen Saft aus dem ganzen Leben; seine Nahrung ist die beste Substanz des Volkstums. Nur aus Kraft kann Kunst erwachsen.

Die von ihrer Weihe strahlende Größe Athens entsprang aus den Befreiungskämpfen gegen die Perser. Auch wenn eine Nation sinkt, wie z. B. die spanische im 17. Jahrhundert, kann der Geist noch in ihr wirken und die Blüte der Kunst hervorbringen. Selbst Werdendes kann sich im Schönen offenbaren: als wir noch nichts waren, da wurde doch unser deutsches Dichterpaar geboren von der Volkskraft, die eine Zukunft in sich barg. Das Schöne steht also nicht in der Luft.

Wir treiben keine Schöngeisterei, die nur die gefällige Form, nicht den rechten Kern will und den Lebensernst nicht achtet. Mancher mag Scheue vor der Ästhetik haben in der Meinung, als sei das, womit sie sich beschäftigt, nur etwas Weichliches, ein bloßes Schaumgebilde, als gebe es in diesem Revier nur schlaffes, süßliches Zeug, lyrisches Gezwitscher, leeren Effekt, dünne Produkte einer saftlosen Grazie und als könne sie daher selbst nur ein Naschen, ein leeres Spiel, ein müßiges Gerede sein. Wohl gleicht das Schöne oft einer zarten Blume, aber das Liebliche ist nur eine Schwester des Erhabenen; und das echt Schöne ist doch groß und fest, beharrlichen Geistes, männlich und mit Kraft gepanzert; es ist zwar Schein, aber Schein, aus dem etwas hervorstrahlt; ein bescheidener Schatten, der nichts anspricht zu verändern, aber Mark des Lebens. Die großen Künstler der Nationen waren keine Schöngeister; sie gossen jene erhabenen Schauer in die Seelen, womit uns die tiefsten Momente des Daseins erfassen. Mild, rührend,

schmelzend sind die Poesieen eines Goethe, aber sehe einer den inneren Gehalt des Mannes an: er ist geschmiedet wie aus dem härtesten Stahl. Da das Schöne nur so gesund ist, hat es auch eine Gewalt. Nein, nicht überflüssig ist das Schöne; wir können ihm nicht entfliehen; es ist nicht neben dem Leben, sondern mitten darin, alles erfüllend; es umgiebt uns wie Luft, wie Wasser, worin wir baden; es ist eine große Wahrheit, eine Macht. Sie ruft: du mußt mich haben, du Mensch, denn ich will dich bilden!

Wahrhafte Bildung bringt nur das Schöne, weil es allein den sonst verstümmelten, nach Natur- und Geistseite zerrissenen Menschen einigt. Es muß uns mit seinen Reizen durchdringen, wenn sich das eigentliche Wesen in uns entwickeln soll. Ganze Menschen werden wir nur durch die Kunst. Das lateinische Sprichwort von der Wissenschaft: emollit mores, nec sinit esse ferocem ist nur halb wahr, denn sie ist abstrakt und mühsam; wer sich nicht herausarbeitet, dem bleiben ihre Werke Hieroglyphen; und die natürliche Teilung ihrer Arbeit führt zur Einseitigkeit.

Der Wert, den der Gegenstand der Ästhetik: das Schöne vor dem Inhalt der Wissenschaften voraus hat, und der eigentliche Grund seiner unvergleichlichen Wirkung liegt darin, daß es unmittelbar verständliche Bedeutung hat, daß es ebensosehr für Sinn und Nerv wie für Geist und Gemüt vorhanden ist.

Und was das Leben, der Staat, die Gesellschaft, das Gesetz fordert, bedrückt uns nicht in dieser Sphäre, denn das Schöne entbindet, indem es anzieht; es reizt, stärkt, erhebt ohne jede praktische Beziehung. Es löst uns von dem Drang und Zwang des Sollens, denn es stellt den Endzweck der Welt als erreicht dar und zeigt das Leben im Glanze der Vollkommenheit. Selbst Kampf und Leiden verklärt sich im idealen Scheine zum Triumph.

Diese Lösung von der Pein der unerreichten, hastig erstrebten Zwecke ist wesentlich eine Einigung. Die Pein schwindet, weil die Gegensätze als verbunden und ineinandergeglichen dargestellt werden. Die Lösung ist eben daher auch im anschauenden Subjekt eine Einigung der Kräfte. Das Schöne, habe ich gesagt, stellt aus dem geteilten Menschen den ganzen wieder her; es läßt ihn die volle Übereinstimmung seines Wesens mit sich selbst und mit der Welt genießen. Durch das wirkliche Leben zieht sich der Zwiespalt zwischen Materiellem und Geistigem, Sinnenglück und Seelenfreude, Form und Inhalt, Natur und Vernunft, Selbstliebe und Liebe zur Menschheit, Freiheit und Ordnung. Das Schöne bringt Frieden. Sein Bilden ist in diesem Sinne ein Binden und Zusammenbauen. Wie die Kraft, woraus es entspringt, harmonisch ist und zum Einklang bringt, so ist es eine all-

gemein menschliche Angelegenheit und gründet Harmonie im Leben. Es herrscht überall. Jede Sphäre hat einen Bezug zu ihm. Jede hat freilich wieder etwas, das sie von der anderen ausschließt. Alle aber sind im rein Menschlichen versöhnt; und bei der großen Teilung der Arbeit liegt darin um so tiefere Erquickung.

Sämtliche Wissenschaften berühren sich mit diesem Reiche. Prüfstein einer philosophischen Weltanschauung ist es, ob sie das Schöne zu erklären weiß. Der Philologe hat es auf der höchsten Stufe mit Poesie zu thun, der Historiker muß in der Kunst den Gipfel des Kulturzustandes erkennen. Der Naturforscher fragt nicht nach Schönheit, aber indem er untersucht, woraus die Dinge bestehen, wie sie zusammenhängen und welchen Gesetzen sie unterliegen, kommt er zuletzt auf einen Punkt, wo die Ästhetik eintritt. Beide Wissenschaften haben sich viel zu sagen. Der Physiologe studiert den Prozeß des Hörens und Sehens, und das führt ihn zur Tonlehre und Musik, führt ihn zur Lehre von den Farben und ihrer Harmonie; womit sich auch der Chemiker befaßt. — Und in der Religion, welch ungeheure Bedeutung hat hier die Phantasie, das Organ des Schönen! Im Gegensatze zu ihr will sie zwar das Sinnliche im Menschen nicht aufheben oder vernachlässigen, sondern verklären und fortbilden; doch ohne sie entstehen weder Religionen noch werden sie verstanden. — Dann weiter! Gehört nicht zu einer tieferen Auffassung des Staates die Einsicht, daß die Pflege der Kunst ein integrierender Bestandteil der Verwaltung ist? Der Jurist begegnet dem Schönen in den sinnbildlichen Rechtsgebräuchen. Im Kriminalrecht wird es ihm zu statten kommen, wenn er dramatisch empfänglich ist. — Endlich die technische Praxis. Wir haben uns schon erinnert, wie sie in Kunst übergeht, auch wo es ihr nicht darum zu thun ist. Und so wird sich auch der Ingenieur nicht immer über die Frage der ästhetischen Wirkung hinwegsetzen können. Sogar die doch gewiß eckige, prosaische, rein auf den Gebrauch angelegte Maschine bleibt dem Schönen nicht ganz entzogen. Sein Band schlingt sich überall durch; und der Mensch sucht es, weil er Harmonie sucht. Es hebt die Trennung der Stände, der Kultursphären, der Berufsarten, der Charaktere auf, es streift allen Beschäftigungen ihre Einseitigkeit ab, denn alle suchen die Mitte der Menschheit, die Einheit der geteilten Kräfte: indem sie sich auf besondere Zwecke werfen, fühlen sie eben hierin ihren Mangel, daher lieben sie den seligen Schein, womit das Schöne das ganze Leben erst zum Einklang bringt. — — — —

Das Schöne will gar nichts als erfreuen, edel erfreuen, so daß die Freude eine Erhebung ist. Die Kunst veredelt ungesucht. Es ist uns nie wohl im Gemeinen, und so ist freilich die Kunst auch völkererziehend. Ihre Welt ist angstlos. Auf dem Leben liegt so ein eigen-

tümlicher Druck. Der muß noch nicht lange gelebt haben, der nicht verspürt hat, wie ein Gespensterhauch über dem Leben webt. „Es geht ein finsterer Geist durch dieses Haus“ können wir auch im Leben oft sagen. Das vergessen wir in der Kunst, weil sie uns in einem reinen Schein, der aber nicht inhaltlos ist, sondern Wahrheit ausstrahlt, das Gefühl und die Vorstellung einer vollkommenen, einer harmonischen Welt giebt. Im wirklichen Leben gehen wir keinen Schritt, von dem wir gewiß wissen, daß nicht im nächsten Augenblick ein Konflikt kommt, aus dem wir nicht rein hervorgehen. Das dürfen wir in der Kunst vergessen.

„Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.“

Die reine Kunstgestalt ist in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt; sie steht in ihr wie ein seliger Geist. So wirkt aber nur wahre, hohe Kunst. Sie verklärt, was sie in die Hand nimmt.

Goethe sagt in Wahrheit und Dichtung: „Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen. Die munterſten wie die ernstesten Werke haben den gleichen Zweck, durch glückliche geistreiche Darstellung so Lust als Schmerz zu mäßigen.“

Mit reinen Formen, von Erdenschwere befreiten, von den Flecken des Lebens geläuterten Formen, haben wir es zu thun. — — —

Der Poseidonstempel von Pästum.

Jacob Burckhardt, Der Cicerone. (Leipzig. Seemann.)

Von den drei erhaltenen Tempeln von Pästum, der alten Poseidonia, sucht das Auge sehnsüchtig den größten, mittlern. Es ist Poseidons Heiligtum; durch die offenen Trümmerhallen schimmert von fern das blaue Meer.

Ein Unterbau von drei Stufen hebt das Haus des Gottes über die Fläche empor. Es sind Stufen für mehr als menschliche Schritte. An den Resten des alten dorischen Heraklestempels in Pompeji sieht

man, daß für den Gebrauch eine Treppe von gewöhnlichen Stufen vorgesetzt wurde. Den ältesten griechischen Tempeln, wie z. B. demjenigen von Ocha auf Euböa, genügte ein Bau von vier Steinmauern. Als aber eine griechische Kunst erwachte, schuf sie die ringsum gehende Säulenhalle mit dem Gebälk, zuerst vielleicht von Holz, bald von Stein. Diese Halle ist, abgesehen von ihren besonderen Zwecken, nichts als ein idealer, lebendig gewordener Ausdruck der Mauer selbst. In wunderbarer Ausgleichung wirken strebende Kräfte und getragene Lasten zu einem organischen Ganzen zusammen.

Was das Auge hier und an anderen griechischen Bauten erblickt, sind eben keine bloßen Steine, sondern lebende Wesen. Wir müssen ihrem inneren Wesen und ihrer Entwickelung aufmerksam nachgehen.

Die dorische Ordnung, welche wir hier in ihrer vollen altertümlichen Strenge an einem Gebäude vom Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr. vor uns haben, läßt diese Entwicklung reiner und vollständiger erkennen, als ihre Schwester, die ionische. Der Ausdruck der dorischen Säule mußte hier, dem gewaltigen Gebälke gemäß, derjenige der größten Tragkraft sein. Man konnte möglichst dicke Pfeiler oder Cylinder hinstellen, allein der Grieche pflegte nicht durch Massen, sondern durch ideale Behandlung der Formen zu wirken. Seine dorische Ordnung aber ist eine der höchsten Hervorbringungen des menschlichen Formgefühls.

Das erste Mittel, welches hier in Betracht kam, war die Verjüngung der Säule nach oben. Sie giebt dem Auge die Sicherheit, daß die Säule nicht umstürzen könne. Das zweite waren die Kanellierungen. Sie deuten an, daß die Säule sich innerlich verdichte und verhärte, gleichsam ihre Kraft zusammennehme; zugleich verstärken sie den Ausdruck des Strebens nach oben und erzeugen einen angenehmen Wechsel von Licht und Schatten. Die Linien aber sind wie im ganzen Bau nirgends, so auch in der Säule nicht mathematisch hart; vielmehr giebt eine leise Anschwellung das innere schaffende Leben derselben auf das schönste zu erkennen.

So bewegt und beseelt nähert sich die Säule dem Gebälk. Der mächtige Druck desselben drängt ihr oberes Ende auseinander zu einem Wulst (Echinus), welcher hier das Kapitäl bildet. Sein Profil ist in jedem dorischen Tempel der wichtigste Kraftmesser, der Grundton des Ganzen. Nach unten zu ist er umgeben von drei Ringen, gleich als verschöbe sich hier eine zarte, lockere Oberhaut der Säule. Ihnen entsprechen und antworten etwas weiter unten, an der Säule selbst, drei Einschnitte ringsum. — Eine starke viereckige Deckplatte isoliert die Säule vom Gebälk.

(An vielen Stellen dieses Tempels scheinen die Säulen auf viereckigen Untersätzen zu stehen, allein nur, weil Steine dazwischen weg-

genommen worden sind. Die dorische Säule, als erdgeborene Kraft bedarf der Basis nicht; unmittelbar aus der obersten Tempelstufe steigt sie empor.)

Es folgt zunächst ein Band von hier sehr mächtigen Quadern, der sog. Architrav, ganz glatt und schmucklos. Es sind die Balken, welche über die Säulen hingehen. Was aber von Bewegung übrig ist, setzt sich fort in dem darauf folgenden Gliede, dem Fries. Die von innen kommenden Querbalken-Enden sind in der Mitte zweimal und an beiden Seiten senkrecht eingekerbt zu den Dreischlitzen (Triglyphen), die Zwischenräume (Metopen) aber ausgefüllt mit Steinplatten, die ohne Zweifel mit Gemälden oder Reliefs geschmückt werden sollten. Wir wissen nämlich nicht, ob dieser Tempel je ganz vollendet wurde. — Im Architrav entspricht jeder Triglyphe ein kleines Band mit sechs daranhängenden sog. Tropfen.

Ein hier besonders weit vorragendes Kranzgesims deckt das Ganze. Von unten erkennt man daran eine ideale Darstellung der schrägen Dachsparren, deren jeder drei Reihen von je sechs Nägeln oder Tropfen aufweist. An den beiden Hauptseiten des Tempels ragen darüber die Giebel empor, die zwar jetzt (und vielleicht von jeher) leer stehen, ohne jene Gruppen von Statuen, welche einst die attischen Tempel zierten, dabei aber durch das schönste, gerade für diesen Bau passendste Verhältnis der Höhe den Blick erfreuen. Der stumpfe Winkel des Giebels nämlich ist das Schlußergebnis jener ganzen idealen Rechnung zwischen Kräften und Lasten; er deutet genau an, wie viel von strebender Kraft am Ende übrig geblieben ist.

Eine große Anzahl feinerer Gliederungen, welche man an den dorischen Bauten Athens vorfindet, fehlen hier entweder ursprünglich oder durch die Verwitterung. Der Eindruck des Strengen und Mächtigen wird dadurch noch gesteigert.

Vom Innern fehlt fast die ganze Mauer, welche das längliche Haus, die Cella des Gottes, ausmachte. Wahrscheinlich lockten die glatten Quadern den kirchenbauenden Normannen zum Raub. Doch ist die innere Vorhalle, zwei Säulen zwischen zwei Mauerpfeilern (Anten) erhalten. Diese letztern sind als Teil der Mauer behandelt, also weder kanelliert, noch verjüngt, noch geschwellt, doch deutet ein eigenes Kapitäl, welches bedeutsam mit dem Echinus der Säulen kontrastiert, auf ihre Teilnahme am Tragen hin.

Von den Steinbalken und deren vertieften viereckigen Zwischenfeldern (Kassetten), welche den Raum zwischen Säulenhalle und Tempelraum bedeckten, ist nichts mehr erhalten. Das Gebälk der Säulenhalle scheidet sich, auch von innen gesehen, in Architrav und Fries, nur daß letzterer hier glatt ist. Am Gebälk der Cella dagegen, soviel davon

vorhanden ist, hat der Fries seine Triglyphen und Metopen, nur niedriger als am Außenbau.

Das Innere des Heiligtums erhielt einst sein Licht durch eine große Dachöffnung, ohne welche die fensterlosen griechischen Tempel durchaus dunkel gewesen wären. An den bedeutenderen Tempeln wurde gleichsam als Einfassung und Stütze dieses offenen Daches eine innere Säulenordnung angebracht und zwar eine doppelte, weil einfache dorische Säulen allzu groß und dick hätten gebildet werden müssen im Verhältnis zu dem so beschränkten Raum. Die Bauten der höchsten Blütezeit scheinen meist eine untere dorische und eine obere ionische Ordnung gehabt zu haben, zu deutlicher Scheidung der in einander überleitenden Kräfte. Hier dagegen ist auch die obere Ordnung dorisch und dabei noch von etwas ungeschickter Bildung, als wäre die kleine obere Säule unmittelbar die durchs Zwischengesims hindurchgehende Fortsetzung der größeren unteren; überdies wirkt der breit auseinandergehende Echinus der kleinen Säule nicht gut.

Nur in dürftigen Andeutungen haben wir das, was die Seele dieses wunderbaren Baues ausmacht, bezeichnen können. Obwohl eines von den besterhaltenen Denkmälern seiner Art, verlangt er doch ein beständiges geistiges Restaurieren und Nachfühlen dessen, was fehlt, und dessen, was nur für die aufmerksamste Pietät noch sichtbar ist. Wie ganz anders würde er auch zum äußeren Auge sprechen, wenn er noch mit allen Skulpturen seiner Giebel und Metopen, mit den Dachzierden (Akroterien) von Laubwerk und Statuen, mit den Löwenköpfen des oberen Teils des Kranzgesimses, mit dem jetzt so fraglichen Farbenschmuck, innen aber mit dem Bild Poseidons und den Weihgeschenken geretteter Seefahrer geschmückt wäre! Unsere Vorstellung vom Kunstvermögen der Griechen steigert er aber schon in seinem jetzigen Zustande auf das höchste.

Vielleicht blickt ein scharfes Auge die einzelnen Seiten im Profil entlang und findet, daß keine einzige mathematisch gerade Linie an dem ganzen Bau ist. Man wird zunächst an ungeschickte Vermessung, an die Wirkung der Erdbeben und anderes der Art denken. Allein wer z. B. sich der rechten Ecke der Vorderseite gegenüberstellt, so daß er das obere Kranzgesimse der Langseite verkürzt sieht, wird eine Ausbeugung desselben von mehreren Zollen entdecken, die nur mit Absicht hervorgebracht sein kann. Und ähnliches findet sich weiter. Es sind Äußerungen desselben Gefühls, welches die Anschwellung der Säule verlangte und auch in scheinbar mathematischen Formen überall einen Pulsschlag inneren Lebens zu offenbaren suchte.*)

*) Folgt die Beschreibung der beiden anderen Tempel von Pästum.

Die Verklärung Christi.

Gemälde Raphaels in der Pinakothek des Vatikans.

Carl Justi. (Leipzig. Lampe & Vogel.)

Raphaels letztes Gemälde. Es war im Monat April des Jahres 1520, in den letzten Tagen vor Ostern, als eine Kunde des Schreckens und Schmerzes sich über Rom verbreitete. Die Leute vom Hofe des Mediceischen Papstes, die Künstler, das Volk eilte nach einem Hause in der Region des Borgo, dessen Fassade der Besitzer einst selbst entworfen hatte. Dieser Teil des Borgo ist längst zur Freimachung des Petersplatzes und seiner Kolonnaden weggeräumt worden. In dem Saale, der seit Jahren die Werkstätte seines Schaffens gewesen war, sah man in jenen Tagen, nach römischer Sitte, die Leiche Raphaels, öffentlich ausgestellt. Am Abend des Karfreitags, seines Geburtstages, war sein Leben zu Ende gegangen. Zwar war der Glanz der schöpferischen Flamme in den Augen erloschen, aber noch hatte die Zeit keine Furchen in die Züge eingezeichnet, noch umgaben volle dunkle Haarwellen das Antlitz. Und auch der Geist, so schien es, war noch in seiner aufsteigenden Bewegung dem Leben der Erde entrückt worden. Zu Häupten der Hülle stand ein großes Gemälde aufgerichtet, dessen untere Hälfte nur erst entworfen war. Man konnte die Stelle bemerken, an welcher der Tod der Hand den Pinsel entrissen hatte. Wann sollte es der Natur gelingen, den Prometheusfunken zu finden, der in stand setzte, diesen Pinsel wieder aufzunehmen?

Der Anblick des unvollendeten Werkes seiner letzten Tage schien dem allgemeinen Schmerz noch mehr Nahrung geben zu müssen. Nun empfand man, welche Gegenwart sich solange in das tägliche Leben verwebt hatte; man empfand es an der Leere, die sich plötzlich um uns verbreitet, wenn etwas verschwindet, aus dem das geistige Dasein einen Teil seines edelsten Inhalts zog. Die Phantasie verlor sich in Betrachtungen der Dinge, die eine solche Kraft noch verheißen hätte. Warum ist das Werkzeug oft so zerbrechlich, daß es von seinem zu schonungslosen Herrn schon verbraucht sein kann, wenn er noch lange nicht alles gesagt hat, was er der Welt zu sagen hatte? Aber es ist ja nichts Seltenes im Weltlauf, daß die Dinge höherer Ordnung, die durch Jahrhunderte von Geist zu Geist forterzeugend wirken, daß das Ewige in seiner zeitlichen Existenz solchen plötzlichen Verfinsterungen durch die Zufälle niederer Ordnung unterliegt.

Indes, das Gemälde zeigte nicht bloß den jähen Riß einer blinden, unbegreiflichen Macht in ein lebensvolles und zukunftvolles Dasein. Es war in seinem Gegenstande etwas, das den Gedanken eine andere

Richtung geben konnte. Über einer Scene menschlicher Qual und Hilflosigkeit, deren Grundlinien der untere Teil zeigte, erhob sich ein Bild, dessen Ausführung dem Meister noch verstattet gewesen war. Hier sah man eine lichte Gestalt schweben, das Haupt, den Blick, die Arme nach oben gewandt. War es ein prophetischer Zustand, in dem Raphael diese Gestalt aufging, welche die Finsternis und Abhängigkeit des Erdenlebens abgestreift hat und wie von einem Strom heiliger Sehnsucht getragen emporschwebt? Es war ein eigenes Zusammentreffen, daß in jener Stunde dies Werk sich im Atelier befand. So erhob sich nun über dem Tode in seiner trostlosen Realität das Bild einer andern Loslösung von der Zeitlichkeit, ein Bild, geeignet die Schrecken des ersten Bildes aufzulösen. Keine menschliche Berechnung war hier im Spiel: die geheimnisvolle Macht, welche über den scheinbaren Fügungen des Zufalls in unserem Leben waltet, die Vorsehung, hatte die Transfiguration für Raphaels Katafalk bestimmt.

Betrachtete man dieses Werk, dachte man an den Lauf, der hier geendet, so schien es manchem, als sei hier nicht ein erschöpftes Licht ausgegangen, sondern eher, als sei nur die weitere Fortsetzung nicht mehr für diesen Schauplatz gewesen. Und die folgenden Zeiten verweilten mit Andacht auf diesem Vermächtnisse, denn man ist geneigt, in den letzten Augenblicken einer großen Existenz Bedeutungsvolles zu suchen. Das Leben, welches in seinen Anfängen in unabsehbaren, dämmerhaften Aussichten sich hinauserstreckt in die Zukunft, dünkt uns in seinem Verlauf immer klarer und kürzer, bis die Stunde kommt, wo seine lange Reihe zu einem Augenblick zusammenschwindet. Aber dem, in dessen kleiner Welt die Breiten der Erde, die Höhen des Himmels und die Tiefen der Hölle beschlossen sind, dem Geiste werden die letzten Momente zu Momenten der Wahrheit, und Lichter entzünden sich, die blitzartig unendliche Räume erhellen. So steht die Transfiguration vor uns wie eine Abbreviatur der Menschheit. Ein Gespräch mit Dämonen und Heiligen; ein Finger weisend von den Banden zur Freiheit: eine Reise vom Abgrund zum ewigen Licht.

Und nicht bloß durch die Größe seines Inhaltes wendet sich dies Gemälde an die Menschheit in uns. Auch von seiten der Form und der Kunst ist es mehr als irgend ein anderes Werk geeignet, Betrachtungen und Besprechungen besonderer und allgemeiner Natur aus der Sphäre der Malerei zu veranlassen. Solche letzte prophetische Gedanken finden oft ausführende Hände, die schon gelähmt sind: hier aber war die Kraft noch auf ihrer Höhe, welche einer Idee in der Welt der Sinne Existenz verleiht. Die Verklärung Raphaels eignet sich daher zu einem Versuch, wie man deren von Zeit zu Zeit machen sollte, beide Untersuchungen, des Inhaltes und der Form, zu verbinden,

und indem man es wagt, die große Harmonie eines Kunstwerkes zu zertrennen, Betrachtungen an dessen mannigfache Elemente anzuspinnen, die sich, in konzentrischen Kreisen gleichsam, vom Äußern zum Innern, vom Körperlichen zum Geistigen hinbewegen.

* * *

Die Umstände der Entstehung des Gemäldes. Liest man das, was von der Entstehungsgeschichte der Transfiguration berichtet wird, so kann man sich wohl vorstellen, wie Raphael, so wenig man von ihm sagen kann, daß er sich jemals gehen gelassen habe, doch Veranlassung hatte, sich diesmal mehr als anderswo zusammenzufassen, gleichsam alle ihm zu Gebote stehenden Geister um sich zu rufen, — so fern ihm auch der Gedanke lag, daß dieses Werk sein Schwanengesang sein werde.

Seine letzte Arbeit waren die Entwürfe zur Geschichte der Psyche gewesen, die er schon längst dem Freunde Agostino Chigi für sein Landhaus in Trastevere versprochen hatte. Ein Werk, dem selbst die ausführende Hand der Schüler und eine teilweise Übermalung seinen Duft von Poesie nicht hat nehmen können. Es giebt kein heitereres Gedicht in der neuen Malerei als diese raphaelische Übersetzung der alten Fabel des Apulejus. Wie die Amorettenschmetterlinge mit den geraubten Attributen aller Götter umherflattern, so treibt seine Kunst ihren anmutigen Maskenscherz mit den Gestalten der alten Göttersage. Diese gravitätischen und gutmütigen Götter, diese zürnenden und schmeichelnden Göttinnen, diese demütigen und triumphierenden Schönen scheinen selbst ein schalkhaftes Bewußtsein ihrer poetischen Scheinexistenz zu haben, wie ja schon die alten Dichter ihren Gemälden jenes Götterwesens einige Lasuren von Humor aufgesetzt haben. Ihr Leben ist ein Bankett, die Luft, die sie atmen und in der sie schweben, ein Äther von Liebe, Scherz und Spiel; und es wundert uns gar nicht, daß sie auf Wolken leben, so wenig ätherisch ihre Formen sind.

So hatten also doch die dazwischen gekommenen Jahrhunderte die Welt nicht bis zu dem Grade alt machen können, daß sie jenes goldene Zeitalter nicht hätte wiederfinden sollen, den sonnenhellen Glanz jenes griechischen Traums, die Vision einer klareren Luft, den Wiederschein einer Welt, in der es Schmerz und Alter, Schuld und Tod nicht zu geben schien.

Die Deckenbilder der Farnesina sehen nicht aus wie ein Werk des Endes; aber doch gab es manche, die sich in ihren Erwartungen enttäuscht fühlten, und die schnell fertige Rede von einem Sinken seiner Kraft wurde gehört. Wirklich hatten die poetischen Gebilde Raphaels etwas gelitten unter der groben Verdolmetschung der Schüler mit ihren

ziegelroten Tönen und ihren wenig gewählten Formen. Raphael, in Anspruch genommen durch den Bau der Peterskirche und die Erforschung der römischen Ruinen, hatte keine Zeit mehr, tagelang auf dem Gerüst zu stehen und Fresko zu malen.

Aber die Prüfungen und die Apotheose der Psyche sollten auch nicht sein letztes Wort sein. Eine Gelegenheit zur Widerlegung jener Reden gab der Auftrag des Kardinals Julian von Medici, des späteren Papstes Clemens VII., der zwei Altartafeln für die erzbischöfliche Kirche zu Narbonne haben wollte. Die eine war dem Venezianer Sebastian, genannt del Piombo, übergeben worden, zu der andern ward Raphael eingeladen. Es sind die Namenspatrone des Vaters und des Oheims des Kardinals, Lorenz und Julian, welche mit einer durch die Gewohnheit entschuldigten Freiheit am Berghange links angebracht sind, in Gestalt der beiden heiligen Diakonen dieses Namens. Sebastian, ein Schüler Giorgiones, hatte zuerst das venezianische Verfahren der Ölmalerei nach Rom gebracht; und Michelangelo, der immer versicherte, er sei ein Bildhauer, und kein Maler, und sich selbst durch große Thaten Lügen strafte, zog den Sebastian als geschickten Übersetzer seiner Ideen in den venezianischen Farbendialekt an sich heran. Er machte ihm auch Zeichnungen für die Narbonner Altartafel, deren Gegenstand die Auferweckung des Lazarus sein sollte. Raphael bemerkte damals, Michelangelo ehrt mich, indem er einen Wettlauf mit ihm selbst für würdiger erklärt, als einen mit dem Sebastian. Es war ein Wettlauf mit dem größten Zeichner der neueren Kunst und mit einem geschickten Repräsentanten der ersten Koloristenschule damaliger Zeit.

Und in diesen Wettstreit trat Raphael ein in der höchsten Reife seiner Kraft.

Die Erscheinung der Deckenbilder Michelangelos in der sistinischen Kapelle war von so überwältigender Wirkung gewesen, daß selbst der Meister der Disputa und der Schule von Athen sich einen Augenblick lang kaum gegen diese gewaltigen Gestalten halten zu können schien. Einige Male war es, als habe der Urbiner etwas von seiner eigenen Natur an eine fremde aufgegeben, ohne doch dem titanischen Florentiner ganz in seinen Zauberkreis folgen zu können. In dem Zimmer des Heliodor sieht man, wie ihn die Gestalt des Schöpfers geradezu verfolgt. Sie erscheint ihm in dem feurigen Busch, in dem Opfer des Noah, in der Jakobsleiter, und sie läßt ihn nicht los in dem rächenden Engel und in den Aposteln, welche den Attila zurückschrecken. Aber bald zeigte sich, daß er nur Studien machen wollte an Michelangelo, wie er sie an der Natur machte, und daß er in solchen Studien nach gewissen Elementen der Rede suchte, die ihm zum gewaltigen Aussprechen seines Eigenen noch fehlten. Die Vision des Ezechiel ist ein

erhabeneres Bild des Göttlichen, als es Michelangelo geschaut hat. Vergleicht man den umbrischen und den florentinischen Raphael mit dem späteren römischen, so scheint es, als ob er ohne den dämonischen Reiz Michelangelos kaum diese Gewaltigkeit der Formen und diese Macht der Lebensäußerung gefunden haben würde. Vergleichen wir aber diese seine letzten Werke mit denen seines zeitweiligen Vorbilds selbst, so kommt es uns vor, als ob des Florentiners oft herbe, rätselhafte, ja gegen die Natur gewaltthätige Kraft eine so zu sagen auf halbem Wege stehen gebliebene Entdeckung gewesen sei, bestimmt, erst bei Raphael mit jenem Maße, jener Harmonie und jener Klarheit des Ausdrucks vermählt und durch sie temperiert zu werden, welche sie unter der Schönheit Scepter zurückführte.

In den Kartons zu den Teppichen mit den Scenen der Apostelgeschichte steht Raphael auf diesem seinem Höhepunkt, welcher zugleich der Höhepunkt der ganzen neueren Kunst ist. Über ihn selbst in Gedanken hinauszugehen, ist bis jetzt noch niemandem gelungen. Ohne diese Werke würde uns Raphael nicht so groß sein, wie er ist, er würde nicht ganz offenbart haben, was er vermochte. Wo ist hier etwas zu vermissen von dem, was giltig ist in der Großheit der Form, in der Lebensmacht der Bewegung, in imposanten Kontrasten des Michelangelo? Aber dies alles ist hier nur der Grund, auf dem er sein Eigenstes aufgetragen hat: die Durchsichtigkeit der Seelensprache, die aus der Handlung hervorgewachsene Harmonie der Gruppen, die Musik der Linien. Es ist ein heroischer Stil, den sich Raphael für diese Bilder des Heroenalters der Kirche geschaffen hat.

Diese Werke sind ein Beweis, daß nicht die stürmische Jugend, sondern das Mannesalter die Zeit des schwungvollsten Schaffens, der Begeisterung entzündenden Wirkungen ist. Was für eine Zeit aber, was für ein Genius, die gleichzeitig solche Werke fanden wie die Farnesina und die Apostelgeschichten!

Aber diese Scenen waren bloß in farbigen Kartons als Muster für die flamännischen Weber ausgeführt worden. Die leichte Behandlung begünstigte vielleicht die Entwicklung eines großen, freien Stils. Aber als Raphael diese Scenen von so gewaltiger, ihn selbst vielleicht überraschender Wirkung fortsandte, mochte in ihm der Wunsch entstehen, einer Komposition dieser Art den Wert meisterlicher Vollendung hinzuzufügen.

Die Transfiguration ist wie ein Nachklang der Kartons, wie ihr bekrönendes Schlußglied. Vielleicht durch den Gedanken, mit Michelangelo in die Schranken zu treten, ist hier die Erinnerung an seine machtvolle Zeichnung und an sein leidenschaftliches Wesen noch lebhafter als in den Kartons, aber er handhabt diese Sprache jetzt wie seine Muttersprache.

Das neue Darstellungsmittel, welches zu den in jenem Cyklus angewandten hinzutreten sollte, war das Kolorit: die malerischen Wirkungen und die sorgfältige Beendigung der Ölmalerei. Raphael besaß gewiß einen Farbensinn vom ersten Rang und hatte in einzelnen Bildern und in Teilen von solchen gezeigt, daß ihm alle Wirkungen der Kraft, der Zartheit, der Harmonie zu Gebote standen, wenn er sie für nötig hielt, oder wenn er Zeit hatte, selbst im Fresko. Aber der Schwerpunkt seiner Werke lag ganz in der Zeichnung. Selten hat er Motive der Beleuchtung und der Farbe zum dominierenden Zug, zu Trägerinnen der Melodie seiner Kompositionen gemacht. In der Transfiguration scheint er diesen Darstellungsmitteln einen größeren Anteil an der Wirkung zugedacht zu haben. Man hat vermutet, daß er bei längerem Leben vielleicht jenem Zug der Zeit gefolgt wäre, in dem die Werke des Correggio und des Tizian liegen.

Zum Unglück kann man sich in diesen Fragen auf unser Bild nur zum Teil mit Sicherheit berufen. Die Ausführung des größern untern Teils übernahm nach des Meisters Tode Julio Romano; dieser Teil tritt uns auf den ersten Blick ganz als sein Werk entgegen. Er hat gethan, was er konnte, mit Ehrfurcht und Treue hat er Raphaels Zeichnung zu erhalten gestrebt, wie ein anvertrautes köstliches Vermächtnis. Aber ihm fehlte der Sinn für Farbe in auffallendem Maße. Er war eine Natur ohne Feinheit der Empfindung, einer von denen, deren äußerliches Wesen sie schnell und unwiederbringlich auf den schlüpfrig abschüssigen Pfad des Manierismus lockt. Er strebte nach größeren Wirkungen, indem er die gelernten Darstellungsformen, ohne die Natur weiter zu fragen und ohne Gefühl der Wahrheit, übertrieb. Seine Vollendung wird zur geleckten Glätte, seine Naturwahrheit zum Spielen mit Zügen des Genre selbst im Heiligenbild, sein Lächeln zum Grinsen, seine Grazie zur Buhlerei. Was auf die Transfiguration besonders Einfluß gehabt hat, war seine Maxime des Modellierens. Er schnitt jede Figur aus in haarscharfen Konturen und rundete sie mittelst einer grellen Beleuchtung, die an das künstliche Licht eines geschlossenen Raumes erinnert. Seine Lichter sind brennend, ohne warm zu sein, seine Schatten undurchsichtig und tot, die Mitteltöne fehlen. Er scheint für den Anblick aus weiter Ferne gearbeitet zu haben, und doch vermißt man bei ihm die Massen, welche durch eine gemeinschaftlich die Gestalten einer Gruppe gleichsam umhüllende Beleuchtung entstehen. Der sanfte Reiz, den Gemälde durch jene Dämpfung der Töne erhalten, welche die Scene gleichsam in die Tiefe der Wand zurücksetzt, geht hier gänzlich verloren, die Figuren rücken uns gleichsam auf den Hals.

Wir können Raphaels eigne, unermeßliche Überlegenheit in allen

diesen Stücken zum Glück ganz in der Nähe, in den Stanzen und sogar in demselben Saal, an der Madonna di Foligno beobachten. Aber gewiß ist, daß er seinen Schülern weder ein System und eine Technik noch eine Empfindung für diese Dinge mitgeteilt hat, wie dies Tizian in so wunderbarer Weise bei den verschiedenartigsten Talenten gelungen war. Sie blieben in diesem Stück ihrer eigenen rohen Natur überlassen.

Es ist nicht zu sagen, wieviel durch diese Ausführung dem Eindruck der raphaelischen Schöpfung geschadet worden ist. Wer sie aus Kupferstichen kennen gelernt hat, etwa dem geistreichen von Dorigny, findet seine hochgespannten Erwartungen gegenüber dem Original auf niederschlagende Weise betrogen. Fast ist es, als sähe man eine Kopie vor sich. Das Bild zeigt in sehr belehrender Weise, wie störend die Hand eines Menschen von rohem malerischem Sinn in einem Kunstwerk wirken kann, wo doch in so wesentlichen Dingen wie Komposition, Form und Ausdruck kaum etwas verloren gegangen ist. Die Augen sind gar zu bestechliche Fürsprecher oder Anschwärzer bei der Einführung künstlerischer Gedanken in unseren Geist. Es ist merkwürdig, daß die vierfach vergrößerte im Jahre 1768 vollendete Mosaikkopie der Transfiguration in der Peterskirche im Großen und Ganzen einen günstigeren malerischen Eindruck macht als das unglückliche Original.

Indes ist alles Übrige so groß, daß diese Mängel der Schätzung des Gemäldes bei Zeitgenossen und Nachwelt wenig Eintrag gethan haben. In jener Zeit galt nach Vasari die Transfiguration unter Raphaels Werken für das berühmteste (celeberrimo), schönste und göttlichste. Die Urteile der namhaftesten Kenner von drei Jahrhunderten treffen darin zusammen, daß dies Werk mehr Schönheiten enthalte als alle früheren und eine neue Stufe eröffne, daß Raphael nirgends so nahe die Grenze der Vollkommenheit und des höchsten Ideals berührt habe. Freilich gab es schon zur Zeit Goethes in Rom viele, welche die Transfiguration strenge tadelten und die Disputa das beste seiner Werke nannten. Es ist dies eine der ersten Anzeigen der erwachenden Neigung für den Stil der älteren Zeit. Es war Friedrich Schlegel, der in seinen Briefen aus Paris (1808), wohin damals das Gemälde gekommen war, das bis dahin über dem Hauptaltar von St. Pietro in Montorio gestanden hatte, eine gehässige Philippika gegen dasselbe ergehen ließ. Er tadelt die Wahl der dargestellten Seelenzustände, und den angeblich zu heftigen und theatralischen Ausdruck; die Transfiguration wird ihm hierdurch zu einem rechten Markstein des Abfalls von der Würde der kirchlichen Kunst. Wie es aber mit solcher Kunstkritik bestellt sei, sieht man auch daraus, daß Schlegel seine Angriffe besonders gegen die obere Gruppe richtete, in der sich

Raphael mit wahrer Selbstverleugnung dem altüberlieferten Typus angeschlossen hat, dem man in Italien auf allen Schritten begegnet in Werken des vierzehnten Jahrhunderts und weiter zurück.

Wahr ist, daß die Transfiguration ein Werk ist, bei dem man wohl die Absicht wahrnimmt, etwas Außerordentliches hervorzubringen, und die Arbeit des künstlerischen Nachdenkens verfolgen kann. Es ist nicht bloß das Werk einer glücklichen Stunde, sondern auch anhaltender Überlegung und Reflexion. Der Verstand ist herbeigerufen worden und hat am Plan mitgearbeitet. Deshalb bietet sich das Werk so erfolgreich dar zu Versuchen der Zergliederung und der Übersetzung in Gedanken.

* * *

Der Dualismus der Komposition. Darin hat Raphael keine Vorgänger, daß er mit der Verklärung Christi eine zweite Begebenheit unter einem Rahmen zusammenschloß, die in der evangelischen Erzählung gleich auf jene folgt. Während Jesus mit den drei Jüngern auf dem Berge verweilt, wird den im Thal zurückgebliebenen neun ein tobsüchtiger Knabe gebracht. Der Eindruck der gräßlichen Krankheit, die Bitten und Vorstellungen der Angehörigen, die vergeblichen Versuche der Heilung, das ist der Inhalt der Scene am Fuß des Berges.

Hier liegt nun der Punkt, auf den die Tadler von jeher gezielt haben. Der vielbesprochene Fehler, an welchem Abecedarier der Ästhetik ihre Regeln erläutern und den auch wirklich jeder zeichnende Knabe entdecken kann, ist diese Versündigung gegen die Einheit der Handlung. Zwei Apostel deuten wohl nach Christus hin; aber sie zeigen bloß die Richtung, in der er abwesend ist: die obere Szene liegt ganz außerhalb ihres Gesichtskreises. Deshalb sieht auch kein Auge nach der Höhe, denn es ist hier nichts zu sehen; sie ahnen nicht einmal, was dort oben vorgeht. Und der Zweiheit der Handlung folgt die Zweiheit der Perspektive und der Beleuchtung. Der Augenpunkt liegt das eine Mal im Thal, das andere Mal auf der Höhe; dort tritt das Licht von der linken Seite ein, hier kommt es von oben. Ist also die Transfiguration wirklich eine Zusammenheftung zweier Bilder, die nur durch das lose und äußerliche Band der Zeiteinheit verbunden sind?

Aber sollte nicht eben die Auffälligkeit des Fehlers auf die Erwägung führen, daß dieser Fehler mit Bewußtsein begangen sein muß, und daß es Raphael ist, der ihn begangen hat? Der größte Meister aller Zeiten in der Komposition kann dieses kühne Vergehen nur gewagt haben, weil er es für das unvermeidliche Opfer hielt, ohne das er auf jene Hauptidee hätte verzichten müssen, und weil er Einheiten anderer Art zum Ersatz in Bereitschaft hatte.

Raphael fand vielleicht die Scene der Verklärung zu einfach für ein großes Altarbild, jedenfalls aber nicht geeignet, mit der buntbewegten Scene des Lazarus Sebastianos in die Schranken zu treten. Bei dem Anschluß an den kirchlichen Typus war für eine Erfindung im großen Stil der Tapeten kein Spielraum da. Auch liebte es Raphael, in umfangreichen Werken eine möglichst reiche Tonleiter innerer Zustände vollständig durchzuspielen: hier aber sollte der Geist in der höchsten Spannung des Erhabenen verharren, wie das Auge im hellsten Licht. Wenn er aber an die Disputa oder an die Assumtion zurückdachte, wo über einer irdischen Gemeinde ein himmlischer Chor steht, so erschien die Verklärung ganz geschaffen, als eine solche höhere Handlung über einer irdischen Scene zu schweben. Sofort bot sich eine überraschende Beziehung zwischen den beiden gleichzeitigen Ereignissen dar. Die ratlosen Jünger konnten auf den zuverlässigen Helfer vertrösten und hinweisen, und der verworrene Anblick des Jammers und der Ohnmacht unten gab mit der Herrlichkeit oben einen Kontrast, wie ihn die Kunst bis jetzt noch nicht dargestellt hatte.

Überläßt man sich diesen Erwägungen, so wird man sich eher mit Goethe wundern, wie man jemals an der Einheit dieser Komposition zweifeln konnte. Die untere Scene ist eine Frage ohne Antwort; die obere ist wie ein Blick in das Sonnenlicht, wo das Auge nicht verweilen kann. Was wäre das Menschenleben ohne einen Durchblick ins Übersinnliche? aber kann die Erhebung und das Schauen der Weihestunden zum alltäglichen Zustand werden? Und mochten beide Handlungen keine Ansicht und kein Bewußtsein von einander haben, so mußten doch unfehlbar die bedeutungsvollsten Beziehungen in Auge, Verstand und Empfindung des Betrachters zwischen ihnen auf- und niedersteigen.

Es muß ein prophetisches Entzücken gewesen sein, welches Raphael bei dem Aufgang dieser Conception beglückte. Als sich die unüberwindliche Schwierigkeit der Ausführung herausstellte, mußte er sich darein ergeben, dem Werk die Fehler seiner Tugenden zu lassen. Hätte er die wirkliche räumliche Entfernung dargestellt, so wäre die eine Scene zu einer Staffage des Hintergrunds der andern geworden, etwa wie in den florentinischen Fresken der sistinischen Kapelle, wo z. B. bei dem Abschied des Moses in der Ferne der Berg zu sehen ist, von dem aus ihm der Engel Kanaan zeigt. Die Wahl der Verhältnisse jener Doppelbilder wie die Disputa würde keinen Anstoß erregen, wenn die obere Scene eine bloße Erscheinung wäre, ein Vorgang aus der inneren Welt des Glaubens. Da sie eine wirkliche Begebenheit war, so schien sie nun freilich statt auf einem hohen Berg, auf einem zwölf Fuß hohen Hügel in ein paar Schritten Entfernung vorzugehen. Aber

ihr wunderbarer Charakter schwebt doch auf der Grenze zwischen Vision und Geschichte, und die malerische Behandlung unterstützt diesen Eindruck. Die doppelte Perspektive und die dadurch vermiedenen Verkürzungen der Untenansicht ließen den Schluß von der Größe auf die scheinbare Höhe und Entfernung weniger aufkommen. Kurz, die gewählte Einrichtung ist die einzige, bei der sich das Auge, das doch hier die letzte Instanz ist, diese gleichzeitige und gleiche Nähe tief im Thalgrund und auf der Höhe Tabor noch am ehesten gefallen lassen wird.

* * *

Die Architektonik der Gruppen. Überläßt man sich bloß dem Eindruck der räumlichen, mathematischen Form, welche das Endergebnis der komponierenden Thätigkeit des Malers ist, so scheint die Einheit des Ganzen und seine Gliederung freilich vollkommen. Die obere Szene ist eine der vollkommensten Pyramidalgruppen, die es giebt; von der Basis in den knieenden Aposteln steigt sie auf in dem Gesetzgeber und Propheten und gipfelt in dem Heiland. Um die Weisheit in der Wahl dieser geometrisch regelmäßigen Form gerade hier zu verstehen, muß man sie vergleichen mit den zahlreichen Darstellungen auch der größten Meister, die nach mehr malerischer Freiheit gestrebt haben. Die untere Szene ist der oberen wie ein massives Piedestal untergebreitet. In diesem Rechteck, dessen Kranzgesims gleichsam die Häupter der aufrechtstehenden Personen der hinteren Reihen bilden, lassen sich mancherlei Gliederungen unterscheiden. Eine Diagonale schneidet es in zwei Hauptgruppen, die der Juden und die der Jünger; die zurückweichenden Schattenpartien der Apostelgruppe sind die Folie für die vordringenden Köpfe der Galiläer. Beide Gruppen aber sind zusammengebunden durch die Gestaltung eines mittleren Kerns, in welchem Raphael die furchtbarste, gorgonenhaft den Blick fesselnde Gestalt vereinigt hat mit den drei schönsten, jugendlichen Köpfen des Bildes. Endlich entstehen durch die Neigung beider Gruppen gegeneinander auch in diesem Piedestal pyramidale Ansätze. So beginnt mit der basisartigen Gestalt des auf dem Baumstamm sitzenden Apostels eine schräge Linie, die in den zwei auf den Berg weisenden aufsteigt bis zu dem auf den Kranken herabzeigenden Mann. Ihr kommt von der anderen Seite die Linie des Alten entgegen, welcher dem ihn rückwärts schleudernden Paroxysmus des Knaben sich entgegenstemmt. Die Komposition dieses Teils der Transfiguration erinnert an die unter dem Namen des Spasimo di Sicilia bekannte Kreuztragung.

Es ist nicht zu sagen, wieviel dazu gehörte, um eine solche Versammlung von neunzehn dicht zusammengedrängten, lebhaft bewegten Figuren, in einem Tumult der verschiedensten inneren Zustände be-

griffen, in ein so klares, räumliches Gebäude zu verwandeln. Welche Masse z. B. von müßigen Körpern, Gliedern, Gewändern war hier zu verbergen, und so zwar, daß das einer jeden Figur gegebene Maß von Sichtbarkeit ihrer Rolle und deren Wichtigkeit angepaßt war. Wie vielen Wiederholungen mußte hier ausgewichen werden, um das Gesetz der Mannigfaltigkeit in Charakter und Alter, Stellung und Bekleidung, Geberde und Ausdruck zu beobachten. Wo dieses Gesetz verletzt ist, wie in den Armen der beiden hinaufzeigenden Jünger, die mit deren Köpfen und Körpern eine gerade Linie bilden: da ist der Fehler beabsichtigt und soll bedeutungsvoll sein.

Worauf man auch sehen mag, — die Ausfüllung des Raumes, die Abschließung der großen und der kleinen Gruppen und ihre Bindung unter einander, das Gleichgewicht und die Unähnlichkeit der Massen, die Harmonie der Linien innerhalb der Gestalt und zwischen den Gestalten, — alle Probleme der Komposition sind so gelöst, daß die Lösung als die natürliche, augenblickliche, zufällige Erscheinung der Begebenheit sich giebt; daß die mathematische Form zu einer räumlichen Analogie und selbst zum Symbol der dargestellten inneren Vorgänge wird. Hier liegen tausend Künste verborgen, deren Wirkung wir mit einem Male empfinden; hier scheinen unendliche Versuche gemacht worden zu sein; aber das Genie löst solche Probleme in der Intuition eines Moments. Raphael, der einst mit dem einfachen, sanften Rhythmus Peruginos begann, hat mit immer steigender Kühnheit und Erfolg die Aufgabe sich gestellt, die höchste Bewegung des Lebens mit der Architektonik der Gruppierung und der Harmonie in Einklang zu setzen; nirgends aber war der Kampf zwischen Form und Leben größer als in der Transfiguration, wo das künstlerische Maß mit solchen Extremen und mit einer solchen Aufregung der Handlung zu ringen hatte.

* * *

Ausdruck und Handlung. In diesem räumlichen Schema nun, in dem die Komposition sich Körper gegeben hat, sollte nach dem für die bildenden Künste geltenden Gesetze der Einheit der Zeit ein einzelner Moment aus der Zeitreihe der dargestellten Handlung zum Ausdruck kommen, doch sollte dieser Moment so gewählt sein, daß die Phantasie die ganze Reihe aus ihm herzustellen im stande war.

Es würde aber oft die Kunst auf das unendlich Kleine beschränken heißen, dürfte man nicht jenes Gesetz mit Geist umgehen, indem man in den Punkt der Gegenwart auch Elemente der Vergangenheit und Zukunft mit aufnimmt. Raphael deutete oft durch gewisse Kunstgriffe vergangene Zustände an, wie wenn er eine veränderte oder eingestellte Bewegung durch das flatternde Gewand angab, welches noch die früher

erteilte Richtung verrät. In Moses und Elias z. B., die jetzt in ruhiger Verehrung verharren, zeigen die wehenden Mäntel noch ihre Herabkunft vom Himmel. Ferner bemerkte Raphael, daß die Bewegungen sich stufenweise von dem Impuls im Geiste aus verbreiten. Die leichtbeweglichen Organe des Ausdrucks, Auge, Haupt und Hände, eilen in einer neuen Bewegung voran, während die schwerbeweglichen Organe der Ortsbewegung und des eigentlichen Handelns noch im vorigen Zustande beharren. In dem Weibe des Vordergrundes sieht man noch die gegen die Apostel gewandte leidenschaftliche Geberde flehentlichen Kniefalls, bei der ihr das Kleid von der linken Schulter gefallen ist; jetzt aber ist sie mittelst der Arme zu einer Aktion übergegangen, welche vorwurfsvoll und gebieterisch die Apostel auf die hilfefordernde Erscheinung hinlenkt.

Eine solche Verteilung einer Figur an verschiedene Zustände, die sich in ihr durchkreuzen, oder verschiedener Stadien einer Handlung an die Figuren einer Gruppe dient gar sehr zur Belebung eines Bildes. Das erstaunliche Leben der unteren Szene beruht zur Hälfte darauf, daß ihr Moment als Ergebnis der Unterbrechung ganz anderer Vorgänge und Zustände erscheint.

In der Familiengruppe, ihrer zugförmigen Ordnung und vorstrebenden Haltung sieht man noch das hastige Heraneilen, welches durch das Antreffen der Apostelschar bei der Wendung um die Ecke der Schlucht zum Stillstand gekommen ist. In der Apostelgruppe erkennt man noch die Versammlung zu ruhiger Betrachtung und Unterhaltung in dem schattigen Thale mit seinem kühlen Bach, aus der sie aufgestört sind. Da stehen sich beide nun für einen Augenblick gegenüber, im höchsten Grade aufgeregt, und doch wie festgebannt. Die einen, voll ängstlicher Erwartung, wollen ihr Los aus den Mienen und Bewegungen der Jünger herauslesen; ihr Auge scheint die helfende That herausziehen zu wollen durch die Magie des Blickes; während die Augen der andern durch die plötzlich in ihre Mitte versetzte Erscheinung wie von einer schwindelnden Tiefe magnetisch angezogen werden.

Allein Raphael hat uns nicht nur den Moment des ersten Zusammenstoßes zeigen wollen, wenn er ihn auch in den Vordergrund stellte. Die hinaufzeigenden Finger setzen gescheiterte Heilungsversuche voraus. Auch die übrigen Momente der Verhandlung hat er an einzelne Personen ausgeteilt. Es ist noch das stürmische Nahen und die Überraschung des ersten Akts oder die Exposition; es ist die beredte Schilderung und das bekümmerte Flehen, das Herbeiziehen der Entfernten, die prüfende Beobachtung, die menschliche Sympathie und die zweifelnde Beratschlagung der Mitte; es ist aber auch schon das re-

signierende Achselzucken, die schmerzliche Enttäuschung, die ungeberdige Verzweiflung und die hoffnungweckende Beruhigung des Schlußaktes.

An dem sitzenden Alten mit dem Buche ist noch die kauernde Geberde des Lesens erkennbar, aus der ihn das Geschrei des Tobsüchtigen aufschreckte. Der, welcher den letzteren hält, sei es der Vater oder ein Hüter, drückt sein Entsetzen über den soeben empfundenen Stoß des Paroxysmus aus, indem er die Lippen zusammenbeißt, die Stirnhaut in die Höhe zieht, und mit weit aufgerissenen Augen den gleichen Eindruck in den Gesichtern der Apostеln lesen will. Jener Alte in der Mitte, der sich zu dem Kranken herabneigt, hat den scharf- und vielsehenden, bedenklichen, aber anteilvollen Blick des Arztes. Das Paar in der linken Ecke oben, mit Zügen voll sanften Ernstes, scheint, wie die noch soeben gefalteten Hände andeuten, den Versuch einer Gebetsheilung gemacht zu haben. Der daneben Sitzende hat ihnen das Vergebliche dieses Versuchs gezeigt und sie auf Christus hingewiesen; der vor ihm Stehende wiederholt dieselbe Geberde den Galiläern gegenüber. Hoch aufgerichtet, den weiten Mantel stattlich um sich geschlagen, steht er da als der einzige, der nicht beobachtet, forscht, zweifelt, sondern ruhig, stark in seiner Überzeugung einen Hoffnungsanker darbietet in dem Blick nach oben. In dem verdorrten Gesicht des Alten endlich, der aus dem Hintergrund auftaucht, ist das menschliche Gefühl ebenso erstorben wie der Glaube an das Eingreifen einer höheren Macht. Die ganze Geschichte, um die er sich bekümmern soll, scheint ihm eine verdrießliche Wiederholung von Dingen, die ihm längst abgeschmackt und widerwärtig geworden sind. Es ist Judas.

In der Darstellung so mannigfacher Zustände erkennen wir den großen Meister der Seelensprache, der uns stets das Innerste seiner Gestalten kristallhell durchsichtig macht. Auch im Ausdruck bezeichnet die Transfiguration ein Äußerstes, das Raphael gegeben hat. Man hat die Thalscene melodramatisch, die Geberden der geblendeten Jünger theatralisch genannt, — wahrscheinlich, weil man eine beredte Geberdensprache nie gesehen hat, die im Norden eine tote Sprache ist, die kaum auf der Bühne gesprochen wird, während sie in Raphaels Vaterland Natur war.

* * *

Das Schreckbild des Besessenen. Alle hier versammelten Bilder innerer Regungen aber gehen von einem Mittelpunkte aus, von der Gestalt des Besessenen, die wie ein fallender Stein im Wasser alle diese Wellenkreise aufgeregt hat. Diese Gestalt ist ohne Zweifel die gräßlichste, die in Raphaels Werken vorkommt. Dächten wir uns, sie würde jemandem gezeigt, der alle Werke Raphaels kennte außer diesem letzten, er würde vielleicht dessen Urheberschaft für undenkbar erklären.

Die Augen treten unheimlich auseinander, aus dem aufgerissenen Munde erschallt tierisches Gebrüll, das menschliche Antlitz, der Spiegel des Geistes, ist entstellt durch gewaltsame Verzerrungen: ein finsteres Gegenbild der Schönheit und Anmut.

Die Aufnahme einer solchen Gestalt in ein Werk der hohen religiösen Malerei ist von einigen streng getadelt worden. Die Kunst, in diesem Ton mögen sich Raphaels Gegner etwa vernehmen lassen, sollte uns mit einer innern Heiterkeit und Erhebung beglücken, indem sie aus den zerstreuten Goldadern der Natur und in der Erinnerung an eine vollkommenere Welt ein Ideal der Größe und Schönheit zu entdecken und zu bilden trachtet. Das Bild der Nachtseite der moralischen Welt und der Formenwelt aber gestalten zu wollen, dazu sollten sich die großen Herrscher im Reiche der Grazien nicht verirren.*) — — —

Mit einem Wort, die Erscheinung des Tobsüchtigen in der Transfiguration ist die Ankündigung der hereinbrechenden Auflösung der alten wahren Kunst. Raphael gleicht einem Stern, der in böser Stunde aus seiner Bahn geschweift ist.

Diesen Anklagen würde schwerer zu begegnen sein, wenn das Gräßliche in seiner grausigen Wahrheit hier für sich selbst wirken sollte. Aber es giebt Fälle, wo die Kunst Dissonanzen als Mittel für höhere Zwecke gebrauchen kann, um sie in männlichere Harmonien aufzulösen. Dann können solche Bilder des tiefsten Leidens, zu dem die Menschheit herabsinken kann, zu Symbolen des Bösen werden, der Widernatürlichkeit seiner Herrschaft, des Abscheus, mit dem es seiner Heilung widerstrebt. In der Transfiguration versinnlicht uns die Kunst die letzte Staffel der Skala, zu der die Menschheit sich erheben kann: jene Gestalt bezeichnet die unterste Stufe, zu der sie herabstürzt.

Aber niemand wird es gegeben, den Tabor der Verklärung zu schauen, der nicht durch das Grauen des dunklen Thals hindurchgegangen ist. Als Dante, im wilden Walde des Weltlebens verirrt, sehnsüchtig nach dem Berge blickte, den die Sonne der Wahrheit bestrahlt: da ward ihm eröffnet, daß er einen Umweg einschlagen müsse. Dieser Weg ging durch den Ort —

ove udirai le disperate strida,
vedrai gli antichi spiriti dolenti,
che la seconda morte ciascun grida.

So möchte man sich Raphael vorstellen, als er von der heiteren Märchenwelt Griechenlands und den Wolkensitzen seiner Götter zu einem anderen Berg sich hinwandte, der von einem anderen Lichte er-

*) Folgt eine weitere Ausführung dieses Gedankens.

leuchtet ist. Jener „heitere Götterorden", der ihn eben noch heimgesucht hatte, sank wieder in seine Götterdämmerung zurück, und der ewige, eherne Grund des Schmerzes trat zu Tage, auf dem die neuen Götter stehen.

Will nun der Künstler verhindern, daß das Grausen, welches er braucht, materiell wirke, so kann er dem Peinlichen dadurch die Spitze abbrechen, daß er den Eindruck der Thatsache in den Augenzeugen ebenfalls in sein Bild aufnimmt. Raphael pflegt ohnehin in reichen Kompositionen die Beziehung auf den Mittelpunkt nicht bloß durch Darstellung der verschiedenartigen Beteiligung der Mithandelnden, sondern auch durch Darstellung der ungleichen Wirkungen eines Ereignisses in den Zuschauern auszudrücken. Wie allem Thatsächlichen durch irgend ein Medium, z. B. die Sprache oder selbst die Zeit, eine Dämpfung der Farbentöne und eine Milderung der scharfen Kontouren zu teil wird, die es zur poetischen Auffassung vorbereitet, so verändert sich der Eindruck des Schrecklichen, wenn es aus fremdem Innern zurückgestrahlt wird: die Thatsache kommt uns nicht zu ohne das mit dargestellte Echo. Der Anblick einer Leiche ist ein hohler und trostloser Anblick: in Rembrandts Grablegung weht der Moder der Totengruft, und die Gestalten und Geberden des Handwerks ziehen vollends die Hülle von der Verwesung ab. Aber in Raphaels Grablegung im Palaste Borghese ist die Wirklichkeit des Todes nur der dunkle, aber verschleierte Grund, über dem eine Welt der Seele, voll trauernder Gedanken und heiliger Wehmut, aufgeblüht ist.

So ist es auch hier. Es ist wahr, alles führt uns in dieser Scene immer wieder zurück auf den Punkt, den wir flohen, alle ihre psychischen Erzitterungen gehen von den Zuckungen dieser schrecklichen Gestalt aus. Aber es sind nur so viel Medien, vermöge deren dieser eine Punkt nur in so reich und geistig gebrochenem Licht an uns herantritt. Wie von ihm das ganze Spiel innerer Zustände und Regungen ausgeht, so hat sich die Religion, in deren Anfänge uns diese Scenen versetzen, auf die unzerstörbare Grundlage des Schmerzes gegründet, die Erlösung als den höchsten Weltzweck, das Mitleid als die göttlichste Tugend verkündigt.

Es darf indes auch nicht verschwiegen werden, daß Raphael selbst im Gräßlichen ein Maß eingehalten hat. Dies wird man inne, wenn man das Gemälde nach der Skizze des Rubens in der Galerie des Belvedere zu Wien daneben stellt. In diesem Bilde einer jesuitischen Teufelsbannung liegt einer wirklich in schäumenden Zuckungen am Boden. Raphael hat dem Knaben, dank den starken Armen seines Hüters, die aufrechte Stellung gelassen, das hohe Vorrecht und Symbol der Menschheit. Auch die geballten Fäuste fehlen, die freilich Symptome

des hier dargestellten Zufalls sind. Selbst hinter den öden Verzerrungen scheint sich noch wie ein Schatten eines Hilferufs zu bergen, ein irres Suchen des Himmels mit den Augen und Armen.

* * *

Drei jugendliche Köpfe. In der Nähe des Leidenden, im Centrum der Scene, hat Raphael drei jugendliche Gestalten zusammengestellt, die zu seinen schönsten gezählt werden, Erzeugnisse einer seiner glücklichsten Stunden. Es scheint, als habe sein künstlerischer Takt für diese Masse von charakteristischen, leidenschaftlichen, bejahrten Köpfen ein Gegengewicht gesucht; eine Erholung des Auges vom Übermaß des Ernstes in jener Heitere, welche Schönheit stets um sich verbreitet. Dieses Dreigestirn sollte sein liebliches Licht über die rings starrenden Klippenhänge ergießen, wie eine Oase in einer von Dämonen und Heiligen bevölkerten Wüste.

Einem rein dramatischen Gemälde, wo alle Figuren bloß zur Ausführung einer bestimmten Handlung, also immerhin als Mittel bestimmt und gedacht sind, fehlt etwas zu dem Unbedingten, Allgemeingültigen, Ewigen, das wir von einem Kunstwerke ersten Ranges erwarten. Nur beim Anblick des Schönen fühlen wir uns am Endziel, wir fragen nicht nach dem Wozu; denn Schönheit ist Selbzweck. Sie ist wie eine große, ewige Wahrheit, die uns im Zusammenhang von Geschichtserzählungen und bloßen Thatsachen begegnet.

Die Knieende im Vordergrund ist die Mutter des Knaben. In ihr ist ein Nachklang des knieenden Weibes im Heliodor. Sie steht gleichsam an der Pforte des Gebäudes, in dessen schreckliches Geheimnis uns diese gebieterische Geberde einführt. Sie hat etwas von dem majestätischen Wesen, das die Griechen einigen ihrer weiblichen Idealtypen erteilten. Solche Gestalten voll Herrlichkeit und Majestät, wie Nachkommen eines herabgekommenen Königsgeschlechts, fand Raphael unter dem Volke Roms und seiner Umgegend, aus ihnen besteht der Chor in der Züchtigung der Tempelräuber und in der Krönung Konstantins, dieselben mächtigen Bildungen kehren wieder im Burgbrand und in der Heilung des Lahmen.

Sie spricht in heftiger Aufregung, wie der geöffnete Mund anzeigt. Sie scheint zu rufen: Seht, dieser Blick, diese Laute sind die tägliche Erheiterung unseres häuslichen Herdes. Und ihr könnt uns nicht helfen, ihr, die ihr Genossen des Messias sein wollt? — Aber so edle Züge verändert die Leidenschaft nur bis zu einer bestimmten Grenze; sie erscheint als schöner Zorn, der den Reiz noch erhöht.

Auch einen sehr jugendlichen Apostel hat Raphael unter diese Schar von ehrwürdigen Männern versetzt, die durch Alter, Erfahrungen und

Kampf gegen Welt und Fleisch verwettert und gehärtet sind. Seine glatte Stirn, die praxitelische Nase, die bartlosen Wangen, in denen sogar die Spur des Fingers der Grazien nicht fehlt, der etwas unbestimmt geöffnete Mund, die langen, über glänzende Schultern sich herabringelnden Locken geben ein Bild, das merkwürdig kontrastiert mit seinen acht Genossen, — ihren von centnerschweren Gedanken belasteten Brauen, ihren Stirnen, die von Betrachtungen über die chronischen Übel des Universums gefurcht sind, ihren hohlen Augen, die in heilige Pergamente sich vertiefen. Er beugt sich zu dem Kranken hinüber mit jugendlicher Neugierde, die nicht ohne Anteil ist, aber noch zu unerfahren, um die Nachtseite des Lebens zu fassen; er scheint zugleich in einem unwillkürlichen Schauder die Schultern etwas heraufzuziehen.

Hinter der Mutter und gegenüber dem Apostel kniet die Schwester. Sie gleicht der Assunta in dem Gemälde des Vatikan, das Julio zusammen mit Penni vollendete; sie erinnert auch an die Niobiden. Wie in diesen spricht das innige Weh durch einen so leisen Zug von Wehmut, als scheue es sich, das schöne Antlitz zu entstellen. Sie allein gestikuliert nicht, auch spricht sie nicht; ihre flehentliche Bitte liegt bloß in dem Blick, der sich schüchtern und wie verstohlen zu den Männern gegenüber erhebt. In seine tiefe Nacht ist dem Unglücklichen die Liebe gefolgt. Ihr reines sanftes Antlitz steht da wie eine Allegorie des Erbarmens, das sich zum Elend des Erdenlebens herabneigt. So stellte Dante in den Anfang der Hölle das Bild der Liebe, die ihrem schuldigen Gegenstand auch im ewigen Exil verbunden bleibt.

Allein es ist endlich Zeit, den beiden so beharrlich nach oben weisenden Armen zu folgen.

* * *

Bild und Idee der Verklärung. Es war ein Bild Christi nicht in seiner geistigen und sittlichen Hoheit, wie er uns inmitten der Seinigen oder seiner Feinde geschildert wird, was Raphael hier zu finden strebt. Es war jene Herrlichkeit der äußeren Erscheinung, welche überwältigend zu den Sinnen spricht, und die Sinne dem Geist unwiderstehlich nachzieht. Einst war die Ahnung des nun bald zu erfüllenden Ausganges so mächtig über ihn gekommen, daß mit dem Schleier der Zukunft auch der Schleier der Zeitlichkeit gefallen zu sein schien: von der Nähe des Ewigen und seinem Lichte überstrahlt, stand er einen Augenblick da, so wie ihn später der Glaube schaute: da öffnete sich die Geisterwelt und die drei Sterblichen sanken geblendet zur Erde.

Was fand Raphael in der ihm zur Verfügung stehenden Sprache um uns diesen Moment zu erzählen?

Das Evangelium führte nur auf die Herrlichkeit des Lichts. „Sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, seine Kleider wurden weiß wie ein Licht“. Ein solcher Glanz wäre, buchstäblich genommen, nicht darstellbar, in einem solchen Antlitz würden keine Züge zu unterscheiden sein. Aber jeder große Maler, er braucht nicht einmal in erster Linie Kolorist zu sein, mußte in den Worten die Aufforderung finden, zu zeigen, was ihm vom Zauber des Lichts zu Gebote stand. Das System der Beleuchtung, das Raphael befolgt hat, verrät diese Absicht deutlich. Und wenn auch die Ausführung der Thalscene Julio angehört, so wird doch der Grundzug der Behandlung, das Übergewicht des Schattens, mit des Meisters Plan nicht in Widerspruch stehen. In der Gruppe am Fuße des Berges, in den Jüngern am Boden des Gipfels, in den Propheten, in Christus ist ein stufenweiser Fortgang bemerklich vom stärksten Chiaroscuro zu immer lichteren Tönen, von einfachen, lebhaften Farben durch gebrochene bis zum weißen Licht hinauf. Die energische, sich aufdringende Körperlichkeit dort hebt den visionären Charakter hier.

Es ist wahr, die Lichtwirkung der Bergscene macht sich nicht so augenblicklich und sinnlich überwältigend fühlbar, wie etwa Tizian in seiner Verklärung in San Salvatore jenes Lichtwunder mächtig und glaubhaft darzustellen gewußt hat. Solche Geburten des Lichtes im Dunkel, wie die, in welcher Correggios magischer Pinsel das Wort von dem Licht, das in die Welt gekommen, versinnlichte, lagen denn doch nicht mehr ganz im Bereich von Raphaels Kunst.

Dennoch, wenn man sich in sein Werk vertieft, so wird man allmählich gewahr, was ihm vorschwebte, und was er vielleicht nicht ganz so erreichte, wie er es geschaut. Dann wächst die Scene unter unsern Augen wunderbar: es ist keine lichte Wolke mehr, es ist der Blick in ein Wolkenreich; aus einer lichten Halbkugel von einer ins Unermeßliche zurückweichenden Tiefe schwebt die Gestalt hervor.

Die Erscheinungen sollten von Christus unterschieden werden und doch an seinem Lichte teilnehmen und zugleich übersinnliche Wesen verraten. Raphael gab ihnen wallende Gewänder von atlasartig changierenden Farben; von blaßgelb durch lila bis zum bläulichen Grau und immer tieferen Violett. Diese Töne harmonieren mit den Farben der Wolken, es sind die Töne einer Gewitterwolke, die vom Mond mit seinem fahlen Licht übergossen wird; das Gegenteil von einem venezianischen Goldton. Christus allein erscheint ganz in Weiß; und er ist die einzige Figur des ganzen Bildes, an der ein weißes Gewand vorkommt.

Was Raphael unmittelbar nicht zu erreichen hoffte, suchte er auf mittelbarem Wege zu ergänzen. Die Drei, die von dem Lichtglanz ge-

blendet zurücksinken und die Augen beschatten, übertragen einen Teil vom Geschäft des Malers unserer Phantasie. Diese mag denn jenes Schauspiel vollenden, welches in Petrus den Wunsch hervorrief, es für immer zu fesseln. Der eine hat, ein Bild dumpfer Ehrerbietung, mit dem Antlitz den gekrümmten Leib zur Erde gekehrt; Petrus schien den Anblick ertrotzen zu wollen, er setzte die Breite des Gesichts dem Glanz aus, aber Lider und Hand müssen eilen, die Augen zu schützen; der Ausdruck des Johannes zeigt den ruhigen, freieren Affekt der Bewunderung, daher ist seine Geberde anmutiger als die der Genossen.

Noch auf andere Weise wollte Raphael zu unseren Sinnen sprechen. Er ließ den Heiland in übernatürlicher Größe erscheinen, verglichen mit dem Gesetzgeber und dem Propheten, und diese größer als die Jünger, obwohl es nach der Stellung im Raume umgekehrt sein sollte. Dann aber zeigte er Christus einige Fuß über dem Boden schwebend, ohne Anhalt im Texte der Erzählung. Man würde bei dieser Gestalt, für sich betrachtet, eher an die Worte denken: Er ward aufgehoben zusehends. Wirklich hat ein Florentiner aus Raphaels Komposition ein Bild der Himmelfahrt gemacht; dieses Fresko befand sich im Cimeterio von San Miniato. In Tizians Gemälde, in dem seines Lehrers Gian Bellino im Museum von Neapel, in dem des Girolamo Savaldo u. a. findet sich dieser Zug nicht, aber in sehr alten Darstellungen steht Christus in der Mandorla und die Büsten der beiden Propheten sehen aus Wolkenöffnungen hervor. Raphael glaubte vielleicht diese letzteren durch das Schweben als Abkömmlinge aus dem Jenseits bezeichnen zu können; Christus aber mußte über sie emporgerückt werden.

Poesie und Kunst haben von altersher das Bild des Schwebens geliebt, und das Göttliche dadurch versinnlichen wollen, daß sie die menschliche Gestalt mit dieser Fähigkeit ausstatteten. Das Aufsteigen, das Verweilen, das Fortschweben in der Luft gewährt die Anschauung eines Zustandes, einer Bewegung, die dem Menschen versagt ist, und kontrastiert mit dem mühsamen Prozeß seiner Fortbewegung, die man ein fortwährend aufgehaltenes Fallen genannt hat, ein Bild des Lebens, das ein fortwährend aufgehaltenes Sterben ist. Des Menschen Bewegungen sind an den Erdboden gebunden, aber das Streben über die Schranken der Natur hinaus ist ein Grundzug seiner Natur. Auch sein Geist ist an die Stoffwelt gefesselt; aber die wahre Weisheit heißt ihn nicht Gedanken des Staubes denken, sondern sich des Denkens ewiger und göttlicher Gedanken würdig machen.

Bedenklich war beim Wunderbaren immer das Überschreiten der Linie, welche die Poesie von der bildenden Kunst trennt; denn die Augen sind ungläubiger als die Ohren. Es liegt etwas Verletzendes für den Verstand oder das Bewußtsein der Gesetzmäßigkeit der Natur

in dem Bilde eines „wie eine bewegliche Flamme" aufsteigenden Menschen. Wenn spätere Maler bei solchen Wundern in den Umstehenden das entsetzenvolle Erstaunen über eine physikalische Monstrosität ausdrücken, so setzten sie dadurch den Gegenstand der Verehrung herab, und der Schwebende war nicht weit entfernt von dem Eindruck eines indischen Gauklers.

Die wahre Kunst wird uns aus der Sphäre der Natur und ihrer Gesetze zu entrücken und in eine ganz andere Welt zu versetzen suchen. Es ist das Durchscheinen seelischer Zustände in den Organen seelischen Ausdrucks, welches uns innere Wunder ahnen lassen muß, angesichts deren es ein Geringes scheint, daß die Materie dem Geist etwas über das gewöhnliche Maß hinaus folgt. Das Schweben soll als bloße Steigerung einer bedeutenden Geberde erscheinen; als bloße Fortsetzung einer sprechenden Bewegung des Körpers, welcher der Würde der geistigen Situation nachkommen will; als wunderbarer Zusatz zu jenem Blick nach oben, zu jener Erhebung von Haupt und Hand, welche dem Menschen so nahe liegt, wenn er das Göttliche denkt, wofern ihn nicht die Erinnerung an seine Unreinheit in den Staub wirft. Der geistige Gehalt dieser höchsten Gestalt des Gemäldes ist es also, auf den wir zuletzt hingelenkt werden.

Kann man den Versuch wagen, dem Worte Verklärung einen allgemeinen Begriff unterzulegen? Es soll im Leben mancher Menschen Momente gegeben haben, wo in ihren wohlbekannten Zügen wie ein fremdes Wesen erschien, das die Gewohnheit vertraulicher Annäherung zurückstieß, als hätte man eine fremde Person mit einer bekannten verwechselt. War es ein höheres Wesen, ein Gott oder ein böser Geist, der aus dem Gesicht uns anblickte, über es hinschwebte? Verklärung ist eine solche Verwandlung nach der lichten, göttlichen Seite hin.

Man hat gesagt, jeder Mensch schwanke zwischen seinem Urbild und seinem Zerrbild. Das Urbild (die Alten würden es den Dämon nennen), das auch der Reinste und Thätigste im Laufe seines Lebens nur aus dem Groben formt, hat in solchen Momenten gesiegt; das wahre Selbst, das in dem äußerlichen und nichtigen Thun des Alltagslebens sich verhüllt, durchleuchtet die Erscheinung. Solches sind die Momente, in welchen dem Genius seine Werke aufgehen, wo der Wille die Gedanken der That und der Selbstverleugnung findet, deren Erhebung das ganze Leben trägt, wo der Geist mit dem Schicksal und der Ewigkeit Gespräche hält, wo sich der Vernunft das Licht entzündet, welches Welt und Leben aufhellt, wo das Gefühl des Daseins so lebhaft ist, daß die Füße über die Erde zu schweben scheinen. Und so werden denen, welche reines Herzens sind, Momente vergönnt, wo ihnen der Gedanke und die Nähe des Göttlichen aufgeht, also

daß der Strahl einer höhern Welt auf ihrem Antlitz zu glänzen scheint.

Ein solcher Moment wäre dann in der evangelischen Erzählung sinnlich ausgemalt. Jesus, der vertraute Meister, der Freund, wird den Jüngern plötzlich zu einem fremden Wesen; wie ein Gebilde aus Licht und Luft schwebt er empor, strahlt wie ein Gestirn; der Saum einer höheren Welt scheint die Erde zu berühren; die Gegenwart des Ewigen, das Echo seiner Stimme ist dergestalt in seinem Antlitz ausgeprägt, daß das Sterbliche verschwindet, wie nach dem alten Glauben der Mensch stirbt, der Gott gesehen hat.

In dem ruhigen, geraden, fast heitern Blick liegt weniger eine momentane Entzückung, als ein erhabenes, zuversichtliches Erkühnen: da wo andere Augen sich schließen oder erblinden müßten, scheinen diese Augen sich zu erweitern, um die Fluten jenes Lichtoceans unaufhaltsam einzulassen. Aber ein solches Erkühnen kennt nur das sonnenhafte Auge. Es ist die Stimme vom Himmel, die soeben erschallt ist. Auf diese göttliche Stimme antwortet Christus mit diesem Blick. Jener blendende, sonnenhelle Glanz seines Antlitzes war nur die wunderbare Umschreibung dieses seligen Blicks, ein Schimmer der inneren Herrlichkeit. So soll nach der Legende das Antlitz der heiligen Elisabeth in der Andacht gestrahlt, und ihre Augen sollen sonnenhaft geleuchtet haben.

Die Arme, in welchen das Emporstreben der Gestalt am wirksamsten zum Ausdruck gekommen ist, breiten sich aus, indem sie jenem erwidernden seligen Blick wie begrüßend folgen. Raphael hat den glorifizierten Christus öfters mit erhobenen Armen dargestellt, bald wie in mildem Segnen, so in der Disputa, bald mit einem fast schreckhaft machtvollen Wesen. Dann nähert sich seine Gestalt der des Jehovah in der Vision des Ezechiel. Hier ist es, als wolle der Ewige mit diesen ausgebreiteten Armen den ganzen Himmel fassen und dem tief unten knieenden Propheten zuschleudern, den sein Auge aus dieser Höhe auf dem kleinen fernen Planeten erspähte. Man gedenkt hier, wie Michelangelo in seinen Bildern des Schöpfers die ausgereckten Arme zum Ausdruck des schöpferischen Werde machte.

In unserem Bilde drückt die Geberde nicht ein Segnen aus, überhaupt keine Beziehung auf die Menschen, denn Christus sieht nach oben. Auch ist es kein Gebet. Wenigstens müßte es ein Gebet sein ohne begrenzten Gegenstand: dieser Geberde wäre jede andere Idee unwürdig, als die, welche in dem Worte jenes morgenländischen Weisen liegt, der seinem Schüler erzählt:

— Ich war bei Gott, er hat mich eingeladen,
Zu wählen eine mir von seinen Wundergnaden:

Zu wandeln in der Luft, zu gehen auf dem Meer,
Zu sehn Unsichtbares, und solche Dinge mehr.
Ich aber wählte mir von allem diesem nichts
Und war zufrieden mit dem Schein des Angesichts. (Rückert.)

In dem Blick und der Geberde liegt ein Zustand ausgedrückt, wo sozusagen die entgegengesetzten Farben der Erhebung und der Ergebung in dem Lichte reiner Seligkeit verschmolzen sind. Eine solche Verschmelzung lag wirklich in der evangelischen Idee der Verklärung. Es war eine Ahnung des Endes, in der sich sein Geist über die Schranken des irdischen Daseins erhob, und man hat wohl gesagt, daß es Momente des Gebets gebe, wo der Tod fast als eine freie That des Herzens erscheinen würde, als ein nur längeres und vollkommener erhörtes Gebet. Dinge, deren Geschehen lange Zeit braucht, werden in Augenblicken tief verborgener, außerordentlicher Zusammenfassung der Seele im voraus ahnungsvoll vollbracht: so hat Christus hier im Geiste den letzten Feind niedergeworfen und die Siegespalme ergriffen. Man kann in seiner Gestalt mit ihren ausgebreiteten Armen eine ferne Anspielung an das Bild des Gekreuzigten sehen. In Giottos Transfiguration tragen seine Hände die Wundenmale; bei Fiesole steht er mit gerade ausgestreckten Armen auf dem Berge der Verklärung. Wie sich in dem johanneischen Evangelium die Kreuzigung zu einer Erhöhung, das Sterben zur Verherrlichung verklärt, so wurde in der kirchlichen Kunst das Kruzifix, welches einst als ein Bild gräßlich entstellender Körperqual sanktioniert war, allmählich zu einem Bilde reinsten geistigen Duldens veredelt, — zu einem Bilde des Leidens, „welches wie ein Gebet, wie ein Brandopfer von der Erde zum Himmel aufsteigt."

Jene Einheit von Ergebung und Erhebung ist die Heiligkeit. Es ist das Bild eines Heiligen, das Raphael hier erreicht hat. Es ist das Bild eines Menschen, der die Bande aufgelöst hat, die uns alle an die Welt ketten, das Bild jener Selbstentäußerung, welche die Wurzel aller Wahrheit, Güte und Größe ist, jenes Strebens, welches die Geburt zum Leben ist, jenes Erlöschens des eigenen Willens, mit dem das Gemüt sich klärt und beruhigt zum Spiegel des Ewigen. Das Gewand flattert im Winde, die Locken wallen nach beiden Seiten, über der Gestalt liegt die tiefe, selige Stille der Gottheit.

Die Hauptgestalt würde zu einsam hoch dastehen für die Harmonie des Bildes, wenn ihr nicht zwei verwandte Gestalten zur Seite wären. Es sind die Vertreter der alten Religion, welche hier dem Bringer einer neuen Ordnung huldigen. In ihrer Mitte steht er, wie ein Hoherpriester, dem allein die Pforten eines Heiligtums sich öffnen, während jene zufrieden sind, in dem wiedergestrahlten Licht seines Antlitzes die göttliche Nähe zu ahnen. Sie sehen an ihm hinauf wie Dante auf der Höhe des Berges der Läuterung zu Beatrice aufsieht,

die wie ein Adler in die Sonne schaut. Und wie er in den von ihr zurückgestrahlten Glanz des Himmels blickt, wird er über das Menschliche hinausgerückt und verläßt die Erde.

* * *

Die Abwendung von der Welt in der Verklärung. Ist nun diese Erscheinung eine Antwort auf die dringende Frage, die dort unten gestellt wurde? Ist denn nicht jede Beziehung auf etwas außer ihr abgewehrt? Die Not der Erde ruft den Meister herbei, aber er ist mit andern Dingen beschäftigt; die drei Auserwählten sind ihm in die Einsamkeit gefolgt, um in die Geheimnisse der Zukunft eingeweiht zu werden, aber sie sinken betäubt zu Boden; die großen Toten erscheinen, um mit ihm zu reden über seinen Ausgang, aber ihnen bleibt hier nichts, als zu dem Verklärten verehrend aufzusehen. Er aber erhebt den Blick in seliger Weltvergessenheit zu der Geistersonne, die nur ihm sich enthüllt. So ist also überall zwar das Niedere dem Höheren zugewandt, aber das Höhere vom Niedern abgewandt.

Aber diese Abkehr war ein Zug in dem Bilde voller Herrlichkeit. Raphael hat in einigen seiner erhabensten Werke das Letzte und Höchste in dem Ausdruck der Versunkenheit in eine hohe Anschauung gesucht, in welcher die Welt dem Menschen entrückt ist. Wo das Heilige sich uns offenbaren soll, da müssen wir selbst ihm verschwunden sein. Es erhebt und beseligt uns, nicht indem es uns das Antlitz zuwendet und die Hand entgegenstreckt, sondern wo es Hand und Auge von uns weg nach oben wendet. Die Welt wird gerettet und beseligt, da wo sie sich vor dem Geiste in nichts verliert. Ihr dringendstes Bedürfnis ist das Schauspiel eines Wesens, welches sie und ihre Bedürfnisse tief unter sich läßt.

Ein solcher Zug begegnet uns in dem Gemälde, welches man die Verklärung der heiligen Jungfrau nennen könnte. Auch in der Madonna des heiligen Sixtus bemerkt man jene auffallende Größe der Augen, deren Eindruck noch erhöht wird durch ihren Abstand von einander und durch ihr dunkles Glühen, gleich als wenn sich dieses beweglichste Organ mit der Seele, deren Einfluß es am nächsten steht, wunderbar erweiterte. Die Sistina steht der Conception nach so hoch über allen anderen Madonnen Raphaels, wie die heilige Jungfrau auf dem Bilde selbst über der Heiligen zu ihrer Linken. Das sonstige holdselige und mild herablassende Lächeln seiner Madonnen ist hier auf die heilige Barbara übergegangen; die holde Kindlichkeit seines Jesusknaben auf die beiden Engel. Obwohl sie dem Papste Sixtus erscheint, tritt doch auch sie in keine Beziehung zu ihm, — wie z. B. die ebenfalls in einer Glorie erscheinende Madonna di Foligno sich ihren Verehrern zu-

wendet —; auch sie ist abgekehrt von allem Äußern; in heiliger Träumerei verloren in das, was in diesem Moment vor ihrem Geiste steht. Ihr starrer Blick zeigt, daß der Gedanke, welcher ihr halb dunkel vorschwebt, den Verheißenen auf den Armen zu tragen, für keine andere Idee, für keine Wahrnehmung, für keine Bewegung des Inneren Raum läßt. Es ist ein Gedanke, der die Seele mit den Schauern des Göttlichen durchbebt und weit über die süße Vertraulichkeit hinausrückt. Und ebenso der Knabe. Nur ist sein Blick noch ernster, noch größer und glühender. Er scheint das Wesen der Welt zu durchschauen, in die er einzutreten im Begriff ist, das Los zu ermessen, das sie ihm bereiten muß, wenn auch dahinter den Sieg. Aber er braucht sich zu keinem Entschlusse aufzuraffen. Wie ein großes Schauspiel steht das im ewigen Rate Verhängte vor seiner Seele — das er sieht und will. Es liegt eine Tiefe der Ahnung, eine Reife des Begreifens, eine Wucht des Willens in diesem Blick, die in dem Kinde unnatürlich erscheint und eben dadurch an ein übermenschliches Wesen erinnern soll.*) — —

* * *

Die geistige Einheit und Harmonie des Ganzen. Sieht man noch einmal auf das Ganze, so begreift man wohl, daß der Anblick jener Herrlichkeit geeignet ist, die Zweifel zu lösen an der Erfüllung dessen, was da unten so heiß ersehnt wird. Eine solche Herrlichkeit kann nicht da sein, ohne sich befreiend und beseligend zu verbreiten; wie die Sonne nicht am Himmel stehen kann, ohne daß es Tag ist. Und wenn die letzte Quelle alles Leidens die Leidenschaft, und die Wurzel der Leidenschaft die Selbstsucht ist, so wird da, wo im göttlichen Gefühl und Schauen das Selbst gebrochen ist, auch das Leiden verschwinden.

So entrollt sich Raphaels letztes Gemälde vor unserm Blick zwischen den äußersten Enden der lichten Erhebung und des nächtlichen Sinkens, zwischen der Ekstase der Andacht und der Verzerrung des Wahnsinns, die breite Mittel- und Dämmerungswelt des eigentlich Menschlichen, mit seinem Schmerze und seinem Erbarmen, seinem Streben und seinen Schranken, seinem heftigen Verlangen und seinen erfolglosen Kämpfen. Es ist ein Anblick, als hätte sich diese kleine Menschenwelt einst so stark bewegt, daß ein erdbebenartiger Stoß durch das Universum ging, der für einen Moment dort oben die Wolkendecke der lichten Himmelswelt zerriß, während unten der bodenlose Abgrund klaffte.

Jene beiden äußersten Punkte erstrecken ihren Einfluß tief in das Übrige hinein. Der Leidende in der Tiefe, der Selige in der Höhe,

*) Der Verfasser spricht hier von den Darstellungen Christi auf den Cartons zur Apostelgeschichte und auf Michelangelos „Jüngstem Gericht".

der Krampf der krankhaften Bewegung hier, die wunderbare Erhebung dort, sie haben auch den andern Gestalten, die stufenweise von dem dunkeln zum lichten Endpunkte hinaufführen, jenen der Transfiguration eignen Charakter tief erregten Zustands mitgeteilt, den die Kunst der räumlichen und moralischen Ökonomie gemäßigt, aber nicht beseitigt hat.

Dadurch ist sie allerdings fast der Gegenpol jenes anderen Werkes, das ihr so oft als Rival entgegengestellt worden ist, des Werkes, mit welchem Raphael seine Ankunft in Rom bezeichnete. Die Disputa war wie ein in vollen Akkorden ausklingender Schluß vergangener Jahrhunderte; die Transfiguration weist in die Zukunft. Darum wird schwerlich jemand auf beiden Werken gleichzeitig mit Liebe verweilen. Der Schöpfer der Disputa erscheint uns wie einer, der an der Pforte des Lebens das Universum durch das Medium jenes kindlichen Glaubens schaut, der den Himmel offen sieht, und dem das Verhalten zum Unendlichen nur der feierlich ruhige Hymnus eines göttlichen Geheimnisses ist. Der Schöpfer der Transfiguration kommt uns vor wie ein Geist, durch den der Sturm der Welt hindurchgegangen ist, der von dem Kelch der Leidenschaften getrunken und mit allen Geistern der Wirklichkeit gerungen hat, aber der die selige Vision seines Anfanges wiederzufinden beschlossen hat. Er findet sie wieder, aber von einer steilen, schwer zugänglichen Höhe aus, und der glühende Blick, den er zu ihr hinaufsendet, verrät, daß der Geist schon an seiner zerbrechlichen Hülle rüttelt.

Wirklich hat Raphael den gewaltig bewegten, von Michelangelos Geist berührten Historienstil der Kartons in der oberen Hälfte verlassen und ist zu dem uralten Typus der kirchlichen Tradition zurückgekehrt. Bis auf die schwebende Erhebung ist in dem giottesken Fresko vom Jahre 1310 die räumliche Verteilung der Figuren und die Aktion fast bis in jede Einzelheit dieselbe; nur daß dort mehr das schlaftrunkene Auftaumeln als die Blendung durchs Licht dargestellt ist. Raphael fühlte, daß das Leben und die Freiheit des neuen Stils sich für diese Glorie nicht eigne. So ist der Kontrast beider Teile zugleich der Kontrast zweier Zeiten.

Daher waltet oben architektonische Symmetrie, unten die Freiheit der transitorischen Bewegung des Lebens. Unten jene dichte, die Figuren hintereinander auftürmende Gruppierung der spätern Zeit, während oben alles weit und luftig auseinandergerückt ist. So tragen die Hallen einer großen Basilika eine helle Kuppel, die über der Kirche des täglichen Kultus wie eine zweite Geisterkirche zu schweben scheint, in der das Getöse von unten verhallt.

Diese Scene ist gleichsam angeweht vom Hauch der Ewigkeit. In ihr steht die Bewegung stille, weil sich hier alle an einem Punkt

befinden, wo kein Weiterdringen mehr stattfindet. Der Verklärte gegenüber der Gottheit, die Geister vor deren reinstem Wiederschein, die Drei am Boden vor der Kluft, welche das Sterbliche von dem Übersinnlichen scheidet. Und eine solche Schranke fehlt auch in der unteren Scene nicht. Wie das Göttliche der letzte und höchste Gegenstand ist für Gedanke und Gefühl; wie die Erscheinung Jesu ein Bild göttlicher Menschheit: so ist die Not und der Schmerz der Erde eine nie ausgehende Aufforderung für die barmherzige That und ein stets verschlossenes Rätsel für den Verstand.

Allein so unübersteiglich die Schranken menschlichen Wissens und Könnens sind, so unerbittlich eingeschlossen der Mensch ist in die Endlichkeit seiner Natur und seines Geschicks: so unabweislich ist auch das Verlangen, von diesem Schwanken im Geiste frei zu werden. Aber es ist eine andere Perspektive, eine andere Ordnung der Dinge, zu der jene Finger emporweisen, eine Ordnung, zu der von dieser Welt aus keine Brücke geschlagen ist. Dieses Land wird das Fernglas des Sternkundigen nicht erspähen; die Gründe der Weltweisen werden uns seine Annahme nicht aufdringen, die Entwürfe der Weltverbesserer und die Träume der Schwärmer werden es nicht zu uns herabziehen. Aber im Geist thut sich uns ein Zugang auf. Es giebt eine Versetzung in eine Region, wo jene vergeblichen Qualen enden, wo jene bösen Fragen gelöst sind, wo die Freiheit und Seligkeit keine leeren Worte sind, wo der Geist in der Ewigkeit Anker geworfen hat. Zeitlich betrachtet, sind es freilich nur Augenblicke, aber ist denn die Ewigkeit etwas anderes als ein Augenblick?

Die Kunst aber beschenkt uns mit Bildern, in welchen das, was im endlosen Zeitlauf nie einheimisch wird in der Welt, zum sichtbaren Ereignis geworden ist. Das ist die zweite Welt, die uns zum Trost und Ersatz für die Mängel der ersten gegeben ist. Ihre Bilder stehen über dem Leben, wie die Scene des Berges über der Thalscene. So tosen die Meereswogen noch eine Zeitlang hin und her, wenn der Sturm sich schon gelegt hat, und die ruhige Pracht des Nachtgestirns am Himmel funkelt.

Je nach der Richtung unserer Gedanken werden wir bei der Transfiguration gern in zweierlei Beziehung verweilen. Künstlerisch betrachtet, ist alles einzelne Herrliche in ihr nicht so bedeutend, wie die Ordnung so widerstrebender Elemente zu einer grandiosen Harmonie, die Bewältigung dieses dämonischen Stoffes durch die Gesetze der Form. Das ist die beglückende Gabe der Kunst, die Laute, welche in der Natur und im Leben verworren durcheinander wogen, aufzunehmen, zu Tönen zu vereinigen, zur Melodie zu ordnen. Wieviel Tausenden ist es in der Nähe von Raphaels Werken gewesen, als ob das ver-

ſtimmte Inſtrument der Seele ſich wieder herſtellte und zerriſſene Saiten wieder angeknüpft würden; als ob in ſeiner Gegenwart ſich die Unruhe der aufgeregten Triebe ſtille, wie vor der Muſik der Natur.

Aber die Erinnerung, daß er mit der Transfiguration ſein Lebenswerk ſchloß, lenkt unſern Blick noch einmal auf die Hauptgeſtalt. Es giebt Momente im Leben, wo ſich der Gedanke einſtellt, daß das Daſein auf ſeinem Höhepunkt angelangt ſei. Und während der Sterbliche oft auch da, wo das Leben nur noch eine Kette von Schmerzen für ihn und eine Pein für andere iſt, ſich an dies Leben anklammert: ſo wird er in jenen Momenten ſich fürchten vor der Leerheit, in die ihm nun allgemach herabzuſinken beſtimmt iſt; und wo der Strom des Lebens am höchſten geht, ſcheint es nicht ſo ſchwer zu vergehen. So hat Raphael, nach Vaſaris Worten, nachdem er das Antlitz ſeines Chriſtus vollendet hatte, den Pinſel nicht weiter berührt.

Ernſt Rietſchel.

1861.

Hermann Hettner, Kleine Schriften. (Braunſchweig. F. Vieweg & Sohn.)

Ernſt Rietſchel war am 15. Dezember 1804 zu Pulsnitz geboren. Pulsnitz, die Geburtsſtätte des Schöpfers der Leſſing-Statue, iſt von Kamenz, der Geburtsſtätte Leſſings, nur zwei Stunden entfernt.

Rietſchel ſtammte aus einer braven, aber armen Handwerkerfamilie. Sein Großvater war Seilermeiſter in Pulsnitz geweſen, ſein Vater war Beutler oder Handſchuhmacher; in ſpäteren Jahren erhielt er zu dieſem Erwerb, der in dem kleinen Landſtädtchen kümmerlich genug war, das Küſteramt. Im Vater waren die Züge des Sohnes bereits ganz beſtimmt vorgezeichnet; Rietſchel pflegte oft in dankbarſter Erinnerung von ihm zu erzählen. Es iſt ein rührendes Bild ſchlicht deutſcher Bürgerlichkeit, wenn wir hören, wie der arme bildungsbedürftige Mann, der in ſeiner Jugend große Luſt zum Studieren gehabt hatte, dies aber wegen ſeiner Mittelloſigkeit hatte aufgeben müſſen, überall nach Büchern herumſucht und ſich zu dieſem Behuf ſogar eine kleine Leihbibliothek anlegt, wie er ſeinen Freunden und Nachbarn ein vorſichtiger Ratgeber und Helfer iſt, und wie er fern von jeder Frömmelei, aber voll tiefen Gottvertrauens nicht bloß allſonntäglich in die Kirche geht, ſondern auch ſtille Hausandachten hält und jeden Morgen und Abend ſein geiſtlich Lied ſingt, in welches Frau und Kinder freudig miteinſtimmen. Die Mutter war ſanft und in ſich gekehrt, beſcheiden und unermüdlich thätig; emſig darauf bedacht, durch

Nähen und Krankenpflege in fremden Häusern das Ihrige zur Aufrechterhaltung und Förderung des kleinen Hausstandes beizutragen. Wer von Dresden nach Kamenz geht, betrete den dicht an der Straße liegenden Kirchhof zu Pulsnitz. Sogleich am Eingang desselben, an der rechten Seite findet er ein Grab, das die sterblichen Reste von Rietschels Eltern umschließt. Der Sohn hat in kindlicher Liebe das Grab mit deren Porträtreliefs geschmückt. Es sind ehrsame, schlichte, tüchtige Bürgergesichter; der Vater hat ganz und gar die Gesichtszüge seines Sohnes, nur herber und derber. Schöner und tiefempfundener hat wohl nie ein Sohn seine Eltern verherrlicht. Die Formengebung ist, wie es in der Natur Rietschels lag, und wie es gerade hier dem Stoff so durchaus angemessen war, in der scharfen Individualisierung der altdeutschen Meister gehalten, aber geläutert und gehoben durch das feinste plastische Stilgefühl, durchglüht von der liebevollsten Wärme und Innigkeit.

Der Trieb zur bildenden Kunst erwachte im Knaben schon früh. Bereits in das vierte Jahr fallen die ersten Versuche zu zeichnen. Für Vater und Sohn war es die höchste Freude, wenn es gelang, einige Pfennige zum Ankauf eines Bilderbogens zu erübrigen. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß in dem kleinen Städtchen ein freilich sehr unzulänglicher Zeichenlehrer, Namens Köhler, lebte, der den talentvollen Knaben unentgeltlich in seinen Unterricht aufnahm. Bald wurde aus dem Schüler der bereitwilligste Gehilfe. Noch jetzt befinden sich auf dem Schießhause zu Pulsnitz einige Scheiben, welche Rietschel in jener Zeit gemeinsam mit seinem Lehrer für das Prämienschießen malte. Rietschel wurde das Factotum für alle Dinge, wo Pinsel und Farbe nötig waren; er malte Modelltücher zum Sticken, kleine Transparente mit Tempel und Opferflammen zu Geburtstagsgeschenken, Wappen und Schilder, Stammbücher und Neujahrswünsche und konnte mit diesem Erwerb schon manches Scherflein in den Haushalt der Eltern legen. Der Unterricht, welchen der Knabe genoß, war der gewöhnliche Unterricht der Elementarschule; doch durfte er den lateinischen Stunden, welche der Prediger seinen Söhnen erteilte, beiwohnen. Rietschel hat mir mehrmals mit leuchtenden Augen erzählt, wie in dieser engen Jugendzeit die Poesie, die in ihm wohnte, vornehmlich durch die biblischen Psalmen in ihm geweckt und genährt wurde.

Nun war die Zeit gekommen, da es galt, einen selbständigen Lebensberuf zu wählen. Gegen die Wahl eines Handwerks sträubte sich seine ganze Seele; er wußte, daß ihm dann keine Muße bleibe, weder für seine Lieblingsneigung des Malens, noch für seinen unauslöschlichen Drang nach innerer Ausbildung. Eine Zeit lang dachte er daran Schullehrer zu werden; ein geliebter Lehrer riet ab im Hinblick auf die kümmerliche Lage, mit welcher leider auch jetzt noch immer die

meisten Volksschullehrer zu kämpfen haben. Er trat einige Wochen in die Handlung eines kleinen Pulsnitzer Kaufmanns, es zeigte sich sehr bald, daß ihm alles geschäftliche Talent abging. Er sah sich, gestützt auf seine gute Handschrift, nach einer Schreiberstelle um; er fand keine. Da tauchte immer unabweislicher der Gedanke in ihm auf, dem Ruf seines Herzens zu folgen und Künstler zu werden. Dieser Entschluß, bei dem Mangel aller Aussicht auf Unterstützung doppelt waghalsig, fand endlich auch die Billigung des Vaters, nachdem ein Dresdener Architekt, Guido, welcher auf einen kurzen Verwandtenbesuch nach Pulsnitz gekommen war, auf Grund der vorgelegten Zeichnungen und Malereien seine lebhafteste Ermunterung ausgesprochen hatte. Professor Seifert, damals Inspektor der Dresdener Kunstakademie, gab seine Zustimmung. Der Würfel war gefallen. Michaelis 1820, also beinahe 16 Jahre alt, trat Rietschel in die unterste Klasse der Dresdener Akademie ein.

Wohl erzählt die Kunstgeschichte von gar mannigfachen Bildungsmühen und Entbehrungen, durch welche sich oft strebende Künstler qualvoll hindurchwinden mußten, und welchen nur allzu viele ermattet unterlagen. Aber ein schwereres Los ist selten einem Künstler geworden, als unserem Rietschel. Und wenn wir heute darüber klagen und trauern, daß eine langjährige Brustkrankheit den Meister mitten in seinem freudigsten und gewaltigsten Schaffen dahinraffte, so wird diese Trauer vermehrt durch die Gewißheit, daß der Keim dieser Krankheit auf die entsetzliche Not zurückzuführen ist, mit welcher Rietschel mitten in der anstrengenden Arbeit seines ersten rastlosen Strebens und in den Jahren seines schnell aufschießenden körperlichen Wachstums zu kämpfen hatte.

Ich werde es nie vergessen, mit welcher tiefrührenden Bescheidenheit mir Rietschel einmal von dem Druck dieser seiner ersten Künstlerjahre erzählte. Es war am Vorabend jenes großen Künstlerfestes, mit welchem die Dresdener Künstler im März 1857 den geliebten Meister nach der Vollendung der großen Goethe- und Schillergruppe feierten. Solche Tage der Siegesfreude, die in kleinen Menschen die Eitelkeit reizen, stimmten Rietschel ernst, demutsvoll und dankbar. Oft hatte der Vater bei freudigen Ereignissen mit Thränen im Auge und mit gefalteten Händen die Bibelworte gebetet: „Was bin ich und mein Haus, daß du mein so gedenkest?“ Dem Sohn war diese Gesinnung der Leitstern seines Lebens geblieben. Er pflegte sich in solchen Stunden mit dem entzückendsten Humor in die Erinnerung vergangener Leiden zu versenken.

Sechs Thaler bildeten das Kapital, mit welchem der junge Künstler die Akademie bezog. Er wohnte in einem kleinen einstöckigen

Häuschen auf der Oberseergasse; er teilte seine Stube mit seiner Wirtin, einer alten Waschfrau; seine Schlafkammer war unter dem niedrigen Dach ein kleiner Holzverschlag, im Sommer erstickend heiß und bei schlechter Witterung nicht einmal hinlänglich gegen Regen und Schnee geschützt. Des Mittags hatte er nichts zu essen, als Obst und Butterbrot; nur am Sonntag fand er bei einer armen Tante in der Friedrichstadt ein dürftiges Fleischgericht. Aber die Fortschritte in der Akademie, die er mit leidenschaftlichem Eifer besuchte, waren schnell und erlangten die allgemeinste Anerkennung. Aus der untersten Klasse, in welcher die meisten Schüler zwei Jahre, viele noch länger zu sitzen pflegten, wurde er bereits nach neun Monaten in den Gipssaal versetzt. Auf der Ausstellung erhielt er die damals übliche Geldprämie von 25 Thalern. Das zweite Jahr war mit demselben Erfolg gekrönt; nach elf Monaten rückte er in den Aktsaal vor und erhielt wieder die Prämie. Sein wackerer Strebensgenosse und inniger Freund war Julius Thäter, jetzt Professor der Kupferstecherkunst in München, der ebenfalls ein Meister ersten Ranges in seiner Kunst geworden ist.

Endlich hatte sich die äußere Lage etwas besser gestaltet. Der junge Künstler hatte die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde erregt, seine liebenswürdige Persönlichkeit gewann ihm die Liebe aller. Es wurden ihm fast für alle Tage der Woche Freitische angeboten; durch Unterrichtgeben und kleine Nebenarbeiten gelang es auch, für eine etwas behaglichere Wohnung sorgen zu können. In diese Zeit fällt das erste fröhliche Ausschauen nach einer tieferen und allgemeineren wissenschaftlichen Bildung, durch welche Rietschel in späteren Jahren sich vor vielen, selbst berühmten Künstlern sehr vorteilhaft auszeichnete, und welche leider jetzt die meisten Akademieschüler sträflich vernachlässigen, in der aberwitzigen Meinung, daß die Bildung ihre Naivetät beeinträchtige. Zum erstenmal lernte er Goethe, Schiller, Shakespeare und die alten Dichter mit verständnisvollster Bewunderung kennen. Ein vorgerückterer junger Künstler, Milde aus Hamburg, führte Rietschel in diese neue Welt ein. Thäter und einige Monate hindurch auch der Landschafter Preller aus Weimar, der aber bald Dresden verließ, nahmen an diesen Studien den innigsten Anteil.

Trotz alledem lagerten über der Aussicht in die Zukunft nach wie vor die düstersten Sorgen. Es konnte dem talentvollen Jüngling nicht lange verborgen bleiben, daß sich die Akademie im kläglichsten Zustand befand. . . . Noch hatte sich Rietschel nicht für einen bestimmten Kunstzweig entschieden. Er dachte daran, Maler zu werden, aber er war ohne Hilfe und Rat. . . Ein günstiger Zufall wurde entscheidend. Der Minister Graf von Einsiedel suchte zur Vergrößerung seines Hüttenwerkes in Lauchhammer einen geschickten Modelleur und entschloß sich,

Rietschel als solchen ausbilden zu lassen. Es kostete Rietschel einige Überwindung, ehe er sich an den Gedanken gewöhnen konnte, eine freie und selbständige Künstlerlaufbahn aufzugeben, aber die Not des Augenblicks und die lockende Aussicht, binnen kurzem in die Schule Danneckers oder Rauchs zu kommen, siegte.

Es kann wohl kaum ein Zweifel sein, daß Rietschel auch ohne diesen äußeren Anlaß die Kunst der Plastik als seinen eigensten Lebensberuf erkannt und erwählt hätte. Aber wahrscheinlich erst nach langen Irrungen und Umwegen.

Der erste Eintritt Rietschels in die plastische Kunst war dornenvoll. Tausende hätten sich durch einen solchen Anfang abschrecken lassen. Sein erster Lehrer war der Hofbildhauer Professor Pettrich: ein Mann, der nie etwas anderes als Grabsteine gefertigt hatte und seine Kunst lediglich vom Standpunkt des Steinmetzen betrachtete. Weder im Studium der Antike, noch selbst in den gewöhnlichsten technischen Handgriffen fand Rietschel bei ihm Rat und Anhalt. Gleichwohl unternahm er auf Aufforderung seines Gönners und Beschützers schon im Jahre 1826 die Ausführung einer acht Fuß hohen Neptunsstatue für den Marktbrunnen zu Nordhausen. Sich selbst überlassen, im peinigenden Widerspruch zwischen Können und Wollen arbeitete er länger als ein Jahr an dieser Statue. Sie ist im Lustschloß Glienecke bei Potsdam wiederholt. Wer heute jene Figur sieht, ohne die näheren Umstände ihrer Entstehung zu kennen, wird sie schwerlich selbst als Erstlingswerk loben. Das Urteil wird billiger, wenn wir wissen, daß es das Werk eines durchaus ratlosen, aber emsig ringenden Autodidakten ist. Rietschel hat später die bei Pettrich verbrachte Zeit und die Qual mit dem Neptun immer für unnütz verloren gehalten.

Rietschel wurde im Anfang des Jahres 1827 von Graf Einsiedel nach Berlin in die Schule Rauchs geschickt. Das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler war zuerst nicht erfreulich. Rietschel fühlte sich gedrückt durch das ernste, oft kalte und schroffe Wesen Rauchs, und auch künstlerisch neigte seine weiche, noch unklar befangene Natur weit mehr zu Dannecker. Aber schon nach wenigen Wochen war alles Fremde und Störende geschwunden. Eines Tages überreichte Rietschel dem Meister drei Zeichnungen, welche er von drei eben in Berlin anwesenden tiroler Alpensängern gemacht hatte; sie sind noch im Nachlaß vorhanden und sind von höchst charakteristischer Lebendigkeit und Naturwahrheit. Rauch war überrascht und wurde auf den neuen Schüler aufmerksamer. Ein Relief des Apostels Petrus, das Rauch später in der Treppenflur des Lagerhauses einmauern ließ, mehrte das wachsende Vertrauen. Fortan hegte Rauch für Rietschel das väterlichste Wohlwollen, und der Schüler lohnte es ihm durch die rückhalt-

loseste Hingebung und die gediegensten Fortschritte. Diese Zuneigung ist bis zu Rauchs Tod unverändert geblieben; sie gestaltete sich im Laufe der Jahre zur innigsten Freundschaft und zur tiefsten gegenseitigen Verehrung. Es ist ein schönes Zeugnis für die neidlose Charaktergröße beider, für ihr volles Aufgehen in ihrer Kunst.

Es ist sicher nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß ohne Rauchs strenge Leitung die Richtung Rietschels eine andere und schwerlich eine glücklichere Wendung genommen hätte. Das tiefe Stilgefühl, das alle Schöpfungen Rietschels auszeichnet, stammt lediglich von der Einwirkung Rauchs. Rietschels erste Studienzeit war in die Blüte des Nazarenertums gefallen. Die Kunst der Plastik war zunächst allerdings von diesen Strömungen unberührt geblieben; Thorwaldsen mit seinem griechischen Geist, Rauch mit seiner festen und stilvollen Auffassung und seiner frischen Naturtreue hatten sich fern gehalten von jener übermäßigen Gefühlsweiche. Aber wie später viele andere junge Bildhauer andere Wege wandelten, so lag auch für Rietschel die Gefahr einer solchen unplastischen Verirrung nahe. An seinem ursprünglichen Zuge zu Dannecker können wir erkennen, daß die milde und fromme Innigkeit Rietschels, eine so herrliche Mitgift sie bei tüchtiger Schulung war, ungeschult oder wohl gar verzogen, doch leicht in empfindelnde Schwächlichkeit und unplastische Weichlichkeit hätte verfallen können. Überdies hatte Rietschel, der später vor der ewig maßgebenden Unübertrefflichkeit der Antike mit einer Hingebung und Ehrfurcht sich beugte, welche gerade jetzt wieder bei unseren jungen Künstlern immer mehr und mehr abhanden zu kommen droht, in seinem ausschließlichen Umgang mit Malern sich damals in eine Verachtung der Antike hineinphantasiert, welche schon dem Maler nicht ansteht, einem Bildhauer aber doppelt gefährlich ist. Gegen diese Einseitigkeit kämpfte Rauch mit unnachsichtlicher Strenge. Einst war ein Abguß einer Niobe angekommen. Rietschel war an ihr gleichgültig vorüber gegangen und hatte sich an seine Arbeit gestellt, gleich als hätte sich nichts ereignet. Rauch fragte mit scharfem Ton: „Nun, Sie sagen gar nichts?“ „Was denn?“ entgegnete Rietschel. „Haben Sie denn draußen das herrliche Werk, die Niobe, nicht gesehen?“ „Welches?“ „Sie haben es nicht gesehen,“ entgegnete Rauch gereizter, „nicht wahr, wenn es eine Madonna gewesen wäre, würde sie Ihnen wohl in die Augen gefallen sein!“ Rauch schmollte noch einige Zeit. Für Rietschel wurden diese und ähnliche Hinweisungen eine ernste Mahnung, sich allmählich von dem Bann seiner jugendlichen Anschauung zu erlösen und sich immer tiefer in die unverbrüchlichen Muster der Alten hinein zu leben. Rietschel hat glänzend gezeigt, daß bei ihm die eine Einseitigkeit nicht ohne weiteres an die Stelle der anderen trat, sondern daß er sich klar bewußt wurde,

wo die feine Grenzlinie zwischen geistiger Nachbildung und bloß äußerer Nachahmung liege.

Mit den steigenden Fortschritten stieg der Arbeitseifer. Rietschel war der thätige Mitarbeiter Rauchs an der Dürerstatue, welche zum dreihundertjährigen Dürerjubiläum in Nürnberg aufgestellt sein sollte. Für sich selbst führte er das Modell eines David aus. Da, obgleich noch immer einer der jüngsten Schüler Rauchs, wagte er sich an die Aufgabe, welche zur Konkurrenz für das italienische Reisestipendium ausgeschrieben war. Die Aufgabe war: „Penelope, ihrem den Wagen besteigenden Gemahl Ulysses folgend, wird von ihrem Vater Icarius gebeten, bei ihm zu bleiben.“ Rietschel gewann den Preis zwei Jahre nach seinem ersten Eintritt in geordneten Unterricht.

Diese Auszeichnung wurde ein tiefgreifender Wendepunkt. Das Reisestipendium selbst konnte Rietschel trotz seines Anrechts nicht erhalten; er war in Preußen ein Ausländer. Aber der akademische Senat empfahl den Preisgekrönten durch ein besonderes Schreiben aufs wärmste der sächsischen Regierung, und diese bewilligte ihm ein außerordentliches Reisestipendium von zwölfhundert Thalern auf drei Jahre. Und was für Rietschel noch wichtiger wurde, es ward ihm fortan die Möglichkeit gegeben, sich frei zum selbständigen Künstler ausbilden zu dürfen. Graf Einsiedel, erfreut über die großen Erfolge seines jungen Schützlings, entband ihn edel und hochherzig aller Verpflichtungen. Der junge vielversprechende Genius war gerettet. Rietschel hat seinem Wohlthäter sein ganzes Leben hindurch die wärmste Dankbarkeit bewahrt. Graf Einsiedel hat noch die volle Höhe von Rietschels Ruhm erlebt; in seinem Hüttenwerk Lauchhammer sind einige der vollendetsten Werke Rietschels gegossen. Es war eine eigene Fügung des Schicksals, daß der Graf nur wenige Tage nach dem Tode Rietschels ihm in das Grab folgte.

Rietschel ging nicht sogleich nach Italien. Er verweilte noch einige Zeit in Berlin. Um die Weihnachtszeit 1828 überraschte ihn die Nachricht von dem Tode seines geliebten Vaters, den er noch einige Wochen zuvor besucht und durch einige Unterstützungen erfreut hatte; im Schmerz über diesen Verlust komponierte er jene schöne Zeichnung „von dem Wiedersehen Josephs mit seinem Vater Jakob, der mit seinen Kindern nach Ägypten zog“, welche später in den Besitz des Herrn von Quandt kam. Im Juni 1829 begleitete Rietschel seinen Meister Rauch nach München, um ihm dort die kolossale Statue des Königs Max vollenden zu helfen; die Bavaria am Postament ist größtenteils von Rietschels Hand. In München erhielt Rietschel auf Veranlassung Klenzes den Auftrag, in Gemeinschaft mit Schwanthaler, Bandel und Meier an der Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek

sich zu beteiligen; ihm gehört die Erfindung und Ausführung des Vasenmalers. Endlich im August 1830 ging Rietschel nach Italien. Aber für diesmal war ihm dort nur ein Aufenthalt von neun Monaten gegönnt. Auf Rauchs Empfehlung hatte Rietschel den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Statue Friedrich August des Gerechten, welche in Dresden errichtet werden sollte, zu übernehmen. Die vier Postamentfiguren, die Kardinaltugenden darstellend, wurden von ihm noch in Rom ausgeführt. Im März 1831 ging Rietschel nach Berlin zurück. Dort erwartete ihn der Auftrag einer Büste Luthers für die Walhalla, der ihm um so erfreulicher war, da er noch nie das Glück gehabt hatte, eine seiner Arbeiten in Marmor ausgeführt zu sehen.

Hier schließt die Jugend- und Bildungsgeschichte Rietschels.

Der Künstler selbst hat in seinen letzten Lebensjahren einzelne Scenen derselben für seine Kinder niedergeschrieben. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Familie sich entschließen möchte, diese Mitteilungen auch der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten.

Im Jahre 1832 wurde Rietschel als Professor der Bildhauerei nach Dresden berufen.

Sein äußeres Leben wird jetzt einförmiger; aber innerlich ist es nur um so bewegter und kampfvoller. Es war ein Leben unabläßigen Schaffens und Denkens. Schwere Schicksalsschläge kamen über ihn. Drei Frauen raubte ihm der Tod. Schon früh zeigten sich die Keime der Schwindsucht, mit welcher er leidvoll zu ringen hatte. Die Unermüdlichkeit seines Arbeitens wurde durch oft zurückkehrende Anfälle gefährlichen Bluthustens, durch einen längeren Aufenthalt in Palermo und durch jährliche wiederholte Badereisen nach Meran, Ems, Badenweiler und Reichenhall höchst bedauerlich unterbrochen. Aber die Schule des Leidens stählte und kräftigte sein edles Herz. Mit jedem Jahr wurden seine Werke wärmer und inniger, ohne daß sie doch je das lebendige plastische Stilgefühl, das er sich unter der Einwirkung Rauchs erarbeitet hatte, überschritten oder verleugnet hätten. Wer sich über künstlerische Eindrücke Rechenschaft zu geben weiß, wird gestehen, daß gerade dieses wunderbare Ineinander tiefster Gemütswärme und echt plastischer Hoheit und Großheit der eigenste Reiz und die geschichtliche Bedeutung Rietschels ist.

Das erste große Werk, welches Rietschel in Dresden ausführte, ist die Kolossalstatue des Königs Friedrich August im Zwinger. Sie stellt den König sitzend dar; die Gewandung ist ein wallender Hermelinmantel, die rechte Hand hält den Scepter, die Linke ruht auf dem Gesetzbuch. Der Entwurf der Skizze fällt noch in die Zeit vor der italienischen Reise; man sieht deutlich die Befangenheit, mit welcher der junge Künstler das Vorbild, das ihm Rauch soeben in seiner

Maxstatue gegeben, nachahmte. Es ist jetzt Mode geworden, auf diese allerdings noch vielfach unzulängliche Arbeit hochfahrend herabzusehen, und Rietschel selbst pflegte sie oft seine Jugendsünde zu nennen. Aber immerhin ist man schuldig zu sagen, daß, wenn sie auch noch nicht der vollen Eigentümlichkeit der reifenden Meisterschaft Rietschels entspricht, sie doch in allen ihren Einzelheiten äußerst sorgfältig und liebevoll durchgebildet ist. Die Postamentfiguren sind sogar von höchster Vollendung.

Es war lediglich der Zufall des äußeren Anlasses gewesen, welcher Rietschel seine erste selbständige Wirksamkeit mit einem Werke der Monumentalplastik beginnen ließ. Die nächsten Jahre führten ihn vorzugsweise in die Idealplastik.*) — — —

Es ist unrecht, wenn wir bei Rietschel fast ausschließlich immer nur von seinen Monumentalstatuen sprechen. Er hat in diesen den höchsten Ruhm, seine Volkstümlichkeit und seine epochemachende Stellung erlangt, aber seine Werke der frei erfindenden idealen Plastik sind nicht minder zahlreich und kaum minder beachtenswert. Ja, es ist die Frage, ob jene unbeirrbare Sicherheit des plastischen Formgefühls, mit welcher Rietschel in seinen Monumentalstatuen trotz schärfster Naturwirklichkeit immer die unverbrüchlichen Forderungen idealer Kunstschönheit festhält, von Rietschel erreicht wäre, hätte er sich nicht vorher so vielseitig und langjährig innerhalb des strengsten Idealstils bewegt und bethätigt.

Gleichwohl knüpft sich Rietschels Name vorzugsweise an seine großen Monumentalstatuen. Er hat mit diesen das Höchste erreicht, was einem Künstler zu teil werden kann. Er fußt auch in diesen fest und unwandelbar auf den strengsten Forderungen plastischer Kunstschönheit und ist doch durch sie so durchaus volkstümlich geworden, wie innerhalb des hohen Stils in den letzten Jahrhunderten kaum ein anderer weder vor ihm noch nach ihm.

Was war es, das ihm die Herzen des gesamten Volkes so nahe brachte?

Rietschels großer und allgemeiner Ruhm wurde vornehmlich durch die neun Fuß hohe Statue Lessings begründet, welche er 1849 für Braunschweig ausführte. Wir können das allmähliche Entstehen derselben in den drei Skizzen verfolgen, welche im Atelier des Künstlers jedermann zugänglich sind. Es ist merkwürdig, daß gerade das kühnste Wagnis, welches nur der mächtigsten Genialität und dem durchgebildetsten Stilgefühl gelingen konnte, das strenge Festhalten an der Rokokotracht, bereits im ersten Entwurf vollständig durchgebildet vor-

*) Folgt eine Aufzählung und Besprechung verschiedener Werke Rietschels, die der Idealplastik angehören.

liegt. In der Darstellung unserer Dichter und Denker war immer nur die freieste Idealisierung oder die althergebrachte Manteldrapierung üblich gewesen; hier in der unplastischen, malerisch barocken Rokokotracht erschien sie um so unerläßlicher. Zwar war Rauch mit seinem gewaltigen Friedrichdenkmal vorangegangen und hatte Kant und Lessing in der vollen Naturtreue ihres unmittelbarsten Zeitkostüms hingestellt; aber was für ein bedeutender Unterschied zwischen einer an festem Hintergrunde gelehnten Sockelfigur und einer freien, runden, von allen Seiten schaubaren und umgehbaren Monumentalstatue! Man sieht diesem ersten Entwurf die Freude an, mit welcher Rietschel in den Gewandmotiven auf seinen Entdeckerzug ausging. Dagegen ist dieser erste Entwurf in der Haltung und physiognomischen Durchbildung noch ganz allgemein; das Haupt ist ruhig vorwärts blickend, die gemessene Schrittstellung ohne Leben und Bedeutung, die Stütze ist der hergebrachte nichtssagende Baumstamm. Der zweite Entwurf ist bereits lebendiger; der Kopf hat bereits jene sprechende Seitenwendung, welche das aufmerksam Ausschauende, das lebhaft Erwägende, das allzeit Schlagfertige und Kampfbereite so höchst treffend bezeichnet; die Haltung des Körpers und die Fußstellung hat folgerichtig gesteigerten Ausdruck gewonnen; aber doch fehlt noch das unwiderstehlich Durchschlagende, wie denn auch immer noch der leidige Baumstamm unangetastet geblieben ist. Der dritte und letzte Entwurf ist Leben und Ausdruck durch und durch. Auch die Stütze hat sich in eine abgebrochene griechische Säule verwandelt, bedeutungsvoll das Gesamtbild Lessings vollendend. Es ist die gewaltigste Monumentalstatue, welche die gesamte neuere Kunst geschaffen hat. Wie frei und tapfer, hell und scharf ausschauend, kühn vorschreitend, fest und unverrückbar auf sich selbst gestellt steht Lessing vor uns, echt plastisch und doch naturwüchsig in seiner Zeit wurzelnd, durch welche sein ganzes Leben und Kämpfen bedingt und bestimmt war. Man muß eine französische Statue aus der Rokokozeit oder selbst eine Statue Gottfried Schadows mit diesem Lessing vergleichen, um sich schlagend zu überzeugen, wie unverständig das Gerede derer ist, welche hier von Naturalismus zu sprechen wagen. Das Lebensgeheimnis dieser genialen Schöpfung ist vielmehr das innige Zusammengehen von vollster Naturwahrheit und feinsinnigster Stilisierung. Es ist von neueren Kunstforschern die Forderung aufgestellt worden, daß es darauf ankomme, die schönheitsvolle Formengroßheit der italienischen Renaissance mit der derberen Individualisierung der altdeutschen Meister zu erfüllen und zu durchdringen. Hier ist diese Forderung geschichtliche Thatsache. Die Lessingstatue ist, wie sich die Schulsprache ausdrückt, die vollendetste Einheit der idealistischen und realistischen Richtung. Weil diese Lessingstatue innerhalb aller strengsten

Kunstbedingungen so sprechend und scharf charakteristisch, so verständlich und eindringlich, so von Grund aus lebendig und eigenartig deutsch ist, zündet sie so tief und allgemein in aller Herzen, selbst in solchen, denen sonst die Wirkung plastischer Schönheit fern liegt. Das Höchste bildender Kunst, ein ewig bindender Typus, ist geschaffen. So und nicht anders wird die hehre Gestalt Lessings in der Phantasie und dem Gemüt unserer Enkel fortleben. Von dieser Lessingstatue gilt das stolze Wort des Goetheschen Tasso: sie ist ewig, denn sie ist.

Gegen das Ende des Jahres 1856 hatte Rietschel nach dreijähriger ernster Arbeit die Kolossalgruppe Goethes und Schillers für Weimar vollendet. Es ist noch in frischem Gedächtnis, wie sich hier bereits bei der Bestellung die verschiedensten Ansichten geltend machten. Rauch hatte eine Skizze mit idealer Gewandung eingesendet, König Ludwig, welcher das Erz schenkte und darum ein entscheidendes Wort sprach, bestimmte die Ausführung nach dem realistisch gehaltenen Entwurf Rietschels. Beide Auffassungen sind berechtigt. Der Bildner hat in monumentalen Aufgaben so selten die Gunst ideal-schöner Formen; er müßte denn auf die einsichtlose Beschränkung jener Kunstgelehrten eingehen wollen, welche in der Plastik immer und überall unbedingtes Antikisieren verlangen, ohne zu bedenken, daß jede Kunstform, welche nur von außen aufgezwängt und nicht notwendig und ursprünglich aus der Natur und Witterung des Gegenstandes herausgewachsen ist, leer, physiognomielos und dadurch unschön, zopfig und durchaus unmonumental wirkt. Der Widerspruch zwischen den idealen Forderungen des Nackten und großer Gewandmassen und zwischen der unkünstlerischen Schneiderhaftigkeit der neueren Trachten ist nun einmal das schwere Kreuz, mit welchem jetzt jeder Porträtbildner zu kämpfen hat. Die Darstellung Goethes und Schillers konnte auf die Höhe freier Idealschöpfung gehoben werden, weil Goethe und Schiller in der That in ihren klassischen Werken als wiedergeborene Griechen erscheinen und überdies die Tracht ihrer Zeit, die gegen die Rokokotracht schon unendlich an künstlerischer Freiheit verloren hat, die unüberwindlichsten Schwierigkeiten bereitet. Aber andererseits ist es doch nicht minder wahr, daß mit einer Idealdarstellung dieser Art der Begriff der Monumentalität völlig vernichtet wurde. Wie herrlich wäre es gewesen, wenn die Rauch'sche Gruppe in Berlin, wo die Hauptstadt deutscher Bildung den großen deutschen Dichterheroen eine, so zu sagen, zeitlose und ortlose Huldigung entgegenbringt, ihre künstlerische Verwirklichung und Aufstellung gefunden hätte; für Weimar, in dessen Mauern die Gefeierten irdisch gelebt und gewirkt hatten, war die naturwirkliche Porträthaftigkeit sicherlich angemessener.

Bei der Beurteilung dieser Gruppe sind hauptsächlich zwei Fragen

in Umlauf gekommen. Erstens: war es erlaubt, Goethe und Schiller zu gemeinsamer Gruppe zu vereinigen? Und zweitens: ist diese Gruppenbildung zu wirklich künstlerischer Einheit, zur zwingenden Klarheit und innerlichen Notwendigkeit gelangt?

Über die erste Frage sollte füglich kein Streit sein. Die Gruppenbildung ist hier nicht ein willkürliches, nur aus äußeren Betrachtungen und Vergleichungen hervorgegangenes Symbol, sondern sie ist die Darstellung einer unmittelbar aus dem Leben selbst herausgegriffenen Thatsache. Es ist kein leeres redneriſches Bild, sondern glücklicherweise eine erhebende geschichtliche Wahrheit, wenn wir Goethe und Schiller als Dioskuren bezeichnen. Nicht bloß die Außenwelt hat die Namen Goethes und Schillers mit einander untrennbar verbunden, wie etwa Frankreich in der Erinnerung aus rein litterargeschichtlichem Gesichtspunkt Corneille und Racine miteinander verbindet, sondern Goethe und Schiller erkannten und verbanden sich selbst untereinander zu einem Freundschaftsbündnis, so edel und rein, und so ganz von der gemeinsamen Begeisterung für die gleichen Zwecke getragen, daß es nur ein um so glänzenderes Zeugnis für die sittliche Tiefe beider ist, wenn kleine Seelen, die niemals das Große zu begreifen vermögen, die Wahrheit und Innigkeit dieser Freundschaft zu bezweifeln wagen. Gewiß wäre ein Bildner zu tadeln, welcher Corneille und Racine oder Michelangelo und Raphael zur plastischen Gruppe vereinigen wollte, wie denn auch in der That die Idee des Bildhauers Launitz in Frankfurt, die drei Erfinder der Buchdruckerkunst zu einer plastischen Gruppe zusammenzuschließen, nicht eben eine glückliche war; aber wo wie hier eine solche innere, thatsächliche Verbindung der verherrlichten Heroen durch die Geschichte geboten wurde, da wäre die Kunst hinter dem Urbild des Lebens zurückgeblieben, hätte sie sich bildnerisch diese innere Einheit entgehen lassen. Deshalb hatte Rauch seine sonst so abweichende Skizze auch seinerseits als Gruppe behandelt.

Mißlicher ist die zweite Frage, ob das an und für sich berechtigte Grundmotiv seine volle und widerspruchslose Gestaltung gefunden hat. Der bedenkliche Umstand, daß noch jetzt überhaupt über die Zulässigkeit der Gruppenbildung gestritten wird, ist der Beweis, daß weder Rauch noch Rietschel die Aufgabe zwingend gelöst hat. Beide Künstler haben das rein äußerliche Vereinigungsmittel des gemeinsamen Lorbeerkranzes gewählt. Bei Rauch hält Goethe den Lorbeerkranz in die Höhe; der Kranz schwebt zwecklos und unbestimmt über und zwischen beiden Häuptern; dadurch kommt in die ganze Komposition etwas Unruhiges, Schwankendes, Unabgeschlossenes. Bei Rietschel ist das Motiv unleugbar tiefer. In traulicher Freundschaft legt Goethe die linke Hand auf Schillers Schulter; die vorgestreckte Rechte, in welcher er den Lorbeer-

kranz hält, wendet er Schiller zu, auf daß dieser teilnehme an diesem Ruhmeszeichen, das fortan das gemeinsame Besitztum beider sei. Nur leise, fast unbewußt, hebt Schiller, in der Linken eine Rolle tragend, die Rechte nach dem dargebotenen Kranz hinüber; die Hoheit seiner göttlichen Begeisterung scheint kaum der irdischen Ehre zu achten; sein sehnendes Auge schweift hinüber „in jene heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen.“ Aber trotz alledem ist doch auch hier der Gedanke nicht zur vollen plastischen Ruhe und Klarheit herausgearbeitet. Es scheint prosaisch, wenn selbst Künstler und Kenner wie Ernst Förster und Springer fragen, ob Schiller den Kranz wirklich ergreifen wird; aber es ist eine Frage, die sich unwillkürlich einem jeden Beschauer aufdrängt und den unbefangenen, in sich befriedigten Genuß erheblich beeinträchtigt.

Sehen wir aber von diesem Bedenken ab, so gehört auch der Goethe- und Schillergruppe die unbedingteste Bewunderung. Beide Gestalten stehen auf gemeinsamem Piedestal, eine jede etwa zehn rheinische Fuß hoch. Goethe trägt einen langschößigen Frack von einfachem und gefälligem Schnitt. Es ist irrig, wenn man dabei an ein Hofkleid gedacht hat; es ist die Tracht, wie sie am Anfang dieses Jahrhunderts bei allen Männern der vornehmeren Kreise gebräuchlich war. Schiller ist im schlichten Überrock mit offenem Hals und wallenden Haaren. Diese Verschiedenheit der Bekleidung wirkt nicht nur günstig für den erforderlichen Wechsel der Formen und Linien, sie ist auch sogleich für die geistige Ausgestaltung der Charaktere äußerst bezeichnend. Es kündigt sich in ihr bereits an, was Stellung und Ausdruck noch lebendiger zur Anschauung bringen. Goethe steht fest und gemessen in ruhiger Haltung, er blickt mit klarem und ruhigem Auge sicher in die Welt hinaus; in den majestätischen und doch mild-freundlichen Gesichtszügen und in der gesunden und breiten Fülle der Körperformen die maßvolle Klarheit und frische Weltfreudigkeit seines Dichtens und Denkens bekundend. Schiller dagegen ist bewegt vorschreitend; Blick und Antlitz sind begeistert emporgerichtet, der Mund ist wie zur Rede geöffnet, und dieser Ausdruck idealer Erhebung wird noch gesteigert durch den langen und hagern Wuchs und durch die scharf ausgeprägten, durchgeistigten, fast krankhaften Gesichtszüge. Über Goethe liegt der Hauch sicherer Hoheit und glücklicher Befriedigung; in Schiller geht alles auf drängende Werdelust und seherische Begeisterung. Und hat nun der Bildner durch diese meisterhaft durchgeführte Individualisierung aufs wirksamste jenen tiefen Gegensatz ausgesprochen, den Schiller selbst zwischen sich und seinem großen Freunde mit so bewunderungswürdiger Klarheit und Schärfe in seinen feinsinnigen Betrachtungen über naive und sentimentale Dichtkunst zu erkennen und in ihrer künstlerischen Be-

rechtigung zu begründen wußte, so hat er nicht minder dafür gesorgt, jenen Gegensatz in seine höhere Einheit aufzulösen und das Bewußtsein der inneren Zusammengehörigkeit, der gegenseitigen neidlosen Anerkennung und Verbrüderung ebenso sinnig als eindringlich darzustellen. Die Art, wie Goethe die eine Hand traulich auf die Schulter des Freundes legt, ist der sprechende Ausdruck inniger Freundschaft und Ebenbürtigkeit. Und auch für den Eindruck der Kranzreichung, wenn wir dieses Motiv nun einmal als maßgebend annehmen, ist es entscheidend, daß Goethe in seiner Bewegung so durchaus ruhig und gemessen, daß sein Auge so frei und geradeaus blickend ist. Es ist nicht eine persönliche Huldigung, die der ältere Dichter, vornehm beschützend, dem jüngeren darbringt; Goethe ist in dieser Huldigung durchaus absichtslos und unbefangen, ganz und gar nur im Dienst der höheren Idee stehend und wie unbewußt von der Nötigung derselben getrieben.

Die künstlerische Durchführung ist des Meisters der Lessingstatue vollkommen würdig. Der Hauptvorzug ist die mächtige Ruhe und Strenge echter Monumentalität. Das Monumentale darf nicht das nur Augenblickliche und flüchtig Vorübergehende darstellen, sondern immer nur das Bleibende, das dem zeitlichen Wechsel Enthobene. Es ist ein festes Stilgesetz; das Monumentale ist auch in der Gruppe immer nur auf die Darstellung einer einfachen Situation beschränkt, die lebendig dramatische Handlung bleibt ihm verschlossen. Goethe nicht ruhig geradeaus blickend, sondern mehr auf Schiller gewendet und mit diesem gleichsam in Unterredung begriffen, — und wir sind aus dem hohen und monumentalen Stil in das Anekdoten- und Genrehafte geworfen. Eine Gruppe, wie die bekannte Ludovisische von Orest und Elektra, oder, wie sie nach Otto Jahns treffender Deutung jetzt besser genannt wird, von Merope und Aepytos, kann sich diese dramatische Wirkung erlauben; sie ist Dekorations- und Kabinetstück, ihr Motiv ist überdies höchst wahrscheinlich unmittelbar einem dramatischen Dichtwerk entlehnt. Aber eine monumentale Gruppe, dieser oder einer ähnlichen Auffassung angenähert, hört auf, monumental zu sein; sie ist theatralisch. Und versenken wir uns sodann von der Gesamtanlage mehr und mehr in die Einzelheiten, so entzückt uns auch hier wieder jene frische Eigentümlichkeit, welche zuerst in ihrer vollen Kraft in der Lessingstatue so epochemachend hervortrat. Auch hier greift der Künstler mit kühnem Wagen frisch in die unmittelbarste Naturwirklichkeit und bricht entschlossen mit allem bloß Konventionellen und Schematischen; aber hier wie dort ist er mitten in der individuellsten Wahrheit von einer Reinheit und Strenge des Stilgefühls, die mit jedem Werk der vorzugsweise stilisierenden Richtungen getrost in den Kampf treten kann.

Überall Leben, Wirklichkeit, Porträtschärfe, und dabei eine Schönheit und ein Adel der Linienführung und der Formengebung, eine Sorgfalt und Beseeltheit bis in die kleinsten Motive, eine Wärme und Innigkeit der Empfindung, eine andächtige Hingebung an den großen Gegenstand, die wir in allen Werken Rietschels finden, die aber hier um so ergreifender wirkt, je unverkennbarer die Schwierigkeit der Aufgabe im Künstler den liebevollen Ernst und die begeisterte Freudigkeit des Schaffens belebt und erhöht hat. Es heißt keineswegs, die Großartigkeit dieser Leistung verkleinern, wenn wir hinzusetzen, daß trotz alledem das unkünstlerisch Spröde der Tracht, daß namentlich in der Rückseite Schillers die unschön langen und steifen Rockfalten sich nicht ganz der plastischen Bewältigung fügen wollten.

Fast in dieselbe Zeit, in die Jahre 1855 und 1858, fällt die Skizze zu einem für Gellerts Vaterstadt Hainichen bestimmten Gellertdenkmal und das Denkmal Karl Marias von Weber. Was Rietschel durch seine monumentale Thätigkeit der letzten Jahre für siegreiche Fortschritte gemacht hatte, das erhellt am anschaulichsten, wenn wir diese Erfindungen, die plastischen Motiven wenig entgegenkamen, mit der Thaerstatue in Leipzig vergleichen, deren Entstehung noch der Lessingstatue voranging. Die Thaerstatue ist, wie alle Arbeiten Rietschels, äußerst sorgfältig durchgebildet; aber es fehlt ihr das Schlagende des Ausdruckes, die Schärfe der Charakteristik. Wie ganz anders die Auffassung und Behandlung Gellerts! Die Gellertskizze ist bloße Skizze geblieben*), weil die vom Comité veranstalteten Sammlungen keinen glücklichen Fortgang hatten und außerdem durch Verwendung für andere Zwecke noch unnütz zersplittert wurden. Für die Kunst ist es ein schwerer Verlust, daß diese Skizze nicht zur Ausführung gekommen ist. Das milde, bescheidene, gedrückte, fromme und doch erweckende und befreiende Wesen Gellerts ist hier mit einer Naturwahrheit und und einer so wohlthuenden Wärme und Ruhe ausgedrückt, daß ich nicht anstehe, dieselbe unbedenklich für eine der allergelungensten Schöpfungen Rietschels zu halten. Eine solche milde Innigkeit bei so viel Formenstrenge und echter Plastik, so feine Realistik bei so scharf eingehaltener Stilisierung, das ist eine künstlerische That, wie ich seit der Zeit der besten Renaissance keine zweite zu nennen wüßte. Man stelle diese Skizze neben die Statuette Knaurs! Es wäre eine äußerst würdige Aufgabe der Stadt Leipzig, noch nachträglich von den begabten Schülern Rietschels diese Statue für Leipzig ins Leben zu rufen; Leipzig ist reich und kunstsinnig genug, um die Verwirklichung dieses Planes auch neben der beabsichtigten Leibnizstatue möglich zu machen.

*) Erst 1865 wurde sie von einem Schüler Rietschels, W. Schenk, ausgeführt und kam in Hainichen zur Aufstellung.

Die Statue Webers ist in der Nähe des Dresdener Theaters errichtet. Webers Gestalt war plastischer Darstellung nicht günstig; deshalb hat hier der Künstler nach der sonst verschmähten Mantelgewandung zurückgegriffen. Aber die feine Individualisierung Rietschels zeigt sich im glänzendsten Licht. Weber ist dargestellt, die Linke auf das Notenpult gestützt, in der Rechten die Rose und den deutschen Eichenzweig; das Haupt ist in milder Neigung nach oben gewendet, gleichsam den Tönen lauschend, die ihm aus höherer Geisterwelt herüberklingen. In der Linienführung ist ein so weicher und harmonischer Fluß, daß obgleich durch und durch plastisch und stilvoll, sie doch ein Stück Musik in sich selbst trägt.

Rietschel stand damals auf der höchsten Höhe seines wohlverdienten Ruhmes, als ihm im Jahre 1859 der ehrenvolle Auftrag wurde, das in Worms zu errichtende große Lutherdenkmal zu übernehmen. Rietschel erfaßte diese Aufgabe mit der hingebendsten Wärme; sie lag seiner künstlerischen und religiösen Empfindung gleich nahe. Er betrachtete dieses Werk als das Hauptwerk seines Lebens. Je leidender seine Gesundheit wurde, desto inbrünstiger sprach er den Wunsch aus, daß es ihm noch vergönnt sein möge, dieses Werk zu Ende zu führen.

Es hat ihm dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollen. Aber sicher war dieses Lutherdenkmal der würdigste Abschluß seines reichen und gewaltigen Künstlerlebens.

Ursprünglich hatte sich Rietschel auf die engen Grenzen einer Einzelstatue beschränken wollen. Damals glaubte er im Gegensatz zu Schadows Lutherdenkmal in Wittenberg, für Worms ausschließlich die Situation des Reichstags von Worms zum Grundmotiv nehmen zu müssen. Er entwarf eine erste Skizze Luthers in der Mönchskutte, welche dieser auf dem Reichstag noch getragen. Die Skizze ist noch vorhanden, und sie ist wunderbar schön in der malerischen Behandlung des Faltenwurfs. Nichtsdestoweniger traten dem Künstler bald die gewichtigsten Gegengründe entgegen. Und zwar nicht bloß der konfessionelle Grund, daß den Protestanten Luther in der Mönchskutte völlig fremdartig erschienen wäre, sondern mehr noch der rein künstlerische, daß die Statue als Monumentalstatue ihrer innersten Natur nach das bloß Vorübergehende und Momentane ausschloß. Im Gemälde und im Relief wäre die chronikalische Treue nicht nur erlaubt, sondern sicher von schönster Wirkung gewesen, eine Reihe anderer Gemälde und Reliefs, zum folgerechten Cyklus vereinigt, hätte die Lösung gegeben und auf den Kampf zugleich den vollendeten Sieg folgen lassen. Die Einzelstatue mußte, sollte sie in Wahrheit monumental sein, im Kampf zugleich den vollendeten Sieg darstellen; das Zeichen des Sieges aber ist der Luthermantel, durch dessen Anlegung Luther auch äußerlich den

vollen Bruch mit allen Bräuchen und Satzungen des Papst- und Mönchstums bekundete.

Allmählich wurde der Plan in der Seele des Künstlers immer weiter und weiter. Stufe um Stufe, Gestalt um Gestalt wuchs das beabsichtigte Lutherdenkmal zu einem Denkmal des gesamten Reformationszeitalters.

Wie das Denkmal zuletzt aus der Hand Rietschels hervorging und von dem Komitee und der großherzoglichen Regierung in Darmstadt zur Ausführung bestimmt wurde, ist es eine große Folge und Verknüpfung von Statuen und Bildwerken, die zu einander im engsten Bezug sind und ihren Abschluß und ihre Spitze in der Monumentalstatue Luthers finden. Man denkt unwillkürlich an die großen Statuenreihen, welche Lysippus von Alexander und dessen Feldherren bildete. Seit dem gewaltigen, leider unvollendeten Entwurf Michelangelos für das Grabdenkmal des Papstes Julius des Zweiten ist nie wieder von einem Bildner ein ähnliches Wagnis unternommen worden, selbst nicht von Rauch in seinem Friedrichdenkmal.

Das Lutherdenkmal umfaßt in seinem Gesamtumfang eine Fläche von ungefähr 40 Fuß Durchmesser. Durch ein höchst geniales und glückliches Motiv ist es dem Künstler gelungen, schon die Einfriedigung zu einer außerordentlich wirksamen Monumentalität zu verwenden. Zwei mächtige Stufenschichten bilden eine feste und sichere und eine zugleich ideale, aus aller profanen Umgebung weihevoll herausgehobene Grundlage. An den vier Ecken dieser Hochfläche, welche in ihrer stimmenden Wirkung an den kunstvollen Untersatz des griechischen Tempelbaues anklingt, stehen die Schützer und Förderer des Protestantismus, vorn am Eingang auf hohem Gestell links Friedrich der Weise, rechts Philipp von Hessen, an den hinteren Ecken links Reuchlin, rechts Melanchthon, d. h. die ritterlichen Fürsten, welche mit dem Schwert, und die großen Männer der Wissenschaft, welche mit der Schrift und mit der Macht der Bildung für die neugewonnene Freiheit des Geistes kämpften. Die Vorderseite zwischen den Statuen Friedrichs des Weisen und Philipps des Großmütigen, als die Eingangsseite, ist offen; an den drei anderen Seiten dagegen sind diese vier Eckstatuen durch einen etwa sechs Fuß hohen Granitmauerbau verbunden, dessen obere Enden in eine Reihe stattlicher Mauerzinnen auslaufen. Diese Zinnen sind in ihrer Innenseite mit den Wappen von 29 Städten geschmückt, welche sich besonders als Hort des Protestantismus auszeichneten. Die mittelsten dieser Zinnen erheben sich auf allen drei Seiten wieder zu Postamenten, an Umfang und Höhe den vier Eckpostamenten um einige Fuß nachstehend. Auf diese drei Mittelpostamente sind, der strengen architektonischen Haltung der gesamten Umfriedigung entsprechend, drei sitzende

mauergekrönte Städteperſonifikationen geſtellt, das trauernde Magdeburg, das proteſtierende Speier, und Augsburg mit der Friedenspalme. Der Eindruck dieſer Umfriedigung iſt von überwältigender Hoheit. Eine Symbolik der tiefſten Art liegt in ihr. Die unzerſtörbare Feſtigkeit der Granitmauern und die ernſten burgartigen Zinnen verkünden feſt und eindringlich, daß das Reich, welches ſich hier vor uns aufthut, eine feſte Burg iſt, zu deren Schutz und Hort ſich der Herr die tapferſten Streiter erkoren, und welche beſtehen wird immerdar, mag auch der böſe Feind nicht ablaſſen wollen von ſeinem unmächtigen Kampfe.

Nun treten wir inmitten dieſer feſten Burg an das eigentliche Denkmal ſelbſt. Auch dieſes iſt wieder in derſelben reichen Fülle gegliedert, die ganze Geſchichte und Bedeutung des großen Reformationswerkes in ebenſo deutlicher als umfaſſender Bildlichkeit erſchließend. Das Poſtament erhebt ſich auf beſonderer dreifacher Stufenſchicht etwa 17 bis 18 Fuß hoch, in einen Sockel und in zwei Würfel geteilt. Am Sockel die Wappen von ſechs Fürſten und zwei Städten, welche die Augsburger Konfeſſion unterſchrieben; an den vier Ecken die ſitzenden Statuen der vier Vorreformatoren Huß, Savonarola, Petrus Waldus und Wiclef, welche, aus vier verſchiedenen Nationalitäten hervorgegangen, unwiderleglich bekunden, daß die Reformation nicht das Ergebnis einer vereinzelten Volksentwickelung, ſondern die unabweisbare Notwendigkeit der geſamten vergangenen Geſchichte iſt. Am unteren Würfel des Poſtamentes Reliefs, die wichtigſten Ereigniſſe und Errungenſchaften der Reformation darſtellend; der Anſchlag der Theſen zu Wittenberg, der Reichstag zu Worms, die Bibelüberſetzung und das Predigtamt, das Abendmahl in beiderlei Geſtalt und die Prieſterehe. Am oberen Würfel Inſchriften; vor allem an der Vorderſeite das große weltbewegende Wort: „Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir;“ unter den Inſchriften je zwei Porträtmedaillons der bedeutendſten Perſönlichkeiten, welche in die Reformation fördernd eingriffen, und zu deren voller ſtatuariſcher Verherrlichung doch kein Anlaß oder kein Raum war. Und endlich als krönende Spitze die Statue Luthers, eine Koloſſalſtatue von zehn und ein halb Fuß Höhe, mit ſeinem Poſtament etwa 27 Fuß emporragend.

Man könnte rechten über die Wahl der einzelnen verherrlichten Helden; ſtatt der Vorreformatoren hätten einige vielleicht Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Zwingli und Calvin vorgezogen. Wenn aber in jüngſter Zeit einige Angriffe gegen die Kompoſition ſelbſt laut geworden ſind, ſo wäre dies unerklärlich, wenn man nicht annehmen müßte, daß die Urteilenden keine andere Unterlage hatten, als die durch den Holzſchnitt verbreitete, ſehr kleinlich aufgefaßte Zeichnung von Julius Hübner. Wer das Modell mit eigenem Auge geſehen hat,

hat nur das Entzücken der vollsten Bewunderung sowohl für die zwingende Verständlichkeit der Grundidee und für die überwältigende Monumentalität der Gesamtwirkung wie für die treffliche Durchführung aller Einzelstatuen. Groß, würdevoll, erhaben steht er vor uns, der große Reformator! So in tiefster Seele durchdrungen von der siegesgewissen Überzeugung, daß er nicht anders kann, es sei denn, daß man ihn mit Gründen der Schrift widerlege. Seine volle, gedrungene, mannhafte Gestalt ist umkleidet mit dem wallenden Talar, welcher ein öffentliches Zeugnis ist, daß der weite und freie Geist des Protestantismus nichts mehr gemein hat mit der engen ascetischen Mönchskutte. Sein Blick erhebt sich fest, aber begeistert zum Himmel, als dessen Streiter er sich weiß; die linke Hand hält die Bibel, auf welche sich die geschlossene Rechte, nicht zornig, aber bewußt und sicher, als auf das unerschütterliche und unentreißbare Palladium auflegt. Das folgenschwere Wort, an welches die vordere Inschrift des Postaments mahnt, „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir", ist das Grundmotiv der Stellung und des Ausdrucks. Der feste Sieg ist ausgesprochen, der gottvertrauende Sieg der Wahrheit und Freiheit.

Was wir von der Lessingstatue sagten, das gilt auch von diesem Luther. Diese Lutherstatue ist ein für allemal bindender Typus. In dieser Gestalt wird der große Reformator unwandelbar in den Gemütern der Menschen fortleben. Jeder Zug ist aus den alten Porträtüberlieferungen hervorgegangen, und doch haben erst hier diese Überlieferungen ihre letzte Weihe und Vollendung gefunden. Und in gleicher Vollendung ist die individualisierte Charakteristik der übrigen Statuen, porträtscharf, ausdrucksvoll, klar, markig, und doch nie aus der Gediegenheit und Großheit des plastischen Stils heraustretend. Jener Grundzug Rietschels, daß er die scharfe und naturwirkliche Formenbestimmtheit der altdeutschen Meister immer so einheitsvoll mit dem tieferen Schönheitsgefühl der Antike zu verbinden und zu durchdringen weiß, entfaltet sich hier mit einer Macht und Ursprünglichkeit, die um so gewaltiger wirkt, je bedeutender die dargestellten Charaktere, je künstlerisch brauchbarer die Gewandmassen jener Zeit sind.

Die Lutherstatue und die Statue Wiclefs wurden noch unter der unmittelbaren Leitung Rietschels selbst vollendet. Am 21. Februar dieses Jahres sollte sie zum ersten Male ausgestellt werden. Die Ausstellung mußte unterbleiben. In der sechsten Morgenstunde desselben Tages war der Künstler nach schweren Leiden verschieden.

Sinnig hatten am Begräbnistag die trauernden Schüler den Katafalk des geliebten Lehrers mit den Statuen und dem Modell des gesamten Lutherdenkmals umstellt. Es gemahnte an den Tod Raphaels, an dessen Sarg die eben vollendete Transfiguration stand.

Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß das Lutherdenkmal durchaus in dem Sinne des Meisters, mit gewissenhaftester Wahrung der künstlerischen Einheit fortgeführt werde. Rietschel hat eine strebsame und tüchtige Schule gebildet. Kietz und Donndorf, die treuen, langjährigen Mitarbeiter Rietschels, seit dem ersten Beginn an diesem Denkmal beschäftigt und durch eigene treffliche Leistungen bereits bewährt, sind von dem Wormser Komitee mit der Vollendung betraut. Julius Schnorr, der Meister des großen historischen Stils und der innige Freund Rietschels, und Ernst Hähnel, einer der ersten unter den Bildhauern der Gegenwart, haben sich bereit erklärt, jenen jungen Künstlern als Beirat zur Seite zu stehen.

Es ist mit Worten nicht auszudrücken, welchen unersetzlichen Verlust die deutsche Kunst in Rietschel erlitten hat. Eben stand er in der vollsten Kraft seiner Reife, in der fruchtbarsten Thätigkeit, in der unbeirrbarsten Sicherheit durchgebildeter Meisterschaft. Große Aufgaben warteten seiner von allen Seiten. Zahlreiche Schüler sammelten sich um ihn. Mit der steigenden Anerkennung stieg in ihm der Ernst und die liebevolle Vertiefung rastlosen Strebens.

Wir Freunde Rietschels aber wissen, daß Rietschel nicht bloß ein großer Künstler, sondern zugleich auch einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen war. Wer jemals das Glück gehabt hat, mit ihm in Berührung zu kommen, dem ist sicher die schlichte Bescheidenheit und Einfachheit seiner Natur unvergeßlich. Wenn von irgend einem, so gilt von Rietschel jener schmerzvolle Nachruf, mit welchem Goethe seinen scheidenden Freund Schiller feierte:

„Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen,
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Zur Naturerkenntnis und Naturbetrachtung.

Die Natur ist für die denkende Betrachtung Einheit in der Vielheit, Verbindung des Mannigfaltigen in Form und Mischung, Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte, als ein lebendiges Ganze.

A. v. Humboldt, Kosmos.

Erinnerungen.*)

Tischrede, gehalten bei der Feier des 70. Geburtstages.
Berlin 1891.

Hermann von Helmholtz, Vorträge und Reden.
(Braunschweig. Vieweg & Sohn.)

Ich bin im Laufe des vergangenen Jahres, und zuletzt bei der Feier und Nachfeier meines siebzigsten Geburtstages, mit Ehren, mit Beweisen der Achtung und des Wohlwollens in nie erwartetem Maße überschüttet worden. Seine Majestät der Kaiser hat mich in die oberste Klasse seiner Staatsbeamten erhoben. Die Könige von Schweden und Italien, der Großherzog von Baden, mein ehemaliger Landesherr, der Präsident der französischen Republik haben meine Brust mit Großkreuzen geschmückt. Viele Akademieen, nicht bloß der Wissenschaften, sondern auch der Künste, Fakultäten und gelehrte Gesellschaften, verteilt über den Erdball von Tomsk bis Melbourne, haben mir Diplome und schön geschmückte feierliche Adressen geschickt, um mir ihre Anerkennung meiner wissenschaftlichen Bestrebungen und den Dank dafür zum teil in Ausdrücken auszusprechen, die ich nicht ohne Beschämung lesen kann. Meine Vaterstadt Potsdam hat mich zu ihrem Ehrenbürger gemacht. Dazu kommen ungezählte Einzelne, wissenschaftliche und persönliche Freunde, Schüler und Unbekannte, die mir Glückwünsche in Telegrammen und Briefen gesendet.

Aber noch mehr. Sie wollen meinen Namen gleichsam zur Fahne einer großartigen Stiftung machen, welche, von Freunden der Wissenschaft aller Nationen gegründet, wissenschaftliche Forschung in allen Ländern des Erdballs ermutigen und fördern soll. Die Wissenschaft und die Kunst sind zur Zeit ja das einzig übrig gebliebene Friedensband der zivilisierten Nationen. Ihr immer höher wachsender Anbau ist ein gemeinsames Ziel aller, das in gemeinsamer Arbeit aller, zum gemeinsamen Vorteil aller angestrebt wird. Ein großes und heiliges Werk! Ja, die Stifter wollen ihre Gabe vorzugsweise zur Förderung derjenigen Zweige des Forschens bestimmen, die ich in meinem eigenen

*) Zuerst in einer Separat-Ausgabe bei Aug. Hirschwald in Berlin erschienen.

Leben verfolgt habe, und mich dabei, in meiner zeitlichen Beschränkung künftigen Geschlechtern fast wie ein Vorbild der Forschung hinstellen. Es ist dies die stolzeste Ehre, die Sie mir erweisen können, insofern Sie mir dadurch Ihr unbedingt günstiges Urteil zu erkennen geben. Aber es würde an Vermessenheit streifen, wenn ich sie annähme ohne die stille Erwartung, daß die Preisrichter künftiger Jahrhunderte sich frei von den Rücksichten auf meine zeitliche Persönlichkeit machen werden.

Sogar die zeitliche Gestalt, in der ich durch dies Leben gegangen bin, haben Sie durch einen Meister ersten Ranges in Marmor bilden lassen, so daß ich den nachkommenden Geschlechtern künftig in idealerer Gestalt erscheinen werde, als den jetzt Lebenden; ein Meister der Radiernadel hat dafür gesorgt, daß getreue Bilder von mir unter den Lebenden verbreitet werden können.

Ich kann nicht verkennen, daß alles, was Sie mir gethan haben, Äußerungen Ihres aufrichtigen und höchsten Wohlwollens sind, und ich bin Ihnen dafür zum höchsten Danke verpflichtet.

Aber ich bitte Sie um Verzeihung, wenn diese Fülle von Ehren mich zunächst mehr in Erstaunen setzt und verwirrt, als daß ich sie begreifen könnte.

Ich finde in meinem eigenen Bewußtsein für den Wert dessen, was ich zu leisten gestrebt habe, keinen entsprechenden Maßstab, welcher mir ein ähnliches Facit gäbe, wie Sie es gezogen haben. Ich weiß, in wie einfacher Weise alles, was ich zu stande gebracht habe, entstanden ist, wie die von meinen Vorgängern ausgebildeten Methoden der Wissenschaft mich folgerichtig dazu geführt haben, wie mir zuweilen ein günstiger Zufall oder ein glücklicher Umstand geholfen hat. Aber der Hauptunterschied wird wohl der sein: was ich langsam aus kleinen Anfängen durch Monate und Jahre mühsamer und oft genug lastender Arbeit aus unscheinbaren Keimen habe wachsen sehen, das ist Ihnen plötzlich, wie eine gewappnete Pallas aus dem Haupte des Jupiter, vor Augen gesprungen. Ihr Urteil war durch Überraschung beeinflußt, das meinige nicht; es mag auch vielleicht durch die Ermüdung der Arbeit und durch Ärger über allerlei irrationelle Schritte, die ich unterwegs gemacht hatte, oft etwas herabgestimmt worden sein.

Die Fachgenossen und das Publikum urteilen über ein Werk der Wissenschaft oder der Kunst nach dem Nutzen, der Belehrung oder Freude, die es ihnen gebracht hat. Der Autor ist meist geneigt, seine Wertschätzung nach der darauf verwendeten Mühe anzusetzen, und diese beiden Arten der Schätzung treffen selten zusammen. Im Gegenteil ist aus den gelegentlichen Äußerungen einiger der berühmtesten Männer, namentlich unter den Künstlern, zu erkennen, daß sie auf die Leistungen, die uns in ihren Werken als unnachahmlich und unerreichbar entgegen-

treten, verhältnismäßig geringes Gewicht legten, im Vergleich zu anderen, die ihnen schwer wurden, die aber den Lesern und Beschauern viel weniger gelungen erscheinen. Ich erinnere nur an Goethe, der nach Eckermanns Bericht einmal geäußert hat, seine dichterischen Werke schätze er nicht so hoch, wie das, was er in der Farbenlehre geleistet.

Soll ich nun Ihren Versicherungen und den Urhebern der an mich gelangten Adressen Glauben schenken, so mag es mir — wenn auch in bescheidenerem Maße — ähnlich gegangen sein. Erlauben Sie mir also, Ihnen kurz zu berichten, wie ich in meine Arbeitsrichtung hineingekommen bin.

In meinen ersten sieben Lebensjahren war ich ein kränklicher Knabe, lange an das Zimmer, oft genug an das Bett gefesselt, aber mit lebhaftem Triebe nach Unterhaltung und nach Thätigkeit. Die Eltern haben sich viel mit mir beschäftigt; Bilderbücher und Spiel, hauptsächlich mit Bauhölzchen halfen mir sonst die Zeit ausfüllen. Dazu kam ziemlich früh auch das Lesen, was natürlich den Kreis meiner Unterhaltungsmittel sehr erweiterte. Aber wohl ebenso früh zeigte sich auch ein Mangel meiner geistigen Anlage darin, daß ich ein schwaches Gedächtnis für unzusammenhängende Dinge hatte. Als erstes Zeichen davon betrachtete ich die Schwierigkeit, deren ich mich noch deutlich entsinne, rechts und links zu unterscheiden; später, als ich in der Schule an die Sprachen kam, wurde es mir schwerer als anderen, die Vokabeln, die unregelmäßigen Formen der Grammatik, die eigentümlichen Redewendungen mir einzuprägen. Der Geschichte vollends, wie sie uns damals gelehrt wurde, wußte ich kaum Herr zu werden. Stücke in Prosa auswendig zu lernen, war mir eine Marter. Dieser Mangel ist natürlich nur gewachsen und eine Plage meines Alters geworden.

Wenn ich aber kleine mnemotechnische Hilfsmittel hatte, auch nur solche, wie sie das Metrum und der Reim in Gedichten geben, ging das Auswendiglernen und das Behalten des Gelernten schon viel besser. Gedichte von großen Meistern behielt ich sehr leicht, etwas gekünstelte Verse von Meistern zweiten Ranges lange nicht so gut. Ich denke, das wird wohl von dem natürlichen Fluß der Gedanken in den guten Gedichten abhängig gewesen sein, und bin geneigt, in diesem Verhältnis eine wesentliche Wurzel ästhetischer Schönheit zu suchen. In den oberen Gymnasialklassen konnte ich einige Gesänge der Odyssee, ziemlich viele Oden des Horaz und große Schätze deutscher Poesie recitieren. In dieser Richtung befand ich mich also ganz in der Lage unserer ältesten Vorfahren, welche noch nicht schreiben konnten und deshalb ihre Gesetze und ihre Geschichte in Versen fixierten, um sie auswendig zu lernen.

Was dem Menschen leicht wird, pflegt er gern zu thun; so war ich denn zunächst auch ein großer Bewunderer der Poesie. Die Neigung

wurde durch meinen Vater gefördert, der zwar ein pflichtstrenger, aber enthusiastischer Mann war, begeistert für Dichtkunst, besonders für die große Zeit der deutschen Litteratur. Er gab uns in den oberen Gymnasialklassen den deutschen Unterricht und las mit uns den Homer. Wir mußten unter seiner Leitung auch abwechselnd deutsche Aufsätze in Prosa und metrische Übungen machen — Gedichte, wie wir sie nannten. Aber wenn auch die meisten von uns schwache Dichter blieben, so lernten wir doch dabei besser, als durch irgend eine andere mir bekannte Übung das, was wir zu sagen hatten, in die mannigfaltigsten Ausdrucksweisen umzuwenden.

Das vollkommenste mnemotechnische Hülfsmittel, was es giebt, ist aber die Kenntnis des Gesetzes der Erscheinungen. Dies lernte ich zuerst in der Geometrie kennen. Von meinen Kinderspielen mit Bauhölzern her waren mir die Beziehungen der räumlichen Verhältnisse zu einander durch Anschauung wohl bekannt. Wie sich Körper von regelmäßiger Form aneinander legen und zusammenpassen würden, wenn ich sie so oder so wendete, das wußte ich sehr gut, ohne vieles Nachdenken. Als ich zur wissenschaftlichen Lehre der Geometrie kam, waren mir eigentlich alle Thatsachen, die ich lernen sollte, zur Überraschung meiner Lehrer ganz wohlbekannt und geläufig. So weit meine Rückerinnerung reicht, kam das schon in der Volksschule des Potsdamer Schullehrerseminars, die ich bis zu meinem achten Lebensjahre besuchte, gelegentlich zum Vorschein. Neu war mir dagegen die strenge Methode der Wissenschaft, und unter ihrer Hülfe fühlte ich die Schwierigkeiten schwinden, die mich in anderen Gebieten gehemmt hatten.

Der Geometrie fehlte nur eines; sie behandelte ausschließlich abstrakte Raumformen, und ich hatte doch große Freude an der vollen Wirklichkeit. Größer und kräftiger geworden, bewegte ich mich viel mit meinem Vater oder mit Schulgenossen in den schönen Umgebungen meiner Vaterstadt Potsdam umher und gewann große Liebe zur Natur. So kam es wohl, daß mich die ersten Bruchstücke der Physik, die ich im Gymnasium kennen lernte, bald viel intensiver fesselten, als die rein geometrischen und algebraischen Studien. Hier war ein reicher und mannigfaltiger Inhalt, mit der vollen Machtfülle der Natur, der unter die Herrschaft des begrifflich gefaßten Gesetzes zurückgeführt werden konnte. Auch war in der That das erste, was mich fesselte, vorzugsweise die geistige Bewältigung der uns anfangs fremd gegenüberstehenden Natur durch die logische Form des Gesetzes. Aber natürlich schloß sich bald die Erkenntnis an, daß die Kenntnis der Gesetze der Naturvorgänge auch der Zauberschlüssel sei, der seinem Inhaber Macht über die Natur in die Hände gebe. In diesen Gedankenkreisen fühlte ich mich heimisch.

Ich stürzte mich mit Freude und großem Eifer auf das Studium aller physikalischen Lehrbücher, die ich in der Bibliothek meines Vaters fand. Es waren sehr altmodische, in denen noch das Phlogiston sein Wesen trieb und der Galvanismus noch nicht über die Voltaische Säule herausgewachsen war. Auch suchte ich mit einem Jugendfreunde allerlei Versuche, von denen wir gelesen, mit unseren kleinen Hülfsmitteln nachzumachen. Die Wirkung von Säuren auf die Leinwandvorräte unserer Mütter haben wir gründlich kennen gelernt; sonst gelang wenig; am besten noch der Bau von optischen Instrumenten mit Brillengläsern, die auch in Potsdam zu haben waren, und mit einer kleinen botanischen Lupe meines Vaters. Die Beschränkung der äußeren Mittel hatte in jenem frühen Stadium für mich den Nutzen, daß ich die Pläne für die anzustellenden Versuche immer wieder umzuwenden lernte, bis ich eine für mich ausführbare Form derselben gefunden hatte. Ich muß gestehen, daß ich manches Mal, wenn die Klasse Cicero oder Virgil las, welche beide mich höchlichst langweilten, unter dem Tische den Gang der Strahlenbündel durch Teleskope berechnete und dabei schon einige optische Sätze fand, von denen in den Lehrbüchern nichts zu stehen pflegte, die mir aber nachher bei Konstruktion des Augenspiegels nützlich wurden.

So kam es, daß ich in die besondere Richtung des Studiums eintrat, die ich nachher festgehalten habe, und die sich unter den angegebenen Umständen zu einem Triebe von leidenschaftlichem Eifer entwickelte. Dieser Trieb, die Wirklichkeit durch den Begriff zu beherrschen, oder was, wie ich meine, nur ein anderer Ausdruck derselben Sache ist, den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu entdecken, hat mich durch mein Leben geführt, und seine Intensität war auch wohl daran Schuld, daß ich keine Ruhe bei scheinbaren Auflösungen eines Problems fand, so lange ich noch dunkle Punkte darin fühlte.

Nun sollte ich zur Universität übergehen. Die Physik galt damals noch für eine brotlose Kunst. Meine Eltern waren zu großer Sparsamkeit gezwungen; also erklärte mir der Vater, er wisse mir nicht anders zum Studium der Physik zu helfen, als wenn ich das der Medizin mit in den Kauf nähme. Ich war dem Studium der lebenden Natur durchaus nicht abgeneigt und ging ohne viel Schwierigkeit darauf ein. Der einzige einflußreiche Mann unserer Familie war ein Arzt gewesen, der ehemalige Generalchirurgus Mursinna, und diese Verwandtschaft empfahl mich unter den anderen Bewerbern für die Aufnahme in unsere militärärztliche Lehranstalt, das Friedrich Wilhelms-Institut, welches die Durchführung des medizinischen Studiums unbemittelten Studierenden sehr wesentlich erleichterte.

Bei diesem Studium trat ich gleich unter den Einfluß eines tief-

sinnigen Lehrers, des Physiologen Johannes Müller, desselben, der in gleicher Zeit auch du Bois-Reymond, Brücke, Ludwig und Virchow der Physiologie und Anatomie zugeführt hat. Johannes Müller kämpfte noch in den Rätselfragen über die Natur des Lebens zwischen der alten wesentlich metaphysischen, und der neu sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise; aber die Überzeugung, daß die Kenntnis der Thatsachen durch nichts anderes zu ersetzen sei, trat bei ihm mit steigender Festigkeit auf; und daß er selbst noch rang, machte seinen Einfluß auf seine Schüler vielleicht um so größer.

Junge Leute greifen am liebsten gleich von vornherein die tiefsten Probleme an, so ich die Frage nach dem rätselhaften Wesen der Lebenskraft. Die Mehrzahl der Physiologen hatte damals den Ausweg G. E. Stahls ergriffen, daß es zwar die physikalischen und chemischen Kräfte der Organe und Stoffe des lebenden Körpers seien, die in ihm wirkten, daß aber eine in ihm wohnende Lebensseele oder Lebenskraft die Wirksamkeit dieser Kräfte zu binden und zu lösen imstande sei, daß das freie Walten dieser Kräfte nach dem Tode die Fäulnis hervorrufe, daß dagegen während des Lebens ihre Aktion fortwährend durch die Lebensseele reguliert werde. In dieser Erklärung ahnte ich etwas Widernatürliches; aber es hat mir viel Mühe gemacht, meine Ahnung in eine präcise Frage umzugestalten. Endlich, in meinem letzten Studienjahr, fand ich, daß Stahls Theorie jedem lebenden Körper die Natur eines perpetuum mobile beilegte. Mit den Streitigkeiten über das letztere war ich ziemlich bekannt. Ich hatte sie in meiner Schulzeit von meinem Vater und unserem Mathematiker oft besprechen hören. Dann hatte ich als Eleve des Friedrich Wilhelm-Instituts in der Bibliothek desselben Assistenz geleistet und in unbeschäftigten Minuten die Werke von Daniel Bernouilli, d'Alembert und anderen Mathematikern des vorigen Jahrhunderts mir herausgesucht und durchmustert. So stieß ich auf die Frage: „Welche Beziehungen müssen zwischen den verschiedenen Naturkräften bestehen, wenn allgemein kein perpetuum mobile möglich sein soll?“ und die weitere: „Bestehen nun thatsächlich alle diese Beziehungen?“ Meiner Absicht nach wollte ich in meinem Büchlein über die Erhaltung der Kraft nur eine kritische Untersuchung und Ordnung der Thatsachen im Interesse der Physiologen geben.

Ich wäre vollkommen darauf gefaßt gewesen, wenn mir die Sachverständigen schließlich gesagt hätten: „Das ist uns ja alles wohlbekannt. Was denkt sich der junge Mediziner, daß er meint, uns dies so ausführlich auseinandersetzen zu müssen?“ Zu meinem Erstaunen nahmen aber die physikalischen Autoritäten, mit denen ich in Berührung

kam, die Sache ganz anders auf. Sie waren geneigt, die Richtigkeit des Gesetzes zu leugnen und in dem eifrigen Kampfe gegen Hegels Naturphilosophie, den sie führten, auch meine Arbeit für eine phantastische Spekulation zu erklären. Nur der Mathematiker Jacobi erkannte den Zusammenhang meines Gedankenganges mit dem der Mathematiker des vorigen Jahrhunderts, interessierte sich für meinen Versuch und schützte mich vor Mißdeutung. Dagegen fand ich enthusiastischen Beifall und praktische Hülfe bei meinen jüngeren Freunden, namentlich bei Emil du Bois-Reymond. Bald zogen diese auch die Mitglieder der jüngsten physikalischen Gesellschaft von Berlin auf meine Seite herüber. Von Joules Arbeiten über dasselbe Thema wußte ich damals nur wenig, von Robert Mayer noch nichts.

Es schlossen sich daran einige kleinere physiologische Experimentalarbeiten über Fäulnis und Gärung, worin ich den Nachweis liefern konnte, daß beide keineswegs freiwillig eintretende oder durch die Mitwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs hervorgerufene, rein chemische Zersetzungen seien, wie Liebig wollte, daß namentlich weinige Gärung durchaus an die Anwesenheit der Hefepilze gebunden ist, die nur durch Fortzeugung entstehen. Ferner die Arbeit über Stoffwechsel bei der Muskelaktion, an die sich später die Arbeit über Wärmeentwickelung bei der Muskelaktion schloß, welche Prozesse nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft zu erwarten waren.

Diese Arbeiten genügten, um die Aufmerksamkeit Johannes Müllers und der preußischen Unterrichtsverwaltung auf mich zu lenken und mir den Ruf als Nachfolger Brückes nach Berlin und gleich darauf den an die Universität Königsberg zu verschaffen. Die militärärztlichen Behörden willigten in dankenswerter Liberalität in die Aufhebung meiner Verpflichtung zu weiterem Militärdienst, um mir den Übergang in eine wissenschaftliche Stellung möglich zu machen.

In Königsberg hatte ich Allgemeine Pathologie und Physiologie vorzutragen. Ein Universitätslehrer ist einer ungemein nützlichen Disziplin unterworfen, indem er alljährlich den ganzen Umfang seiner Wissenschaft so vortragen muß, daß er auch die hellen Köpfe unter seinen Zuhörern, die großen Männer der nächsten Generation, überzeugt und befriedigt; diese Nötigung trug mir zunächst zwei wertvolle Früchte ein.

Bei der Vorbereitung zur Vorlesung stieß ich nämlich zunächst auf die Möglichkeit des Augenspiegels und dann auf den Plan, die Fortpflanzungszeit der Reizung in den Nerven zu messen.

Der Augenspiegel ist wohl die populärste meiner wissenschaftlichen Leistungen geworden, aber ich habe schon den Augenärzten berichtet, wie dabei das Glück eigentlich eine unverhältnismäßig größere Rolle

gespielt hat als mein Verdienst. Ich hatte die Theorie des Augenleuchtens, die von Brücke herrührte, meinen Schülern auseinanderzusetzen. Brücke war hierbei eigentlich nur noch um eines Haares Breite von der Erfindung des Augenspiegels entfernt gewesen. Er hatte nur versäumt, sich die Frage zu stellen, welchem optischen Bilde die aus dem leuchtenden Auge zurückkommenden Strahlen angehörten. Für seinen damaligen Zweck war es nicht nötig, diese Frage zu stellen. Hätte er sie gestellt, so war er durchaus der Mann dazu, sie ebenso schnell zu beantworten wie ich, und der Plan zum Augenspiegel wäre gegeben gewesen. Ich wendete das Problem etwas hin und her, um zu sehen, wie ich es am einfachsten meinen Zuhörern würde vortragen können, und stieß dabei auf die bezeichnete Frage. Die Not der Augenärzte bei den Zuständen, die man damals unter dem Namen des schwarzen Stares zusammenfaßte, kannte ich sehr wohl aus meinen medizinischen Studien. Ich machte mich sogleich daran, das Instrument aus Brillengläsern und Deckgläschen für mikroskopische Objekte zusammenzukitten. Zunächst war es noch mühsam zu gebrauchen. Ohne die gesicherte theoretische Überzeugung, daß es gehen müßte, hätte ich vielleicht nicht ausgeharrt. Aber nach etwa acht Tagen hatte ich die große Freude, der erste zu sein, der eine lebende menschliche Netzhaut klar vor sich liegen sah.

Für meine äußere Stellung vor der Welt war die Konstruktion des Augenspiegels sehr entscheidend. Ich fand nun bei Behörden und Fachgenossen bereitwilligste Anerkennung und Geneigtheit für meine Wünsche, so daß ich fortan viel freier den inneren Antrieben meiner Wißbegier folgen durfte. Übrigens erklärte ich mir selbst meine guten Erfolge wesentlich aus dem Umstande, daß ich durch ein günstiges Geschick als ein mit einigem geometrischen Verstande und mit physikalischen Kenntnissen ausgestatteter Mann unter die Mediziner geworfen war, wo ich in der Physiologie auf jungfräulichen Boden von großer Fruchtbarkeit stieß, und daß ich andrerseits durch die Kenntnis der Lebenserscheinungen auf Fragen und Gesichtspunkte geführt worden war, die gewöhnlich den reinen Mathematikern und Physikern fern liegen. Meine mathematischen Anlagen hatte ich bis dahin doch nur mit denen meiner Mitschüler und denen meiner medizinischen Kommilitonen vergleichen können; daß ich diesen hierin meist überlegen war, wollte nicht gerade viel sagen. Außerdem war in der Schule die Mathematik immer nur als Fach zweiten Ranges betrachtet worden. Im lateinischen Aufsatze dagegen, der damals noch wesentlich die Siegespalme bestimmte, war mir immer eine Hälfte meiner Mitschüler voraus gewesen.

Meine Arbeiten waren nach meinem eigenen Bewußtsein einfach folgerichtige Anwendungen der in der Wissenschaft entwickelten experi-

mentellen und mathematischen Methoden gewesen, die durch leicht gefundene Modifikationen dem jedesmaligen besonderen Zwecke angepaßt werden konnten. Meine Kommilitonen und Freunde, die sich, wie ich selbst, der physikalischen Seite der Physiologie gewidmet hatten, leisteten nicht minder überraschende Dinge.

Aber allerdings konnte es im weiteren Verlaufe dabei nicht bleiben. Ich mußte die nach bekannten Methoden zu lösenden Aufgaben allmählich meinen Schülern im Laboratorium überlassen und mich selbst schwereren Arbeiten von unsicherem Erfolg zuwenden, wo die allgemeinen Methoden den Forscher im Stich ließen, oder wo die Methode selbst erst noch weiter zu bilden war.

Auch in diesen Gebieten, die den Grenzen unseres Wissens näher kommen, ist mir ja noch mancherlei gelungen, Experimentelles und Mathematisches. Ich weiß nicht, ob ich das Philosophische hinzurechnen darf. In ersterer Beziehung war ich allmählich wie jeder, der viel experimentelle Aufgaben angegriffen hat, ein erfahrener Mann geworden, kannte viele Wege und Hilfsmittel und hatte meine Jugendanlage der geometrischen Anschauung zu einer Art mechanischer Anschauung entwickelt; ich fühlte gleichsam, wie sich die Drucke und Züge in einer mechanischen Vorrichtung verteilen, was man übrigens bei erfahrenen Mechanikern und Maschinenbauern auch findet. Vor solchen hatte ich dann immer noch einigen Vorsprung dadurch, daß ich mir verwickeltere und besonders wichtige Verhältnisse durch theoretische Analyse klar machen konnte.

Auch bin ich im stande gewesen, einige mathematisch-physikalische Probleme zu lösen, und darunter sogar solche, an welchen die großen Mathematiker seit Euler sich vergebens bemüht hatten, z. B. die Fragen über die Wirbelbewegungen und die Diskontinuität der Bewegung in Flüssigkeiten, die Frage über die Schallbewegung an den offenen Enden der Orgelpfeifen u. s. w. Aber der Stolz, den ich über das Endresultat in diesen Fällen hätte empfinden können, wurde beträchtlich herabgesetzt dadurch, daß ich wohl wußte, wie mir die Lösungen solcher Probleme fast immer nur durch allmählich wachsende Generalisationen von günstigen Beispielen, durch eine Reihe glücklicher Einfälle nach mancherlei Irrfahrten gelungen waren. Ich mußte mich vergleichen einem Bergsteiger, der, ohne den Weg zu kennen, langsam und mühselig hinaufklimmt, oft umkehren muß, weil er nicht weiter kann, der bald durch Überlegung, bald durch Zufall neue Wegspuren entdeckt, die ihn wieder ein Stück vorwärts leiten, und endlich, wenn er sein Ziel erreicht, zu seiner Beschämung einen königlichen Weg findet, auf dem er hätte herauffahren können, wenn er gescheit genug gewesen wäre, den richtigen Anfang zu finden. In meinen Abhandlungen habe ich natürlich den Leser dann nicht von meinen Irrtümern unterhalten,

sondern ihm nur den gebahnten Weg beschrieben, auf dem er jetzt ohne Mühe die Höhe erreichen mag.

Es giebt ja viele Leute von engem Gesichtskreise, die sich selbst höchlichst bewundern, wenn sie einmal einen glücklichen Einfall gehabt haben oder ihn gehabt zu haben glauben. Ein Forscher oder Künstler, der eine große Menge glücklicher Einfälle hat, ist ja unzweifelhaft eine bevorzugte Natur und wird als ein Wohlthäter der Menschheit anerkannt. Wer aber will solche Geistesblitze zählen und wägen, wer den geheimen Wegen der Vorstellungsverknüpfungen nachgehen, dessen,

Was vom Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Ich muß sagen, als Arbeitsfeld sind mir die Gebiete, wo man sich nicht auf günstige Zufälle und Einfälle zu verlassen braucht, immer angenehmer gewesen.

Da ich aber ziemlich oft in die unbehagliche Lage kam, auf günstige Einfälle harren zu müssen, habe ich darüber, wann und wo sie mir kamen, einige Erfahrungen gewonnen, die vielleicht anderen noch nützlich werden können. Sie schleichen oft genug still in den Gedankenkreis ein, ohne daß man gleich von Anfang ihre Bedeutung erkennt; später hilft dann zuweilen nur noch ein zufälliger Umstand, um zu erkennen, wann und unter welchen Umständen sie gekommen sind; sonst sind sie da, ohne daß man weiß woher. In anderen Fällen aber treten sie plötzlich ein, ohne Anstrengung, wie eine Inspiration. Soweit meine Erfahrung geht, kamen sie nie dem ermüdenden Gehirne und nicht am Schreibtisch! Ich mußte immer erst mein Problem nach allen Seiten so viel hin und hergewendet haben, daß ich alle seine Wendungen und Verwickelungen im Kopfe überschaute und sie frei, ohne zu schreiben, durchlaufen konnte. Es dahin zu bringen, ist ohne längere vorausgehende Arbeit meistens nicht möglich. Dann mußte, nachdem die davon herrührende Ermüdung vorübergegangen war, eine Stunde vollkommener körperlicher Frische und ruhigen Wohlgefühls eintreten, ehe die guten Einfälle kamen. Oft waren sie wirklich, den citierten Versen Goethes entsprechend, des Morgens beim Aufwachen da, wie auch Gauß einst angemerkt hat. Besonders gern aber kamen sie, wie ich schon in Heidelberg berichtet, bei gemächlichem Steigen über waldige Berge in sonnigem Wetter. Die kleinsten Mengen alkoholischen Getränks aber schienen sie zu verscheuchen.

Solche Momente fruchtbarer Gedankenfülle waren freilich sehr erfreulich, weniger schön war die Kehrseite, wenn die erlösenden Einfälle

nicht kamen. Dann konnte ich mich wochenlang, monatelang in eine solche Frage verbeißen, bis mir zu Mute war wie

dem Tier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher ist schöne, grüne Weide.

Schließlich war es oft nur ein grimmer Anfall von Kopfschmerzen, der mich aus meinem Bann erlöste und mich wieder frei für andere Interessen machte.

Ein anderes Gebiet habe ich noch betreten, auf welches mich die Untersuchungen über Sinnesempfindungen und Sinneswahrnehmungen führten, nämlich das der Erkenntnistheorie. Wie ein Physiker Fernrohr und Galvanometer untersuchen muß, mit denen er arbeiten will, sich klar machen, was er damit erreichen, wo sie ihn täuschen können, so schien es mir geboten, auch die Leistungsfähigkeit unseres Denkvermögens zu untersuchen. Es handelte sich dabei auch nur um eine Reihe thatsächlicher Fragen, über die bestimmte Antworten gegeben werden konnten und mußten. Wir haben bestimmte Sinneseindrücke; wir wissen infolge dessen zu handeln. Der Erfolg der Handlung stimmt der Regel nach mit dem überein, was wir als beobachtbare Folge erwarten, zuweilen, bei sogenannten Sinnestäuschungen, auch nicht. Das sind alles objektive Thatsachen, deren gesetzliches Verhalten wird gefunden werden können. Mein wesentlichstes Ergebnis war, daß die Sinnesempfindungen nur Zeichen für die Beschaffenheit der Außenwelt sind, deren Deutung durch Erfahrung gelehrt werden muß. Das Interesse für die erkenntnistheoretischen Fragen ward mir schon in der Jugend eingeprägt, dadurch, daß ich meinen Vater, der einen tiefen Eindruck von Fichtes Idealismus hatte, mit Kollegen, die Hegel und Kant verehrten, oft habe streiten hören. Auf diese Untersuchungen stolz zu werden, habe ich bisher wenig Veranlassung gehabt. Denn auf je einen Freund habe ich dabei etwa zehn Gegner gefunden; namentlich habe ich immer alle Metaphysiker, auch die materialistischen und alle Leute mit verborgenen metaphysischen Neigungen dadurch aufgebracht. Aber die Adressen der letzten Tage haben mich eine ganze Reihe von Freunden entdecken lassen, die ich bisher nicht kannte, so daß ich dem heutigen Feste auch in dieser Beziehung Freude und neue Hoffnung verdanke. Freilich ist die Philosophie seit nahe dreitausend Jahren der Tummelplatz der heftigsten Meinungsverschiedenheiten gewesen, und man darf nicht erwarten, daß diese im Laufe eines Menschenlebens zum Schweigen gebracht werden können.

Ich wollte Ihnen auseinandersetzen, wie, von meinem Standpunkte aus gesehen, die Geschichte meiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Erfolge, so weit solche da sind, aussieht; vielleicht verstehen Sie nun,

daß ich überrascht bin durch die ungewöhnliche Fülle des Lobes, das Sie über mich ausgießen. Meine Erfolge sind mir zunächst für mein Urteil über mich selbst von Wert gewesen, weil sie mir den Maßstab abgaben für das, was ich weiter versuchen durfte; sie haben mich aber, hoffe ich, nicht zur Selbstbewunderung verleitet. Wie verderblich übrigens der Größenwahn für einen Gelehrten werden kann, habe ich oft genug gesehen, und habe mich deshalb stets davor zu hüten gesucht, daß ich diesem Feinde nicht verfiele. Ich wußte, daß strenge Selbstkritik an eigenen Arbeiten und Fähigkeiten das schützende Palladium gegen dieses Verhängnis ist. Aber man braucht nur die Augen offen zu halten für das, was andere können, und was man selbst nicht kann, dann, finde ich, ist die Gefahr nicht groß. Was meine eigenen Arbeiten betrifft, so glaube ich, daß ich niemals die letzte Korrektur einer Abhandlung beendet hatte, ohne 24 Stunden später wieder einige Punkte zu haben, die ich besser oder vollständiger hätte machen können.

Was schließlich den Dank betrifft, den Sie mir zu schulden behaupten, so würde ich unaufrichtig sein, wenn ich sagen wollte, das Wohl der Menschheit habe mir von Anfang an als bewußter Zweck meiner Arbeit vor Augen gestanden. Es war in Wahrheit die besondere Form meines Wissensdranges, die mich vorwärts trieb und mich bestimmte, alle brauchbare Zeit, die mir meine amtlichen Geschäfte und die Sorge für meine Familie übrig ließen, für wissenschaftliche Arbeit zu verwenden. Diese beiden Vorbehalte verlangten übrigens auch keine wesentliche Abweichung von den Zielen, nach denen ich strebte. Mein Amt gab mir die Pflicht, mich für die Universitätsvorträge fähig zu halten; die Familie, meinen Ruf als Forscher zu befestigen. Der Staat, der mir Unterhalt, wissenschaftliche Hilfsmittel und ein gut Teil freier Zeit gewährte, hatte meines Erachtens dadurch ein Recht, zu verlangen, daß ich in geeigneter Form alles, was ich mit seiner Unterstützung gefunden hatte, frei und vollständig meinen Mitbürgern mitteile.

Die schriftliche Ausarbeitung wissenschaftlicher Untersuchungen ist meist ein mühsames Werk; wenigstens war sie es mir in hohem Grade. Ich habe viele Teile meiner Abhandlungen vier bis sechs Mal umgeschrieben, die Anordnung des Ganzen hin und hergeworfen, ehe ich einigermaßen zufrieden war. Aber in einer solchen sorgfältigen Abfassung der Arbeit liegt auch ein großer Gewinn für den Autor. Sie zwingt ihn zur schärfsten Prüfung jedes einzelnen Satzes und Schlusses, viel eingehender noch als die vorher erwähnten Vorträge an der Universität. Ich habe nie eine Untersuchung für fertig gehalten, ehe sie nicht vollständig und ohne logische Lücken schriftlich formuliert vor mir stand.

Als mein Gewissen gleichsam standen dabei vor meiner Vorstellung die sachverständigsten meiner Freunde. Ob sie meine Arbeit billigen würden? fragte ich mich. Sie schwebten vor mir als die Verkörperung des wissenschaftlichen Geistes einer idealen Menschheit und gaben mir den Maßstab.

Ich will nicht sagen, daß in der ersten Hälfte meines Lebens, als ich noch für meine äußere Stellung zu arbeiten hatte, nicht höhere ethische Beweggründe mitgewirkt hätten neben der Wißbegier und meinem Pflichtgefühl als Beamter des Staates, aber es war schwerer, ihres wirklichen Bestehens sicher zu werden, solange noch egoistische Motive zur Arbeit trieben. Es wird ja wohl den meisten Forschern ebenso gehen. Aber später, bei gesicherter Stellung, wenn diejenigen, welche keinen inneren Drang zur Wissenschaft haben, ganz aufhören zu arbeiten, tritt für andere, welche weiter arbeiten, eine höhere Auffassung ihres Verhältnisses zur Menschheit in den Vordergrund. Sie gewinnen allmählich aus eigener Erfahrung eine Anschauung davon, wie die Gedanken, die von ihnen ausgegangen sind, sei es durch die Litteratur, sei es durch mündliche Belehrung ihrer Schüler, in den Zeitgenossen fortwirken und gleichsam ein unabhängiges Leben weiter führen; wie diese Gedanken, durch ihre Schüler weiter durchgearbeitet, reicheren Inhalt und festere Form erhalten und ihrem Erzeuger selbst wieder neue Belehrung zuführen. Die eigenen Gedanken des einzelnen hängen natürlich fester mit seinem ganzen geistigen Gesichtskreise zusammen, als fremde, und er empfindet mehr Förderung und Befriedigung, wenn er die eigenen sich reicher entwickeln sieht, als die fremden. Schließlich stellt sich für ein solches Gedankenkind bei seinem Erzeuger eine Art von Vaterliebe ein, die ihn treibt, für die Förderung dieser Sprößlinge ebenso zu sorgen und zu streiten, wie für die leiblichen.

Gleichzeitig aber tritt ihm auch die ganze Gedankenwelt der zivilisierten Menschheit als ein fortlebendes und sich weiter entwickelndes Ganzes entgegen, dessen Lebensdauer der kurzen des einzelnen Individuums gegenüber als ewig erscheint. Er sieht sich mit seinen kleinen Beiträgen zum Aufbau der Wissenschaft in den Dienst einer ewigen, heiligen Sache gestellt, mit der er durch enge Bande der Liebe verknüpft ist. Dadurch wird ihm seine Arbeit selbst geheiligt. Theoretisch begreifen kann das vielleicht ein jeder, aber diesen Begriff bis zu einem drängenden Gefühl zu entwickeln, dazu mag eigene Erfahrung nötig sein.

Die Welt, welche an ideale Motive nicht gerne glaubt, nennt dieses Gefühl Ruhmsucht. Es giebt aber ein entscheidendes Kennzeichen, um beide Arten der Gesinnung zu unterscheiden. Stelle die Frage: Ist es dir einerlei, ob von dir gewonnene Forschungsresultate als dir

gehörig anerkannt werden oder nicht? wenn sich mit dieser Frage Rücksichten auf den äußeren Vorteil nicht mehr verbinden. Bei den Leitern der Laboratorien liegt die Antwort am offensten da. Der Lehrer muß meist die Grundgedanken der Arbeit dazu geben, ebenso gut, wie eine Menge von Vorschlägen für die Überwindung neuer experimenteller Schwierigkeiten, bei denen mehr oder weniger Erfindung in Betracht kommt. Das alles geht in die Arbeit des Schülers über und geht schließlich, wenn die Arbeit gelingt, unter dessen Namen in die Öffentlichkeit. Wer will nachher unterscheiden, was der eine, was der andere gegeben? Und wie viele Lehrer giebt es doch, die in dieser Beziehung von jeder Eifersucht frei sind!

Also, meine Herren, ich bin in der glücklichen Lage gewesen, daß meine angeborene Neigung, wenn ich ihr frei folgte, mich zu Arbeiten hintrieb, um deren willen Sie mich loben, indem Sie behaupten, dadurch Nutzen und Belehrung gewonnen zu haben. Ich bin sehr glücklich darüber, daß ich schließlich noch Beifall und Dank von Zeitgenossen in so reichem Maße erhalte für eine Thätigkeit, welche für mich die interessanteste war, die ich einzuschlagen wußte. Aber auch mir haben meine Zeitgenossen vieles und Wesentliches geleistet. Abgesehen von der äußeren Sorge um meine und der Meinigen Existenz, die sie mir abgenommen, und abgesehen von den äußeren Hülfsmitteln, die sie mir gewährt haben, habe ich bei ihnen den Maßstab der geistigen Fähigkeiten des Menschen gefunden, und durch ihre Teilnahme an meinen Arbeiten haben sie mir die lebendige Anschauung von dem Leben der gemeinsamen Geisteswelt der idealen Menschheit erweckt, welche mir selbst den Wert meiner Bemühungen in ein höheres Licht rücken mußte. Unter diesen Bedingungen kann ich den Dank, den Sie mir entgegenbringen wollen, nur als eine freie Gabe der Liebe betrachten, gegeben ohne Gegengabe und ohne Verpflichtung.

Über Ziele und Erfolge der Polarforschung.

Rede, gehalten in der Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg zur Feier des 27. Januar 1897

von

Georg Gerland.*)

Wie unsere großen kirchlichen Feste für den einzelnen Tage der Erinnerung an sein Privatleben sind, so sind unsere großen politischen Feste auch Gedenktage für uns, aber anderer Art; sie führen uns über

*) Abdruck aus der „Deutschen Rundschau". April 1897, mit gütiger Genehmigung von Herrn Dr. Rodenberg.

uns hinaus, nicht die eigenen Erlebnisse, nein, die Schicksale der ganzen Zeit, des Volkes, der Völker führen sie uns vor, und die Gedanken, weiter ausblickend, erwägen Vergangenheit und Zukunft im hellen Lichte der Gegenwart.

Heute feiern wir ein solches Fest, das höchste, welches uns im Kreislauf der Tage regelmäßig wiederkehrt, das Geburtsfest des deutschen Kaisers, unsers Kaisers Wilhelm II. Da fühlen wir heute besonders lebhaft, was wir in der Gegenwart besitzen, und fast unwillkürlich kommen wir dazu, das Wesen derselben abwägend zu betrachten. Knüpfen sich doch an die Namen der Herrscher die Namen der Zeiten, ist doch eine solche Umschau nur geeignet, unsere festliche Stimmung zu erhöhen. Wir Älteren, die wir aus den Zeiten stammen, in welchen die Idee des heute Erreichten als Ideal die Jugend begeisterte, die Männer zu den schwersten Opfern trieb, wir freuen uns mit klarer, sicherer Freude über alles Erreichte, trotz des für viele so hohen Preises, den sie dafür einsetzen mußten. Und jetzt, wo das Rauhe des Neubaues durch die wirksame Kraft fortwährender Benutzung und dank der Weisheit seiner höchsten Leitung sich immer mehr geglättet hat, da treten neue, ich darf wohl sagen größere Aufgaben an uns heran: die Teilnahme des deutschen Volkes an der Erschließung und Beherrschung der Welt, die Vertiefung und Ausgleichung des inneren deutschen Lebens.

Und so tritt uns auch auf dem Gebiete der Geistesarbeit, der Wissenschaft, unsere neue Zeit mit neuen, hochbedeutenden Aufgaben entgegen. Zu Anfang des Jahrhunderts, welches jetzt zu Ende geht, war überall, trotz des schweren Druckes jener Zeit, frohes Beginnen; neue Bahnen wurden entdeckt, neuer Grund gelegt. Die Keime, welche damals austrieben, stehen jetzt in kräftigem, vollem Leben. Ja, auch wir haben ein Jahrhundert der Renaissance, der Reformation erlebt — wie auf politischem so auch auf dem Gebiete des Geisteslebens, denn beide Wiedergeburten und Neuformungen wurzeln gleichmäßig in den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Natur, wie sich dieselbe auf der Stufe unserer Zeit entwickelt hat — reicher und umfassender entwickelt hat als selbst in jener so glorreichen älteren Epoche des sechzehnten Jahrhunderts.

An Festtagen geziemt es, das Erfreuliche hervorzuheben, und eine gerechte Würdigung des Guten fördert stets das Bessere. Es ist erstaunlich, wie viel in den letzten fünfzig Jahren auf allen Wissensgebieten gleichzeitig geleistet ist: Umfassenderes, Bleibenderes, als in irgend einer anderen Zeit menschlicher Entwickelung. Und zugleich wurden die Ziele, nach welchen die verschiedenen Wissenschaften streben können und streben sollen, klar herausgearbeitet; freilich gehen wir nicht mehr im glänzenden, goldenen Morgennebel, aber hell im Tageslichte liegen die Berggipfel vor uns, die wir ersteigen müssen; hell und deut-

lich sehen wir den Weg, der zum Ziele führt, die Methode unserer Arbeit, uns vorgezeichnet. Mühevoller ist heute die wissenschaftliche Thätigkeit als früher, aber sie geleitet uns, streng durchgeführt, zu sicherem Erfolg. Dies ist die Art der Arbeit, wie sie den Forscher erfreut.

Und dazu kommt die trotz aller politischen Gegensätze stets wachsende Einigung der Völker in der Kulturarbeit, die in immer lebhafterer Ausbildung dazu dienen wird, jene Gegensätze, so weit sie die gemeinsamen Ziele der Menschheit schädigen, mehr und mehr zu mildern. Und ferner nun die heutige Überwältigung von Raum und Zeit: es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich es ausspreche, daß wir im Anfange einer ganz neuen Entwicklungsphase der Menschheit stehen.

Es sei mir vergönnt, an meiner Fachwissenschaft, der Erdkunde, kurz nachzuweisen, welche gewaltigen Fortschritte in den letzten fünf Jahrzehnten gemacht sind. Wie sahen vor dieser Zeit unsere Karten aus! Das große deutsche Nationalwerk, der Stielersche Atlas, der von Gotha aus heute sich die Welt erobert hat und Atlas aller Völker wurde, wie unvollkommen war er damals! Afrika, Australien, Südamerika fast leer, ebenso die Polargegenden, und wie falsch waren oft die Einzelheiten! Und noch schlimmer stand es mit der Physik der Erde. Schließt sich doch die ganze Tiefseeforschung erst an den praktischen Vorgang der Kabellegung an: war doch eine klimatologisch allgemeine Forschung noch unausführbar, das Wissen von der Eiszeit und ihren Folgen in den ersten Anfängen — so war eine wirkliche Erdkunde, die Wissenschaft von der Wechselwirkung der großen physikalischen Kräfte, die, an die Erdmaterie gebunden, durch ihre Gesamtwirkung die Erscheinungen, Gestaltungen und Wandlungen der Erde, der Länder der Meere hervorbringen — eine solche Wissenschaft war damals noch gar nicht möglich.

Giebt es nun Teile der Erde, welche für die Erforschung der Natur unseres Planeten besonders wichtig sind? Unstreitig; doch erscheint dem Menschen zunächst das Unbekannte als das Wichtigste. Das galt von Afrika, wo allerdings auch praktische Fragen schwer in das Gewicht fielen; das gilt von der Polarforschung, wo doch von praktischen Erfolgen kaum die Rede sein kann. Und so ist gerade das Interesse, welches wir an der Polarforschung haben, die Art, wie sie heute betrieben und für die Zukunft geplant wird, ganz besonders charakteristisch für unsere neue Zeit, für ihre Arbeit und ihre Erfolge. Liegt es da nicht nahe, daß wir heute, wo wir uns ein Bild der Leistungen unserer Zeit vorführen wollen, als Beispiel bei der Polarforschung etwas länger verweilen, gerade heute, wo uns alle durch Nansens unerhörte Erfolge die Polarwelt besonders beschäftigt, heute aber auch, wo wir alle wissen, wie lebhaft unser Kaiser an diesem allgemeinen

Interesse aller Völker und seines Volkes teilnimmt, ja, wie er selbst mehr als eine Nordlandfahrt unternommen hat. —

Wenn wir absehen von den Handelsfahrten der alten Bevölkerung der spanischen Halbinsel und von den Fahrten der keltischen Urbewohner Britanniens, die wohl bis Grönland kamen, so ist der älteste Nordlandforscher ein jüngerer Zeitgenosse des den Osten der Welt erschließenden Alexander des Großen, Pytheas von Massilia, eine der herrlichsten und glänzendsten Erscheinungen des Altertums. Ihn trieben rein wissenschaftliche Gedanken in den damals dreifach gefahrvollen Norden. Mit überreicher Ausbeute heimgekehrt, ward er von seinen Zeitgenossen nicht verstanden, und mehr als zweitausend Jahre dauerte es, bis wieder, vom rein wissenschaftlichen Sinn getrieben, Männer gen Norden segelten. Zwar fehlte es im Mittelalter keineswegs an Nordfahrten: Norweger gründeten zur selben Zeit im höchsten Norden, in Grönland, Kolonieen, als ihre Landsleute sich im schönen Süden, in Apulien und Sizilien festsetzten — beides Niederlassungen ohne bleibende Dauer. Die Fahrten der Venetianer Zeni nach den Faröern um 1390 haben keine historische Bedeutung, und Christoph Columbus' Nordfahrt, die ihn 1477 weit über Island hinaus geführt haben soll, ist wohl nur ein Märchen. Wie die arktischen Meere keine selbständigen Gezeiten haben, wie ihnen Ebbe und Flut aus unseren Ozeanen kommt, so zeigt die arktische Forschung ganz und nur den Wellenschlag der europäischen Geschichte.

Am Ausgange des Mittelalters, bei noch großer Unbekanntheit der Erde, trieb die Habgier, die Sucht nach den Waren des Südens, die Völker in das Eis des Nordens; man wollte Indien auf möglichst kurzem und von Mitbewerbern, also Feinden, ungefährdetem Weg erreichen. Dies war der Zweck der Weltumsegelung Magelhaens'; das Ceterum censeo des berühmten Indienfahrers James Lancaster lautete, daß der Weg nach Indien nördlich um Amerika gehe; nach Ostindien wollten die Polarfahrer Cabot im fünfzehnten, Frobisher, Davis im sechzehnten, Hudson, Baffin im siebzehnten Jahrhundert, um nur einige der berühmtesten Namen zu nennen. Und nicht bloß um Nordamerika, um Nordasien, nein, direkt über den Nordpol selbst hin versuchte man das begehrte Südland zu erreichen; es ist erstaunlich, was diese kühnen Seefahrer, Engländer wie Holländer, alles wagten, litten, erreichten.

Zwar Indien hat keiner erreicht — aber wir alle kennen die Hudson-Bai, die Davis-Straße, den Lancaster-Sund. Wie wir den ältesten Steinzeit-Menschen, die lange vor aller Geschichte lebten, eine der wichtigsten Errungenschaften der Menschheit, die Wegsamkeit der Erde, verdanken, indem sie die großen Straßen über Ströme und Gebirge, durch Steppen und Wüsten erschlossen, die noch heute gelten:

so wirkten auch jene ältesten arktischen Fahrten zunächst pfadfinderisch erschließend. Ihnen folgten die Schiffe der Wal- und Robbenfänger, eine Bucht, eine Insel und Straße nach der anderen auffindend, benennend und für die Nachkommenden kartographisch festlegend.

Und nun traten im siebzehnten Jahrhundert Männer auf wie Kepler, die Cassini, Newton, Bayle; von Frankreich aus entwickelte sich der so merkwürdige Streit über die Gestalt der Erde, dessen letzte Frucht, das einheitliche Metermaß, ebenfalls zu dem wertvollsten Besitz der Menschheit zählt. Von Frankreich aus verbreitete sich eine ganz neue Kartographie, welche an die Stelle der früheren roh-schematischen Topographie das natürliche Bild des Landes setzte; von Frankreich aus gingen die Ideen, welche politisch zur Revolution, wissenschaftlich zu jener Umwandlung des Denkens führten, durch welche sich das neunzehnte Jahrhundert so scharf vom achtzehnten scheidet — alles dies machte sich sofort auf dem Gebiete der Gesamtauffassung der Erde, der Erdkunde, geltend, wie dieselbe ja immer mit den großen Geistesbewegungen der Menschheit besonders nahen Zusammenhang gezeigt hat. Und so ist auch die Polarforschung im neunzehnten Jahrhundert plötzlich eine ganz andere. Wohl suchte man noch die nordwestliche, die nordöstliche Durchfahrt, aber nicht mehr um Indien zu erreichen; als die erstere 1852 von Mac Clure, die letztere 1879 von Nordenskjöld gefunden war, bestand der Wert der Auffindung nicht in der Durchfahrt, er bestand vielmehr in dem endlich sicheren Bild der Nordküste beider Kontinente und in der reichen wissenschaftlichen Ausbeute beider Entdecker. Solcher Ausbeute, nicht mehr den Handelsinteressen, galten auch die hohen Preise, welche die englische Regierung noch in unserem Jahrhundert für die Auffindung der Durchfahrt aussetzte, die kostspieligen Expeditionen, welche sie zu gleichem Zwecke ausrüstete: die früheren Handelsfahrten waren zu wissenschaftlichen Forschungsreisen geworden, und erforschen wollte man die gesamte Natur der polaren Erde.

Gleiche Ziele verfolgten die einzelnen. Der Waler Skoresby, neben seinem Walfischfang zugleich Prediger in Schottland, machte auf seinen Jagdfahrten ununterbrochene und wissenschaftlich höchst wertvolle Studien über Hydrographie, Magnetismus, Meteorologie der arktischen Gegenden; ebenso bereiste der nachmalige Dubliner Professor der Mineralogie, Karl Ludwig Gieseke 1807—1813 West- und Ostgrönland nur, um seine grundlegenden Studien über die geologische Beschaffenheit dieser Küsten zu machen. Übrigens war er ein Deutscher, aus Augsburg, und zwar ein Dichter, den wir alle gar nicht selten im Munde führen: der Dichter der Zauberflöte, was hier erwähnt sein mag, da heute ja auch der Geburtstag des Mannes ist, der selbst die Giesekischen Knittelverse unsterblich machen konnte, der Geburtstag Mozarts.

Bis nach 1860 standen als die ersten der Polarforscher die Engländer da, denen sich später die Amerikaner zugesellten. Die wichtigsten Erfolge bis dahin waren die Entdeckung des magnetischen Pols 1831 durch John und seinen Neffen James Roß, die Festlegung der Küsten des arktischen Amerika und zahllose wissenschaftliche Einzelbeobachtungen. Später traten andere Nationen jenen beiden ebenbürtig zur Seite, so die Dänen in Grönland, so namentlich die Schweden, deren glänzendster Vertreter Nordenskjöld ist; gleichfalls hervorgehoben seien unsere beiden deutschen Polarfahrten nach Ostgrönland, die östreichische Expedition, welche unter Weyprecht und Payer Franz-Josephs-Land entdeckte; die holländischen Forschungen südlich von Spitzbergen, die russischen an der Nordküste Sibiriens; und jetzt stehen durch Nansen und Mohn die Norweger mit in der ersten Reihe der Polarforscher.

Alles dies waren vereinzelte Unternehmungen; für ein streng wissenschaftliches Studium der Polarnatur mußten jedoch gleichzeitige andauernde Beobachtungen von äußerster Wichtigkeit sein. So schlugen der Direktor der deutschen Seewarte, Geh. Rat Neumayer, und der österreichische Schiffsleutnant Weyprecht vor, man solle während eines ganzen Jahres auf einer Kette den Pol umgebender Stationen Beobachtungen aufstellen; dieser Vorschlag wirkte so lebhaft, daß für 1882—83 eine Reihe von Völkern zu dieser gemeinsamen Arbeit zusammentrat, Deutschland, England, Amerika, Rußland, Östreich, Frankreich, Schweden, Norwegen und Finnland. Das Deutsche Reich bewilligte 300000 Mark; die östreichische Expedition zahlte Graf Wiltschek, die schwedische Kaufmann O. Smith; für die Polarforschung des einen Jahres sind gewiß 3—4 Millionen Mark ausgegeben; überschlägt man aber die Kosten aller Polarfahrten dieses Jahrhunderts, so steigt die Summe wohl über hundert Millionen.

Aber nicht nur durch dies internationale Bündnis war das Jahr 1884 epochemachend; damals kehrte ferner Nordenskjöld vom grönländischen Binneneis zurück, und drittens, beim Anhören eines Berichtes über Nordenskjöld durchzuckte den Mann, der heute als erster unter den Polarforschern gilt, durchzuckte Nansen der Gedanke einer Durchwanderung Grönlands auf Schneeschuhen, an deren ruhmvolle Ausführung er dann die neuen Ideen anknüpfte, die er, von dem diesmal gerechten Glück begünstigt, soeben zu jubelndem Staunen der ganzen Welt siegreich vollendet hat.

So ist die Nordpolforschung fast ausschließlich das Werk germanischer Nationen; denn auch die Führer der Russen waren meist germanischer, und zwar deutscher Abstammung. Die Romanen, durchaus nicht minder seetüchtig, haben sich vom Nordpol ganz fern gehalten. Doch treffen wir Frankreich thätig für die Erforschung des Südpols.

Daß trotz der Fabeleien von einem großen Südland, welches wohl gar das Goldland des Salomo sein sollte — daher der Name der Salomo-Inseln bei Australien — daß trotzdem der Südpol so gänzlich vernachlässigt wurde, hat seinen Grund in der Ungunst seiner Umgebung. Größere Landmassen fehlen; die ungeheure Wasserwüste des Südens zeigt nur wenige Inseln, und diese besitzen weder größere Säugetiere noch gar menschliche Bewohner, während die Eskimo des Nordens für die Polarforschung unschätzbar wichtig sind. So blieb Magelhaens' Südfahrt 250 Jahre lang ohne Folge; der erste, der nach ihm hohe Südbreiten erreichte, war 1774 James Cook; ähnliche Expeditionen erfolgten erst nach weiteren fünfzig Jahren. Die bekanntesten sind die der Franzosen unter Dumont d' Urville 1839, der Amerikaner unter Wilkes, der Engländer unter James Roß, der 1842 bis zum 78. Grad, der höchsten bisher erreichten Südbreite vordrang. Nach dem einjährigen Aufenthalt einer deutschen Station auf der Insel Südgeorgien, einer französischen an der Südspitze Amerikas, welche beide in den Kreis der internationalen Polumzingelung des Jahres 1883 gehören, nach einigen neuen Südvorstößen der letzten Jahre rüsten und sammeln gegenwärtig auch wieder eine Reihe von Nationen, Deutschland, Östreich, England, Amerika und andere, zu einer neuen internationalen Polbelagerung, die diesmal am anderen Ende der Welt stattfinden und für die Wissenschaft von allergrößtem Wert sein wird.

Aber hier drängt sich uns die Frage auf: Warum? Warum erstreben wir nun gar das unzugängliche Südland? Was haben wir, die Menschheit, die Wissenschaft, von diesem so unsäglich opfervollen Studium der unwirtlichsten, schrecklichsten Gegenden der Welt?

Eins empfanden wir alle beim Lesen einer arktischen Reise: neue, übergewaltige Eindrücke stürmten auf uns ein. Die schroffen Felsen und brandenden Küsten; das Eis bald in endlos ausgedehnter, öder Fläche, bald wild über einander getürmt; der tobende Kampf von Wasser, Fels und Eis neben totenstarrer, furchtbarer Stille; das rötlich fremde Licht einer nicht untergehenden Sonne, die sich häufig in die seltsamsten Gebilde verzerrt; oder finsterer Nebel und endlose Dunkelheit, bisweilen jäh aufleuchtend in dem geisterhaften Wallen und Strahlen des Nordlichts, in welchem Plato und Pytheas die Oberfläche der wahren Erde, der Erde höherer Geister sahen — diese Natur hat eine überwältigende Erhabenheit. Nansen berichtet, daß die Eskimo den Tupilik, den bösen Dämon der Einsamkeit, fürchten, der dem Menschen die Sprache raube; es ist derselbe Dämon der Einsamkeit und ihres Schauders, vor dem die Griechen als dem großen Pan erschraken, dem Böcklin in seinem „Schweigen des Waldes" ein so ent-

setzliches Aussehen verliehen — derselbe furchtbare Dämon, der so manche Reisende, die zu lange und geistig hilflos jenen übermächtigen Eindrücken der Öde, der Nacht preisgegeben waren, zum Tiefsinn, ja zum Wahnsinn trieb.

Und neben diesem furchtbaren Reiz der Erhabenheit der Reiz der Anspannung aller Kräfte, der Bekämpfung höchster Schwierigkeiten mit dem Bewußtsein, wirklich Großes zu leisten — man hat dies eine Art Sport genannt; jedenfalls ist er der denkbar edelste, opfervollste und erfolgreichste Sport.

Alles dies kann jedoch nur die einzelnen locken, nicht die Regierungen, ebenso wie die Auffindung des Pols ganz in das Gebiet des individuellen Wünschens gehört und eine sehr geringe wissenschaftliche Bedeutung hat. Auch das Interesse der Land- und Küstenvermessungen trieb die Staaten nicht; im herrenlosen arktisch-amerikanischen Archipel wurden die Küstenlinien ebenso genau verzeichnet, wie im englischen Kanada; Schweden, Norweger waren es, welche die Nordküste des russischen Sibiriens festlegten; für das dänische Grönland arbeiteten alle Nationen, und zugleich bedenke man die reichen Geldspenden der Regierungen, der Privaten, für die rein wissenschaftliche Polarforschung 1883.

Also, ein praktisches Interesse im gewöhnlichen Sinne trieb weder die Staaten noch die einzelnen, aber es giebt ein Praktisches höherer Ordnung, welches die Menschheit im Ganzen fördert, ihren Gesichtskreis erweitert, ihre geistige Kraft und Fähigkeit hebt. Hier zeigt sich unsere neue Zeit: bewußt und unbewußt ringt sie stets auch nach solchen Gütern. In unserem Fall handelt es sich um Erschließung, um Bewältigung der Erde, unsere geistige Beherrschung derselben ist die nächste Folge, und was für diese im harten Ringen mit der Natur gewonnen wird, das kommt der gesamten Menschheit zu gute; denn für den einzelnen wie für die menschliche Societät sind große und stets bedeutender werdende Vorstellungen und Gedanken ein Entwicklungsbedürfnis; wer fähig ist, solche Vorstellungen zu fassen, sich selbst über dieselben zu vergessen, ist dadurch schon zu höherem Leben erhoben: das Unbedeutende, Folgelose ist das wahrhaft Böse auf Erden, weil es überall das Leben und den Strom der Entwicklung hemmt. Für uns Menschen aber giebt es keine größeren Vorstellungen, als die großen Anschauungen des Planeten, den wir bewohnen; hier schauen wir nicht uns selbst, hier tritt uns von außen ein übermächtig Fremdes entgegen, welches wir geistig bewältigen müssen, und auf welches wir alle unsere Vorstellungen vom gesamten Weltall aufbauen. Und das Bedürfnis, das Wesen der Erde zu erforschen, ist der Menschheit angeboren; es giebt kein Volk, welches sich nicht die Fragen: was ist, woher kommt die Welt? durch seine Mythen beantwortet hätte.

Wir bilden — wenigstens absichtlich — keine Mythen mehr, wir wollen erkennen, begreifen: gerade deshalb aber werden wir so besonders lebhaft zum Studium der polaren Welt hingedrängt. Ja, es giebt Teile der Erde, die für die Erforschung unseres Planeten besonders wichtig sind. Hierher gehören vornehmlich die Polargegenden: denn nirgends drängen sich für unsere heutige Bildungsstufe zahlreichere und größere Rätsel zusammen, als gerade hier. Hier tritt das magnetisch-elektrische Leben der Erde in der wundersamen Erscheinung der Nordlichter hervor; die Eismassen, die auf unseren Hochgebirgen schon in ihrer bescheidenen Form uns mit Staunen erfüllen, hier wölben sie sich riesenhaft über weite Landflächen; zu den Polen drängen alle Windbahnen der Erde; hierher die Meeresströmungen; der Haushalt der Natur erscheint hier ein völlig anderer, wir sehen mächtige Feuerberge, deren äußere Hüllen wohl gar aus lavabedeckten Eisschichten gebildet sind, und unter den Eismassen der Pole finden sich Pflanzenreste, welche beweisen, daß an der Stelle der jetzigen Vereisung und nicht gar lange vor derselben tropische, subtropische Vegetation üppig gedieh.

Also die wunderbare Erhabenheit der arktischen Welt; sodann der Trieb der Menschen, auf der ganzen Erde zu Hause und diesem ihrem Hause geistig gewachsen zu sein; endlich die rätselhafte Eigenart der Polargebiete: das sind die Gründe, weshalb die Menschheit, Völker wie einzelne, sich stets von neuem und heute so besonders lebhaft um die Pole bemühen. Was werden nun künftige Expeditionen zu beobachten haben? Was sind für uns die wichtigsten Aufgaben der Polarforschung?

Zuerst ist die Untersuchung der Polarländer in Beziehung auf die Verteilung von Land und Meer, auf Größe, Höhe, Bodenbeschaffenheit der Landflächen, kurz, in Beziehung auf alles das höchst wichtig, was man eine polare Länderkunde nennen mag. Denn die Gestaltung der Erdoberfläche ist nicht zufällig — was wäre auch im Reich der Natur, der ewigen Gesetzmäßigkeit zufällig? —, sie ist vielmehr Folge der Wechselwirkung des Erdinnern und der Erdrinde. Letztere giebt fortwährend Wärme aus dem Erdinnern nach außen hin ab und bewirkt dadurch Abkühlung und Zusammenziehung des Erdballs. Nirgends aber ist die Abkühlung stärker als an den Polen; nirgends sind daher auch die Druckwirkungen mächtiger, welche durch die Zusammenziehung entstehen. Und so ist es eine der wichtigsten Entdeckungen Nansens und der Mannschaft der „Fram", daß der Boden des Polarmeeres nördlich von Sibirien mehr als 2000 Meter in eine Tiefe absinkt, die wahrscheinlich mit den großen, von Professor Mohn entdeckten Tiefen zwischen Grönland und Spitzbergen zusammenhängt. Und wie der Meeresboden, so sind auf der atlantischen Seite des Polargebiets,

ganz ebenso wie im nordatlantischen Ozean selbst, auch die Länder stark zertrümmert, die Küsten, die Inseln durch tiefe Fjorde in einzelne Stücke zerbrochen oder ganz auseinander gerissen durch schmale, von Meer zu Meer greifende Sunde. Und ferner ist der Meeresboden durchlöchert von Vulkanen, die, zum teil noch thätig, hier einzeln, wie die Insel Jan Mayen, dort in Schwärmen auftreten, wie die Eilande Franz Josefland oder die Vulkane der Feuerinsel Island. In dieser Bildung aber zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der atlantischen Hälfte des Polargebiets, die nördlich von Europa und dem östlichen Nordamerika liegt, und der pacifischen Seite desselben über Sibirien und dem westlichen Amerika. Nur in der atlantischen Hälfte finden wir diese Unruhe der Bildung, diese Zertrümmerung; die pacifische Seite hat vorwiegend ruhige eintönige Küstenbildung und sehr wenig Inseln. Und dazu kommt noch eine weitere merkwürdige Thatsache: die Länder des atlantischen Polarmeeres sind seit undenklich langen Zeiten in allmählicher, wenn auch bisweilen unterbrochener Hebung begriffen, welche jetzt noch andauert, wie auch die Zertrümmerung ihrer Küsten in die frühesten Zeiten der Erdgeschichte zurückgeht; während umgekehrt die pacifische Hälfte ein Untersinken zeigt, welches erst in sehr später Zeit in eine schwache Hebung übergegangen ist. Schon diese wenigen Thatsachen, die ich aus der Fülle der Erscheinungen herausgreife, beweisen die Bedeutung der Polargegenden für die Gesamterde: der Gegensatz zwischen der atlantischen und pacifischen Erdhälfte zeigt sich auch hier und hier schärfer, faßlicher als in den ungeheuren Ozeanen selbst. Und ferner, da das Klima namentlich der höheren Breiten wesentlich bedingt ist durch die warmen, von Süden kommenden Meeresströmungen, diese aber nicht einfließen können, wo ihnen Landmassen den Weg sperren: so ist die polare Landgestaltung auch nach dieser Seite hin sehr wichtig. Vielleicht erklären sich die Rätsel des Erdklimas früherer Epochen wenigstens teilweise durch eine andere Verteilung der Polarländer jener Zeiten.

Aus allem dem leuchtet klar hervor, welch ungemein große Bedeutung die Polarforschung für die gesamte Geschichte der Erde hat; diese ist ohne jene völlig unbegreiflich. Und sodann der Magnetismus der Erde, das buntfarbige Strahlen des Nordlichtes, das Flattern seiner Draperien und Bänder, in denen Plato und Pytheas die Bänder sahen, welche die Weltenden verknüpfen sollten. Und wirklich greift hier die Forschung weit über die Erde hinaus; denn die Beweglichkeit der magnetischen Elemente spiegelt uns die Vorgänge der Sonnenatmosphäre, vielleicht sogar die ungeheuren Perioden der Planetenstellungen unseres Sonnensystems. Was ist, woher stammt dieser Magnetismus, welcher mit den wundersamsten Erscheinungen am Himmel und zugleich, wie

es scheint, mit den großen Bruchlinien der Erde, mit den Küsten, den Gebirgen unserer Kontinente in merkwürdigem Zusammenhang steht? Was sind die Nordlichter, welche, nach dem Pol zu immer seltener und bleicher, ihre eigentliche Heimat in der Breite zwischen Nordschottland und Südgrönland haben? welche bisweilen dicht an der Erde, meist aber in den höchsten Höhen der Atmosphäre sich entzünden, ja, welche der Mensch, wenn auch nicht in ihrer ganzen Pracht und Größe, künstlich hervorrufen kann? Sind es ein- oder ausströmende elektrische Stoffe und Massen, wie Williams und Werner Siemens annehmen? Was sind sie? Und wollte die Menschheit sie unerforscht lassen, sie kann nicht; der Mechanismus ihres eigenen Seelenlebens, in welchem nichts unverknüpft dasteht, zwingt sie, auch die äußeren Dinge zu verknüpfen, und in der Verknüpfung liegt die Erklärung. So kann auch hier die polare Forschung nicht nachlassen; gerade für dies Studium ist eine dauernde Umlagerung des Pols von Wichtigkeit — nicht nur des Nord-, auch des Südpols, der seine Südlichter in gleicher Herrlichkeit aufflammen läßt.

Es ist eine durch die arktischen und andere Reisen bekannte Thatsache, daß nach starken, namentlich heftig bewegten Nordlichtern meist schlechtes Wetter eintritt; daß die höchsten Wolken sich nach der Richtung der Nordlichtstrahlen einstellen; kurz, daß das Nordlicht auf die Witterung Einfluß hat. Und so kommen wir auf eine weitere Gruppe von Thatsachen, auf die meteorologischen Erscheinungen, welche, für die ganze Erde von äußerster Wichtigkeit, in den Polargegenden besonders merkwürdig auftreten. Betrachten wir zunächst die Winde. Zu den Polen hin fließen die am Äquator aufsteigenden Luftmassen in den höchsten Höhen der Atmosphäre rasch ab; in den polaren und den diesen benachbarten Erdgebieten setzen sie sich um in die Luftströme, welche am Erdboden her zum Äquator zurückfließen. Da nun auf diesem Gegensatz von Pol und Äquator sämtliche Luftbewegungen unserer Atmosphäre, auch ihre Schwankungen und scheinbaren Unregelmäßigkeiten, beruhen, da die Maxima und Minima des Luftdrucks, welche unser Wetter bedingen, so vielfach an oder in den polaren Breiten ihren Ursprung haben — ich erinnere an die unregelmäßigen Winde des polaren Sommers, welche Nansens Schiff „Fram“ so hinderlich waren — so zeigt sich selbst für unsere Breiten die meteorologische Erforschung der Polargegenden praktisch ebenso unentbehrlich, wie sie unentbehrlich für die Wissenschaft ist. Auch für die Meteorologie sind dauernde Beobachtungen auf allen Seiten des Pols von größter Wichtigkeit; für sie sind alle von den Polarforschern unseres ganzen Jahrhunderts gesammelten Aufzeichnungen vom höchsten Wert. Und in diesen Beobachtungen, diesen Aufzeichnungen zeigt sich ein Heldentum,

welches man getrost den größten menschlichen Heldenthaten zur Seite stellen darf. Man bedenke, welche Thatkraft, welche Opfer es verlangt, täglich, stündlich die Instrumente abzulesen und aufzuzeichnen bei einer Temperatur, bei der das Quecksilber fest wie Blei ist, bei welcher Metall, ja selbst gewärmtes Wasser an die Haut, auch nur den Finger gebracht, schlimme Wunden verursacht. Ja, in diesen und ähnlichen Thaten, in dieser Unablässigkeit peinvollster Anstrengung lebt das Heldentum der Wissenschaft und ihrer Mannschaften, welches ich gewiß am heutigen Tage von dieser Stätte rühmen darf, und ich gestehe, daß ich es mit Stolz und Freude rühme. —

Der Überschuß an Wärme treibt die Luftmassen am Äquator in die höchste Höhe der Atmosphäre; die Aufstauung am Pol, welche die notwendige Folge ihres Zusammenfließens ist, zwingt sie wieder zur Erde zurück.

Auf ihrem Wege in den höchsten Höhen sind sie so sehr verdünnt und abgekühlt, daß sie selbst durch ihre Verdichtung beim Niedersinken die polare Kälte nicht besiegen können, und da sie wenig Feuchtigkeit, also auch wenig Bewölkung bringen, so geht, namentlich in der langen Polarnacht, die Ausstrahlung der Wärme fortwährend weiter; um so mehr, als Eis und Schnee ein besonders starkes Ausstrahlungsvermögen haben. So sind die hohen Kältegrade, welche Nansen im Innern Grönlands fand, und welche dies Innere zu einem zweiten, dem sibirischen ebenbürtigen Kältepol der Erde machen, völlig begreiflich.

Aber trotzdem dienen die Winde auch zur Erwärmung der Pole, wenigstens der Polarmeere. Sie treiben die Gewässer aus wärmeren Gegenden als ausgedehnte Oberflächenströmungen in die hohen Breiten, wo sie, durch ihren stärkeren Salzgehalt schwerer, unter das leichtere Wasser, welches von Gletscher- und Eisschmelze, sowie von den großen sibirischen Flüssen stammt, untersinken und die Wassermassen unter der Oberfläche bis zum Grund des Meeres dauernd in einer Temperatur über dem Nullpunkt halten. Das kalte leichtere Wasser der Oberfläche muß diesen herandrängenden Strömungen Platz machen und fließt zum Atlantischen Ozean ab, wo es weithin das Klima Ostamerikas abkühlt. Ganz besonders ist in dieser Beziehung der Südpol wichtig: zu ihm hin gehen Strömungen von allen Meeren; von ihm aus verbreiten sich Oberflächengewässer nach allen Meeren, indem sie dem Südmeer seine Nebel, seine kühle Temperatur und wohl auch seine Stürme bringen.

Und zeigen sich hier die Polargebiete einflußreich für das Klima ausgedehnter Länder: noch viel wichtiger für den Gesamthaushalt der Natur ist namentlich der Südpol durch den Einfluß, welchen er auf die Temperatur sämtlicher Ozeane hat, soweit das Wasser nicht von der Sonne erwärmt wird, und die Sonnenwärme bringt selbst am

Äquator nicht in größere Tiefen. Das Oberflächenwasser der tropischen und der subtropischen Meere verdunstet rasch in Folge der Wärme, der Winde; es wird ersetzt durch Wasser, welches vom Grunde allmählich aufsteigt, und so kommt eine Verschiebung des Tiefenwassers zu stande, die bis zum Pol sich fortsetzt und polare Gewässer mit ihrer kühlen, den Nullpunkt kaum übersteigenden Temperatur durch alle Meere vom Boden bis hoch hinauf unter die obersten Wasserschichten ausbreitet — Gewässer des Südpols, da das Nordpolargebiet durch Länder und unterseeische Rücken fast ganz abgeschlossen ist. Dies kalte Tiefenwasser, obwohl es nur an einigen Küsten und da schon sehr erwärmt zu Tage tritt, ist von äußerster Wichtigkeit; vermöchte das Meer auch nur der Tropenzone die Sonnenwärme bis zum Grunde zu leiten und dauernd zu bewahren, so besäße die Erde einen solchen Vorrat, ja Überschuß an Wärme, daß derselbe auf das gesamte Klima und Leben grundlegenden Einfluß und wir ganz andere Verhältnisse des Daseins haben würden.

Und nun die Eismassen des Pols! Woher kommen die gewaltigen Eisberge, die alljährlich dem Pole in stets unverminderter Menge entführt werden? woher die mächtige Übergletscherung z. B. Grönlands? Die Niederschläge in den Polargegenden sind ja doch, wie wir schon sahen, gering. Nirgends ist die Luft trockener als über dem kalten Gletschereis: hängt man auf demselben — in der Schweiz hat man die Probe oft gemacht — nasse Wäsche auf, sie verliert sofort alle Feuchtigkeit; dafür aber bedeckt sich das Eis des Gletschers mit ganz feinen, kaum sichtbaren Schneekristallen. Und läßt man in einer Retorte Wasser sieden, die mit einer anderen, in der ein Stück Eis liegt, in Verbindung steht, so strömt aller Wasserdampf durch das Verbindungsrohr zum Eis hin und schlägt sich als Eis auf dem Eis nieder. So ist es im Großen auf der Erde; die Retorte mit dem warmen, verdunstenden Wasser ist die Tropengegend, das Überleitungsrohr die höhere Atmosphäre, das verdichtende Eis haben wir am Pole. Auch ohne daß Regen und Schnee fällt, wird durch dasselbe alle Feuchtigkeit, aller Wasserdampf der Atmosphäre entzogen und in feinen Kristallen auf der Eisfläche niedergeschlagen, und da der Luftzufluß ein fortwährender und allseitiger ist, so haben wir in ihm das dauernde Ernährungsmittel der Polarübereisung, die am Südpole infolge der größeren Luftfeuchtigkeit wohl mächtiger, gleichmäßiger ist, als am Nordpole. Nun war zur Eiszeit die Nordhälfte unserer gemäßigten Zone fast ganz in Eis begraben. Die Erklärung dieser Übereisung ist aber immer noch ein ungelöstes und doch so wichtiges Problem, weil durch sie z. B. die heutige Bodenbeschaffenheit des Nordens wie des Südens unseres Vaterlandes hervorgerufen, weil ferner durch sie das organische

Leben der ganzen Erde mächtig modifiziert ist, und wie oft hat man es ausgesprochen, daß für die Erklärung dieser so wichtigen und abnormen Erscheinung das Studium der Polargebiete den Schlüssel bieten werde!

Ich darf hier nicht ausführen, nur andeuten, und so möchte ich noch auf folgende höchst merkwürdige und anlockende Thatsache hinweisen.

In der Erdepoche, welche der Eiszeit voran und wohl nur kurz voran ging, waren die Polargegenden nicht übereist; sie erfreuten sich vielmehr eines reichlichen Pflanzenwuchses bis zu den Gletschern ihrer Berge hin, und zwar wuchsen dort Pflanzen, die wir nur aus wärmeren Gegenden kennen: Lorbeer, Feigen, Magnolien, Wellingtonien, dazwischen viele unserer Waldbäume. Es war dies eine für die Erdgeschichte höchst merkwürdige Zeit. Das organische Leben, wenigstens das der Festländer, zeigte damals wohl den Höhepunkt seiner Verbreitung und, wie ich glaube, auch seiner Spezialisierung, seiner Mannigfaltigkeit. Auch die Wüsten Afrikas, Südamerikas, Asiens trugen damals ein weit reicheres Pflanzenkleid als heute. Diese Zeit der Höhe des organischen Lebens war aber zugleich die Zeit, in welcher der Mensch entsprang; wie, das wissen wir nicht; aber dies Zusammentreffen ist beachtenswert genug. Und in baldigem Anschluß an diese Epoche, wo immergrüne Wälder in der langen Polarnacht vom Nordlicht überglänzt wurden, vielleicht bedingt durch die Zustände dieser Zeit, entwickelt sich jene Periode der Veränderung, der Übereisung, in deren Dauer sich der Mensch über die ganze alte Welt ausbreitete, die Organismen sich nach ihrer Fähigkeit, Kälte zu ertragen, für die ganze Erde in die drei großen Klassen des arktischen, gemäßigten und tropischen Lebens schieden, welche Scheidung in früheren Erdepochen gewiß auch schon, aber dann nur lokal auf hochragenden Gebirgen eingetreten sein mag. Solche Gebirge fehlten schon der Steinkohlenzeit keineswegs.

Das Studium des organischen Lebens der Pole ist also für das Verständnis auch der Geschichte des organischen Lebens unseres Planeten von größter Bedeutung, und dies um so mehr, als das arktische Gebiet stets eine wichtige Etappe auf den Verbreitungswegen der Organismen war. Im Gegensatz hierzu beweisen die Pflanzen und Tiere der Südpolarländer, daß letztere mit den zugespitzten südlichen Festlandsenden nie dauernde Verbindung gehabt haben. Diese eigentümliche Gestalt der Kontinente entwickelte sich also in sehr entfernten Erdepochen.

Aber auch die Lehre von der Entwickelung und Verbreitung der Völker geht nicht leer aus bei der Erforschung der Polarländer. Das beweisen die Eskimo und ihre geradezu wunderbare Anpassung an jene Natur, die den Kulturvölkern, Normannen sowohl wie Polarfahrern, so durchaus feindlich, ja verderblich gegenüberstand. Und hier sehen wir

einen deutlichen Beweis für einen Satz, der eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Gesetz alles organischen, alles menschlichen Lebens ausspricht. Er lautet: Was Bestand haben soll, kann nur allmählich, in höchst langsamer Bildung werden, nicht durch plötzlichen, unvermittelten Übergang oder gar durch jähen, feindlichen Bruch. Dies gilt, wie vom leiblichen, so auch vom geistigen Leben; es ist unmöglich, schöpferisch Neues, Bleibendes hervorzubringen, indem man das Alte einfach über Bord wirft, zerstört; nur was Zusammenhang hat, hat Dauer. Man kann diesen Satz das Grundgesetz aller Entwicklung nennen, welches für das tellurische Leben ebenso sicher gilt, wie für das Werden der menschlichen Gesellschaft. — Schließlich sei noch erwähnt, daß die Südpolarländer Bevölkerung weder jetzt haben noch je gehabt haben, wie aus dem Wesen der südlichsten Amerikaner, der Feuerländer, klar hervorgeht.

Die Menschheit entwickelt sich durch ihre Schicksale, aber je freier und höher sie sich entwickelt, desto mehr schafft sie sich ihre Schicksale selbst. Was die alten Völker erstrebten, den physischen Besitz der Welt, wir haben ihn jetzt, aber nicht mehr als zusammenhangloſe, zersplitterte, sondern als einheitliche Menschheit. Wie die Menschheit von einheitlichem Ursprung ausging, so kehrt sie jetzt zur Einheit zurück, aber zur Einheit einer höheren Ordnung, und diese wird sich immer fester unter und zu einer Kultur zusammenschließen. Was die gebildetsten unter den alten Völkern, die Griechen voran, erstrebten, wonach die modernen Völker in opfervollster Arbeit rangen, nach der geistigen Herrschaft über die Erde: wir haben sie jetzt im ganzen erreicht, so zahllos viel auch noch im einzelnen fehlt. Aber wir sind auf sicheren Bahnen zu diesem Ziel, soweit es überhaupt menschlich erreichbar ist, und eine dieser Bahnen wird uns noch lange in die Polarländer führen, welche für die Gesamterde, wie wir sahen, eine so hohe Bedeutung haben.

Wie aber gestaltet sich wohl die Polarforschung der Zukunft? Es wird an Expeditionen, wie in früheren Zeiten, nicht fehlen; es werden sich ferner und in baldiger Zeit nicht einjährige, wie 1883, vielmehr Dauerstationen mit wechselnder Bemannung um die Pole her bilden, an denen die Expeditionen Rastplätze finden, von denen die Scharen einzelner Forscher, nach Nansens unvergleichlicher Art ausgerüstet, ausgehen werden zu Spezialstudien. Auch hier kein Bruch, vielmehr Zusammenhang, historische Entwicklung.

Das war ja eben für uns ein Zeichen unserer neuen Zeit, daß wir die Ziele, welche möglich sind, sehen, die Wege dahin kennen. Und noch eins zeigt sich hier für die große Geschichte der menschlichen Gesellschaft: was immer die Menschheit sich als Ziel setzt, ja, was sie, wenn auch ganz unklar, als wünschenswertes Ziel empfindet, das erreicht sie in

dem und durch den stets zu Höherem führenden Wechsel der Generationen ganz sicher, und zwar in größerer Vollkommenheit, als sie es ahnte. Ihre Entwicklung zeigt also auch auf geistigem Gebiet strenge Analogie zu der Entwicklung des organischen Lebens der Erde.

Und wie wir in unserer neuen Zeit nicht da stünden, wo wir stehen, wenn wir nicht den Unterbau früherer Zeiten und Generationen hätten, auf deren Arbeit wir mit dankbarer Pietät zurückschauen: so ist es unsere Pflicht, nach dem Maß unserer neuen Verhältnisse und Kräfte uns zu bemühen, daß auch auf uns und unsere Zeit die kommenden Geschlechter mit Dankbarkeit zurückschauen können.

Aber nicht bloß von der Wissenschaft gilt dies, es gilt von allen Kreisen des Lebens. Auch unser Volk steht in einer neuen Zeit und geht derselben von ihren Anfängen aus entgegen. Und so schlagen heute unsere Herzen mit besonderer Freude dem entgegen, dem das heutige Fest gilt, der mit ernstem, klarem, freudigem Bewußtsein seine Führerschaft in einer neuen Zeit in ihrer ganzen hohen Bedeutung würdigt. Zu ihm blicken wir mit Ehrfurcht und Dankbarkeit auf; ihn zu feiern rufen wir: Gott segne den Kaiser! Gott segne das Deutsche Reich!

Botanische Probleme.

Ferdinand Cohn, Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. 1. Bd. 2. Aufl. (Breslau. J. U. Kerns Verlag. (Max Müller.) 1896.)

Wie alle idealen Geistesschöpfungen, so hat auch die Naturwissenschaft ihre Geburtsstätte im alten Athen; die wissenschaftliche Botanik ist eine der letzten Früchte, welche aus der Blüte Griechenlands heranreiften. Im Verlaufe der 150 Jahre zwischen den Schlachten von Salamis und Arbela waren große Staatsmänner und Helden, geniale Künstler, Dichter und Denker in ununterbrochener Reihe auf einander gefolgt, und der hellenische Mutterboden begann sich in seinen eigenen Schöpfungen endlich zu erschöpfen, als gleichsam zum Abschluß jenes goldenen Zeitalters die beiden Riesengeister auftraten, welche die Aufgabe übernahmen, die hellenische Kultur über die ganze Menschheit zu verbreiten und sie durch dieselbe für alle Zeiten zu befruchten. Der große Alexander erlebte sein Ziel nicht; sein großer Lehrer Aristoteles aber wurde der Meister aller Wissenschaft für die nachfolgenden Geschlechter, il maestro di color che sanno. Während die ionischen Naturphilosophen vor ihm mit der Leuchte des Gedankens die dunklen Mysterien der Weltordnung aufzuhellen gedachten, ohne der empirischen Naturbeobachtung zu bedürfen, sprach Aristoteles als der erste es aus, daß

die Erkenntnis des Naturganzen ausgehen müsse von der Beobachtung der einzelnen Naturerscheinungen. Derselbe Mann, welcher die höchsten logischen, ethischen und ästhetischen, politischen, kosmischen und metaphysischen Probleme mit einer Klarheit und Tiefe durchgearbeitet und zur Wissenschaft gestaltet hatte, wie keiner vor ihm und sehr wenige nach ihm, verschmähte es nicht, Jahre des gewissenhaftesten Studiums auf die Beobachtung der Lebensgeschichte, der Organisation und der Fortpflanzung der Tiere zu verwenden; so wurde Aristoteles der Schöpfer der wissenschaftlichen Zoologie. Auch zu den Pflanzen wendete sich des Aristoteles allumfassender Forschergeist; er erkannte sie als lebende und beseelte Wesen und entwickelte in scharfsinniger Vergleichung die allgemeinen Erscheinungen des Pflanzenlebens gegenüber denen der Tierwelt. Aber erst des Aristoteles Schüler und Nachfolger Theophrastos vollendete des Meisters Werk; er legte in zwei großen Büchern über die allgemeine Naturgeschichte und Psychologie der Gewächse den Grundstein der wissenschaftlichen Botanik. Ohne Zweifel hatten schon vor Theophrastos Wurzelgräber und Kräuterhändler eine Kenntnis der Pflanzen besessen, die sie für ihre Zauber- und Heiltränke verwendeten, und schon in uralter Zeit hatten Gärtner, Winzer und Ackerbauer Beobachtungen über die Kulturpflanzen angesammelt, an deren Gedeihen ihr Wohlstand geknüpft war. Aber das ist nicht Wissenschaft, was, von praktischen Interessen angeregt, allein den materiellen Vorteil vor Augen hat; denn so wie des Kunstwerks Bedeutung nicht darin liegt, daß es einen Nutzen hat, sondern darin, daß es schön ist, so ist auch die Wissenschaft eine Schöpfung des sittlichen Geistes, welcher die Wahrheit allein um ihrer selbst willen anstrebt, weil er das Unklare und Unwahre nicht duldet. Die Wissenschaft beginnt erst, wenn der Forscher gelernt hat, eigene und fremde Beobachtungen kritisch zu prüfen, nach ihrem ursächlichen Zusammenhang zu verknüpfen, aus den äußeren Erscheinungen das innere Wesen, aus dem Besonderen und Zufälligen das allgemeine Gesetz zu erkennen — wenn derselbe nicht planlos Thatsachen aneinander reiht, wie sie dem neugierigen Beobachter sich gleichsam von selbst aufdrängen, sondern wenn er in seinen Forschungen leitende Ideen verfolgt, wenn er sich Fragen stellt, deren Lösung er methodisch und beharrlich anstrebt. In diesem Sinn hat erst Aristoteles die Naturwissenschaft geschaffen, und ist auch Theophrastos der Vater der wissenschaftlichen Pflanzenkunde; denn er sammelt nicht bloß eine überraschende Fülle unbefangener Beobachtungen über die Pflanzen seiner Heimat und des Auslandes, von den Säulen des Herkules bis nach Indien, von den Kataraкten des Nil bis zu den Ufern des Pontus; ihn interessieren nicht bloß die Gewächse von praktischem Nutzen, sondern in gleicher Weise auch die unscheinbarsten Pflanzen, wenn sie zur

Lösung der allgemeinen Fragen beitragen, die das eigentliche Ziel seiner Forschung ist: welches sind die Unterschiede der Pflanze vom Tiere? welche Organe besitzt die Pflanze, aus welchen Urbestandteilen sind dieselben zusammengesetzt? welche Thätigkeit verrichten Wurzel, Stengel, Blätter, Blüten, Früchte? wie alt werden die Pflanzen? wodurch erkranken sie? wie kann man ihren Krankheiten vorbeugen oder begegnen? welchen Einfluß auf ihr Gedeihen haben Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, äußere Verletzungen, übermäßiges Fruchttragen, Kultur oder Vernachlässigung, Boden oder Klima? kann eine Pflanze von selbst entstehen? läßt sich eine Pflanzenart in eine andere umwandeln? wie unterscheiden sich die aus Samen gewachsenen Pflanzen von denen, die aus Ablegern gezogen sind? Mit diesen und ähnlichen Problemen beschäftigte sich Theophrastos; es sind größtenteils die nämlichen, welche noch die Forscher der Gegenwart in Anspruch nehmen. In der Stellung dieser Fragen zeigt sich die wissenschaftliche Reife der Schule des Aristoteles, weniger in den Antworten, für welche das Zeitalter noch nicht genügend vorgearbeitet hatte; denn treffend hebt Goethe hervor: „Wenn man die Probleme des Aristoteles ansieht, so erstaunt man über die Gabe des Bemerkens, und für was alles die Griechen Augen gehabt; nur begehen sie den Fehler der Übereilung, da sie von den Phänomenen unmittelbar zur Erklärung schreiten, wodurch dann oft ganz unzulängliche theoretische Aussprüche zum Vorschein kommen."

Wer von den zweitausend Schülern, welche in den Schattengängen des Lykeion von Athen sich zu den Füßen ihres Lehrers Theophrastos versammelten, mochte ahnen, daß nahezu zwei Jahrtausende vergehen würden, ehe der Bau der Naturwissenschaft, dessen Fundamente soeben gelegt waren, in des Meisters Geiste weitergeführt und zur Vollendung gebracht werden sollte! Der Geist der Menschheit hatte im Zeitalter Alexanders des Großen in raschem Aufschwung eine Höhe erklommen, über die er lange nicht hinaus konnte; von nun ab senkte sich der Pfad wissenschaftlicher Forschung wieder abwärts und verlor sich zuletzt in den verworrenen Tiefen der Mystik und des Aberglaubens. Zwar in den nächsten Jahrhunderten, welche dem Zeitalter Alexanders folgten, erweiterte sich der eng begrenzte Horizont der alten Griechen um so mehr, je weiter ihre Kultur gegen Osten bis nach Indien, gegen Westen bis zu den Säulen des Herkules sich ausbreitete; ja, an den Höfen der Diadochen fanden die Naturwissenschaften und die Medizin erst ihre systematische Ausgestaltung. Die medizinischen Hochschulen zu Alexandria, Pergamon und Antiochia versorgten bis zum Untergang der antiken Welt diese mit rationell durchgebildeten Ärzten, und da der Heilschatz der Alten fast ausschließlich aus dem Pflanzenreich stammte,

so mußten auch die Heilpflanzen gründlicher als zuvor gesammelt, beschrieben und abgemalt werden. Auch die Römer, enthusiastische Freunde der Landwirtschaft, fuhren fort, die Pflanzen ihrer Getreidefelder und Weinberge zu beobachten; aber vorüber war jenes ideale Streben, welches in der Welt der Pflanzen die Probleme des Lebens erforscht und ihre Beobachtung nicht wegen ihres praktischen Nutzens, sondern als ein wesentliches Glied der allgemeinen Naturwissenschaft anstrebt.

Im ersten Jahrhundert der christlichen Zeit hatte ein weitgereister römischer Militärarzt aus dem hellenisierten Kleinasien, Podanius Dioskorides aus Anazarbe, eine Bearbeitung des Heilschatzes gegeben, welche für die folgenden fünfzehn Jahrhunderte als unfehlbarer Kanon angesehen wurde, und sein Zeitgenosse Cajus Plinius Sekundus von Verona hatte sich sogar an die Riesenaufgabe gewagt, das gesamte Wissen seines Zeitalters in einer Encyklopädie zusammenzufassen, als wollte er mit Aristoteles wetteifern; aber welcher Abstand zwischen dem Griechen und dem Römer: jener nicht minder groß in der Beobachtung wie in den Ideen, alles kritisch vergleichend, gedankenmäßig vertiefend schöpferisch gestaltend; dieser mit lebendigem Interesse und riesigem Fleiße sammelnd, aber ohne Kritik, ohne selbständiges Urteil und ohne eigene Beobachtung. Dennoch ist Plinius der letzte, der in seiner großen Naturgeschichte auch die Botanik einer ausführlichen Darstellung würdigt. Nach ihm verliert sich, je länger je mehr, mit dem Interesse an der Wissenschaft auch die Fähigkeit, die lebende Natur zu beobachten; nach dem Untergange des weströmischen Reiches breitet sich über das ganze Abendland die Nacht der Barbarei, und wenn im Orient unter dem byzantinischen Kaisertum mit der griechischen Sprache auch noch einige Überreste griechischer Wissenschaft ein kümmerliches Dasein fristen, so ist doch auf den Gebieten der Naturwissenschaft hier nicht der geringste Fortschritt zu verzeichnen.

Daß die Leuchte dieser Wissenschaft in den finstern Jahrhunderten des Mittelalters nicht völlig ausgelöscht wurde, verdanken wir den Arabern; denn nachdem ihre Kalifen ein Weltreich gegründet, welches an Ausdehnung das alte römische noch übertraf, erblühten zwischen dem neunten und elften Jahrhundert in Bagdad, Kairo, Cordova Hochschulen, wo Aristoteles, Hippokrates, Dioskorides, Galenos wenigstens in Übersetzungen studiert, und neben der Philosophie auch Mathematik und Naturwissenschaften, vor allem aber die Medizin gepflegt wurden; als ein Teil derselben wurde auch die Lehre von den offizinellen Gewächsen auf der Grundlage des Dioskorides weiter gefördert und durch manche neue, aus Persien, Indien oder China stammende Heilpflanze bereichert. Aber auch die Blüte der arabischen Kultur hatte nur kurze Dauer, und endlich versank das gesamte Geistesleben unter der Herr-

schaft einer haarspaltenden philosophisch-theologischen Scholastik, die jedes Auflehnen gegen ihre Autorität mit Feuer und Schwert unterdrückte, in jenen todesgleichen Schlummer, aus dem es erst nach langen, langen Jahren wieder erweckt wurde durch den Geist der neuen Zeit, die seit dem 14. Jahrhundert über Italien anbricht. Es waren Dante, Petrarca, Boccaccio, denen Europa nicht nur die Schöpfung der ersten modernen Nationallitteratur verdankt, sondern auch die Wiederbelebung der klassischen Studien, der alten griechischen und römischen Schriften. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts erwachen in Italien alle Künste und Wissenschaften, eine nach der andern aus dem langen Schlafe. Gegen das Ende desselben wird auch die Botanik wieder ins Leben gerufen. Ein edler Byzantiner, der aus seiner von den Türken zerstörten Heimat nichts weiter als seine Freiheit und sein Wissen nach Italien gerettet, übersetzt auf Befehl des Papstes den Theophrastos aus dem Griechischen ins Lateinische.*) Auch Dioskorides und Plinius werden aus dem Staube der Vergessenheit hervorgeholt und durch den inzwischen erfundenen Bücherdruck zum Gemeinbesitz der litterarischen Welt gemacht. Nun zeigt sich, daß zum Verständnis der botanischen Bücher die Kenntnis der alten Sprachen allein nicht genüge; man mußte auch etwas von den Gegenständen verstehen, von denen die Rede war; mit Feuereifer begannen zuerst die Humanisten Italiens, das in allen Künsten und Wissenschaften dem übrigen Europa vorausgeeilt war, sich endlich einmal wieder in der freien Natur umzuschauen und die Pflanzen aufzusuchen, von denen die Alten geredet hatten; nachdem aber Reuchlin und Erasmus die Leuchte der klassischen Studien auch jenseits der Alpen entzündet, welche bald in der reinigenden Flamme der Reformation auflodern sollte, pflanzte sich die Bewegung auch nach Frankreich, den Niederlanden und nach Deutschland fort; ja die eigentlichen Väter der Botanik im sechzehnten Jahrhundert, welche in sorgfältiger Beobachtung und Beschreibung der vaterländischen Pflanzen die erste Stelle einnehmen, stammen größtenteils aus jener südwestlichen Ebene des Oberrheins, wo auch die Buchdruckerkunst im Wechselverkehr zwischen Frankfurt, Mainz und Straßburg ihren Ursprung genommen hatte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist auch der Holzschnitt durch deutsche Meister, Albrecht Dürer an ihrer Spitze, zur höchsten Vollendung gebracht worden; die Botaniker machen denselben sofort sich dienstbar, indem sie nach dem Muster der alten Alexandriner ihre Kräuterbücher mit Pflanzenabbildungen schmücken, die in künstlerischer Auffassung und naturgetreuer Darstellung kaum später übertroffen worden sind. Die Botanik freilich, welche jene Männer pflegten, war

*) Theodorus von Gaza. 1451.

nicht die freie, die reine Wissenschaft, wie zur Zeit des Aristoteles; sie blieb die Magd der Philologie und der Medizin; denn das einzige Problem, mit dem sie sich beschäftigten, war: die Pflanzen des Theophrastos, des Plinius, des Dioskorides wieder aufzufinden und den geheimen Kräften nachzuspüren, welche nach einem uralten Glauben jeder Pflanze, bald zum Heile, bald zum Verderben der Menschen, innewohnen. Aber es war doch wieder Tag geworden, und es wurde heller von Stunde zu Stunde; die Wissenschaft, die während des ganzen Mittelalters in dumpfer Klosterzelle gefangen gehalten und trostlos verkümmert war, trat wieder hinaus unter das lebendige Volk und in die freie Natur. Seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts ist auch die Botanik in ununterbrochener Fortentwickelung geblieben, wenn auch die Aufgaben, mit denen sie sich beschäftigt, zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden gefaßt wurden; „denn je weiter", sagt Goethe, „das Wissen sich ausbreitet, desto mehr Probleme kommen zum Vorschein."

Die Väter der modernen Pflanzenkunde lebten in dem naiven Glauben, daß die Pflanzen von Griechenland und Kleinasien sich sämtlich in den Wäldern und Wiesen ihrer nordischen Heimat finden müßten; aber eine genauere Kenntnis der heimischen Flora ließ bald erkennen, daß dem nicht so sei. Das Zeitalter der Renaissance war auch die Epoche der großen geographischen Entdeckungen; die Durchforschung fremder Weltteile brachte die Gewißheit, daß „ungleich gewebt der Teppich sei, mit dem die Vegetation den nackten Erdkörper bekleidet," und daß es weit mehr Pflanzen gebe, als in den Schriften der alten Griechen und Römer Erwähnung gefunden hatten. Die Zahl der unterschiedenen Gewächse wuchs so rasch, daß bald auch das glücklichste Gedächtnis sie nicht überschauen konnte; die alten Namen reichten nicht aus, man mußte neue erfinden; man bestrebte sich, die Beschreibungen möglichst anschaulich und die Abbildungen möglichst naturgetreu zu machen. Aber immer dringender wurde das Bedürfnis, die gesammelten Pflanzenschätze übersichtlich zu ordnen; solch eine Übersicht nannte man System, und von nun an galt es als höchste Aufgabe der Botanik: ein System zu erfinden, das die leichteste Übersicht gewährt und zu einer unbekannten Pflanze den richtigen Namen möglichst rasch finden läßt.

Erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erstand der ordnende Geist, der die Menschen gelehrt hat, in der unübersehbaren Fülle der Pflanzen wie der Tiere sich zurecht zu finden; es war Linné, der, gewaltig über sein Zeitalter hervorragend, in dem Chaos der unendlich mannigfaltigen Gestalten den durchsichtigen Plan eines in Klassen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Spielarten wohlgegliederten Naturreichs festhielt. Es war eine strenge, aber heilsame Schule, welche

die Botanik unter Linné durchmachen mußte; durch ihn wurde sie daran gewöhnt, die Pflanzen scharf anzuschauen, zu zergliedern, zu vergleichen; er ist auch der Erfinder einer bewunderungswürdigen wissenschaftlichen Sprache, welche für jede Verschiedenheit der Pflanzenformen einen genauen, allgemein verständlichen Wortausdruck findet. Erst durch Linné haben wir die Kunst gelernt, eine Pflanze durch Worte so anschaulich zu beschreiben, daß der Leser oder Hörer der Beschreibung in seiner Seele sich die nämliche Vorstellung machen kann, als wenn er die Pflanze körperlich vor Augen hätte. Und gleichwie im bürgerlichen Leben ein jeder leicht und sicher durch einen Doppelnamen bezeichnet werden kann: den seines Geschlechts, den er mit allen Gliedern desselben teilt, und durch den Eigennamen, durch den er sich von den Geschlechtsgenossen unterscheidet, so verlieh auch Linné einer jeden Pflanze einen Doppelnamen: den ihres Geschlechts oder ihrer Gattung in Verbindung mit dem Art- oder Speciesnamen, welcher ihr allein zu eigen gehört. Auch glaubte Linné die Aufgabe des Pflanzensystems nicht ausschließlich in der praktischen Brauchbarkeit erschöpft; er strebte vielmehr nach einem System, das diejenigen Pflanzen am nächsten zusammenstellt, welche einander am ähnlichsten oder, wie er sagte, am nächsten verwandt sind. Ein solches System nannte Linné ein natürliches; das natürliche System erklärte er für das höchste und letzte Problem der Botanik. Aber Linné fühlte sich der Lösung desselben nicht gewachsen; doch hatte schon länger als ein halbes Jahrhundert vor ihm ein englischer Landgeistlicher, John Ray, die natürliche Methode aufgefunden, durch welche sich die Pflanzen nach ihrer näheren oder ferneren Verwandtschaft an einander reihen lassen. Er hatte die unendliche Mannigfaltigkeit der Gewächse in zwei Stufen geschieden, die Stufe der niederen Blütenlosen, welche sich in die vier Klassen der Algen, der Pilze, der Moose und der Farne verteilen, und in die höhere Stufe der Blütenpflanzen, die sich wieder nach der einfachen oder doppelten Zahl der Keimblätter in Monokotyledonen und Dikotyledonen gliedern; je nachdem die Blüten der letzteren gar keine Krone, oder eine solche aus einem einheitlichen oder aus mehreren getrennten Kronblättern besitzen, hatte er sie in drei Gruppen eingeordnet, deren jede eine Anzahl Gruppen nächstverwandter Geschlechter umfaßte. Aber die Vollendung des natürlichen Systems geschah erst hundert Jahre später in Frankreich; schon 1758 waren in dem botanischen Garten von Klein-Trianon bei Versailles, den Frau von Pompadour, eine Freundin und Gönnerin der Wissenschaften, durch Bernard Jussieu, den Vorsteher des Pariser Pflanzengartens, hatte anlegen lassen, die Geschlechter der Pflanzen nach ihrer natürlichen Verwandtschaft geordnet worden. Durch den Neffen jenes Meisters von Trianon, Antoine

Laurent de Jussieu, der mit feinem Naturgefühl gründliche Studien verknüpft hatte, wurde in konsequenter Entwickelung der von Ray begründeten Methode das natürliche Pflanzensystem ausgebaut.

Die systematische Richtung der Botanik, welche ihre Hauptaufgabe in der Benennung, der Beschreibung und Anordnung der Pflanzen suchte, vermehrte freilich unsere speziellen Kenntnisse von den Gestaltungen der Gewächse ganz außerordentlich; aber je genauer sie deren äußere Verschiedenheiten beobachtete, desto mehr verlor sie das Bewußtsein, daß die Pflanze nicht eine tote Form, sondern daß sie ein lebendiges Wesen sei. Gewiß liegt ein fesselnder Reiz in der Betrachtung der „tausendfältigen Mischung unter dem Blumengewühl", der sich am schönsten in dem Worte von Jean Jacques Rousseau ausspricht: „Tant que j'herborise, je ne suis pas malheureux," und dieser Reiz ist selbst in den dürren Pflanzenmumien der Herbarien nicht erloschen; ihm ist es zuzuschreiben, daß eine so einseitige Richtung, wie sie die alte Linnésche Schule verfolgte, Jahrzehnte lang den größten Teil der Fachbotaniker gefesselt hat; noch heutzutage blüht die Zunft der Wurzelgräber und Kräutersammler, über die schon Theophrast vor mehr als 2000 Jahren gespottet hatte.

Während die Botanik unter den Nachfolgern Linnés immer mehr zu erstarren schien, war längst in andere Naturwissenschaften ein frischer Geist eingedrungen. Der Lordkanzler des Königs Jakob I. von England, Francis Bacon, hatte den Naturforschern ein neues Werkzeug in die Hand gegeben, welches Aristoteles noch nicht gewürdigt hatte, und sie in eine neue Bahn gelenkt, die bald von Entdeckung zu Entdeckung leiten und die Verjüngung der gesamten Kultur der Menschheit herbeiführen sollte. Bacon lehrte: der Naturforscher darf sich nicht allein auf die reine Naturbeobachtung verlassen; denn die Antworten, welche die Natur freiwillig giebt, sind vieldeutig und unklar, gleich den Götterssprüchen der Orakel, und jede Lösung verbirgt neue Rätsel. Der Forscher muß es verstehen, mit kunstvoll ausgesonnenem Kreuzverhör die Natur in solche Lagen zu bringen, wo ihr nur eine klare und bestimmte Antwort übrig bleibt; er muß zu der Naturbeobachtung auch das Experiment zu Hülfe nehmen. Bacons Lehre fiel befruchtend auf einen wohlbereiteten Boden; seit dieser Zeit gehen Beobachtung und Experiment Hand in Hand in jeder naturwissenschaftlichen Untersuchung. Die Forscher der alten Zeit mußten sich oft mit dem schlechten Trost begnügen:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben."

Die modernen Naturforscher haben diesen Spruch widerlegt; mit den Hebeln und Schrauben ihrer physikalischen und chemischen Apparate,

ihrer Teleskope, Mikroskope und Spektroskope haben sie der Natur ihre verborgensten Geheimnisse, eins nach dem andern, abgezwungen, die sie freiwillig nie enthüllt hätte.

Zuerst im Verlauf des 17. Jahrhunderts wurde die neue Experimentiermethode nutzbar gemacht, um die Kräfte der leblosen Natur, die mechanischen Gesetze des Luft- und Wasserdrucks, der Schwerkraft, des Lichtes, der Wärme zu erforschen und der mathematischen Berechnung zu unterwerfen. Gegen das Ende des Jahrhunderts wird die nämliche Methode auch auf die Untersuchung des Tierlebens angewendet; die Entdeckung des Blutumlaufs ist ihre erste glänzende Frucht. Im 18. Jahrhundert wird endlich auch die Pflanze auf die Probe des Experiments gestellt; der Engländer Stephan Hales ist der erste, welcher die Lebensthätigkeiten in der Pflanze als Leistungen physikalischer Kräfte auffaßt und mit Wage und Maßstab bestimmt; er vergleicht die Kraft, mit welcher der blutende Weinstock seine Frühjahrssäfte aus der Schnittwunde emportreibt, mit dem Gewicht einer Quecksilbersäule von bestimmter Höhe oder mit dem Druck der Schenkelarterie eines Pferdes; er wiegt die Wassermenge, welche ein Birnbaum oder eine Sonnenrose in vierundzwanzig Stunden aus dem Boden aufsaugt; er schreibt im Jahre 1727 eine Statik der Gewächse, als sei das ganze Pflanzenleben ein physikalisches Problem. Der Franzose Du Hamel de Monceaux veröffentlicht 1758 eine Physik der Bäume, worin er die Gesetze erforscht, welche die Strömungen der Säfte in Holz und Rinde beherrschen; im nämlichen Jahre erscheint ein Buch über den Nutzen der Blätter von dem Genfer Bonnet, in welchem versucht wird, die physikalischen Kräfte, welche die Blätter zum Lichte drehen und ihre Transpiration vermitteln, näher zu bestimmen. So tritt die Pflanzenphysiologie, auf die Physik gestützt, in die Reihe der exakten Wissenschaften.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts schwingt auch die Chemie aus der Dämmerung alchymistischer Träumereien sich auf in das Tageslicht der Wissenschaft. Nach der Meinung der Alten war die Welt aus vier Elementen aufgebaut: Feuer, Wasser, Luft und Erde; nachdem aber der Engländer Priestley 1774 den Sauerstoff entdeckt hatte, zeigte der Franzose Lavoisier 1776, daß Feuer kein Element, sondern ein mit Licht und Wärme verbundener Vorgang bei der Verbindung gewisser Körper mit Sauerstoff sei; gleichzeitig fand er, daß auch die Erden nicht Elemente, sondern Verbindungen von Sauerstoff mit Metallen, die Kohlensäure dagegen eine Verbindung des Sauerstoffs mit Kohle sei; 1786 wies er nach, daß auch die Luft kein Element, sondern ein Gemenge zweier Gase, des Sauerstoffs und des Stickstoffs sei. Zwei Jahre vorher hatte der Engländer Cavendish, ein Sproß des edlen Hauses der Herzöge von Devonshire, entdeckt, daß auch das

Wasser nicht ein Element, sondern eine Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff darstelle. Hatte Lavoisier schon 1776 gefunden, daß Kohlensäure bei der Verbrennung von Kohle oder Diamant entsteht, so zeigte Priestley 1779, daß sie auch bei der Atmung der Tiere und Menschen gebildet werde, welche Sauerstoff einatmen und Kohlensäure ausatmen, daß aber die Pflanzen umgekehrt Kohlensäure einatmen und Sauerstoff ausatmen; bald darauf führten der Belgier Ingenhouß, der Genfer Sennebier durch überzeugende Experimente den Nachweis, daß nur bei Tage im Sonnenlichte die Pflanzen Sauerstoff ausscheiden, während bei Nacht und im Finstern ihre Atmung ganz so vor sich geht, wie bei den Tieren. Am Schluß des Jahrhunderts beweist Theodor Saussure von Genf, daß für die Ernährung der Pflanzen die Sonne ihre erregende Kraft in Licht und Wärme, die Luft ihre Kohlensäure, die Erde aber Wasser und Ammoniak beisteuere, und daß auch die Pflanzenasche nicht zufällige Verunreinigung, sondern unentbehrlicher Nahrungsstoff der Pflanzen sei, den ihre Wurzeln aus dem Boden einsaugen; Saussure wird der Gründer der Lehre von der chemischen Ernährung der Pflanze, welche seitdem durch Justus Liebig und Bousſingault zur Grundlage des rationellen Ackerbaues fortgebildet worden ist. So wird im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts die zur exakten Naturwissenschaft entwickelte Chemie sofort in den Dienst der Botanik gezogen; es wird die wunderbare Wechselwirkung erkannt zwischen der Sonne, der Erde und der Tier- und Pflanzenwelt; es wird der ewige Kreislauf enthüllt, in dem die Stoffe der Atmosphäre, des Wassers und des festen Erdbodens zwischen den Körpern der Tiere und Pflanzen in rastlos sich verjüngender, Leben erhaltender Wandlung hin und her wandern.

Zu dem Aufbau der wissenschaftlichen Pflanzenkunde, wie wir bisher ihn verfolgt, hatten alle Nationen Europas, eine nach der andern beigetragen: Italiener, Engländer, Niederländer, Schweden, Franzosen, letztere seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. mit besonderem Reichtum originaler und einflußreicher Geister. Nur Deutschland hatte seit der Reformationszeit aufgehört, sich an der fortschreitenden Entwickelung zu beteiligen; fehlte es auch nicht an fleißigen Arbeitern, so standen sie doch in zweiter und dritter Reihe, wandelten in den vom Ausland gebahnten Wegen, ohne eigene schöpferische Ideen. Aber mit dem Zeitalter Friedrichs des Großen tritt ein Wendepunkt ein; der deutsche Volksgeist verjüngt sich durch kräftiges Vordringen auf neuen Bahnen; auch in der Wissenschaft beginnt sofort die rückstauende Bewegung nach der langen Geistesebbe; von Jahr zu Jahr rauscht immer voller und höher die Flut jugendlich frischen Lebens über das deutsche Land, und wie in einem gesegneten Frühling alle Bäume einer nach dem andern in Blüte treten, so durchlebt unser Volk eine rasche Entfaltung, eine

herrliche Blütezeit der Litteratur, der Musik, der bildenden Kunst, der Philosophie, der gesamten Wissenschaft. Auch die Botanik spürt sofort den Anbruch einer neuen Zeit. Schon während des siebenjährigen Krieges legt Caspar Friedrich Wolff den Grundstein zum Aufbau der modernen Biologie, der Lehre vom Leben, indem er mit Hilfe des Mikroskops die Entwickelung der Tiere aus dem Ei, die Entstehung der Blätter und Blüten in der Knospe verfolgt; Koelreuter und Konrad Sprengel enthüllen durch sinnreiche Experimente und Beobachtungen das Geheimnis der Pflanzenbefruchtung. Im 19. Jahrhundert erfährt die wissenschaftliche Botanik in Deutschland einen Aufschwung, wie er noch nie erlebt war; vorzugsweise durch deutsche Arbeit reiht sich die Botanik bald ebenbürtig in den Kreis der verschwisterten Naturwissenschaften, von denen sie eine Zeit lang überflügelt war.

Sollen wir den Ausgangspunkt der modernen Pflanzenkunde, die in Wahrheit das Werk einer Generation ist, an den Namen eines einzelnen Mannes knüpfen, so weiß ich keinen besseren, als Goethe. Zwar gehört Goethe nicht zur eigentlichen Zunft der Naturforscher, obwohl er es an gewissenhaftestem Naturstudium nicht fehlen ließ. „Er verschloß seine Sinne nicht, aber der Gedanke überflügelte bei ihm die Beobachtung und oft auch die Dichtung den Gedanken, bis sich aus der lieblichen Blüte der Poesie die reife Frucht der Naturphilosophie entwickelte. Doch, wer mag leugnen," fügt der Geschichtsschreiber hinzu, dem wir diese Charakteristik entlehnen, „daß die begeisterte Seele des Dichters die Natur im Großen und Ganzen oft richtiger schaute, als das durch zahlreiche Kleinigkeiten getrübte mikroskopische Auge des Naturforschers."

Der reformatorische Gedanke, welchen Goethe in der Auffassung der lebendigen Natur zum leitenden erhob, ist die Idee der Entwickelung. Hatte C. F. Wolff durch die Methode der mikroskopischen Beobachtung das Studium der Entwickelungsgeschichte angebahnt, so schuf Goethe durch die von ihm zuerst ausgebildete vergleichende Methode eine neue Wissenschaft, die Morphologie, die Lehre von den Gestalten der Tiere und Pflanzen. Goethe erkennt das Wesen des Lebens nicht in der fertigen Form, wie immer reich gegliedert dieselbe auch sei, noch in mechanischen Kraftanstrengungen, welche in steter Wiederholung das Spiel des Lebens verrichten; er erblickt in jeglichem Organismus einen Entwickelungsprozeß, der mit dem Augenblick seiner Entstehung anhebt und durch eine Reihe von Entwickelungszuständen seinem Endziel entgegengeführt wird. Wie von dem Weltganzen, so von dem Einzelwesen gilt Goethes schöner Spruch:

„Es muß sich regen, schaffend handeln,
Erst sich gestalten, dann verwandeln,
Nur scheinbar steht's Momente still;

Das Ew'ge regt sich fort in allem,
Denn alles muß in nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will."

Durch die morphologische Betrachtungsweise ist auch die systematische Botanik der Gegenwart mit tieferem Gedankeninhalt erfüllt worden; es handelt sich heutzutage nicht mehr um die bloße Beschreibung äußerer Formen, sondern auch um das eingehende Verständnis des Aufbaues der Organe; sie umfaßt nunmehr den Inbegriff aller inneren und äußeren Gestaltungen und Lebensvorgänge, wie sie in den einzelnen Pflanzen, wie sie in ihren engeren oder weiteren Verwandtschaftskreisen zur Erscheinung kommen, nicht minder aber auch ihre Beziehungen zur Erdoberfläche und zu den Kräften, die auf ihr wirksam sind. Denn seitdem Alexander von Humboldt durch seine von dem Zauber großartiger Reiseeindrücke belebten Darstellungen die Pflanzengeographie zu einer selbständigen Wissenschaft gestaltete, tritt überall auch der Zusammenhang zwischen den Arten, Geschlechtern und Familien der Pflanzen und dem Relief des Erdkörpers, seinen klimatischen und seinen Bodenverhältnissen zu Tage; vor allem befruchtend wirken die Ideen, welche sich an das umwälzende Auftreten von Charles Darwin knüpfen, indem sie die tausendfältigen Gestaltungen der Pflanzen nicht als zusammenhangslose Einzelschöpfungen, sondern als Glieder einer einzigen, ununterbrochenen Entwickelungsreihe auffassen lehren, die mit dem ersten Auftreten des Lebens auf der Erde beginnt und, durch alle geologischen Zeitalter sich hindurchziehend, die Welt der Pflanzen stetig in gesteigerter Vervollkommnung umgewandelt hat. Darwin hat uns auch den Einfluß würdigen lehren, den auf die Gestaltungen der Pflanzen der Kampf ums Dasein durch die Auslese der Meistbegünstigten auf der einen, die Anpassung an die äußeren Lebensbedingungen und selbst an die Tierwelt auf der anderen Seite ausgeübt haben. Haben doch Franz Unger, Oswald Heer, Saporta, Engler und ihre Nachfolger gezeigt, daß selbst die Verbreitung der Pflanzen über die Erde sich nicht verstehen läßt, wenn man nicht die Geschichte ihrer Ahnen, die in den Gesteinen vorgeschichtlicher Erdepochen vergraben liegen, mit in Rücksicht zieht. Ein neuer Horizont für das Verständnis der Pflanzengestalten ist uns aufgeschlossen worden, seit die grundlegenden Gedanken Darwins in Fleisch und Blut der modernen Naturwissenschaft übergegangen sind. Lange Zeit hindurch hatte frommer Sinn in jeglicher Einrichtung lebender Wesen nach Zeugnissen für die Güte und Weisheit des Schöpfers geforscht, die Wissenschaft aber hatte anerkannt, daß es nicht in ihrer Sphäre liege, die Zwecke zu ergründen, welche die Vorsehung bei der Gestaltung der einzelnen Organe beabsichtigt habe; indem sie deshalb auf jede teleologische Auffassung verzichtete, glaubte sie sich auf die

äußere Beſchreibung der Organiſationen beſchränken zu müſſen. Seitdem aber Darwin gelehrt hat, daß nur diejenigen Einrichtungen ſich erhalten, ſich fortpflanzen und zu vervollkommnen vermögen, welche das Einzelweſen im Kampf ums Daſein gegen ſeine Mitbewerber begünſtigen, ſieht auch die Wiſſenſchaft ſich bei jedem Organ vor die Frage geſtellt: nicht ſowohl, welchem Zweck es diene, als vielmehr, welchen Nutzen es dem Leben gewähre; und als ſeien den Naturforſchern erſt jetzt die Augen geöffnet worden, haben ſich ihnen ſeitdem überall in den äußeren Geſtaltungen, den inneren Einrichtungen und der geſamten Entwickelung ſo der Tiere wie der Pflanzen unzählige früher unbeachtete Beziehungen offenbart, welche als Anpaſſung an die umgebenden Lebensbedingungen, als Schutzmittel zur Erhaltung des Einzelweſens oder der Art erkannt worden ſind.

Goethe hatte die Entwickelung der Gewächſe bis zur Keimpflanze zurückgeführt; aber der Ausgangspunkt, mit dem er ſeine Betrachtung begonnen, der Moment, wo der im Samen eingeſchloſſene Keim ſeine Hülle durchbricht, ſein Würzelchen in die Erde ſenkt, ſeine Blättchen an das Licht hebt, iſt nicht der wirkliche Anfang pflanzlicher Entwickelung; es bleibt noch das Problem, wie entſteht die Keimpflanze? Zur Löſung desſelben reicht das unbewaffnete Auge nicht aus, noch die Lupe, mit der allein die Botaniker der Linnéſchen Schule arbeiteten; ſie konnte erſt in Angriff genommen werden, als das Mikroſkop wieder in die Werkſtätte des Botanikers eingeführt worden war. Ein eigentümliches Geſchick war dieſem Inſtrument zu teil geworden, das doch dazu berufen war, die Schranken niederzureißen, die der unvollkommene Bau des Auges der menſchlichen Erkenntnis nach der Richtung des Kleinſten geſetzt hat; es hat dadurch ebenſo unſern Geſichts- wie unſern Ideenkreis ins Unendliche erweitert. Schon fünfzig Jahre nach der Erfindung des Mikroſkops, im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts, hatten zwei Männer, Macello Malpighi von Bologna und Nehemias Grew von London, unabhängig von einander, ſich die Aufgabe geſtellt, den inneren Bau der Gewächſe zu zergliedern; ein ſeltſamer Zufall fügte, daß beider Forſchungen am nämlichen Tage, am 29. Dezember 1671, der Königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London überreicht wurden. Dieſer Tag iſt daher der eigentliche Geburtstag der wiſſenſchaftlichen Pflanzenanatomie; ſeit dieſer Zeit wiſſen wir, daß die Pflanze nicht aus Fleiſch und Blut, aus Adern, Nerven, Sehnen beſteht, wie Theophraſtos gemeint hatte, ſondern daß ſie in allen ihren Teilen, von der Wurzel bis zur Frucht, aus außerordentlich kleinen, nur unter den Vergrößerungen des Mikroſkops ſichtbaren Bläschen, Schläuchen oder Röhren aufgebaut iſt, die wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Zellen der Bienenwaben den Namen der Pflanzenzellen be-

kommen haben. Gleich den Bienenzellen umschließen auch die Zellen der Pflanzen einen inneren Hohlraum, welcher von regelmäßigen Wänden ringsum begrenzt und mit Säften gefüllt ist. Aber auffallender Weise fanden die Entdeckungen der Väter der Pflanzenanatomie kein Verständnis unter ihren Zeitgenossen; sie regten zu keiner Nachfolge an, die Kunst mikroskopischer Beobachtung wurde nicht weiter fortgebildet, und hundert Jahre später war sie so gut wie verloren gegangen. Erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurde wieder mit Hilfe des Mikroskops der Bau der Pflanzen gründlicher durchforscht, als je zuvor, und seit dem dritten Jahrzehnt wurde das inzwischen außerordentlich vervollkommnete Mikroskop auch zur Lösung entwickelungsgeschichtlicher Probleme zu Hilfe gezogen.

Die erste Aufgabe, welche das Mikroskop zu lösen hatte, war, wie wir schon bemerkt, die Entstehung des Pflanzenkeims. Wir können hier nicht alle die einzelnen Phasen verfolgen, durch welche unter wetteiferndem Zusammenarbeiten zahlreicher Forscher und nach mancherlei Fehlgriffen und Abwegen endlich Schritt für Schritt der geheimnisvolle Vorgang aufgehellt wurde, wie im Innern der Blüte, eingeschlossen von den Geweben der Samenknospe, die Erzeugung eines neuen Pflanzenwesens sich vollzieht. Das Ergebnis war: daß jede Pflanze, von der Palme und Eiche bis zum niedersten Grase, zuerst als eine einfache mikroskopische Zelle erscheint, welche durch einen wunderbaren Gestaltungsakt ins Dasein tritt. Das war eine hochwichtige Entdeckung; ist ja doch die Entstehung eines neuen lebenden Wesens eine Neuschöpfung; jetzt zeigte sich, daß das Geheimnis der Schöpfung in der Erzeugung einer Zelle ruht. Die Zelle selbst aber erscheint dem tiefer eindringenden Auge des Forschers in der Gegenwart nicht mehr als das einfache Saftbläschen, sondern als ein Organismus von komplizierter innerer Einrichtung, der niemals von selbst entsteht, sondern immer nur als Tochter von einer Mutterzelle geboren wird; gerade bei der Fortpflanzung der Zellen haben uns die Entdeckungen der letzten Jahre eine ungeahnte Folge innerer Bewegungen, erregt von geheimnisvollen Kräften, enthüllt.

Nachdem das Problem der ersten Entstehung der Zellen seiner Lösung nahe gebracht worden war, blieb noch das zweite Problem: wie entwickelt sich aus der ersten Zelle die zusammengesetzte Pflanze mit ihren mannigfaltigen Organen, deren jedes wieder aus zahllosen Zellen besteht? Das Mikroskop gab auch hierüber Aufschluß: quer durch den inneren Raum jener ersten Zelle zieht sich eine Scheidewand und teilt denselben in zwei Kammern; jede dieser Kammern ist eine Zelle für sich und teilt sich durch eine neue Scheidewand wieder in zwei Abteilungen; indem Scheidewand auf Scheidewand sich zieht, ent-

ſteht das vielkammerige, vielzellige Gebäude, das wir eine Pflanze nennen. Wie beim Bau eines Hauſes nach vorgeſchriebenem Grundriß Bauſtein auf Bauſtein, Wand an Wand geſetzt wird, ſo fügt ſich beim Aufbau der Pflanze Zelle an Zelle nach einem eingeborenen Bauplan, der, bei jeder Pflanzenart verſchieden, durch Vererbung von Geſchlecht zu Geſchlecht ſich überträgt. Eine unwandelbare Regel beſtimmt, an welcher Stelle, in welcher Reihenfolge die Wände gerichtet, die Stockwerke über einander geſetzt, die Zellen ausgeweitet und ausgebaut werden ſollen, wo zwiſchen der Zellenflucht leere Gänge offen gelaſſen, wo durch Wegräumen von Scheidewänden ganze Zellenreihen in einen einzigen Raum vereinigt werden ſollen. Natürlich waren es die größeren Blütenpflanzen, mit deren Formen wir am meiſten vertraut ſind, auf welche das Studium der Entwickelungsgeſchichte zuerſt ſich richtete; aber bald zeigte ſich, daß gerade die unſcheinbaren und einfacheren Pflanzen, welche Ray als niedere Blütenloſe ausgeſchieden, Linné in das Reich der Kryptogamen zuſammengefaßt, und von deren verborgener Fortpflanzung und Fortgeſtaltung zuerſt im achtzehnten Jahrhundert italieniſche Forſcher den Schleier zu heben verſucht hatten, daß Farne, Mooſe, Algen, Pilze dem Forſcher weit reichere Ausbeute gewähren. Denn je einfacher eine Pflanze, je unvollkommener ihre Organe, deſto geringer iſt die Zahl ihrer Zellen, deſto klarer ihr Aufbau zu überſchauen, ihre Entwickelung zu verfolgen. Aber gerade bei dieſen niederſten Gewächſen iſt die Entwickelung von den mannigfaltigſten und überraſchendſten Vorgängen begleitet. Nur hier begegnen uns jene Fortpflanzungszellen, die, gleich Infuſorien geſtaltet, unter lebhafter Bewegung im Waſſer umher ſchwärmen; hier zeigt ſich in unſichtbaren Kügelchen oder Fädchen Trennung der Geſchlechter, Mannigfaltigkeit der Fortpflanzungsweiſen, daneben Metamorphoſen, viel weiter gehend, als Goethe ſie geahnt, wo ein und dasſelbe Weſen in verſchiedenen Alterszuſtänden ſo verſchieden ausſieht, daß man dieſelben für ganz verſchiedene Arten halten könnte. Kaum kann derjenige, der ſolchen Unterſuchungen fern ſteht, ſich eine Vorſtellung machen von dem Zauber, mit dem oft ein ganz unſcheinbares Pflänzchen Stunden, Tage, Wochen lang den Beobachter am Mikroſkop feſthält, bis es ihm gelingt, eine Lücke im Kreiſe ſeiner Entwickelungsgeſchichte zu ſchließen. Kein Wunder, daß ſeit vierzig Jahren faſt alle hervorragenden Botaniker ſich mit der Entwickelungsgeſchichte der Pflanzen beſchäftigt haben; und nicht ohne Genugthuung kann ich es ausſprechen, daß die bedeutendſten Entdeckungen auf dieſem Felde von deutſchen Forſchern ausgegangen ſind, welche ſeit einem halben Jahrhundert in der Genauigkeit ihrer mikroſkopiſchen Unterſuchungen und in der Weite ihrer Ideen allen andern Nationen als Führer und Vorbilder gedient haben. Auch im

Gebiete der Botanik stehen die chips from a German workshop, die Schnitzel aus deutscher Werkstatt, in höchster Achtung bei dem Auslande, und gern ergreife ich die Gelegenheit, wenigstens die ersten der Meister zu nennen, deren Werke zu den bedeutendsten Schöpfungen deutscher Wissenschaft zählen: zuerst Matthias Schleiden, der durch seine Forschungen über die Entstehungen der Zelle im allgemeinen, und des Pflanzenkeims insbesondere, im Jahre 1837 den mächtigsten Impuls gegeben, neben ihm Hugo Mohl von Tübingen, Johannes Hanstein von Bonn, Karl Nägeli von München, Anton de Bary von Straßburg, die alle nicht mehr unter den Lebenden weilen; dann Julius Sachs in Würzburg, Pringsheim und Schwendener in Berlin, Pfeffer in Leipzig, Göbel in München, Strasburger in Bonn, Wiesner in Wien; unter der Führung dieser und noch vieler anderer Meister hat sich, nachdem in den letzten dreißig Jahren fast auf allen deutschen und außerdeutschen Universitäten öffentliche botanische Laboratorien, pflanzenphysiologische Institute errichtet worden, eine Schule jüngerer Forscher herangebildet, welche die Entwickelungsgeschichte der Pflanzen so beharrlich und erfolgreich bearbeiteten, daß gegenwärtig kaum noch eine wichtige Pflanzenart existiert, bei der nicht die Kette ihrer Entwickelung, Glied an Glied aneinander gereiht und zum geschlossenen Ringe zusammengefügt ist. Und da zu gleicher Zeit auch die Entwickelung der Tierwelt nicht minder vollständig beobachtet und erforscht wird, so sind wir gegenwärtig im stande, die Entwickelung der gesamten lebenden Welt von den einfachsten Pflanzen bis zum höchsten Wesen, dem Menschen, zu verfolgen und durch Vergleichung ihrer Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten die allgemeinen Entwickelungsgesetze des Lebens zu ergründen.

Aber in der Entwickelungsgeschichte ist die Bedeutung nicht erschöpft, welche das Mikroskop für die wissenschaftliche Botanik gewonnen hat. Denn die Zellen, deren Gestaltung und Entwickelung das Mikroskop uns vorführt, sind nicht bloß die Bausteine, durch deren Aufeinanderlegung der Pflanzenleib sich aufbaut; jede Zelle ist auch ein lebendes Wesen für sich, ja sie ist das eigentlich Lebendige in der Pflanze. Denn wenn der Baum aus der Erde seine Nahrung aufnimmt, so sind es die Zellen seiner Wurzeln, die sich mit dem Wasser sättigen, welches in den Poren des Bodens verborgen rinnt; wenn die Laubwipfel im Sonnenlicht Lebensluft ausatmen, so sind es die grünen Zellen des Blattgewebes, welche aus der Atmosphäre Kohlensäure einschlürfen und aus dieser Luftart durch eine von der Sonne auf sie übertragene Kraft grünes Pigment, Stärke und andere Stoffe erzeugen, während sie den Sauerstoff in die Luft wieder ausstoßen. Wächst die Pflanze, so sind es ihre Zellen, die sich infolge ihrer Ernährung dehnen

und ſtrecken; bilden ſich neue Organe, ſo vermehren ſich die Zellen durch Teilung in einer gewiſſen Region; erkrankt die Pflanze, ſo ſind es wieder die Zellen, in denen das Leben erliſcht. Wenn in den letzten Jahrzehnten die Experimentalphyſiologie der Pflanzen ihre Methoden vervollkommnet und die Beziehungen des Pflanzenlebens zum Licht, zur Wärme, zur Schwerkraft, zur Elektrizität und zu den chemiſchen Anziehungskräften weit klarer entwickelt hat, als das vor hundert Jahren möglich war, ſo hat ſie doch nie die Aufgabe aus dem Geſicht verloren, die Erſcheinungen des Pflanzenlebens aus dem Leben der Zellen abzuleiten.

Nun hat uns aber im Jahre 1838 Theodor Schwann gelehrt, daß auch der Entwickelungskreis jeglichen Tieres und ſogar des Menſchen mit einer einfachen Zelle beginnt, daß alle Organe des Tieres aus Zellen zuſammengeſetzt und aus der Teilung jener erſten Zelle hervorgegangen ſind. Aber die Tierzelle iſt das nämliche Gebilde wie die Pflanzenzelle; es giebt nur Eine Zelle und Ein Leben. Wie aber der Mathematiker den Wert einer unbekannten Größe nur in einer einfachen Gleichung beſtimmen kann, ſo erkennt auch der Naturforſcher die unbekannten Geſetze des Lebens am leichteſten in ihrer einfachſten Erſcheinung, in der Pflanzenzelle. Und wenn unter Virchows genialem Vorgang die Lehre vom kranken Menſchen, die Pathologie, auf die Lehre von der kranken Zelle gebaut worden iſt, ſo hat die Erforſchung der Pflanzenzelle das wiſſenſchaftliche Fundament dazu gegeben.

Eine ganz beſondere Bedeutung hat in neueſter Zeit die Lebensgeſchichte der Pilze gewonnen, indem ſie in Beziehung tritt zu einer Reihe hochwichtiger Probleme, deren endgültiger Löſung die Menſchheit mit Spannung entgegenſieht, da ſie an ihnen mit ihrer ganzen Exiſtenz beteiligt iſt. Seit undenklichen Zeiten decimieren Brand und Meltau die Ernten; in den letzten fünfzig Jahren ſind in raſcher Aufeinanderfolge faſt alle angebauten Gewächſe von Krankheiten heimgeſucht worden, welche erſt unbeachtet im Verborgenen umherſchlichen, dann wie mit einem Male über weite Landſtriche ſich ausbreiteten und Mißwachs, Teuerung, Hungersnot über die Völker brachten. Ganz beſonders hatte ſich ſeit 1845 die Krankheit der Kartoffeln, ſeit 1848 der echte, ſeit 1878 der falſche Meltau den Rebenpflanzungen des Südens furchtbar gemacht; auch die Zuckerpflanzungen und Kaffeeplantagen der Tropen ſind durch Krankheiten verwüſtet worden; ja ſogar die Inſekten, von den Stubenfliegen bis zu den Seidenwürmern, den Bienen und den wälderverheerenden Nonnenraupen, werden von Seuchen befallen. Alle dieſe Epidemien werden, wie wir jetzt wiſſen, von mikroſkopiſchen Pilzen verurſacht, deren Keime von Pflanze zu Pflanze, von Inſekt zu Inſekt verbreitet, zugleich den Keim tödlicher Erkrankung übertragen.

Nachdem diese Thatsachen festgestellt waren, mußte sich von selbst die Frage aufdrängen, ob jene heimtückischen Völkerseuchen, welche, von Land zu Land wandernd, an einzelnen Orten meist nur eine Zeit lang verweilen, dann verschwinden, um nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen wiederzukehren, nicht auch von mikroskopischen Pilzen erzeugt werden? Wir wissen, daß in allen diesen Krankheiten ein Giftstoff sich vom Kranken auf den Gesunden überträgt; in den letzten drei Jahrzehnten ist durch eine Reihe glänzender Entdeckungen, die sich an die Forschungen von Louis Pasteur, Robert Koch und deren Schülern knüpfen, der Beweis geführt worden, daß bei Unterleibs- und Rückfalltyphus, bei Blutvergiftung der Verwundeten, bei Cholera und Tuberkulose, bei Lungenentzündung und bei Starrkrampf, nicht minder auch bei vielen Tierseuchen, Milzbrand und Rauschbrand, Perlsucht und Rotz, Schweinerotlauf und Geflügelcholera, selbst beim Typhus der Feldmäuse und noch bei einer großen Anzahl anderer Krankheiten von Tieren und Menschen dieser Giftstoff von außerordentlich kleinen Pilzen erzeugt wird, die ins Innere des lebenden Organismus eindringen und sich im Blut und in den Organen maßlos vermehren; nachdem der unsichtbare Feind erkannt wurde, ist auch wenigstens die Möglichkeit gegeben, ihn fern zu halten und seine verderblichen Einwirkungen zu bekämpfen.

In früherer Zeit bestand ein intimes Verhältnis zwischen Pflanzenkunde und Heilkunde; jene hatte den Ärzten ihre kräftigsten Medikamente zu liefern und empfing dafür von ihnen Förderung ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen; heutzutage ist diese Verbindung gelockert, da die meisten „offizinellen“ Pflanzen aus dem modernen Arzneischatz beseitigt sind und nur als Hausmittel ein obskures Dasein fristen. Dafür haben sich in der Erforschung der krankheiterzeugenden Pilze neue Probleme für beide Wissenschaften aufgethan, die nur durch gemeinsame Arbeit zum Heil der Menschheit gelöst werden können. Auch mit der öffentlichen Gesundheitspflege, der modernen Technik und der Land- und Forstwirtschaft hat die Botanik innigere Verbindungen angeknüpft. Die uralten Gewerbe der Milchwirtschaft, der Bäckerei, der Bierbrauerei, der Wein- und Essigbereitung, die Fabrikation der Konserven sind durch die Erforschung der Gärung erregenden Pilze nicht bloß auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt, sondern auch durch neue, praktisch bewährte Methoden gefördert worden. In der Landwirtschaft gilt es, die Bedingungen zu erforschen, unter denen eine Pflanze die größte Menge von Eiweiß, Stärkemehl oder Zucker zu erzeugen vermag, wobei sich das unerwartete Ergebnis herausgestellt hat, daß gerade der wichtigste unter den Nährstoffen der Pflanzen, der Stickstoff, denselben erst durch die Thätigkeit mikroskopischer Pilze zugänglich gemacht wird. In den Forsten kommt der Botanik mehr das Amt der Hygiene zu;

ſie lehrt uns die Bedingungen kennen, von denen die Geſundheit unſerer Waldbäume abhängt, und die Schädlichkeiten beſeitigen, welche dieſelben mit Krankheit und Abſterben bedrohen, die auch hier in der Regel von Pilzen veranlaßt werden. Für die Pflege der öffentlichen Geſundheit aber leiſtet die Botanik unſchätzbare Dienſte, indem ſie die ſchädlichen Keime erkennen lehrt, welche Luft, Waſſer und Erdboden verunreinigen.

So iſt die Botanik der Gegenwart herausgetreten aus dem engen Rahmen, in dem ihr beſchränktes Forſchungsgebiet ſie feſtzubannen ſchien; ſie hat ſich zu den höchſten Problemen der Naturwiſſenſchaft gewendet und iſt ein einflußreicher Faktor geworden unſeres geſamten Kulturlebens; wir erhielten von ihr und erwarten von ihr noch weitere Aufſchlüſſe über die Kardinalfragen der Naturwiſſenſchaft: was iſt Leben? was iſt Tod? wie entſteht, wodurch erhält ſich, wie vergeht das Leben? giebt es eine beſondere Lebenskraft, die unwandelbar und unzerſtörbar die nämliche bleibt, auch wenn das Einzelweſen vernichtet wird? oder iſt Leben eine bloße Erſcheinungsform der allgemeinen Bewegungsenergie der Materie? iſt es den anderen Kräften, dem Licht, der Wärme, der Elektrizität, dem Chemismus äquivalent? kann es nach dem Geſetz der Erhaltung der Kraft in dieſe umgewandelt werden und aus ihnen hervorgehen? auf welche Weiſe hat das Leben auf der Erde ſeinen Anfang genommen? wie hat es ſich in den unzähligen Geſtalten der Tier- und Pflanzenwelt verkörpert? wie hat es ſich in den Perioden der aufeinanderfolgenden geologiſchen Zeitalter gewandelt? wie erklärt es ſich, daß die Eltern den größten Teil ihrer Eigenſchaften auf ihre geſamte Nachkommenſchaft bis in die fernſten Generationen vererben? und wie erklärt es ſich, daß gleichwohl ein jedes Einzelweſen gewiſſe Eigentümlichkeiten beſitzt, durch die es ſich von den Eltern wie von den Geſchwiſtern unterſcheidet, die es oft, aber nicht immer, wieder auf ſeine Nachkommen vererbt, und dadurch einer beſonderen Spielart, einer Abart, vielleicht ſelbſt einer neuen Art den Urſprung geben kann? und ſind die höchſten Lebensäußerungen, ſind Selbſtbewußtſein, Empfindung, Wollen, Vorſtellen, Denken die Leiſtungen eines beſonderen Prinzips, oder ſind ſie nur Erſcheinungsformen des allgemeinen Lebens, und laſſen ſich ihre verſchleierten Anfänge bis hinab zu den einfachſten Weſen, und ſelbſt bis zu den Pflanzenzellen zurück verfolgen?

Es war nur meine Abſicht, in dem eng begrenzten Raume, der mir hier zugemeſſen, die Probleme anzudeuten, an welche ſich die wiſſenſchaftliche Botanik der Gegenwart heran wagt, und deren Löſung ſie vorzubereiten ſucht, nicht durch theoretiſche Spekulationen, ſondern durch induktive Schlußfolgerungen aus ſorgfältig beobachteten Thatſachen und planvoll ausgeſonnenen Verſuchsreihen. Wenig würde es frommen, wollte ich es verſuchen, in aller Kürze die Antworten zuſammenzufaſſen,

welche wir bisher auf diese Fragen erlangten; denn nicht in abgerissenen Lehrsätzen läßt sich die geistige Arbeit der Wissenschaft davontragen: wer von ihr Gewinn haben will, darf sich nicht scheuen, den Weg selbst zu verfolgen, auf welchem die Ergebnisse gewonnen und gesichert wurden. Wer am edlen Wein der Erkenntnis sich stärken will, muß selbst die Traube pressen, er muß die trübe Gärung abwarten, ehe mit wieder gewonnener Klarheit sich Blume und Geist entwickelt.

Auf einzelne der hier berührten Probleme soll in den späteren Abschnitten dieses Buches näher eingegangen werden; hier habe ich meine Aufgabe darauf beschränkt, öffentlich Rechenschaft abzulegen von den Zielen, welche die Männer der Wissenschaft, in der ich selbst meinen Lebensberuf gefunden, anstreben, und welchen sie trotz der wechselnden Probleme der verschiedenen Zeitalter durch beharrliche Arbeit immer näher gekommen sind seit jenem Moment, wo die Botanik vor zweiundzwanzig Jahrhunderten durch das Genie des Aristoteles und Theophrastos zu einem selbständigen Gebiete menschlicher Forschung gestaltet wurde. Es ist mein Wunsch und meine Hoffnung, auch in weiteren Kreisen eine erhöhte Teilnahme zu erregen für die Leistungen unserer Meister, welche auch an ihrem Teile dazu beitrugen, dem Namen deutscher Wissenschaft Ehre zu machen und der deutschen Nation in unserem Zeitalter den hohen Rang unter den Kulturvölkern Europas zu erkämpfen. Wenn gleichwohl die Strömungen, welche unsere botanische Welt erregen, in den weiteren Kreisen des Volkes kaum empfunden werden, so liegt, wie ich gezeigt zu haben glaube, die Ursache nicht in der esoterischen Natur ihrer Probleme, welche gerade zu den wichtigsten Aufgaben der Naturwissenschaft gehören; ich suche vielmehr die Schuld darin, daß unsere Schulen nach hergebrachter Methode in der aufwachsenden Generation den Sinn für die Natur und ihre Erscheinungen nicht genug wecken, und ihr nicht die nötigen Vorkenntnisse mitgeben, ohne welche freilich ein warmes Interesse und ein lebendiges Verständnis naturwissenschaftlicher Fragen unmöglich ist. Gerade in der gegenwärtigen Zeit, wo die Frage von der Erziehung des deutschen Volkes wieder in Fluß geraten, und wo die Männer, welchen die Leitung unserer idealen Interessen anvertraut ist, es als ihre höchste Aufgabe erkannt haben, daß die Kulturerrungenschaften unserer bisherigen geschichtlichen Entwickelung, daß vor allem die Zukunft des deutschen Reichs sicher zu stellen sei durch eine wissenschaftliche und sittliche Heranbildung der Jugend: halte ich es für meine Pflicht, bei jeder Gelegenheit dafür einzutreten, daß jene hergebrachte Vernachlässigung der Naturwissenschaften endlich aufhöre, und wie jener alte Römer am Schluß jeder seiner Rede sein ceterum censeo anbrachte, gleichviel ob

es paßte oder nicht, will auch ich meine Darstellung botanischer Probleme mit den Worten schließen:

Übrigens meine ich, daß den Naturwissenschaften in dem öffentlichen Unterricht die Stellung angewiesen werde, die ihnen nach ihrer Bedeutung für die materielle Entwickelung und für die humane Bildung unseres Zeitalters gebührt.

Die Insel Capri. (Gekürzt.)

1853.

Ferdinand Gregorovius. Wanderjahre in Italien. 1. Bd. (Leipzig. Brockhaus.)

Deus nobis haec otia fecit.
Virgil.

Einen ganzen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; darinnen aber liegt Tiberius. Und so reizte mich das klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der Schroffheit der steilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit verrosteten Kanonen, die schon der Ginsterstrauch mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen wild und schartig, in den Äther hinaufgreifend und von Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Äschylus sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer Kirchenkuppel; unten an der schmalen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein Fischermädchen, die Holzbank haltend, welche sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause. Alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer war zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts an einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach der Stadt Capri.

Tritt man in dieselbe, über einer hölzernen Brücke und durch das alte Thor, so hat man gleich das originellste Bild von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit vor sich. Denn dort sitzen über den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und in der Mitte gewölbten Dächern; fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein Palmbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit Stab und Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Prozession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick! Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz einher. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Buße zu thun war, denn die Prozession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies ein Zug von Bacchuspriestern, die zu einem Tempel des Dionysos zogen. Fast alle Männer trugen diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allem fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Bart auf, der unter dem Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so enge sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Prozession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem Inselbilde machen, wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Kaps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es Osker vom Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man für gewiß an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel hatte wohl schon vor Zeiten zwei Orte; Strabo sagt: „Capri hatte ehemals zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, Männer akarnanischen Stammes, wie Tacitus und Virgil sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Zeit, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch dauernden Namen Ana-Capri oder die Oberstadt. Horcht man auf die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut zu hören meinen, und blickt man in die kleinstirnigen, edelgeschnittenen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen wollen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwohl auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch sehr

ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf der Insel, von denen keine Spur blieb. Noch Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit hatte diese Insel noch hellenisches Wesen. Er liebte Capri. Er trat den Neapolitanern, welchen sie damals gehörte, das Eiland Ischia ab und tauschte dafür diesen klassisch geformten Felsen ein. Als er nämlich einst hier am Strande aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Dies erfreute den Kaiser so, daß er jenen Tausch beschloß.

Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten Augustus; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach dem Glauben der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiberius nennt.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen Augustus das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er hier in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier heitre Tage zu, wie Sueton erzählt. „Als er zufällig dem Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; Reisende und Mannschaft legten weiße Gewänder an und bekränzten sich; sie opferten Weihrauch, erhoben sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das freute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter 400 Goldstücke verteilte; sie mußten ihm zuschwören, dies Geld nicht zu andern Dingen verwenden zu wollen, als von den Alexandrinern Waren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er Geschenke, Togen und Pallien, und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Übungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übrig geblieben war. Er gab ihnen einen Schmaus und erlaubte ihnen Äpfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtsthuns derer, die aus seinem Gefolge dahin sich entfernten. Einen von seinen Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilandes, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen

Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisierten (griechischen) Vers:

„Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es."

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüberlag, und fragte ihn, von welchem Dichter er wohl glaube, daß der Vers sei. Als dieser stockte, setzte er einen zweiten hinzu:

„Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?"

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies hat Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilandes fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird diese menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Die kleine Insel war elf Jahre lang Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte nur ein düsterer Monolog dieses schrecklichen Mannes.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Böse dauert im Gedächtnis der Menschen länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Thränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Thränen Christi" heißt. Sehr hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Thräne stehen, die ein Mann wie Tiberius geweint hat.

Die Ähnlichkeit der Natur Capris mit der von Sicilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie dieses großen Inselandes, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen, und selbst wegen des Pflanzenwuchses.

Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesäet, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden. Brombeeren und Epheuranken, wie die Gewinde der Clematis umschlingen Trümmer und Klippen, und der

goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Auch der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geisblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich hier an alle Gemäuer und Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer, lilafarbiger Staubfäden.

Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen gewann, Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeder Baum Campaniens. Reichlich wachsen die Eichen; die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Cypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Kraft findet, und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst hier zwar nicht so üppig, wie in Campanien, aber sie trägt schwere Trauben, deren berühmten Feuerwein die Sonnenglut auskocht. Was den Landschaften der kleinen Insel vollends den Charakter Siciliens verleiht, ist die Fülle von Kaktusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und ihrer Farbenglut.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz harmonisch, dies Eiland gebildet hat, so scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in einem phantastisch-idyllischen Charakter seine Häuser zu bauen. Das Städchen Capri, welches sich auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiberius. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse, oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und schöne Blumen, zumal blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbige Oleander reich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Thüre die Pergola oder Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; da sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so giebt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Die von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines Tempels; sie erinnern mich an die kleinen Häuser in

Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Die Capresen, etwa 2000 an der Zahl, sind in der That das friedlichste Volk der Welt, milde von Sitten, bitter arm und emsig thätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die andern sind in der Regel Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Tier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stabes und wird so heraufgezogen.

Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht er ans Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch, und nicht ein paar Carlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Der Strand ist hier kurz und schmal, vor dem Wogenschlage nicht sicher, und giebt nicht Raum genug. Deshalb werden die Kähne beim Sturm in gemauerte Schuppen hineingezogen.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern in Capri, nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Denn die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meere abgesperrt. Dagegen gehen viele junge Männer Ana-Capri's und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa zweihundert. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifacio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im Oktober wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude und zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und plötzlichen Tod. Wenn sie hundert Dukaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Dukati als Erfordernis zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt

habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht 100 Dukati? Der Maler: Ja, ich habe 100 Dukaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt 100 Dukati und heiratet nicht?

Auch an den Strand Capris treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und thun in sie hinein rote Korallen, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, sodaß du es wohl kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidenkultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowohl droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort thätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Thun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meeres sieht man gerne zu.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri. Ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webstuhl geheftet hatte. Es war eine Epheuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Oedipus Tyrannos" beginnt:

„Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη"
(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre da gewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilicum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivetät des Volks erfreut, aber mich dünkt, nirgends ein naiveres gefunden zu haben als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Milde seiner Sitte bewahrt und den Zauber der Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Civilisation, es giebt nur Frieden, Armut und Thätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegensatz als den zwischen der Welt in Capri und jener Neapels kann es nimmer geben.

Die Mädchen in Capri sind weniger schön als graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau. Die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webstuhl in der dunklen Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Peruginos und Pinturicchios ähneln, und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Feß auf, und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen in Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen, oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge, oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen in Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel. Man sieht die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Teresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf eben diesen Köpfen tragen.

Es kam vor vierzehn Tagen ein neapolitanisches Schiff und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des

alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unversehrt zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten Mädchen, etwa 30 an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein.

Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehnmal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina auf, so stand ein Schreiber dabei und notierte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn. — Ihr Lohn war 10 Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Kontrakt gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Carlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebenso viel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herculanum von schöner grauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Ägyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer. Mich dünkte, nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen zu haben. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen in einem Kreise auf der Erde sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaums ihre Mahlzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bild

malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der jungen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Thür ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenencantaten aus der blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen lachten, und die schwarzen krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Konzert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Kaktusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln. Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Öl. Sie lachte einmal laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Es giebt nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern, oder am Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf den Felsen sitzen und dem Farbenspiele auf den Küsten und über dem Meere zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wohl bin ich hier zu Hause.*) Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen Ana-Capris plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Überrest der alten Stadt, die Kirche San Costanzo.

*) Gekürzt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben worden ist. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von Agenten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich bei Seite gebracht.

Dem Hügel Castello zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein schmaler Strand auf der südlichen Seite, in wüste Klippen eingebogen, deren schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine Halbinsel bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln, Küsten und Segeln ist entschwunden, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammen liegen. Wild und schauerlich ist alles umher, eine öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Höhlen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Cap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß das Cap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigbare Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Die eine ist wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber die Mitte der einen Klippe durchbricht eine Höhle in prächtiger Bogenform, so daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die Möve oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus dem „Gefesselten Prometheus“ des Aeschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene harfenstimmige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in

eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen, und erweckt wie die verschwebenden Akkorde der Aeolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne.

Und wer kann an der kleinen Marina in Capri liegen ohne Träumereien? Die Wildheit dieser Uferszenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft, und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Höhlen schlürfend Welle auf Welle hinunterziehen, oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und die dunkeln Kaps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sterngleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins und dort am Kap wieder eins um das andere.

Man sieht die Fischer auf den weißen Kieseln des Sandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Öde hat ihre stille Geschäftigkeit etwas Seltsames. Sie scheinen geheimnisvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Lokal, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittigen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Cicade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Luft, Licht und Duft durchdringen alle Sinne.

Man kann am Cap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremitenlandes ein Einsiedel wohnt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr, in dem andern auch eins. Nun sitzt der Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster

und vor die Fernrohre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Thüre aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sizilien, ob und welche „segelbeschwingte" Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Castell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Schloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Aeschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme Iliums melden soll:

Θεοῖς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων
(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh'n) —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstrahl wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstrahl über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstrahl auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Die nahe Ostküste der Insel steigt zur Höhe von 970 Fuß auf und stürzt senkrecht ins Meer, sodaß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Thal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einen Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da blickt man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der blauen Grotte ist er die überraschendste

Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Kaps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und Salerno.

Die Überlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius verlegt. Es ist die schauerlichste Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrande höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiberius, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Überlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit Suetons als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt kaum einem Zweifel.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärts steigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejans aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu jener Villa gehören. Denn dafür spricht die Bestimmtheit der Überlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was sich von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben, Galerien und Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Kapitäle, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern zeigen Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und da sind die Stiegen zu den untern Sälen gut erhalten.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpalästen geschmückt und das Eiland bedeckt mit Tempeln, Arkaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man alles dies von dem Hof eines römischen Kaisers belebt.

Wir haben wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, giebt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo

die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf einem und demselben Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde betragen würde, so gänzlich von einander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt, als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Senkung das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben an der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Weges steht heute die kleine Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuren Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen sieht, und unter sich den Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospekt in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauem Gestein überdeckt, noch einige hundert Fuß empor, und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Kastells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man wenige Schritte auf der Plattform weiter geht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Der Berg Solaro, das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich hier steil empor; er ist ganz öde, und mit zahllosen Felsblöcken wie mit Trümmern bedeckt. Gegen Westen und Norden senkt er sich zur größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange steht hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri.

Die kleinen, originell gebauten Häuser dieses Städtchens liegen in Gärten zerstreut; und hier giebt es viel Ölbäume und sehr viel Reben, die sich nach campanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der

schiefen Ebene. Blickt man auf diesen malerischen Ort, auf diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewohl sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Thüre am Webstuhl sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen, oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken, oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Corsica gezogen sind, sieht man hier fast nur Frauen. Es scheint, wir seien zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe webend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen, fand ich bisweilen über der Stiege eine Schar Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltner Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und blickte nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es mir einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilicum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilicum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen in Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe.

Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre älteste Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maultrommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer.

Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webstuhl, und mit wenig Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang, und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Schwestern in Capri; nur wenn das Regenwasser in den Cisternen ausgeht, müssen sie die Treppe hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri holen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldnes Geschmeide und Korallenschmuck,

auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Der Turm Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind sie nun tot, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Paganos, Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höhle sei der Aufenthalt böser Geister und viele Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie in der Grotte waren, und zumal, sagt er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so that er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 eine Entdeckungsurkunde hineingeschrieben.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, in die man sich als Kind hineinlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimisch und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen, und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilandes an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, giebt es hier so viele, daß man nicht alle kennen lernen kann. Ich bin in mehr als fünfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe

darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffekte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreszierend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern.

Nun noch hinauf zum Gipfel der Insel, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam empor, so gelangt man zum Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Solaro auf der Höhe selbst sich tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Heideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme von Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Ich fand alle Thüren offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Ölzweig und ein Rosenkranz, in seiner Vorratskammer die weinende Madonna dolorosa, gerade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Über seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines Telegraphen. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Herkules. Denn hier liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit.

Dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, Ischia, das Eiland Vivara, Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaëta und Terracina mit dem Cap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet wurde, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Kap Sorrento und dem der Minerva, dahinter der hohe Sant

Angelo, weiterhin die sirenusischen Klippen und die Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus in der Ferne die bleichen Berge Calabriens, der Ufersaum von Pästum und Kap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, sodaß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Kultur, wo sich die Künste und Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen.

Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, weil ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wohl, du schönes Eremiteneiland Capri.

Zur Volkswirtschaftslehre.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Über den Luxus.

Wilhelm Roscher, Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Standpunkt. (Leipzig u. Heidelberg. C. F. Winter.)

1.

Die meisten Schriftsteller, welche sich mit dem Luxus beschäftigt haben, pflegen die Frage zu behandeln, oft ausschließlich zu behandeln, ob er heilsam oder verwerflich sei. So schon im Altertume, wenigstens seit der Zeit, wo eine höhere Kultur alle Lebensverhältnisse mit dem Messer der Wissenschaft zu zergliedern anfing. Die Streitigkeiten der Epikureer und Stoiker, früher schon der kyrenaischen und kynischen Sekte, sind allgemein bekannt. Man warf den Stoikern wohl vor, daß sie schlechte Bürger seien, weil ihre Mäßigkeit den Verkehr hindere. Herakleides Pontikos, ein historisch gelehrter Philosoph aus Aristoteles' Schule, stellt das Paradoxon auf, der Luxus sei das Hauptmittel, dem Menschen Edelmut und Tapferkeit einzuflößen. Alle edleren Monarchen, alle edleren Barbarenvölker huldigten dem Luxus. Selbst die Athener hätten, durch den Luxus begeistert, die Schlacht bei Marathon geschlagen. Während in den letzten Zeiten der römischen Republik selbst die angeblichen Widersacher des Epikurismus im Herzen meist Epikureer waren, finden wir unter den Kaisern, wo der Luxus freilich aufs äußerste entartet, daß edlere Geister jeden Glanz, jede Behaglichkeit des Lebens verdammten und sich nach der Einfalt der rohesten Urzeit zurücksehnten. Der ältere Plinius (ein Naturforscher!) z. B. nennt es eine Art dämonischer Verblendung, daß man den Schätzen unter der Erde nachspüre. „Wie schuldlos, wie glücklich, ja wie anmutig wäre das Leben, wenn es nichts anderes begehrte, als was von der Erdoberfläche stammt!" Die Mode Goldringe zu tragen nennt er pessimum scelus, die Prägung von Goldmünzen proximum scelus u. dgl. m.

Bei den Neueren war in der langen Zeit, wo die Wissenschaften noch eine einseitig theologische Farbe trugen, also namentlich während des Mittelalters, die Verwerfung des Luxus theoretisch durchaus vorherrschend. Noch Hutten, bei dem solche Ansichten einen mehr humanistischen als asketischen Charakter haben, mißbilligte den größten Teil des Einfuhrhandels, wodurch für die läppischsten Dinge Geld aus-

geführt und Deutschland somit beraubt würde. Es sei naturwidrig, Dinge einzuführen, die bei uns nicht wachsen können; besser, wenn man noch in Tierfellen einherginge. Unsere Vorfahren hinderten das Eindringen fremder Kaufleute, in denen sie Verderber der Sitte ahnten. Juwelen, Gold, Purpur, Seide, Samt, Pomeranzen werden von Hutten kurzweg als schlechte Dinge bezeichnet. — Interessanter, namentlich zweiseitiger wird die Kontroverse im 18. Jahrhundert. Die Reihe der Verteidiger des Luxus eröffnet Mandeville in seiner berühmten Bienenfabel (1706). Er definiert den Luxus als den Inbegriff alles desjenigen, was über die knappste Notwendigkeit des Lebens hinausgeht. Ich erinnere beiläufig, daß derselbe Mann alle Menschen für schlecht, egoistisch erklärt; die Kunst des Staatslenkers bestehe darin, die notwendigen Laster der einzelnen für das Ganze nutzbar zu machen. Die Politik sei der Eigennutz des Staates. Weiterhin ragt besonders Filangieri unter den Verteidigern des Luxus hervor, in seinem Systeme der Gesetzgebung, Buch II, Kapitel 13; mehr noch Voltaire in seinem vielbesprochenen Mondain, sowie nachher in der Apologie de luxe und Sur l'usage de la vie. Schlosser nennt diese Schriften das Evangelium der materiellen Interessen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Alle diejenigen, welche die Relativität des Luxus hervorheben, müssen ihn natürlich als einen notwendigen Bestandteil der Kultur betrachten, können ihn also nicht verdammen. So schon Melon, ganz vornehmlich aber Hume. Der letztere erklärt die luxuriösesten Zeiten schlechthin zugleich für die glücklichsten und tugendhaftesten; wo kein Luxus bestehe, da müssen die Menschen in Lebensunmut und Indolenz verfallen. Merkwürdig genug, da seine eigene Definition, Luxus sei eine große Nachfrage nach Dingen, welche den Sinnen schmeicheln, ihn schon hätte widerlegen müssen. — Der bedeutendste Gegner des Luxus ist bekanntlich J. J. Rousseau. Die meisten übrigens, welche seine Ansicht teilen, haben sich schon durch ihre Definition jede Billigung unmöglich gemacht. Warburton z. B. versteht unter Luxus einen Gebrauch der von der Vorsehung verliehenen Güter, der zum eigenen Schaden des Gebrauchenden führt. Der Verfasser des weiland berühmten Système social (III, Ch. 3) hält den Luxus durchaus für eine Erfindung der Despotie, welche ihre Sklaven dadurch blenden wolle; für eine Wirkung der Langweile und Abgestumpftheit, welche zu immer stärkeren Gewürzen übergehen muß. So versteht Plucquet unter Luxus den Gebrauch von Dingen, die weder nötig noch nützlich zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, auch nicht nötig zur menschlichen Glückseligkeit sind. Er erinnert daran, daß luxus im Lateinischen Verrenkung bedeutet. Noch vor kurzem hat Schäffle den Luxus definiert als das Zerrbild der wirtschaftlichen

Gesittung, wo der Genuß aufhört den Menschen zu stärken und zu veredeln, wo er rein äußerlich ist, vielleicht aus Eitelkeit das unentbehrliche Bedürfnis verkürzt, oder gar der raffinierten Unsitte dient. Da kann denn freilich von einer etwaigen Lichtseite des Gegenstandes keine Rede sein.

Die Verteidiger des Luxus, wozu unter den Volkswirten fast alle Merkantilisten und Physiokraten gehören, weisen auf die Industrie hin, welche für ihn und durch ihn arbeitet; auf den Reichtum, welchen sie zum teil auf dem Wege des auswärtigen Handels hervorruft. Durch den Reichtum werden Kriegsheere, Flotten erhalten, Herrschaft über fremde Völker gewonnen, oft über zahlreichere, aber minder wohlhabende. Dazu die Annehmlichkeiten des Luxus; er mildert die Sitten, er verschafft einer Menge von Arbeitern die Nahrung. Indem er die Begierden anreizt, hebt er den einzelnen aus der Indolenz empor, treibt ihn zu jeder Anstrengung des Leibes wie der Seele an. Er läßt das Blut gleichsam in dem Volkskörper zirkulieren und verbreitet allenthalben Leben und Wärme. Manche Schriftsteller rühmen es dem Luxus nach, daß er den Überfluß des Reichen wieder unters Volk bringe. — Auf der andern Seite werfen ihm die Gegner vor, meistens wirklich strenge Sittenrichter, oder wenigstens Heuchler, daß er die Vermögensungleichheit, soll wohl richtiger heißen, die Ungleichheit der Genüsse, immer noch steigert; daß er die Provinzen aussaugt, um die Hauptstadt anzuschwellen. Was die Annehmlichkeiten des Luxus betrifft, so behauptet man, daß Arbeit und Mäßigkeit eben so gut eine Würze des Genusses seien, ohne der Gesundheit doch zu schaden, wie es der Luxus thut. Der Luxus der Eitelkeit, welcher also in dem Hervorragen über andere besteht, verursacht dem Reichen nur gerade so viel Lust, wie dem Armen Schmerz. Also im Innern wird das Volk durch den Luxus nicht glückseliger. Der Reichtum desselben wird durch den Luxus erschöpft; das edle Metall muß zu minder luxuriösen Nationen überströmen, die weniger kaufen, als verkaufen. Um es wieder zu gewinnen, müßte man zu einfacherer Sitte zurückkehren: — ein Ding der Unmöglichkeit, wenn man sich an den Luxus einmal gewöhnt hat! Daher der größte Luxus immer dem Verfalle dicht vorangeht, wie das letzte Aufflackern eines erlöschenden Lichtes. Wenn die Macht des Staates auf der Anzahl, Stärke, Vaterlandsliebe und Tugend seiner Bewohner beruhet, so muß der Luxus sie in jeder ihrer Wurzeln untergraben. Er verringert die Bevölkerung, indem er einzelnen übertrieben viel giebt auf Kosten der Mehrzahl, indem er das platte Land verödet, den Steuerdruck, die Staatsschulden erschwert, die Ehen seltener macht. Er muß durch Ausschweifung bei den Reichen, durch Elend bei den Armen die Körperkraft des Volkes schwächen, um so mehr, als das ungesunde

Stadt- und Fabrikleben bei ihm vorherrscht. Wegen seiner mobilen Natur hält er ab von der Vaterlandsliebe; ähnlich von der Tapferkeit, die ja bei ganzen Völkern nur entweder aus dem Gefühle der Körperstärke oder Vaterlandsliebe entspringen kann.

Man erkennt offenbar, daß diese Gründe und Gegengründe nicht bloß den Luxus treffen, sondern die Licht- und Schattenseiten der höhern Kultur überhaupt. Wir werden tiefer unten sehen, daß sie, trotz ihres scheinbaren Widerspruches, unter gewissen Modifikationen und zu verschiedenen Zeiten beide vollkommen wahr sein können. Wenn sich ein Volkswirt für oder gegen den Luxus schlechthin erklärt, so kommt mir das in der That ebenso ungereimt vor, als wenn sich ein Arzt schlechthin für oder gegen die Nerven erklären wollte. Zu jeder Zeit und in jedem Lande hat es Luxus gegeben: bei einem gesunden Volke ist auch der Luxus gesund, ein wesentliches Element seiner übrigen Gesundheit; bei einem kranken Volke ist der Luxus krank und krankmachend. In der Geschichte eines jeden wirtschaftlichen Institutes läßt sich die Geschichte des ganzen Volkes, gleichsam im verjüngten Maßstabe, wieder erkennen. — Eine höhere, freiere Ansicht vom Luxus ist neuerdings besonders durch Ferguson und Rau eröffnet. Auf dieser Grundlage wollen die nachfolgenden Untersuchungen weiter bauen.

2.

Der Begriff des Luxus ist ein durchaus relativer. Jeder einzelne und Stand, jedes Volk und Zeitalter erklärt alle diejenigen Konsumtionen für Luxus, welche ihm selbst entbehrlich scheinen. Man denke nur an die verschiedenen Begriffe, welche der Theolog und der Politiker, der Kaufmann und der Menschenfeind, der Reiche und der Arme mit dem Worte Luxus bezeichnen! „Der arme Landmann," sagt Melon, „findet bei einem Grundbesitzer desselben Dorfes Luxus, dieser bei dem Einwohner der benachbarten Stadt, und dieser wieder hält sich im Vergleich mit einem Hauptstädter und noch mehr im Vergleich mit einem Hofmanne für nichtluxuriös." So führt Xenophon, gewiß einer der praktischsten Historiker und zugleich einer der feinstgebildeten Krieger, unter den Gründen, weshalb das Perserreich verfallen sei, namentlich auch den verweichlichenden Luxus auf, der so weit gehe, daß „es im Winter den Persern nicht genügt, Kopf, Leib und Füße zu bedecken, sondern daß sie auch an den äußersten Teilen der Arme Pelz- und Fingerhandschuhe trugen". So erzählt der venetianische Staatsmann und Geschichtschreiber Dandolus von einer Dogenfrau aus Konstantinopel, die so luxuriös gewesen, daß sie statt der Finger mit goldenen Zweizacken gespeist habe. Die Einleitung zu Hollinsheds Chronik (1577) klagt

sehr bitter darüber, daß man seit kurzem so viel Kamine in England errichtete, und statt hölzerner Schüsseln irdene oder zinnerne einführte. Ein anderer Schriftsteller derselben Zeit mißbilligt die Anwendung von Eichenholz statt Weidenholz in der Architektur: ehedem seien die Häuser von Weiden, aber die Menschen wie Eichbäume gewesen; jetzt umgekehrt. Wie jede alte Mode von der Jugend als Pedanterie verlacht wird, so wird jede neue Mode von den Alten als Luxus getadelt. Den Jungen steht hierbei gewöhnlich der litterarische „Zeitgeist", den Alten die Kirche zur Seite. Die Geistlichkeit hat fast jeden bedeutenden Wechsel in der Kleidertracht anfangs hartnäckig bekämpft, ihm später doch auch gehuldigt, um zuletzt ebenso hartnäckig daran festzuhalten.

Nun äußert sich jede höhere Bildung in einer vermehrten, doch aber befriedigten Anzahl und Lebhaftigkeit von Bedürfnissen. Jeder Mensch, der sich in irgend etwas auszeichnet, wird durch ein besonderes Bedürfnis dazu angetrieben. Dies Bedürfnis ist ebenso gut die Ursache, wie die Wirkung jener Fähigkeit. Nur der Dichter hat das Bedürfnis zu dichten; nur der Philosoph das Bedürfnis zu philosophieren. Nur der gebildete Mann bedarf eines gebildeten Umganges; nur wer stark und gewandt ist, verlangt nach körperlichen Übungen. Der Mann steht höher, als der Knabe, körperlich und geistig höher: in allen den Stücken, worin er höher steht, sind auch neue, dem Knaben unbekannte Bedürfnisse in ihm laut geworden. Und wenn das Greisenalter Leib und Seele zu schwächen beginnt, womit fängt es anders bei dem normal gebildeten Menschen an, als daß mit der Fähigkeit, jene Bedürfnisse zu befriedigen, auch die Bedürfnisse selber abgespannt werden?

Es giebt indessen doch eine Grenze, wo jedes neue oder verstärkte Bedürfnis aufhört Ursache und Resultat höherer Bildung zu sein, wo die Bildung in die Verbildung übergeht. Jedes unsittliche und jedes unkluge Bedürfnis überschreitet diese Grenze. „Wartet des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde". (Röm. 13, 14.) Unsittlich sind nicht allein diejenigen Bedürfnisse, deren Befriedigung geradezu die Moralität verletzt, sondern auch diejenigen, wo die Überflüssigkeiten des Leibes den Notwendigkeiten der Seele vorgezogen, wo die Genüsse weniger durch das Elend vieler erkauft werden. Unklug nicht allein diejenigen, wo die freiwillige Ausgabe das Einkommen übersteigt, sondern überhaupt alle, wo das Unentbehrliche um des Entbehrlichen willen leidet. — So war es zu Athen in Demosthenes' Zeit, wo die Festlichkeiten des Jahres mehr kosteten, als der Unterhalt der Flotte; wo die Euripideischen Trauerspiele dem Volke teuerer zu stehen kamen, als vormals der Perserkrieg. Ja man hatte ein Gesetz gegeben, daß bei Todesstrafe die Verwendung der Theatergelder für den Kriegs-

dienst nicht einmal beantragt werden dürfe, um Ol. 107, 4. Gerade der Schauspielluxus, bei dem so viele geistige und leibliche Interessen zusammenwirken, nimmt bei sinkenden Völkern sehr leicht einen solchen Charakter an. Selbst ein Herrscher wie Trajan ließ beim Triumphe über die Dakier 11000 Tiere im Zirkus töten und 10000 Gladiatoren mit einander kämpfen. Dieselbe Manie war im ganzen römischen Erdkreise verbreitet. Salvian wirft den Trierern vor, daß sie nach dreimaliger Verwüstung ihrer Stadt durch die Barbaren zunächst eine Wiederherstellung ihrer Zirkusspiele auf Staatskosten verlangt hätten. Ja, in den Zeiten des byzantinischen Roms zog sich das absterbende Nationalinteresse so sehr in die entgegengesetzten Zirkusparteien, daß z. B. Kaiser Justinian die Schauspielerin Theodora wahrscheinlich um ihres politischen Einflusses willen zur Frau genommen hat.

Wie bekannt, so ist es eines der Hauptverdienste von Malthus, nachdrücklich eingeschärft zu haben, daß eine lebhafte Konsumtion nicht allein die Wirkung, sondern auch die Ursache einer lebhaften Produktion ist. So lange der Wohlstand eines Volkes wächst, pflegt auch dessen Konsumtion zu wachsen. Der Verfall beginnt, wenn bei stillstehendem oder gar abnehmendem Wohlstande die Konsumtion zu wachsen fortfährt. Alsdann ist jeder Luxus unklug. Nun pflegt aber der wirtschaftliche Verfall eines Volkes von dem moralischen und politischen selten getrennt zu sein. Bei verfallenden Nationen ist der Luxus daher in der Regel auch unsittlich. Von den Zeiten des sinkenden Altertums urteilt Rau sehr schön: „Der Luxus allein würde den Sittenverfall nicht haben bewirken können, wenn nicht andere Ursachen dagewesen wären, von denen der ungezügelte Luxus selbst wieder Symptom und Wirkung war".

Hier zeigt sich die Relativität alles Luxus am deutlichsten. In der Geschichte eines einzelnen Volkes können wir mit ziemlicher Bestimmtheit nachweisen, wo der Luxus jene heilsame Grenze überschritten hat. Von zwei verschiedenen Völkern aber kann recht gut, was bei dem einen sträfliche Vergeudung war, bei dem andern heilsamer Lebensgenuß werden, falls nämlich ihre ökonomischen Kräfte verschieden sind. Bischof Berkeley vergleicht das Verfahren der irischen Grundherren, ausländische Prunksachen und Leckerbissen durch Ausfuhr von Lebensmitteln zu bezahlen, mit dem einer Mutter, welche das Brot ihrer Kinder verkauft, um sich Putz und Naschwerk dafür anzuschaffen; dem gleichzeitigen Luxus der englischen Gentry ist er nicht entgegen. Gerade wie bei den einzelnen: wo auch z. B. das alltägliche Trinken von Tischwein für den Reichen Einfachheit, für den armen Familienvater unsittlicher Luxus ist.

Wer deshalb über einen Luxusfall urteilen will, der muß immer

die ganze Geschichte des gerade vorliegenden Volkes, und in welcher Lebensperiode es nun eben steht, zu Rate ziehen. Er muß vor allem suchen, den Folgen des Luxus, die sich schon bemerklich gemacht haben, auf die Spur zu kommen. B. Franklin sagt, die gesunde Vernunft hat das Eigene, wenn man sie nicht hören will, so versäumt sie niemals, sich fühlbar zu machen.*)

Ein Mahnruf in der Wohnungsfrage. (Gekürzt.**)

1887.

Gustav Schmoller, Zur Sozial- u. Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze. (Leipzig. Duncker & Humblot.)

Seit den 40er Jahren haben die furchtbaren Wohnungszustände in London und den englischen Fabrikstädten die öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Auch in Deutschland begann man seit 1848 vereinzelt sich mit der Frage zu beschäftigen; ernstlicher aber doch erst in den 60er Jahren. Und es traten dann zumal im folgenden Jahrzehnt andere Teile des sozialen Problems viel mehr in den Vordergrund. Erst seit einiger Zeit hat man angefangen einzusehen, daß der kleine Rückgang der Mieten seit 1875 zwar die augenblickliche Not, in den Groß- und Fabrikstädten ein Unterkommen zu finden, etwas ermäßigt, aber die Zustände im ganzen nicht verbessert hat. Das hart beweisende Material unserer deutschen Städtestatistik konzentrierte sich zu einer immer stärkeren Anklage gegen das Bestehende; der Arbeiterfreund und andere Zeitschriften begannen dies und jenes Material zu sammeln; verschiedene Broschüren, Preisschriften und Berichte wurden veröffentlicht. Am meisten hat der Verein für Sozialpolitik für Sammlung eines brauchbaren Materials gethan; seine Debatten haben in weiten Kreisen Widerklang gefunden. In einer Reihe von Städten sind thatkräftige Arbeiterfreunde und Arbeiter im Begriff, praktisch ans Werk zu gehen.

Die folgenden Zeilen möchten nochmals weiteren Kreisen die ganze Bedeutung des Problems ans Herz legen.

Der Ausgangspunkt desselben ist psychologischer Natur. Es fragt sich, welche Wirkung die verschiedene Art des Wohnens auf die menschlichen, hauptsächlich die sittlichen Eigenschaften ausübe.

Man hat schon gesagt, der Mensch sei das, was er esse; jedenfalls richtiger ist es zu sagen, er sei das, was ihn seine Wohnung werden lasse.

---

*) Folgt eine umfassende historische Abhandlung über den Luxus.

**) Einige detaillierte Angaben sind fortgelassen.

Natürlich ist alle menschliche Gesittung ein unendlich kompliziertes Gesamtprodukt geistiger und materieller Einflüsse; aber unter den materiellen ist keiner wichtiger als die Wohnung. Man könnte unsere ganze Kulturgeschichte eine Geschichte der Wohnung nennen. Man hat den Bau des ersten eigentlichen Hauses als das Ende der Urgeschichte der Menschheit, als den Anfang der höheren Kultur bezeichnet.

Wer möchte sagen, in welche Zeit dieser erste Hausbau falle? Unsere älteren deutschen Rechtsquellen rechnen das Haus noch zu den Mobilien; bis ins 13. Jahrhundert zerstörte man das Haus des Bürgers wegen mäßiger Frevel. Es war noch ein halbes Blockhaus ohne allzuviel Wert!

Aber es war immer schon ein Haus, das sich von den Erdlöchern und Hütten zu Tacitus' Zeit so weit unterschied, wie die damalige von unserer heutigen Wohnung. Und daß der Germane dieses Blockhaus zu fügen, daß er den Ziegel- und Steinbau gelernt, das hatte ihn seßhaft, aus einem Nomaden zu einem Ackerbauer und Städtebewohner gemacht.

Der Garten- und Hausbau — nicht der Getreidebau fesselt den Menschen definitiv an die Scholle; der Hausbau für die einzelne Familie erzeugt erst das Familienleben, löst Vater, Mutter, Kinder und Gesinde aus der rohen Stammesgenossenschaft der Sippe aus; die vier Pfähle des eigenen Hauses umschließen nun und umfriedigen ein eigenartiges Dasein; das Feuer auf dem Herde des eigenen Hauses, das nie erlöschen soll, gilt jetzt als das Symbol der zusammenhängenden Kette von Generationen, die innerhalb dieser Wände ihre Traditionen und Heiligtümer bewahren sollen. Erst in das Haus sammelt der Vater Vorräte für Kinder und Kindeskinder; erst mit dem Hause beginnt eine gewisse Arbeitsteilung und Kapitalbildung, beginnt der Fleiß, die Sparsamkeit, alle wirtschaftlichen Tugenden. Nicht umsonst benennen wir mit dem griechischen Worte Haus „oikos" noch heute alle diese Eigenschaften und Tugenden.

So ist die menschliche Kultur, die Gesittung, sie rankt sich, wie der Epheu am Stamme, empor an äußeren Einrichtungen. Indem der Mensch nicht zufrieden ist, in Höhlen und Erdlöchern sich gegen Kälte und Feinde zu schützen, indem er jede natürliche Bedürfnisbefriedigung als Anlaß benützt zu festen typischen Formen des Handelns, zur Ausgestaltung einer durchdachten Lebensordnung, indem er all sein Thun einreiht in den Zusammenhang eines Planes, der die Gegenwart und die Zukunft verbindet, indem er sein Haus einteilt in verschiedene Räume mit verschiedenen Zwecken, indem er jedem Familienmitglied und jedem Thun seinen festen Platz zuweist, baut er zugleich sein eigenes Innere aus, setzt er seinen niedrigen Trieben feste Schranken, unterwirft

er sich mit der häuslichen einer sittlichen Lebensordnung. Er baut mit dem Haus der Sitte und der Sittlichkeit ihre Altäre. Es ist ein unzerreißbarer Zusammenhang zwischen jedem Fortschritt unserer inneren Kultur und unseren Wohngewohnheiten und -bedürfnissen.

Erst mit der komplizierteren Entwickelung der Hauseinrichtung, mit der Ordnung von Ställen und Vorratskammern, von Küche und Wohnzimmer, von Kammern und Schlafzimmer, mit dem festen Ehrensitz für den Gast, mit dem bestimmten Lagerplatz für Mann und Frau, mit den bestimmten Kammern für männliches und weibliches Gesinde hat das reinere Familienleben, die höhere Gesittung sich ausbilden können. Ofen und Geräte, Wandschmuck und Schränke, Truhen und Stühle in ihrer bestimmten Gestaltung sind der prägnanteste Ausdruck der jeweiligen Gesittung. Wer sich heute als älterer Mann noch erinnert, wie es bei Großvater und Großmutter aussah, die ihren Hausstand noch im alten 18. Jahrhundert begründet, und es vergleicht mit dem, was ihn in seiner Wohnung an Teppichen, Kunstgeräten und Bildern umgiebt, hat den sichersten Gradmesser für den Kulturfortschritt unserer Zeit.

Aber er wird auch, wenn er seine Schritte in die Vorstädte und Armenquartiere, — oder auch nur in das Hinterhaus, ins Souterrain, in die Dachwohnung des eigenen Hauses lenkt, schaudern, in welchem Gegensatz seine Wohnung zu der der Armen steht. Da wohnt eine Familie mit einem halben Dutzend Kinder in einem Raum, der für Speisen, Arbeiten und Schlafen zugleich dient, ein paar zerbrochene Stühle, ein oder zwei zerlumpte Betten, ein Tisch sind das einzige Gerät. Der Ofen raucht, die Thüren und Fenster schließen nicht. Und daneben sieht es noch schlimmer aus, da hausen noch fremde Schlafgänger mit der Familie im selben Raume, dort ist das Zimmer nur mit einem Kreidestrich für zwei Familien abgeteilt. Ein Haus der Sankt Simeons-Gemeinde in Berlin schildert der Stadtmissionar Bockelmann folgendermaßen:

Es ist von 250 Familien oder Parteien bewohnt. Auf einem Korridor liegen 36 der kleinen Wohnungen. Die Fensterscheiben sind vielfach durch Papier, Holz oder durch ein Tuch ersetzt. So ist das Äußere des Hauses schon durchaus nicht ansprechend, wie viel weniger das Innere desselben! Man erblickt nur mit vielen Löchern versehene rohe Kalkwände und das Fachwerk. Wenn es hoch kommt, sind die Wände mit blauer oder grüner Wasserfarbe bestrichen, aber das ist dann auch alles; oder man findet die Wände mit Zeitungen tapeziert. Der Fußboden hat solche Löcher, daß man sich hüten muß, hineinzufallen. Es giebt wohl keine Familie, die zwei Zimmer besitzt; wenn es hoch kommt, ein Zimmer und eine kleine Küche. Die durchschnitt-

liche Größe der Zimmer beträgt 16 Fuß Länge und 10 Fuß Breite. Man findet 1 bis 2 Betten, Stühle, von Sopha nicht zu reden, einen kleinen eisernen Ofen, und das ist alles. Sämtliche Sachen aber so schlecht, daß man sie schlechter nicht finden kann. Zu erwähnen ist auch noch der ungeheure Schmutz in diesen Wohnungen. Ich fand Betten — wenn man es überhaupt so nennen kann —, die thatsächlich rabenschwarz waren. Wenn ich so in einem Zimmer war, so dachte ich: wo mögen doch nur die Leute alle schlafen, denn ich fand zuweilen ein Bett nur und eine Familie mit 5 Kindern. Vier schlafen alsdann in einem Bett, die übrigen Personen auf der Erde, entweder auf Stroh oder altem Zeug. Nun glaube man aber nicht, daß nur eine Familie in solchem Zimmer wohnt, nein, mitunter sind es zwei, ja ich weiß sogar von drei, die dann noch vier Kinder haben, von denen drei in einer Wiege liegen. —

Und wie viele andere neuere Berichte erzählen uns noch Grauenhafteres. Ich erinnere nur noch an jene Schlafhäuser, wo in verpesteter Luft, ohne je kalt zu werden, dieselben Bettstellen Tag und Nacht verschiedenen Serien von Arbeitern, die in Wechselschicht thätig sind, dienen, an jene Quartiere, wo Männer und Weiber je nur für eine Nacht kampieren und bezahlen.

In diese Wohnungen der Arbeiter und der Armen, die einen großen Teil unserer heutigen Groß- und Industriestädte ausmachen, kommt kein gesitteter Mensch — außer von Zeit zu Zeit der Polizist, der Steuerbeamte, der Armenpfleger und der Geistliche, selbst der Arzt kaum, den kann ja der Arme nicht bezahlen. Die Besitzenden und Gebildeten sehen das Elend nicht, vielfach wollen sie es auch nicht sehen.

Seit die unvergleichliche Feder von Boz zum ersten Mal den Schleier aufhob, der dieses entsetzliche Gemälde bisher verhüllte, hat man freilich angefangen, sich über das Rätsel zu besinnen, mit immer deutlicherer Stimme haben Ärzte, Menschenfreunde, Missionare, tüchtige städtische Beamte, Sozialpolitiker versucht, an das eingeschläferte Gewissen der Gesellschaft sich zu wenden; und wer schroff die psychologische Wahrheit aussprechen wollte, der mußte sagen: die Zustände sind so entsetzlich, daß man sich nur wundern muß, daß die Folgen nicht noch schlimmere geworden sind. Nur weil ein großer Teil dieser Armen bis jetzt einen Schatz guter Sitte, kirchlicher Überlieferung, anständiger Empfindungen mit in diese Höhlen aus früherer Zeit gebracht hat, ist das Äußerste noch nicht geschehen. Das Geschlecht von Kindern und jungen Leuten aber, das jetzt in diesen Löchern aufwächst, das muß mit Notwendigkeit alle Tugenden der Wirtschaftlichkeit, der Häuslichkeit, des Familienlebens — alle Achtung

vor Recht und Eigentum, Anstand und Sitte verlieren. Wer keine ordentliche Wohnung hat, wer nur in der Schlafstelle schläft, der muß der Kneipe, dem Schnaps verfallen, er kann schon seine animalische Wärme nicht anders herstellen. Wer alle Vergnügungen und Zerstreuungen außer dem Hause sucht, der kann an Weib und Kind nicht den ersten Quell alles Glückes und aller Freude haben. Alle dauernden und ruhigeren Genüsse umschließt die eigene Wohnung, alle heftigen und rohen werden außerhalb derselben gesucht. An das Leben im Wirtshaus knüpfen sich die ehelichen Zwiste, die Mißachtung der Kinder für die Eltern. Die vierzehnjährigen Jungen verlassen die elterliche Wohnung, an die sie nichts fesselt; sie gehen als Schlafburschen dahin, wo ihrer Genußsucht und Liederlichkeit die bequemste Stelle geboten wird. Von früh auf dem Laster, dem Schnapsgenuß ergeben, reifen sie bald zu Kandidaten des Zuchthauses heran. In Schmutz und Unordnung aufgewachsen, lernen sie auch in ihrem Innern nie die Reinlichkeit und Ordnung, welche die erste Vorbedingung gesitteten Lebens ist.

Gegen die Summe dieser den einzelnen von seiner Geburt an umgebenden und beherrschenden Einflüsse helfen Schule und Kirche, Lehrlingszeit, Militärzeit und was sonst an günstigen Eindrücken vorhanden sein kann, nicht genügend. Wie eine Anzahl spanischer Kolonisten im mittäglichen Amerika, die abgeschnitten im Urwald sich selbst überlassen waren, wieder ganz auf das Kulturniveau der Indianer zurücksank, so nötigt die heutige Gesellschaft die untern Schichten des großstädtischen Fabrikproletariats durch die Wohnungsverhältnisse mit absoluter Notwendigkeit zum Zurücksinken auf ein Niveau der Barbarei und Bestialität, der Roheit und des Rowdytums, das unsere Vorfahren schon Jahrhunderte hinter sich hatten. Ich möchte behaupten, die größte Gefahr für unsere Kultur droht von hier aus. Die Lehren der Sozialdemokratie und des Anarchismus werden erst gefährlich, wenn sie auf einen Boden fallen, der so entmenschlicht und entsetzlich ist.

Wenn die Dinge so fortgehen wie in den letzten 25 Jahren, so treiben wir furchtbaren Gefahren entgegen.

Aber sind die Dinge wirklich so schlimm, handelt es sich nicht bloß um einzelne Ausnahmefälle, haben die Wohnungen in der That im Laufe der letzten Generation sich so verschlechtert?

Ich will die oft vorgeführten statistischen Tabellen hier nicht wieder vorbringen. Ich will nur an ein paar der wichtigsten Zahlenergebnisse erinnern.

Unsere Statistik reicht für die meisten Städte nicht weiter zurück, als ins Ende der 60er Jahre. Unheimlich schnell stieg seither in den Großstädten fast überall die Zahl der Wohnungen auf einem und dem-

selben Grundstück, die Zahl der Hofwohnungen, die Zahl der Grundstücke mit über 10, 20, ja 30 Wohnungen, während die mit wenigen Wohnungen abnehmen. Es stieg meist sehr rasch die Zahl der Kellerwohnungen und der Gebäude mit 4 und mehr Etagen. Berlin hatte 1861 erst 3785 Wohnungen in der 4. Etage und höher, 1880 schon 31 352. In Dresden wohnten noch 1875 12 348 Personen so hoch, 1880 schon 34 451. Durch immer weitere Teilung der Wohnungen stieg die Zahl derer mit nicht mehr als einem heizbaren Zimmer. In Frankfurt a. M. machen sie 23 Prozent, in Leipzig 28, in Hamburg 39, in Berlin 49, in Dresden 55, in Breslau 59, in Stettin 59, in Königsberg 62, in Chemnitz 70 Prozent aus. Je weiter wir nach Osten kommen, desto niedriger ist die Lebenshaltung und die Widerstandskraft gegen das Herabgedrücktwerden in schlechte kleine Quartiere. Fast die Hälfte der Bevölkerung lebt in Dresden wie in Berlin in solch kleinen Wohnungen, von denen ein großer Teil übervölkert ist. $3^1/_2$—5 Bewohner kommen in den meisten größeren Städten auf dieses eine heizbare Zimmer; in den größeren Wohnungen fallen 1—2 auf einen solchen Raum. Neefe berechnet, daß 1880 in Dresden 33 908 Personen in sogenannten überfüllten Wohnungen hausten, oder etwa 16—17 Prozent, das waren verhältnismäßig mehr als in Berlin. Die Zahl der Mietwohnungen ist im Osten jetzt überall auf 90—96 Prozent aller Wohnungen gestiegen. Nur noch wenige Prozente aller Familien können des Vorzugs teilhaftig werden, auf eigenem Boden zu hausen. Die Zahl der Aftermieter, Schlafstellen und Chambregarnisten hat fast überall aufs bedenklichste zugenommen; die Zahl der Haushaltungen mit solchen hat sich in Berlin 1861—1880 fast verdoppelt; in Dresden lebten schon 1871 etwa 10 Prozent der Bevölkerung in dieser Form. Meist ist entsprechend der Unsicherheit des Mietverhältnisses und der Mietsteigerung auch der jährliche Wohnungswechsel gewachsen. In Dresden mußten 1876 5,3 Prozent der Familien ihre Wohnungen wechseln, 1878 11,5 Prozent, 1880 28,7 Prozent. Das ist fast ein Drittel der Bevölkerung. Welche Kosten entstehen dadurch, welcher Verderb und welcher Verlust an Mobilien; wie werden die sittlichen Bande des sich gegenseitig kontrollierenden Nachbar- und Hausgenossenverbandes gelöst, wenn jede Familie jedes zweite und dritte Jahr in ganz andere Umgebung versetzt wird. — Doch genug der beweisenden Zahlen. Die für uns wichtigere Frage ist die nach den Ursachen der ganzen Erscheinung.

Man könnte versucht sein, die Wohnungsverhältnisse ohne weiteres als das Ergebnis unserer sozialen Zustände überhaupt, als Folge des Lohnverhältnisses, der Lohnhöhe, der modernen Industrie darzustellen.

Und gewiß hängt die Frage mit diesen allgemeinen Elementen

zusammen; zahlungsfähigere, besser gelohnte Arbeiter könnten bessere Wohnungen bezahlen. Aber einerseits sind die Zustände doch nur so schlimm in den Großstädten und rasch wachsenden Fabrikstädten, und gerade hier sind die bestbezahlten Arbeiter; die Wohnungsnot ist da am schlimmsten, wo die Löhne relativ am höchsten sind. Andererseits ist die Not geographisch sehr verschieden verbreitet; wir haben im Süden und Westen Deutschlands, welche in der Industrie am weitesten voran sind, sehr viel bessere Zustände als im Osten. Wie hoch stehen Stuttgart, Frankfurt a. M. und andere rheinische Städte über Berlin oder gar Breslau? Man wird also jedenfalls diese Erklärung als eine zu allgemeine, die Sache nicht erschöpfende bezeichnen müssen.*)

Der eigentliche Grund liegt darin, daß in unseren Groß- und Fabrikstädten sich seit 30 Jahren so rasch eine wachsende Arbeiterbevölkerung anhäuft, für die nicht entsprechend gebaut wird, die, weil dem so ist, sich allzuleicht eine Verschlechterung der Wohnung gefallen läßt.

Es sind zwei wichtige psychologische Thatsachen, die den gewöhnlichen privatwirtschaftlichen Mechanismus mit seinen Motiven zum Handeln, mit seinen gewöhnlichen Konsequenzen hier lahm legen. Es ist eine Nachfrage vorhanden, aber sie wirkt nicht auf ein entsprechendes Angebot. Die Phrase von Egoismus und vom Selbstinteresse der Beteiligten, das stets am besten für jeden zu sorgen wisse, zeigt sich hier — eben als Phrase.

Die Vorgänge sind, wenn man sie etwas überlegt, sehr einfache. Die unteren Klassen lassen sich eine Wohnungsverschlechterung leichter gefallen, als den Abbruch irgend einer anderen Lebensannehmlichkeit, weil sie die Tragweite einer solchen Änderung nicht übersehen, weil Mann und Frau, den Tag über auf Arbeit abwesend, die Wohnung leicht nur als Schlafstelle ansehen, weil sie nicht ermessen, daß Sitte und Familienglück, geistiges und körperliches Wohl ihrer Kinder daran hängen. Angezogen vom Lohn der Großstadt nehmen sie die schlechte Wohnung in Kauf, ohne zu ahnen, was die Folge davon sein wird. Der energische Kampf, den jede gesellschaftliche Klasse, jeder tüchtige Arbeiterstand um die Erhaltung und Behauptung der einmal erreichten Lebenshaltung führt und führen muß, um nicht auf tiefere Stufen oder gar ins Elend zu versinken, dieser wichtigste Sperrhaken in der sozialen Hebung der Menschheit, der versagt hier am leichtesten, weil die Folgen der schlechten Wohnung erst in der Zukunft sich zeigen. Alle Berichte über die Wohnungsverhältnisse der

*) Folgt eine Erörterung darüber, daß die Höhe der Grundrente nicht der wesentliche und wichtigste Faktor für die Entstehung der Wohnungsnot sei.

Großstädte, jeder unbefangene Blick ins Leben bestätigen diese Thatsache. Jeder kann im Kreise der ihm bekannten Familien Beispiele in Menge nachweisen, wie unter dem Druck der Wohnungsnot rasch die Ansprüche an die Wohnungen sinken, wie Leute, welche früher zwei Zimmer hatten, sich mit einem begnügen, wie Familien, die allein wohnten, jetzt Chambregarnisten und Schlafburschen aufnehmen, Familien, die früher ihren Dienstboten ein Zimmer gaben, sie jetzt auf Hängeböden, in der Küche u. s. w. schlafen lassen.

Ebenso klar und einfach ist die andere Thatsache, nämlich daß für die Arbeiter nicht entsprechend gebaut wird. Die Wohnungen der ärmeren Klassen sind fast übermäßig im Preis gestiegen; man hat in böhmischen Fabrikstädten berechnet, daß der Kubikmeter Luftraum hier von den Ärmsten der Armen teurer in der Miete bezahlt werden muß, als von den Reichen in den Glanzpalästen auf der Wiener Ringstraße. Und wenn es so nicht überall ist, so weiß doch jedermann in jeder rasch wachsenden Stadt, daß die Armenwohnungen die höchsten Prozente abwerfen. Und doch tritt die Privatspekulation nur ungern, nur zeitweise, nur ganz ungenügend an das Geschäft heran, Arbeiterquartiere und kleine Wohnungen zu bauen. Aus einem einfachen Grunde. Die Bauspekulation will ja nicht vermieten, sondern sie will bauen und verkaufen, und zwar möglichst bar verkaufen, um ihr Kapital wieder disponibel für neue Bauten zu haben.

Wer kann ihr Arbeiterwohnungen abkaufen? Der kleine Mann, der ein eigen Häuschen erwerben will, kann höchstens eine Rente im Laufe von 15 bis 30 Jahren zahlen. Eine solche wird kein Bauunternehmer brauchen können; was soll er mit den kleinen Teilzahlungen anfangen? Aber auch der Bauunternehmer, der eine Mietkaserne für kleine Leute baut, findet nicht leicht einen Käufer. Wer will sein Kapital so anlegen, so vor allem neu anlegen? Wer von Eltern und Großeltern her ein solches städtisches Haus als Rentenfond erhalten hat, der behält vielleicht das Haus; wenn er einen Gewinn machen kann, verkauft auch er. Aber die Käufer sind nicht leicht zu finden, weil die Vermietung an kleine Leute ein so unangenehmes Geschäft ist, das bei den heutigen Mietgewohnheiten und Zahlungssitten nur durch große Härte rentabel gemacht werden kann. Der gewöhnliche spießbürgerliche Rentier und Hausbesitzer will „anständige Leute“ haben, er will sich rühmen, daß bei ihm der Herr Geh. Rat, der Herr Oberst, oder wenigstens der Geh. Kalkulator oder sonst irgend ein betitelter Mann wohne. Das Geschäft der Vermietung der kleinen Wohnungen fällt so leicht in Hände, die ein halbes oder ganzes Wuchergeschäft daraus machen. Es fehlt die Konkurrenz, jedenfalls die anständige Konkurrenz von Leuten, die ein Gewerbe aus dem Vermieten kleiner

Wohnungen machen. Harte Mittelspersonen zweifelhafter Art drängen sich zwischen Hauseigentümer und Mieter, die selbst für sich große Prozente herausschlagen wollen; es sind teilweise Krämer, die den zahlungsunfähigen Mieter zwingen, teure schlechte Ware bei ihnen zu kaufen. Oft sind die Hausbesitzer selbst in prekärer Lage, bauen zu ausschließlich mit fremdem, teurem Kapital und müssen so, um zu existieren, jeden denkbaren Druck mit unerbittlicher Härte ausüben.

Durch diese zwei einfachen, fast überall gleichmäßig sich wiederholenden psychologisch-wirtschaftlichen Thatsachen befinden sich die ärmeren Klassen gleichsam zwischen zwei sie zermalmenden Schrauben.

Der Zug der Zeit und die wirtschaftliche Notwendigkeit häuft die Menschen immer mehr an einzelnen Punkten an; der Grundwert steigt; eine wilde Spekulation, teilweise sogar eine mit gefälschten Mieten arbeitende Spekulation sucht die Grund- und Häuserwerte, die Mieten und die Versicherungssummen immer weiter in die Höhe zu treiben. Und die Zeche bezahlt vor allem der kleine Mann: hat er vor Jahrzehnten 5 und 10 Prozent seines Einkommens für die Miete gegeben, so muß er jetzt 15, 20, ja 25 und 30 bis 40 Prozent für die geringer werdende Wohnung geben. Der Mietvertrag, in alter Zeit ein menschliches und Vertrauensverhältnis des Hausbesitzers, der ein Stockwerk übrig hatte, zu der ins Haus aufgenommenen Familie, ist zu einer juristischen Mausefalle, jedenfalls zu einem Geschäftsinstrument geworden, mit welchem große und kleine Spekulanten einer immer größeren Zahl ihnen persönlich unbekannter Mieter möglichst viel Geld abnehmen wollen. Der kleine Mieter selber kann nur noch existieren, wenn er Chambregarnisten und Schlafgänger aufnimmt, die früher im Hause des Meisters, des Brotherrn unter der heilsamen Zucht der Familie standen, jetzt als unabhängige, zahlende und begehrte Aftermieter das Familienleben derer vergiften, bei denen sie sich eingemietet haben.

Kurz, was wir vorhin als bloße Thatsache hinstellten, den allgemeinen Rückgang der Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen, haben wir jetzt als das notwendige Produkt bestimmter psychologischer Ursachen und der Gewohnheiten kennen gelernt, die unser Bauwesen, unser Mietwesen, unsere Mietverträge beherrschen.

Wie ist zu helfen? Wo hat die Reform einzusetzen? Das Ziel ist ein klares; aber die Mittel, wie zu demselben zu gelangen, sind weder einfach noch rasch wirkend.

Wir müssen zunächst, soweit es irgend geht, erziehend auf die unteren Klassen einwirken, in dem Sinne, daß sie den Wert einer guten Wohnung schätzen lernen; sie müssen begreifen, daß es gefährlicher ist, auf ein gutes Zimmer, als auf ein Glas Bier, auf ein Sonntagsvergnügen zu verzichten. Der Kampf gegen den Alkoholismus, die

Verbreitung guter Lektüre, jeder sittliche Einfluß auf das Familienleben, jeder intellektuelle Fortschritt, jedes gute Beispiel kommt da mit in Betracht. Aber eben weil die Wege der Beeinflussung zahlreiche sind, weil es sich um die ganz allgemeine moralische und geistige Hebung der unteren Klassen handelt, ist eine rasche und plötzliche Besserung nicht zu erwarten. Wir können uns nur mit dem Umstande trösten, daß die ältere Kultur im Westen Deutschlands unzweifelhaft selbst die untersten Schichten der Gesellschaft dort widerstandsfähiger gegen die Verschlechterung der Wohnungen gemacht hat. Wir können daraus die Hoffnung schöpfen, daß die still und langsam, aber sicher wirkenden Fortschritte der Gesittung auch im Osten nach und nach die Leute weitsichtiger und zäher machen werden, daß nach und nach alle Teile unseres Volkes in den Kampf um Behauptung und Erhöhung ihrer Wohnungsansprüche eintreten werden, daß selbst die Ärmeren die Wahrheit der Worte Beaconsfields einsehen lernen werden: alle Menschen äßen genug, manche tränken zu viel, aber niemand könne zu gut wohnen.

Weniger schwierig, weil unmittelbar faßbar, ist der andere Teil der Aufgabe. Wir müssen mehr kleine Wohnungen und bessere, gesundere kleine Wohnungen schaffen; wir müssen diese kleinen Wohnungen technisch und baulich so gestalten, daß sie das normale sittliche Familienleben fördern. Wir müssen Geschäftsformen und Unternehmungsformen finden, welche nicht der Grundwertsspekulation nachjagen, sondern zufrieden mit einer mittleren Verzinsung des Kapitals in anständiger dauernder Weise unter loyalen Mietverträgen das Vermietungsgeschäft für kleine Leute betreiben. Wir müssen, soweit es noch geht, auch die kleinen Leute zu Eigentümern machen.

All das ist möglich, ganz leicht ist aber auch diese Aufgabe nicht. Zunächst stehen alle hergebrachten Gewohnheiten, Sitten, Geschäftsgebräuche, vielfach die Bauordnungen, die Art unserer Bauunternehmungen der Besserung entgegen.

Durch die verschiedensten Mittel und Wege muß den bisherigen festgewurzelten Gewohnheiten entgegengearbeitet werden. Wir können dabei hauptsächlich eine indirekte Wirksamkeit und eine direkte unterscheiden.

Die indirekte fällt dem Staat, der Kommune, dem Recht und der Polizei zu.

Man kann daran denken, das bestehende Mietrecht zu ändern, man hat vorgeschlagen, den Mietwucher wie den Zinswucher unter Strafe zu stellen.

Man könnte durch Reichs- oder Staatsgesetze allgemeine Normen über den Neubau von Wohnungen aufstellen, die als Minimalforderungen dann den lokalen Bauordnungen zu Grunde zu legen wären.

Doch wird immer der Schwerpunkt dieser Thätigkeit in der lokalen Baupolizei liegen bleiben. Viel ist da schon geschehen. Noch mehr wird in Zukunft zu geschehen haben. Am meisten sündigen unsere städtischen Bauordnungen heute dadurch, daß sie alles über einen Kamm scheren, daß sie dieselben Anforderungen wie für große Zinshäuser im Centrum der Stadt an die Häuschen und Arbeiterwohnungen der Vorstädte stellen und so den Bau verteuern und unmöglich machen.

Aber nicht bloß das Bauen, sondern auch den dauernden Zustand der Mietwohnungen, die Art ihrer Belegung wird man da und dort unter polizeiliche Kontrolle stellen müssen. In Frankreich und England haben Gesetze, die freilich teilweise wenig ausgeführt wurden, den Kommunen und ihren Sanitätsorganen weitgehende Befugnisse der Kontrolle, der Untersuchung, des Verbots bestimmter Wohnungen gegeben.

Überall sollten das ganze Aftermietwesen und die Arbeiterlogierhäuser unter strenge Aufsicht im Interesse der Sittlichkeit, der Gesundheit, des öffentlichen Anstandes gestellt werden. Die diesbezüglichen Polizeiverordnungen in Paris, in der Rheinprovinz haben die Zustände wesentlich gebessert, die schlimmsten Auswüchse und Unsitten sehr vermindert.

Neben die Baupolizeiordnungen sollten in allen größeren Städten Mietordnungen, vor allem Aftermietordnungen treten.

Ich will von diesen Aufgaben hier nicht eingehender reden; so wichtig sie sind, so vermag ihre Ausführung doch ebenfalls nur langsam einzutreten, nur dem gröbsten Unfug vorzubeugen. Wichtiger ist die direkte Thätigkeit gegen die Wohnungsnot, die Herstellung von Organen, die für die Arbeiter und kleinen Leute bauen und die gebauten oder sonst erworbenen Wohnungen bis zum Verkauf verwalten oder sie dauernd vermieten.

Auch in dieser Beziehung hat man Anforderungen an Staat und Gemeinde gestellt — und nicht etwa bloß von sozialistischer Seite. Oberbürgermeister Miquel hat vorgeschlagen, daß beide hauptsächlich für ihre Unterbeamten Mietwohnungen ohne jeden Zwang der Benutzung herstellen. Außerdem könnte man vor allem daran denken, daß es Sache der Kommune — nicht überall, aber je nach den Verhältnissen, den leitenden Personen, je nach dem Bedürfnisse — wäre, einen Teil der Grundstückspekulation in die eigene Hand zu nehmen. Welche Gewinne so zu machen sind, zeigen die Wiener Verhältnisse, die Bebauung und Parzellierung der alten Festungswerke, aus denen die Ringstraße mit ihren Prachtpalästen entstand. In Deutschland haben eine Anzahl größerer Kommunen mit der Übernahme niedergelegter Festungswerke nach dieser Richtung hin glücklich operiert. Die Städte können so nicht nur Hunderttausende gewinnen, die sonst doch halb unverdient der

Privatspekulation anheimfallen; sie können vor allem die Bauthätigkeit beherrschen, einen Teil der Bauplätze an gemeinnützige Baugesellschaften abgeben und anderes mehr.

Aber natürlich ist all das nicht überall möglich, nur die integerste Stadtverwaltung kann so operieren.

Überhaupt möchte ich, nicht sowohl aus prinzipiellen als praktischen Gründen, behaupten, wir dürften zunächst und im Augenblicke, wo so viele und schwere sonstige Aufgaben auf Staat und Gemeinde lasten, nicht zu große Anforderungen an beide stellen, selbst zu bauen. Es sind neben der rein spekulativen und privaten Bauthätigkeit noch eine Reihe möglicher und sehr wirksamer Organe vorhanden, deren Thätigkeit in Deutschland in erster Linie zu steigern ist. Ich meine

1) die der großen industriellen Unternehmungen, welche teilweise den Hausbau ihrer Beamten und Arbeiter durch Vorschüsse, Prämien und Grundstückszuweisung fördern, teilweise selbst gute und billige Mietwohnungen herstellen,

2) die Baugenossenschaften kleiner Leute und Arbeiter nach englisch-amerikanischem Vorbilde,

3) die Unternehmungen in den Händen der gebildeten und besitzenden Klassen, Stiftungen, gemeinnützige Aktien-Baugesellschaften 2c., welche von Gemeinden oder Privaten ins Leben gerufen werden, eine gute Kapitalanlage darbieten, den Bau und Hausverkauf betreiben, hauptsächlich aber durch ein solides und humanes Vermietungsgeschäft außerordentlich günstig wirken können.

Von großen Arbeitgebern ist in Deutschland in der That schon Großartiges bisher geleistet worden. Voran steht die preußische Bergwerksverwaltung, hauptsächlich die Saarbrücker; sie hat an Prämien zu Hausbauten 2 423 895 Mark in den Jahren 1842 bis 1872 gezahlt, daneben als Darlehen 2 062 117 Mark aus der Knappschaftskasse und 1 877 050 Mark aus Staatsfonds in derselben Zeit gewährt, an der Erbauung von 3742 Häusern mitgewirkt. Aber auch Aktiengesellschaften und Private waren nicht müßig. Im Oberbergamtsbezirk Dortmund haben Privatwerkbesitzer schon 1874 an Arbeiterwohnungen errichtet: 1063 Vier-, 152 Zwei-, 56 Sechs-, 43 Acht-, 42 Drei-, 8 Einfamilienhäuser, daneben 9 Kasernen mit 138 Wohnungen, 38 Schlafhäuser mit Speiseanstalten für etwa 4800 Arbeiter. Die Firma Krupp in Essen hat eine ganze Reihe Arbeiterviertel gebaut, meist Wohnungen zu 60 bis 150 Mark jährlich; sie verfügte 1882 über 3250 Arbeiterwohnungen, durch welche sie den Stamm ihrer tüchtigsten Arbeiter zusammenhält. Der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation kann jetzt 397 Arbeiterwohnungen vergeben, in welchen über 2000 Köpfe untergebracht sind, daneben besitzt er ein musterhaft

eingerichtetes Kost- und Logierhaus, in dem 1500 männliche Arbeiter Platz haben. Die Arbeiter drängen sich nach den gesunden, gut eingerichteten Wohnungen zu 88 bis 154 Mark Miete. Die Mansfelder kupferschieferbauende Gesellschaft mit ihren 17000 Arbeitern hat große Schlafhäuser gebaut, dann Arbeiterwohnungen für 3 bis 400 Familien, (zu 36 bis 72 Mark jährliche Miete), außerdem giebt sie billigen Grund und Boden, Darlehen und Prämien zum Hausbau, wodurch sie bis Dezember 1883 738 Häuser für 1017 Familien ins Dasein rief.

Auch Kommunen haben nach dieser Seite sich ausgezeichnet. Die Stadt Osnabrück besitzt ein Bergwerk mit 700, Steinbrüche mit 300 Arbeitern. Da sich der Hausbau durch die Arbeiter selbst nicht bewährte, errichtete die Stadt nach und nach 131 Häuser mit 250 Wohnungen zu jährlich 76 bis 96 Mark Miete in eigenen Kolonien, mit Gärtchen, so daß die Leute Kühe und Schweine halten können; das aufgewendete Kapital verzinst sich in der Miete nicht ganz, wohl aber in dem Vorzug eines Arbeiterstammes, wie er nicht leicht bei anderen Bergwerken gefunden wird.

Von anderen Etablissements, die sich durch Bau von guten Wohnungen ausgezeichnet, seien noch erwähnt: die Mechanische Baumwollspinnerei und -weberei in Augsburg, die Norddeutsche Jutespinnerei und -weberei bei Schiffbeck (400 Arbeiter, 200 Wohnungen), die Schiffswerft, Eisengießerei und Maschinenfabrik der Gebrüder Howald bei Kiel.

Wo die Etablissements ihre Wohnungen nur vermieten, stellen sie regelmäßig die Bedingung, daß der Mieter zugleich in dem Arbeitsverhältnis verbleibe. Das kann zu einer tadelnswerten Abhängigkeit führen, muß es aber nicht. Wo die Unternehmer den Eigentumserwerb begünstigen, thun sie es meist unter beschränkenden Klauseln. Sie müssen sich für gewisse Fälle ein Rückkaufsrecht vorbehalten oder vorschreiben, daß der Verkauf der in ihren Kolonien liegenden Häuschen nur an einen Bergmann des Bergwerkes, an einen Arbeiter des Etablissements erlaubt sei.[1]

Wenn diese ganze segensreiche Thätigkeit der großen Arbeitgeber überwiegend auf das platte Land und kleinere Städte sich bezieht, so ist sie doch auch in größeren Städten und ihrer Umgebung keineswegs ausgeschlossen. Hat es doch an Stimmen nicht gefehlt, die jedem großen industriellen Geschäft die Verpflichtung auferlegen möchten, für eine bestimmte Anzahl Arbeiterquartiere zu sorgen. Jedenfalls ist es wünschenswert, daß auch auf diesem Gebiete energisch weitergearbeitet werde, daß der Osten Deutschlands dem rheinischen und westdeutschen Vorbild mehr als bisher nacheifere. —

Die Baugenossenschaften der Arbeiter und kleinen Leute, die auch für Deutschland lange von V. A. Huber, Schulze-Delitzsch und anderen als das wichtigste Mittel der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse

empfohlen wurden, haben ihr Vorbild in den englischen building socieies. Man zählte deren in England zu Anfang der 70er Jahre gegen 2000 mit mehreren hunderttausend Mitgliedern. Es sind vor allem Zwangssparkassen, die durch Kapitalansammlung ihren Mitgliedern das Baukapital zuführen wollen. Auch in Nordamerika, besonders in Philadelphia, haben sie eine erhebliche Thätigkeit entwickelt.

Neuerdings haben die wohlgelungenen Beispiele des Kopenhagener und des Flensburger Arbeiterbauvereins zur Nachahmung aufgefordert. Der erste Verein wurde 1865 von 230 Maschinenarbeitern gegründet; jedes Mitglied macht sich verbindlich, 10 Jahre lang wöchentlich 40 Pfennige zu zahlen; der Verein baut selbst jährlich eine Anzahl Häuser, über welche die Mitglieder losen; der glückliche Erwerber trägt dann Miete und Restkaufgeld zusammen in Form einer Rente ab. Der Verein hatte 1885 15158 Mitglieder, er hatte 581 Häuser gebaut, im Wert von 4 bis 5 Millionen Mark; er besaß Vermögen Dezember 1884 1,7 Millionen Mark und einen Reservefonds von 139115 Mark. Auch der Flensburger, nach ähnlichen Grundsätzen arbeitende Verein war rasch von 189 Mitgliedern (1878) auf 795 (1885) gewachsen; er hatte Dezember 1885 19 Häuser im Werte von 99670 Mark hergestellt und besaß Grundstücke im Betrage von 29550 Mark. In Dresden, Chemnitz, Leipzig, Köpenick und anderwärts will man jetzt Ähnliches versuchen. Es ist sehr zu wünschen, daß die Versuche gelingen und weitere Verbreitung finden.

Aber sie haben natürlich große Schwierigkeiten zu überwinden: nur eine Elite von Arbeitern, nur sehr tüchtige Kleinmeister, Werkführer und Beamte sind fähig, den rechten Vorstand zu wählen und ihn an der Spitze zu lassen; die Kapitalbeschaffung wird immer nicht leicht sein; die Zwangsspareinlagen reichen nicht weit, oder wenn die Mitgliederzahl sehr groß, wächst die Schwierigkeit, die Generalversammlungen zu leiten; die Solidarhaft schreckt, wenn sie adoptiert wird, die Wohlhabenden ab. Wenn der Grunderwerb und die Bauausführung billig zu stehen kommen soll, so müssen die Geschäfte in großem Stil betrieben werden, wozu die Personen und die Mittel leicht fehlen. Auch das Ideal dieser Genossenschaften, jedem Mitglied den Erwerb eines eigenen Häuschens zu ermöglichen, ist keineswegs überall möglich und durchführbar. Es ist angezeigt an kleinen Orten, auf dem Lande, in den Vorstädten, aber nicht in dem Innern der Groß- und Fabrikstädte; es ist viel näherliegend in Niedersachsen und Westfalen, wo uralte Gewohnheiten darauf hinweisen, als anderwärts. Für die große Masse der ärmsten und in ihren Wohnverhältnissen am meisten vernachlässigten Bewohner der Großstädte sind Baugenossenschaften ein Ding der Unmöglichkeit. —

Für sie muß eine Art Patronage der Besitzenden und Gebildeten eintreten. Für sie erscheint die Form der Aktiengesellschaft, der Korporation oder der Stiftung als das Organ, das am passendsten die Funktion übernimmt, der Privatbauspekulation Konkurrenz zu machen.

Der Grundgedanke bleibt immer derselbe: ein großes Kapital soll im Häuserbau oder -erwerb für die Zwecke der kleinen Leute angelegt werden; die Verzinsung bis zu 3 oder 4, ja sogar 5 Prozent erscheint als möglich, wenn halbwegs richtig gewirtschaftet wird und Mieten und Rückerstattungspreise gefordert werden, die den Kosten und den herkömmlichen Preisen entsprechen; diese Verzinsung erscheint aber auch als genügend, zumal in einer Zeit, in welcher ganz sichere Anlagen nicht über 3 und $3\frac{1}{2}$ Prozent abwerfen. Die Verwaltung der Geschäfte erscheint nicht als schwieriger, als die in anderen Aktiengesellschaften; von gewagten Spekulationen ist hier nicht die Rede; alle Erwerbungen und Ausgaben sind der Kontrolle und dem vorgängigen rechnerischen Kalkül mit Leichtigkeit zu unterwerfen; die Hauptgeschäftslast ruht auf einigen tüchtigen Beamten und Architekten, die für den Dienst jeder soliden Aktiengesellschaft oder Stiftung zu haben sind. Die nötige successive Ausdehnung kann dem Geschäft durch Ausgabe neuer Aktien und Aufnahme von Anleihen gegeben werden. Der successive Verkauf von Häusern auf Rentenzahlung ist für eine solche Anstalt mit Leichtigkeit zu machen; das Vermietungsgeschäft, das sie mit Hilfe von tüchtigen Beamten, Hausmeistern und unter Teilnahme von humanitären Patronen und Patronessen betreibt, ist der Natur der Aktiengesellschaft ebenfalls ganz entsprechend.

Die Erfahrungen, welche man in Deutschland bisher mit dieser Form des Hausbaues und des Vermietergeschäfts gemacht hat, sind nicht durchaus günstig. Manche der in den 50er und 60er Jahren begründeten Aktienbaugesellschaften für Arbeiterwohnungen haben keine besonderen Geschäfte gemacht, vor allem aber sind viele nach einem kurzen Anlauf ersprießlicher Thätigkeit für Jahre und Jahrzehnte in eine Art vegetierender Lethargie verfallen; das vorübergehende Steigen des Zinsfußes 1866—76 trug dazu bei, noch mehr aber wohl die Schläfrigkeit der an der Spitze stehenden Persönlichkeiten und die Thatsache, daß alle öffentlichen Interessen anderweit in Anspruch genommen waren.

Immerhin haben auch bisher schon viele deutsche derartige Aktiengesellschaften Ersprießliches geleistet. Die Gladbacher Aktienbaugesellschaft für Arbeiterwohnungen hat 1870—85 279 Häuser gebaut, 192 verkauft, dabei 1871—77 jährlich 5%, von da an meist 4% den Aktionären gezahlt. Die Barmer Baugesellschaft hat 1872—80 157 Häuser für 654 000 Mark gebaut und stets zwischen $3\frac{1}{2}$ und 4% Dividende verteilt. Von anderen sind zu erwähnen: die Frankfurter

gemeinnützige Baugesellschaft (1860—82 55 Häuser, worunter 32 Cottages, mit 260 Wohnungen), die Aktienbaugesellschaft in Königsberg (109 Wohnungen), der Nürnberger Wohnungsverein (65 Wohnungen), die Hamburger gemeinnützige Baugesellschaft (192 Häuser), die Berliner gemeinnnützige Baugesellschaft, die sehr gut steht, aber nach längerer Unterbrechung erst in den letzten Jahren wieder zu bauen angefangen hat; außerdem bestehen oder bestanden ähnliche Gesellschaften in Stettin, Görlitz, Lüdenscheid, Hagen, Bremen, Heilbronn.

Erheblicheres haben die schweizer und elsässer Gesellschaften geleistet; hauptsächlich die Mülhäuser hat vielen anderen zum Muster gedient; sie hatte bis 1882 1028 Häuser gebaut, 731 verkauft; 1885 hatte sie von den Mietern und Hauserwerbern 4261080 Fr. vereinnahmt, davon 2766120 auf das Konto der Häuser.

All das tritt aber noch zurück gegen die Leistungen der englischen, hauptsächlich der Londoner Baugesellschaften. Nach einer glaubhaften Zusammenstellung sind in London 1841—85 an Arbeiterquartieren auf 253 größeren oder kleineren Grundstücken 29643 Familienwohnungen für 131 Mill. Mark hergestellt worden, in welchen sich gegenwärtig 146809 Personen befinden. Weit über die Hälfte dieser Thätigkeit ging von Baugesellschaften aus.

Die Hauptursache des Gelingens scheint mir darin zu liegen, daß sich das soziale Pflichtgefühl der Besitzenden hier mit einem großartigen Unternehmungsgeist und der vorangeschrittensten Bautechnik verbunden hat, um einerseits jene Arbeiterstädte von Cottages zu schaffen, wie Shaftesbury Park, Queens Park, Noel Park Estate, andrerseits jene Arbeiterwohnkasernen zu bauen, wie die Peabodyhäuser, die Gattliff buildings, neuerdings die Katharine buildings der East-End Dwellings Company limited. Wenn man die Pläne und Risse dieser Karten studiert, kann man billig zweifeln, ob man mehr das eine oder das andere System bewundern soll. Mit beiden ist das technisch Vollendetste auf die denkbar billigste Weise geschaffen.

In den genannten Parks sind je 1200—2600 kleine Häuschen, jedes mit Hof und Garten, aneinander gereiht; für 6—11 $^1/_2$ sh. wöchentlich ist ein solches Häuschen zu mieten. Öffentliche Plätze, Parkanlagen, Schulen, Bibliotheken, Arbeiterklubhäuser stehen mitten in diesen Quartieren, die mit allen Fortschritten der Neuzeit, was Ventilation, Wasserleitung, Drainierung betrifft, ausgestattet sind. In Noel Park wird der Bau einer Kirche geplant; überall ist für Feuerlöschanstalten gesorgt; es sind eigentlich kleine, relativ selbständige Stadtverwaltungen, um die es sich handelt; in Queens Park wohnen 15000 Menschen; kein Wirtshaus wird zugelassen. Für Eisenbahn und andere Verbindung sorgt die Verwaltung mit äußerster Anstrengung.

Das andere System der großen Kasernenbauten gilt natürlich auch hier als das weniger vornehme; aber seine Notwendigkeit wird für die Großstädte mehr und mehr allgemein zugegeben; selbst die Gesellschaften, die sich bisher rühmten, nur Einzelhäuser zu bauen, gehen jetzt zu dem Versuche mit block-buildings über. Wertvolleres Bauterrain im Innern der Stadt kann man nur durch große Bauten mit 4—5 Stockwerken und mit einigen Läden ausnützen. In der baulichen Anlage hat man sich bestrebt, die sämtlichen Kommunikationswege bis zum Eingang in die einzelne Familienwohnung so freizulegen, daß sie jeden Moment vom Hofe oder von der Straße aus übersehen werden können; die Treppen liegen im Freien, die Höfe sind nach innen von freiliegenden Galerien umgeben; die Gemeinsamkeit von Aborten und anderen Räumen für mehrere Familien ist gänzlich beseitigt oder auf das geringste Maß beschränkt. Dadurch sind die den Kasernenwohnungen bisher anhaftenden häßlichen Konflikte der verschiedenen Mietparteien, besonders der Frauen und Kinder, sehr vermindert, die Aufsicht durch die Hausmeister ist erleichtert, die Hauptquelle zu liederlichem Verkehr ist verstopft. Die Metropolitan-Association vermietet Quartiere von 3 Räumen zu 4—6 sh. wöchentlich, ja von 2 sh. 6 d. an. In den für die ärmsten Klassen bestimmten Katharine buildings werden ein Raum in den höheren Stockwerken schon zu 1 sh. 6 d. wöchentlich, zwei Räume in dem ersten zu 5 sh. 6 d. abgegeben. Die Resultate für Sittlichkeit, Gesundheit, Familienleben, Sterblichkeit sind in allen diesen Quartieren überraschend, wozu allerdings die strenge Hausordnung, die wöchentliche Einziehung der Miete und andere derartige Verwaltungsmaßregeln wesentlich beitragen.

Sollen wir das in Deutschland nicht nachahmen können, weil unsere Zustände noch nicht so verzweifelt sind, wie in London und den englischen Fabrikstädten? Was wir bisher in Deutschland an Baugesellschaften hatten, das waren kleine spießbürgerliche Vorversuche. Es ist Zeit, daß wir jetzt die Sache in großem Stile, mit großem Kapital, mit Bautechnikern ersten Ranges in Angriff nehmen. Es giebt wenige gleich dringliche Aufgaben; um der Verrohung unserer unteren Klassen, dem schnöden Wohnungswucher, den ungesunden Mietsverhältnissen unserer großen Städte entgegen zu wirken, ist die Gründung großer humanitärer Vereine und Gesellschaften das einfachste und das am sicherſten wirkende Mittel.

Dabei wird der Bau von kleinen Häuschen mit 1—2 Wohnungen nicht ausgeschlossen sein, aber doch zurücktreten müssen; ebenso der systematische Verkauf an die kleinen Mieter.

Der Bau und Verkauf kleiner Häuser zu unbeschränktem Eigentum gehört eigentlich auf das platte Land, wo jedes Häuschen in einem

Garten steht, seinem Nachbar so fern gerückt ist, daß die materiellen und moralischen Einflüsse selbst verderblicher Nachbarn keine große Rolle spielen. Wo, wie in der Stadt, mehrere solcher Häuser unter einem Dache sind, wo man Wand an Wand bauen muß, da existiert die Unabhängigkeit des Hauseigentümers doch nur in der Idee vollständig. Hier stört jedes laute Gespräch, jeder Zank im Nachbarhause, man ist direkt beeinflußt, wenn da ein lärmendes oder schädliches Gewerbe betrieben wird; der Schnapsladen, die Vermietung von Zimmern an liederliche Frauenzimmer berührt die sämtlichen Familien, die in derselben Straße ihre Häuschen haben. Die Unbeschränktheit des Eigentums in den Händen einzelner räudiger Schafe wird hier zum Fluche für das ganze Arbeiterquartier; das hat man in Mülhausen und anderen Städten erfahren, wo die Häuschen in zweiter und dritter Hand bald die alten Mißstände der Übervölkerung, des Schlafgängerwesens und noch Schlimmeres zurückführten. Das hat sich auch in den englischen Parks, hauptsächlich in den Quartieren der Artisans Labourers and general Dwellings Company gezeigt. In der 19. Generalversammlung derselben (März 1886) wurde eingehend darüber unterhandelt. Der Präsident der Gesellschaft Mr. Noel, M. P., setzte auseinander, der Verkauf führe fast stets mit dem Tode des ersten Erwerbers dahin, daß das Haus von kleinen Rentiers gekauft werde, die es vermieten, nicht selbst bewohnen wollen, die eine Überfüllung mit Bewohnern zulassen; bald würden die Schenken nicht mehr fern zu halten sein; die ganze Ruhe und Anmut des Parks drohe verloren zu gehen. „A small landlord is generally a bad landlord.“ Wer von den Mietern Eigentümer werden wolle, werde es viel besser in der Form des Aktienerwerbs; Kündigung bei Lebzeiten habe keiner zu fürchten, der regelmäßig bezahle, und im Todesfall seien solche Aktien viel besser zu verwerten, als ein Haus. Ein Mitglied der Versammlung meinte, er sei Zeit seines Lebens von dem Gedanken erfüllt gewesen, jeder Engländer müsse sein eigen Heim haben. Aber er habe sich jetzt überzeugt, daß für die Städte in $^9/_{10}$ der Fälle die Sache anders liege; ein Nachbar sitze da so dem anderen auf dem Halse, daß eine gemeinsam kontrollierende Aufsichtsgewalt nötig sei. Liege diese Gewalt in den Händen eines Privatvermieters, so könne sie drückend und ungerecht werden; auch der Übergang dieser Gewalt in die Hände lokaler Gemeindeorgane tauge nicht. Sie brauchten wenigstens in London ihre Macht zu falsch. Das beste sei, wenn die Autorität und restringierende Gewalt im Besitz einer Gesellschaft wie diese sei, welche, obwohl auf kommerzieller Grundlage ruhend, das Wohl der Mieter im Auge habe und ihre Beamten und Direktoren leicht zur Verantwortung ziehen könne. Die Mieter einer solchen Gesellschaft seien in viel besserer Lage

als die kleinen Hausbesitzer auf eigenem Grund und Boden. Diese wären innerhalb des Parks noch viel übler daran, würden oft mit großem Verluste verkaufen müssen, wenn nicht die Gesellschaft jetzt stets bereit wäre, die Häuser zurückzukaufen.

In verschiedenen Gesellschaften scheint man in den letzten Jahren durch absichtliches Zurückkaufen sich auf denselben Boden gestellt zu haben, auf dem sich diese Diskussion widerspruchslos bewegte.

Sie scheint mir ebenso lehrreich, als in ihren Motiven durchschlagend. Je größer die Stadt, je mehr die Gebäude im Zentrum liegen, je weniger wohlhabend und gebildet die Bewohner sind, desto weniger ist die Erstrebung eines unbedingt freien Haus- und Grundeigentums angezeigt, möglich und segensreich. Man hat, wie mir scheint, in Deutschland viel zu einseitig behauptet, jede gemeinnützige Baugesellschaft verfehle ihren Beruf, wenn sie nicht Hauseigentümer schaffe. Es leben in unseren großen Städten überhaupt nur noch wenige Prozent der Familien im eigenen Hause. Es ist gewiß wünschenswert, daß diese Sitte wieder mehr zunehme — in den Vorstädten und für den besitzenden Mittelstand; aber ehe dieser solche Wünsche sich aneignet, ist es Thorheit zu glauben, man könne und solle den kleinen Mann, den Fabrikarbeiter, dazu bringen. Er ahmt doch immer die Lebensgewohnheiten der Mittelklasse nach; er kann in seiner Lebenshaltung nicht anders als durch diese Nachahmung steigen.

Dazu kommt, daß für die Menge dieser Leute doch oftmals das Wohnen in den Vororten zu zeitraubend, der Verkehr dahin zu teuer und zu schwierig ist. Gewiß muß man das Herausziehen der Etablissements und der Arbeiter in jeder Weise fördern. Aber es ist nur für einen Teil und nur sehr langsam möglich. Die Menge bleibt in den engen alten Mittelpunkten des städtischen Lebens. Die Wohnplätze der Armen und Ärmsten sind in absehbarer Zeit von da nicht wegzubringen.

Der Schluß, den wir daraus für die Aufgaben der deutschen Gegenwart ziehen, ist einfach: Soweit wir nicht auch in Deutschland schon Stiftungen für diesen Zweck haben, wie die Dresdener Joh. Meyer-Stiftung (über 300 000 Mark schon verbaut), die Hamburger Julius Ree-Stiftung (4 Mill. Mark), die ottensensche Heest-Stiftung (100 000 Mark), müssen wir große Aktiengesellschaften ins Leben rufen, die in den Vorstädten Einzelhäuser für die Elite der Arbeiter, der kleinen Beamten, der Werkmeister bauen, aber nicht in erster Linie den Verkauf ins Auge fassen, die aber noch mehr beginnen, die eigentlichen Arbeiter- und Armenquartiere im Zentrum der Städte aufzukaufen, sie, soweit es nötig ist, umzubauen nach den englischen Vorbildern, soweit es aber geht, sie nur zu renovieren und in musterhafter Weise zu vermieten.

Die letztere Aufgabe ist die, welche in ausgezeichneter Weise in Darmstadt und Leipzig, wenn auch zunächst in bescheidenem Maßstabe, aber mit großem Erfolge, in die Hand genommen wurde; es ist die, welche der Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen für Berlin in großem Maßstabe ins Auge gefaßt hat.

Wie man den wucherischen Kapitalverkehr der Pfandleiher und Winkelbankiers am besten bekämpft durch Sparkassen und Darlehnskassen, durch ein anständiges Leihgeschäft, so muß man den Wohnungswucher bekämpfen durch Schaffung loyaler geschäftlicher Organe, welche fähig sind und ein Interesse daran haben, ein anständiges Mietgeschäft im großen Stil zu treiben, ein Geschäft, das unter den Augen der Öffentlichkeit, im Bunde mit sozialem Pflichtgefühl in dem Maße für die Aktieninhaber nützlich ist, als es anständig ist und auf die soziale Hebung der kleinen Mieter hinwirkt.

Und dazu gehört, wenn die Mietwohnungen technisch gut hergerichtet sind, wenn gemeinsame Küchen, Aborte 2c. beseitigt sind, für jede Wohnung ein möglichst selbständiger Eingang geschaffen, wenn regelmäßig Prämien für gute Haltung der Wohnungen gezahlt werden, nicht allzuviel: eine gute strenge Hausordnung, gute energische Hausmeister, Verbot des Schlafburschen- und Aftermietwesens, Kündigung für alle, welche als regelmäßige Krakehler oder Händelsucherinnen sich herausstellen, wöchentliche Mieteinziehung und womöglich eine Einrichtung, wie sie Miß Octavia Hill in London einführte, daß nämlich jede der kleinen Familien wöchentlich oder monatlich den Besuch einer Frau oder eines Herrn der höheren Stände empfängt, welche einerseits der Gesellschaft über sie berichtet, andererseits sie in allen Not- und Krankheitsfällen beratet, als Fürsprecherin für sie bei den Organen der Gesellschaft auftritt. Die Mietzinserhebung kann mit diesem Besuche verbunden werden. Deutschland, das auf sein Elberfelder System der unbezahlten Armenpfleger so stolz ist, wird auch hierfür die nötigen Kräfte finden. Es ist eine Art Patronage, aber eine heilsame, es ist eine Brücke der Berührung und Verständigung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden.

Wenn solche Pläne gelingen, wenn im Verlaufe von ein bis zwei Menschenaltern nur 10 Prozent der Gebäude unserer Groß- und Fabrikstädte in solchen Besitz und solche Verwaltung übergingen, so wäre damit schon unendlich viel gewonnen, ein Vorbild geschaffen, das auch auf die privaten Vermieter notwendig zurückwirkte.

Der vorgeschlagene Weg wird von den einen als sozialistisch gepriesen, von den anderen aus demselben Grunde angegriffen werden. Er ist wie jede gesunde Reform gleich weit entfernt von der reaktionären Tendenz, das Bestehende mit seinen Mißbräuchen und Wuchergewinnen

zu erhalten, wie von der überstürzenden Hast, welche ohne weiteres allen städtischen Grund- und Hausbesitz in Staats- oder Kommunaleigentum verwandeln will. Er lehnt sich an das Bestehende an, arbeitet mit sicheren, bekannten Mitteln und eröffnet doch eine große Perspektive auf mögliche soziale Umbildungen tiefgreifendster Art. Er enthält eine Versittlichung rein geschäftsmäßiger Formen unseres wirtschaftlichen Lebens, eine Ethisierung, die doch den berechtigten Egoismus nicht beseitigen will; er ruft die verschiedenen sozialen Klassen zu Berührung und sittlicher Wechselwirkung herbei, ohne dem Geschäftsleben Zwang anzuthun. —

Wie man nun aber auch über diesen speziellen Vorschlag denken möge: wem es Ernst ist mit dem Wohle und der Zukunft des Vaterlandes, der muß ihn annehmen oder Besseres vorschlagen. Die Zeit ist vorbei, in der wir die Hände in den Schoß legen durften. Mit ehernen Schlägen pocht eine neue Zeit an unsere Thore.

Die besitzenden Klassen müssen aus ihrem Schlummer aufgerüttelt werden; sie müssen endlich einsehen, daß, selbst wenn sie große Opfer bringen, dies nur, wie es Chamberlain unlängst in London nannte, eine mäßige, bescheidene Versicherungssumme ist, mit der sie sich schützen gegen die Epidemien und gegen die sozialen Revolutionen, die kommen müssen, wenn wir nicht aufhören, die unteren Klassen in unseren Großstädten durch ihre Wohnungsverhältnisse zu Barbaren, zu tierischem Dasein herabzudrücken.

Gelingt eine energische Agitation, wächst das Verständnis für die Größe und Bedeutung der Frage, dann wird man an jedem Orte je nach den lokalen Bedingungen und Verhältnissen leicht das herausfinden, was zu thun ist.

Vom Reichtum.

1882.

Otto Gildemeister, Essays. Erster Band. (Berlin. Wilhelm Hertz.)

„Armut schändet nicht, und Reichtum macht nicht glücklich", sagt das Sprichwort, und da das Sprichwort die Weisheit der Nationen ist, so scheint es, als ob man über einen Satz, der consensu gentium als richtig anerkannt wird, kein Wort weiter zu verlieren brauche. Allein die Weisheit und die Praxis der Nationen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die Menschen haben zu allen Zeiten und in allen Ländern mit unverwüstlicher Konsequenz das Sprichwort Lügen gestraft und so gehandelt, als wäre der Reichtum das Glück, als wäre die Armut die Schande. Die altersgrauesten Urkunden unseres Ge-

schlechts, die Reiseberichte aus den fernsten Inseln der Südsee verkünden die nämliche Erfahrung; in hundert Sprachen wiederholt die Welt täglich ihre Variationen über den Stoßseufzer des Goethischen Schatzgräbers:

Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das größte Gut.

Das Sprichwort ist diesmal nicht die Formel für, sondern der Protest gegen die Überzeugung aller. Oder richtiger vielleicht: das Sprichwort ist das bessere Bewußtsein, welches auch in den Verstockten eine leichte Scham über das Joch, das sie tragen, erweckt. Die tugendhafte Zunge schmäht das Gold, nach welchem die lüsterne Hand sich krümmt.

Es ist wahr, zu allen Zeiten und in allen Völkern hat es Menschen gegeben, welche die irdischen Schätze nicht allein schmähten, sondern auch geringschätzten und selbst verachteten, denen andere Dinge mehr am Herzen lagen als Geld und Gut, dem einen der Ruhm oder das Heil der Seele oder die Freiheit, dem andern die Kunst oder die Wissenschaft oder das Wohl der Brüder oder das Vaterland. Aber die Bewunderung, welche solche Menschen alle Zeit gefunden haben, legt Zeugnis ab wider die Bewundernden. Sie beweist, daß man in ihnen Ausnahmen erblickte. Man hätte Herkules, dem Löwenwürger, schwerlich Statuen errichtet, wenn man nicht anerkannt hätte, daß der Löwe stärker sei als der Mensch.

Bewunderung? Haben sie denn wirklich alle Zeit Bewunderung gefunden? Freilich, von den großen Feldherrn und Staatsmännern erzählt es die Geschichte rühmend, wenn sie arm starben, und der Lehrer vergißt es nicht, den Schulknaben zu erzählen, daß Epaminondas nur einen anständigen Mantel besaß, und daß William Pitt, welcher den Kontinent mit Gold überströmen durfte, um ihn in den Kampf gegen Frankreich zu treiben, nichts hinterließ als unbezahlte Rechnungen. Für so hervorragende Gestalten wird selbst die Dürftigkeit zu einer neuen Quelle der Ehre.

Wie aber ergeht es denen, welche in bescheidenen Lebensbahnen gleiche Selbstverleugnung üben? Werden auch sie bewundert und gepriesen? Um das zu erfahren, braucht keiner von uns weit zu laufen. Er höre sich nur bei seinen Nachbarn und in seiner werten Familie um. Wenn das Gespräch auf einen Mann kommt, welcher bei Tage und bei Nacht unverkäufliche Schätze des Wissens ansammelt, oder auf einen eigensinnigen Künstler, welcher lieber seinem Genius als der Mode folgt, oder auf einen Geschäftsmann, der aus peinlicher Gewissenhaftigkeit dem Gewinne häufiger als dem Verluste ausweicht — wie äußert sich dann die Weisheit der Nationen? Der bringt es nie auf

einen grünen Zweig, bemerkt der wohlhabende Philister. Schade um den Mann, sagt der Mitleidige, er ist nicht ohne Talent, aber so entsetzlich unpraktisch. Er ist ein Enthusiast, heißt es zur Linken, und das Echo zur Rechten ruft: er ist ein dummer Teufel.

Er ist ein dummer Teufel! Wer Mutterwitz hat, der wird ihn anwenden, um Geld zu verdienen; wer kein Geld verdient, hat keinen Mutterwitz. Das ist die Logik der Millionäre und der Millionen. War es nicht Thales von Milet, einer von den sieben Weisen Griechenlands, der aus gleichem Grunde in seiner Vaterstadt für einen dummen Teufel galt, bis er eines Tages — eine große Wahrheit entdeckte? eine tiefsinnige Lehre verkündete? — Bis er eines Tages eine glückliche Ölspekulation machte. Er war, so scheint es, etwas von einem Meteorologen oder von einem Botaniker; er hatte das Wetter beobachtet und die Olivenbäume; er hatte eine Mißernte vorausgesehen und wollte den Philistern nun einmal zeigen, daß ein Weiser ebenso klug und klüger sein könne wie sie. Alles Öl, so viel er konnte, kaufte er auf, und die Olivenernte schlug fehl, und die Preise stiegen, und Thales von Milet machte ein brillantes Geschäft, und die Leute sagten: Wer hätte das gedacht! und fingen an, ihn zu respektieren. Die Geschichte ist vielleicht nicht streng geschichtlich; aber der Freiherr von Liebig gehört auf keinen Fall bloß der Sage an. Der Freiherr von Liebig erwarb sich mehr als einen europäischen Ruf, nämlich auch einen amerikanischen, und er fand zahlreiche Verehrer in dem sogenannten großen Publikum. Er war gerade in dem umgekehrten Falle wie der alte Weise von Griechenland. Seine Gelehrsamkeit glänzte in Kreisen, welche sonst von wissenschaftlichen Verdiensten wenig Notiz zu nehmen pflegen. Und forscht man nach dem Grunde, so wird man finden, daß er seinen Ruhm mehr den Ölspekulationen als der reinen Chemie verdankte. Er hatte den richtigen Weg eingeschlagen, um den Leuten Achtung vor der Forschung beizubringen. Das leuchtete ihnen ein, wenn man ihnen sagte: sehet da, ein Gelehrter, welcher jährlich so und so viel tausend Gulden verdient, weil er die Geheimnisse von Stallfütterung, die Mysterien der Düngung und die Rätsel der Garnfärberei versteht! Vor einem solchen Manne zog man den Hut, obwohl, wenn man's genau nimmt, vor ihm nicht so sehr, wie vor den Gulden, die er repräsentierte.

Wenn man aus den einzelnen Beobachtungen den allgemeinen Schluß zieht, wenn man den Leuten ins Gesicht sagt: du und du und du, ihr achtet das Geld höher als Tugend, Weisheit und Verstand! so kann man sich auf einstimmigen Protest gefaßt machen. Gott behüte uns vor solcher Roheit! Nein, nein: Armut schändet nicht und Reichtum macht nicht glücklich! Weisheit und Tugend! Tugend und

Weisheit! ist die Losung der Welt. Nur in den unbewachten Augenblicken wird es vergessen, aber die unbewachten Augenblicke sind zahlreich wie der Sand am Meere. Der innerste Gedanke begeht täglich und stündlich seine kleinen Indiskretionen. Man trete in die erste beste Gesellschaft durchschnittlicher Menschen, guter Bürger, braver Familienväter, und man höre zu. Wonach beurteilt sie die Vorzüge einer Karrière für den jungen Mann? Was nennt sie eine gute Partie für ein junges Mädchen? Wie taxiert sie den Wert einer Kunst und den Segen einer neuen Wahrheit? Wie behandelt sie in ihrer eigenen Mitte den Rentier und den Proletarier? Freilich, gegen den Besitzlosen, wenn er zur Gesellschaft gehört, begeht sie keine handgreifliche Unhöflichkeit; die nämlichen Speisen und Weine werden dem Krösus und ihm gereicht; man macht ihm die üblichen Verbeugungen; man gönnt ihm die herkömmlichen Phrasen der Artigkeit. Aber bei alledem bleibt ein Unterschied, sehr fein vielleicht, sehr bedeutsam gewiß. Die Manier der Bewirtung, der Winkel der Verbeugung, der Ton der Artigkeit sind nicht dieselben. Selbst die Bedienten hinter den Stühlen unterscheiden. Sie kredenzen dem Reichen anders als dem armen Vetter des Hausherrn und dem schüchternen Kandidaten, welchen der Prinzipal heute herablassend zur Tafel gezogen hat, weil man sonst mit dreizehn zu Tische säße. Die Geringschätzung gegen den armen Gast verbergen, ist guter Ton, sie nicht empfinden, ist vornehme Gesinnung. Die großen Herren sind nicht immer die vornehmen. Wollt ihr wissen, ob sie es sind, so achtet auf die Lakaien, die merken instinktmäßig, was sie in diesem Punkt sich erlauben dürfen, und sie verraten es naiver, was sie denken und sind, als der wohlerzogene Gebieter.

Etwas vom Lakaien ist in uns allen (die Anwesenden natürlich immer ausgenommen), in dem einen mehr, in dem andern weniger. Die bedientenhafte Ehrfurcht vor dem Mammon hat unzählige Abstufungen, aber den gröbsten wie den feinsten Nüancen liegt die nämliche Farbe zu Grunde. Eine drollige und lehrreiche Scene erlebte ich einmal selbst, als ich noch Student war. Der Schauplatz war der schattige Garten einer hübschen Villa; unter dem Lindenbaum saß die Familie beim Nachmittagskaffee, ich als Besucher in ihrer Mitte. Plötzlich stürzte in atemloser Hast ein Bedienter heran und meldete: Herr Baron von Rothschild. Feierlich war der Ernst seiner Züge, feierlich der Klang seiner Stimme; der Mann fühlte, daß er der Träger einer außerordentlichen Botschaft sei. Und außerordentlich war sie, wenigstens in ihrer Wirkung. Wenn es geheißen hätte, die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande seien vorgefahren und wünschten dem Herrn Kommerzienrat ihre Aufwartung zu machen, bombenartiger hätte der Eindruck auf unseren Kaffeezirkel nicht sein können. Vater, Mutter,

Söhne und Töchter stoben auseinander, um einen besseren Rock anzuthun, um eine frische Haube aufzusetzen, um einen reineren Kragen umzulegen, was weiß ich? Im Fliehen hatte die Hausfrau noch die Geistesgegenwart, dem Bedienten etwas von „bestem Kaffeegeschirr" zuzurufen, welches letztere dann auch in aller Pracht, eitel Silber und Sèvres, erschien. Mägde rannten herzu mit gestickten Tischdecken, Damastservietten, seidenen Polstern; ihnen folgte nach kurzer Pause echauffiert und keuchend die Familie, Herrn von Rothschild in ihrer Mitte führend und erfolglos die Komödie spielend, als ob sie gerade im Begriff gewesen sei, in den Garten zu treten, und als ob der Herr Baron sie in ihrer Gemütlichkeit nicht im mindesten gestört habe. Solange der große Mann blieb, lag etwas wie ein Zauberbann auf der Familie. Es war, als ob sie vor ihm ihre Andacht verrichte. Während dieser Minuten war die übrige Welt für sie nicht vorhanden; all ihr Denken und Fühlen versank in dem einen Gegenstande der Anbetung. Ich war mir deutlich bewußt, daß ich gänzlich aufgehört hatte, zu existieren. Wär' ich plötzlich in Luft zerflossen, keiner in diesem Kreise würde es gemerkt haben, ausgenommen vielleicht Herr von Rothschild selbst, der natürlich keinen Grund hatte, andächtig zu sein. Nun muß ich bemerken, daß der Kommerzienrat behaglich von den Früchten eines bereits aufgegebenen Geschäfts zehrte, daß er für seine Person durchaus nichts von dem großen Börsenfürsten zu begehren und zu erwarten hatte. Es war angeborene Servilität, uneigennützige Kriecherei vor dem Beherrscher so vieler Millionen, was diese Menschen aus ihrem Gleichgewichte brachte. Der Reichtum an und für sich imponierte ihnen so sehr, daß sie sich in den Staub bückten und huldigten. Der Tanz vor dem goldenen Kalb sieht gar seltsam aus, wenn die Tänzer sich vergessen oder sich unbelauscht wähnen.

Ist es nicht charakteristisch, daß alle naiven Dichter und Erzähler ihre Helden und Heldinnen zum Schlusse mit Reichtum überschütten? Es genügt den Hörern und Lesern nicht, daß der tapfere Jüngling und die treue Jungfrau einander heiraten; die verfolgte Unschuld muß wo möglich einen Königssohn zum Manne erhalten, und der wackere Ritter eines Fürsten Eidam werden. Hiob verliert alles, um alles doppelt wieder zu bekommen. In den morgenländischen Märchen tritt diese Freude am Reichtum in üppigster Ausschweifung auf. Da reichen die irdischen Schätze nicht aus; die Genien der Tiefe werden heraufbeschworen, um den Lieblingen Allahs die fabelhaften Juwelen des Feenreichs zu Füßen zu legen. Das Volk gleicht überall den Kindern, welche durchaus verlangen, daß eine Geschichte „gut endige", und für welche zum guten Ende unabweislich gehört, daß die tugendhaften Personen ihr Leben lang schöne Kleider, Wagen und Pferde, und, wie

sich von selbst versteht, vollauf Kuchen und Naschwerk haben. Ohne das würden sie nicht an eine höhere Gerechtigkeit glauben. Wie die Jungen zwitschern, so singen die Alten. In den Romanen, welche das Publikum verschlingt, ein Publikum von Rittergutsbesitzern, Ladendienern, Gräfinnen und Kammerjungfern, ist das gute Ende unwandelbar ein voller Geldbeutel. Vor vierzig Jahren las Europa bei Tag und bei Nacht die Mystères de Paris, den Juif Errant, mit einem Worte die Sensationsromane sozialistischer Konfession, in denen die armen Leute lauter Biedermänner und die reichen Leute lauter Spitzbuben sind und das Eigentum der Diebstahl ist. Sonderbar! auch diese dem Mammon so fanatisch feindseligen Tendenzwerke schlossen regelmäßig mit dem versöhnenden Klange unzähliger Zwanzigfrankenstücke. Die armen Biedermänner verwandelten sich auf mehr oder minder unwahrscheinliche Weise in Renteninhaber und Besitzer reizender Landhäuser, zu nicht geringer Erbauung der gesamten Leserwelt, einschließlich der Kommunisten und Sozialisten. Freilich beruhigte der Dichter sein Gewissen damit, daß er die beglückten Helden als wahre Ungeheuer von Großmut und Wohlthätigkeit schilderte, als Leute, welche Arbeiterpaläste und Volksküchen und Fabriken mit dreifachem Wochenlohn stifteten, aber er gönnte den Edlen daneben doch auch alle Annehmlichkeiten, welche das Dasein großer Kapitalisten zu verschönen pflegen.

Heutzutage ist es der solide englische Roman, welcher den Markt beherrscht, vermutlich also den Geschmack der Kunden trifft. Der englische Roman gewöhnlichen Schlages hat drei Bände, und der dritte Band hat ein Kapitel, in welchem der erste Held und Liebhaber Lord oder Baronet oder dergleichen wird und dazu die obligaten Tausende von Pfunden Sterling jährlich angewiesen erhält. Dabei geht alles sehr „genteel“ zu. Der Held heiratet zum Beispiel nur nach Neigung, mit fast unverantwortlicher Hintansetzung finanzieller Rücksichten, aber es trifft sich immer so, daß die mitgiftlose Braut zur rechten Zeit einen steinreichen Onkel beerbt oder einen alten Familienprozeß gewinnt oder als Tochter eines Grafen entlarvt wird. Der Dichter schenkt dem jungen schönen Paare alle die goldenen Früchte, die am üppigsten im Schmutze gedeihen, aber den Anbau dieses Schmutzes überläßt er den eigens dazu angestellten Bösewichtern und Intriganten. Das gefällt dem Leser unsäglich, der auf diese Art Gelegenheit findet, zu gleicher Zeit an dem Anblick des Edelmuts und des weltlichen Glückes sich zu weiden, — ein Doppelgenuß, den das Leben selten gewährt.

Denn der Mensch will die Tugend wohl, aber die Tugend soll ihn auch glücklich machen, und zwar zunächst reich. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man alle poetischen Werke in zwei Hauptklassen

teilen, je nachdem sie dieser Forderung Befriedigung gewähren oder nicht. Nur wenige und nur die edelsten Stämme des Menschengeschlechts haben Dichtungen der letzteren Klasse; nur diese erfreuen sich auch des tragischen Endes. Und auch sie nur in ihren Blütezeiten und nur in ihrer Elite. Die Tragödie ist selten oder nie recht populär gewesen. Vor hundert Jahren noch durfte man in London nicht wagen, Shakespeares Trauerspiele so aufzuführen, wie sie geschrieben sind. Das Publikum verlangte durchaus einen glücklichen Schluß: Romeo und Julia mußten einander heiraten; Jago mußte entlarvt werden, ehe Desdemona erstickt war; Cordelia zog im Triumph mit dem genesenen Lear ab, um noch recht viele Jahre heiter und gesund zu verleben. Ich bin nicht sicher, ob nicht auch heute noch die Mehrheit sich für diese wohlwollenden Abänderungen entscheiden würde. Nur müßte man geheim abstimmen lassen. Denn öffentlich würden die Leute für den Shakespeareschen Text stimmen, aus Furcht, sich zu blamieren. Minder berühmten Schriftstellern macht man kein Hehl daraus, daß man den Untergang der Helden nicht billigt: man verlangt, daß alles sich in Wohlgefallen auflöse; man besteht darauf, daß in der Dichtung wenigstens die Tugend ihren Lohn in klingender Münze erhalte.

Dabei ist nicht viel zu verwundern. Es ist sehr natürlich, daß der Mensch für sich dem Reichtum nachjagt und in andern ihm den Hof macht. Denn was ist Reichtum? Warum ist er der Abgott der Erde?

Hier höre ich die weise Bemerkung, daß reich derjenige sei, welcher die wenigsten Bedürfnisse habe, die wenigsten im Verhältnisse zu seinen Mitteln. Man brauche nicht Reichtümer zu besitzen, um reich zu sein. Der Tagelöhner, der einige Gulden in die Sparkasse einlege, sei reicher als der Edelmann, der Schulden mache. Allein diese Bemerkung enthält mehr eine Lehre als eine Definition. Der Reichtum, nach welchem alles drängt, ist etwas ganz anderes als eine Decke, nach welcher der Kluge sich streckt und die der Thor zum Pfandverleiher trägt. Reichtum ist mit einem Worte Macht, „die Macht zu kaufen", wie Adam Smith sagt, oder die Macht über fremde Kräfte, was auf dasselbe hinausläuft.

„Wenn du sechs Hengste zahlen kannst,
Sind ihre Kräfte nicht die deinen?"

Vor dem, welcher den goldenen Talisman besitzt, erscheinen die Kräfte der Menschen und der Tiere, wie die Genien der Lampe von Aladdin, und fragen nach seinem Begehr, und wie er es gebietet, so richten sie es aus. Sie verschaffen ihm die Genüsse, nach denen er schmachtet, sie verbannen die Leiden, vor denen ihm graut: ist es zu verwundern, daß der natürliche Mensch, das Geschöpf der Begierde und der Furcht, das

anbetet, was jene ſtillt, dieſe beruhigt? Der natürliche Menſch hat von je den Reichtum angebetet, der wilde nicht mehr als der civiliſierte; dieſe Religion wurzelt in dem Weſen unſeres Geſchlechts, und ſie weicht nicht vor der Aufklärung des Kopfes. Sie iſt die Barbarei des Herzens, ſie iſt das Heidentum der Sitte, und deshalb helfen auch gute Lehren gegen ſie wenig. Man bemerke, daß das Chriſtentum kaum etwas mit größerem Nachdrucke predigt als Verachtung irdiſcher Schätze, als die Unverſöhnlichkeit zwiſchen Gott und dem Mammon; man bedenke, daß das Evangelium die irdiſche Armut mit dem erhabenſten Beiſpiele verklärt hat, und man beachte, wie unmerklich wenig Einfluß Lehre und Beiſpiel im Laufe von achtzehn Jahrhunderten auf das praktiſche Leben ausgeübt haben. Die freiwillige Armut wird in chriſtlichen Landen als ein Beweis übermenſchlicher Heiligkeit verehrt, aber das härene Gewand der Kanoniſierten beweiſt eben nicht mehr als der Mantel des Epaminondas: die Ausnahme! In proteſtantiſchen Ländern wäre es noch die Frage, ob ein freiwillig Armer nicht mehr Ausſicht hätte, unter Kuratel geſtellt als heilig geſprochen zu werden. Die civiliſierten Barbaren ſehen es gern, wenn ein begüterter Mann wohlthätig und freigiebig iſt, aber er darf es nur mit ſeinen Zinſen ſein; er muß nicht das Kapital angreifen.

Es iſt auch gar nicht wahr, daß der Reiz des Reichtums bloß von dem Bedürfniſſe abhängt. Das Bewußtſein: ich könnte, wenn ich wollte! iſt ſchon für ſich allein ein Genuß, eine Befriedigung der menſchlichen Leidenſchaft, — für manche die allerhöchſte und die einzige. Nicht die Anwendung der Macht, ſondern ihr Beſitz macht die Könige ſtolz, und ihr Gefühl teilt der Geizhals, der am reinſten und abſtrakteſten das Weſen des Reichtums auffaßt, eben als einer Macht. Darum nennt die Sprache mit gleichem Worte die Begierde nach Gold und die nach Herrſchaft: Geiz. Der Geiz ſteht in gewiſſem Sinne höher als die Auffaſſung des Reichtums als eines bloßen Mittels der Befriedigung. Der große Haufe kann den Geizhals nicht begreifen, er betrachtet ihn als einen Verrückten, der ſich überflüſſige Kaſteiungen auferlegt.*)

Daß auch der Knauſer genießt, verſteht die Menge nicht, während ſie mit dem Verſchwender beinahe ſympathiſiert. Aber in Wahrheit iſt der Verſchwender der minder Vernünftige von beiden. Er ſteht dem Tiere nahe; der Geizhals iſt ſo weit wie möglich von dem Tiere verſchieden. Denn wodurch erhebt ſich der Menſch über das Tier? Durch die Fähigkeit, von dem ſinnlichen Eindrucke ſich unabhängig zu machen und Motiven zu folgen, welche nur in der Gedankenwelt exiſtieren. Mit

*) Folgen hier einige Strophen aus der Don Juan-Überſetzung des Verfaſſers.

einem Worte, durch die Vernunft. Die Fähigkeit, künftige Möglichkeiten in Rechnung zu ziehen, die Fähigkeit, für ferne Jahre zu sorgen, einen augenblicklichen Genuß sich zu versagen, um einer späteren Entbehrung vorzubeugen, eine Befriedigung der sinnlichen Begierde zu verschmähen, um dafür eine Befriedigung des inneren Bewußtseins zu gewinnen, — dieser Vorzug des Menschen vor allen anderen Geschöpfen der Erde, dieses Fundament aller Civilisation wird augenscheinlich von dem Verschwender ganz und gar verleugnet; er beugt sich unter die Herrschaft des blinden augenblicklichen Triebes, der flüchtigen Laune; er unterwirft sich kampflos dem tyrannischen Willen wie das Tier. Der Geizhals dagegen ist in eminentem Sinne Mensch. Die bloße Sparsamkeit, d. h. das Ansammeln von Gütern zum Zwecke künftiger Selbstbefriedigung hat noch in der Tierwelt eine dunkle Analogie, in dem Instinkte der Hamster, der Bienen und Ameisen. Der Geiz ist etwas ausschließlich Menschliches. Das ganze Leben des Geizigen ist ein Sieg des Gedankens über die Sinnlichkeit und den Instinkt. Er spart nicht, um künftig genießen zu können; er spart, um sich an einem Gedanken weiden zu können. Der Gedanke ist ein verwerflicher, immerhin, aber er ist ein Gedanke. Freiwillig widersteht der Geizige allen Lockungen des Genusses; freiwillig erträgt er alle Leiden der Armut, nur um sich den einen geistigen Genuß zu verschaffen, zu erhalten und zu steigern, nur um denken zu dürfen: Ich habe die Macht! ich könnte, wenn ich wollte! Die Welt würde ihn bewundern, wenn nicht schließlich auch sein Streben auf rein egoistische Befriedigung gerichtet wäre. Was er thut, ist dasselbe, was auch Märtyrer, Helden, Philanthropen thun; nur das Motiv unterscheidet ihn von diesen. Wenn sie den Freuden des Wohllebens entsagen, um das Himmelreich zu erwerben, um das Vaterland zu verherrlichen oder um den Armen und Kranken zu helfen, so entsagt er den nämlichen Freuden, um im Gefühle des Reichseins zu schwelgen, um bei seinen Käserinden den Traum der Herrschaft über die Welt zu träumen. Sein Zweck ist klein, aber das Mittel, dessen er sich bedient, ist die höchste Geisteskraft des Menschen. Durch das Mißverhältnis zwischen Zweck und Mittel wird er zu einer Karikatur; hätte er ein anderes Motiv, so wäre er erhaben.

Herrschaft über die Welt, — was anders bedeutet der Reichtum? Er ist die Macht, andere unter unseren Willen zu beugen, fremde Arbeit, fremdes Talent für uns in Bewegung zu setzen. Und mehr vermag am Ende ein Sultan auch nicht. Wer das Geld hat, dem bestellt der Pflüger den Acker und der Winzer den Weinberg, der eines Dritten Erbgut ist. Für ihn wirkt in Asien der Weber die köstlichsten Teppiche, für ihn glättet in Rom der Steinmetz den Marmor. Ohne von seinem Lehnstuhle sich zu erheben, mühelos, mit einem Winke

entbietet er alle Herrlichkeiten der Welt zu sich. Mitten im Winter hat er blühende Gärten; im Sommer zaubert er schattige Einsamkeiten um sich her; Gemälde und Statuen erfreuen sein Auge, wenn die Natur ihn ermüdet; wenn die Stille ihm lästig wird, erfüllt die Hauskapelle sein Ohr mit Wohllaut. Auf seinen Befehl erheben sich Museen, Kirchen und Paläste; um seine Wünsche zu befriedigen, trotzen Hunderte von Menschen selbst den tödlichen Gefahren der Polarmeere, der Tropensümpfe, der unwirtbaren Felsöden, damit es ihm in seiner behaglichen Heimat nicht an Juwelen und Pelzwerk und Spezereien mangle. Oder wenn er der Heimat überdrüssig wird, so tragen ihn schwimmende Paläste, gleich den arabischen Zauberrossen, zu den Paradiesen der Erde, nach Lissabon, nach Neapel und den Inseln im griechischen Meer. Was der Großmogul in Delhi und der Kalif in Bagdad durch zahllose Sklavenschwärme bewirkte, das erreicht der Krösus unserer Zeit besser, bequemer und sicherer vermittels jener kleinen Scheiben gelben Metalls, welche vor den Sklaven den Vorzug haben, daß sie nie faul, gefräßig und ungehorsam sind.

Dies ist die Frucht der modernen Civilisation und eine der merkwürdigsten. In alten Zeiten ist der Reichtum an sich, der bloße Geldbesitz für sich allein niemals so unbedingt und in so hohem Maße Macht gewesen wie gegenwärtig. Ich will nicht davon reden, daß heute für Geld unzählige große und kleine Genüsse und Bequemlichkeiten erkauft werden können, von denen Salomo in seiner Herrlichkeit sich nichts träumen ließ, welche König Krösus mit allen seinen Schätzen und Harun Alraschid mit seinen Sklavenheeren sich nicht verschaffen konnten, — von den Eisenbahnfahrten bis zu den Streichhölzchen, von der C-Moll-Symphonie bis zu dem Zeitungsblatte auf dem Frühstückstische —, nicht von diesen Dingen rede ich, sondern davon, daß heutzutage nicht mehr, wie früher, der Reiche außer seinem Gelde noch andere, persönliche Besitztümer nötig hat, um seines Reichtums als einer Macht froh werden zu können, oder mit anderen Worten, um seinen Reichtum gegen Habsucht und Gewalt Stärkerer zu schützen. Diese Sorge hat ihm der Staat, das Gesetz, die Polizei, die öffentliche Meinung abgenommen. Ein schwaches Kind, ein gebrechlicher Greis, ein altes Weib können jetzt ungezählte Schätze besitzen, ohne daß sie vor Räubern Angst zu haben brauchen. Ein sehr bescheidenes Maß von Klugheit genügt, um das Eigentum gegen Betrug und List zu sichern; von seiten der Gewalt drohen ihm nur höchst selten ernstliche Gefahren. Es giebt Millionäre, welche ihr Vermögen auf dem Erdball zerstreut haben, in Ländern, die sie nie betraten, bei Menschen, die sie niemals sahen, und welche gleichwohl gegen Verluste ebenso sicher sich fühlen, als hätten sie ihre Schätze in einem uneinnehmbaren

Gewölbe verwahrt. Sie haben in eigenem Gewahrsam vielleicht nur ein mäßiges Taschengeld, während ihre Millionen aufsichtslos in fernen Weltteilen sich umhertreiben. Sie sind vielleicht die hilflosesten und feigsten Memmen offener Gewalt gegenüber, aber sie sind darum nicht minder mächtig; die Kühnheit Bayards und die Stärke Richards mit dem Löwenherzen würde darin keinen Unterschied machen.

So ist es nicht immer gewesen. In der Vorzeit und noch jetzt in barbarischen und halbbarbarischen Ländern gilt der umgekehrte Satz: nicht Reichtum ist Macht, sondern Macht ist Reichtum. In den großen asiatischen Reichen waren und sind es die Sultane und Paschas, im mittelalterlichen Europa waren es die Kriegsfürsten und die Burgherren, welche von dem Fette des Landes lebten. Freilich gab es auch damals, wie jetzt, reiche Kaufleute und Fabrikanten, aber auch diese waren nur reich, sofern sie mächtig waren. Hinter Wällen und Gräben, mit Rossen und Reisigen und mit bewaffneten Orlogschiffen mußten sie täglich gerüstet sein, zu verteidigen, was der Fleiß erworben hatte. Das Wort „reich" bedeutete im Mittelalter geradezu „mächtig", wie das lateinische Rex, mit welchem es stammverwandt ist, wie noch heute der Machtbezirk eines Königs sein „Reich" genannt wird. Unser „Vermögen" und ebenso das italienische „podere" vereinigt tiefsinnig beide Begriffe der Macht und des Besitzes und mahnt an die alten Zeiten, wo nur wer etwas vermochte, auch etwas besitzen konnte. Anfang und Ende der Kulturentwickelung spiegeln sich manchmal in den Worten und ihrer langsam sich wandelnden Bedeutung. Der erste König, sagt Voltaire, war ein glücklicher Soldat, und das Wort Soldat selbst erinnert uns schon daran, daß heutzutage das Geld auch den Krieg beherrscht.

Im Orient, das heißt im rechten, unverfälschten Orient, giebt es nur einen einzigen reichen Mann, den Monarchen. Er hat die Macht, die gesamte Arbeitskraft seiner Unterthanen für seinen alleinigen Nutzen auszubeuten, und nicht selten thut er es. Darum haben die Unterthanen auch kaum Trieb und Lust, selbst etwas zu erwerben. Denn kaum besitzen sie etwas Begehrenswertes, so kommen des Königs Diener und nehmen es zu sich. Wie heute, so ist es seit Jahrtausenden gewesen. Der Pharao, unter welchem Joseph als Minister diente, war, gerade so wie jetzt der Vicekönig von Ägypten, der Gutsherr des ganzen Landes. Das „monarchische Prinzip," wie es dort noch gegenwärtig gilt, hat schon vor dreißig Jahrhunderten Samuel dem Volke Israel auseinandergesetzt, als es einen König begehrte, „wie alle Heiden haben":

„Eure Söhne wird er nehmen zu seinen Wagen und Reitern, die vor seinem Wagen hertraben, und zu Ackerleuten, die ihm

seinen Acker bauen, und zu Schnittern in seiner Ernte, und daß sie seinen Harnisch, und was zu seinem Wagen gehört, machen. Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. Eure besten Äcker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und euren Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsset seine Knechte sein."

Man sieht, so ziemlich alle die Dinge, wofür heutzutage Herr von Rothschild seine Handwerker und seine Dienstboten bar bezahlt, oder deren Genuß er sich durch Güterkäufe sichert, nimmt nach morgenländischem Staatsrechte der Herrscher den Leuten ohne viel Umstände und ohne Entgelt. Er ist auch reich, aber nur weil er der Stärkste ist. Wenn der König schwach und weibisch wird, so wird er auch ein Bettler. Ein fremder Eroberer oder ein ehrgeiziger Satrap stößt ihn weg von seinem Stuhle und wird reich an seiner Stelle. Die Kämmerer und Knechte des Herrn sammeln wohl auch durch Raub und Unterschleif ein ansehnliches Privatvermögen, aber es ist eben nur Schein. Keinen Tag sind sie ihres Besitzes sicher; die Hand des Herrn schwebt immer über ihnen, bereit, den vollen Schwamm auszudrücken und den Brunnen des Dieners in die große Cisterne des Königs zu leiten. Sicher sind nur, die nichts haben, und jedermann sucht daher wenigstens zu scheinen, als habe er nichts. Sorgfältig wird alles verheimlicht, was den Verdacht des Wohlstandes erwecken könnte; Gold und Silber wird verscharrt; der gute Braten wird hastig verschlungen hinter verriegelten Thüren, mit zitternden Händen. Wie bei uns jeder für reicher gelten möchte, als er ist, so dort jeder für ärmer. Wer zu einem großen Herrn gerufen wird, kleidet sich in dürftige Gewänder und macht sein kläglichstes Gesicht; Prunk und Aufwand, dieser ewige Beschwerdepunkt europäischer Familienväter, ist das Privilegium der wenigen, welche sich stark genug wissen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Wunderbar aber ist der Anblick, wenn einmal die allgemeine Furcht auf kurze Zeit von ihnen hinweggenommen wird, wenn ein weiser und menschenfreundlicher Fürst oder gar eine Reihenfolge wohlwollender Herrscher das Mißtrauen des Volks in Sicherheitsgefühl verwandelt. Dann pflegt mit unglaublicher Schnelligkeit eine kolossale Blüte des Reichs sich zu entfalten, die aber ebenso rasch unter dem Scepter des nächsten Tyrannen wieder verschwinden muß und nur in den Märchen und Sagen, wie die Erinnerung an eine goldene Zeit, fortlebt. Mit diesem Zustande

hängt es denn auch zusammen, daß im Orient die Freigebigkeit, im Abendlande die Sparsamkeit des Regenten höher gepriesen wird.

In Europa ist jene Sicherheit des unbewaffneten Reichtums, an welche wir gewöhnt sind, verhältnismäßig jungen Datums. Jedermann weiß, daß die berühmten Städte des Mittelalters, Venedig, Lübeck, Nürnberg, Brügge Bürger zählten, welche an Reichtum mit Königen wetteiferten. Aber auch an Macht wetteiferten diese Städte mit den Königen; sonst würde es mit ihrem Reichtum bald zu Ende gewesen sein. Was für Augen hätten aber wohl die alten Magnifici und Hochedlen gemacht, wenn man ihnen erzählt hätte, daß im neunzehnten Jahrhundert in einer einzigen Stadt, wie es jetzt in der City von London der Fall ist, mehr Schätze, als ihr ganzes Europa besitze, aufgehäuft liegen würden, in einer Stadt ohne Mauern und Gräben, nur bewacht von einigen hundert Männern mit kleinen Stöcken, und daß gleichwohl dieser Reichtum weniger gefährdet sein werde, als das Gold und Silber in den festesten Burgen des Mittelalters jemals gewesen sei! Der Umschwung, welchen in diesen Dingen die Civilisation herbeigeführt hat, ist in der That ein ganz ungeheurer, und die Menschen haben, um an ihn zu glauben, lange, lange Zeit gebraucht. Der Bauer kann es sich jetzt noch nicht recht denken, daß Hab' und Gut vor der Faust des Stärkeren sicher sei. Nur zögernd entschließt er sich, die blanken Goldstücke aus dem leiblichen Besitze zu entlassen und der Sparkasse anzuvertrauen. Wenn man in weltentlegene Dörfer kommt, so spürt man noch immer die altererbte Scheu des Volkes vor allem, was vornehm aussieht. Vornehm und räuberisch sind da noch dicht neben einander liegende Begriffe. Und selbst, wenn seit Menschenaltern ein geordneter Rechtszustand die alten Vorstellungen überwunden hat, haftet noch die alte Gewohnheit. Noch immer wandert mancher Sparpfennig in den Wollstrumpf hinter dem Schornstein oder in den eisernen Topf im Keller. Noch immer liebt es der Bauer, wenigstens dem Städter gegenüber, über schlechte Kornpreise und Viehsterben und schwere Gemeindelasten zu jammern. Man soll nicht merken, daß er vorwärts komme und das Geld zurücklege.

Noch eine andere Erscheinung glaube ich auf uralte Volksanschauung zurückführen zu dürfen. Ich meine den außerordentlichen Wert, welchen noch heutzutage viele auf die Abstammung derjenigen Klassen legen, die im Mittelalter die Macht und mit der Macht den Reichtum repräsentierten. Selbst in Ländern, wo der Geburtsadel nicht die geringsten politischen Vorteile mehr gewährt, erhält das feudale Gefühl sich mit merkwürdiger Zähigkeit. Der Pflanzer in Virginien blickt als Nachkomme englischer Kavaliere ebenso stolz auf seine plebejischen Mitbürger herab, wie der Enkel der Kreuzfahrer im Faubourg Saint

Germain auf die Emporkömmlinge des kaiserlichen Hofes, Kaiser und Kaiserin nicht ausgeschlossen. Und man würde sehr irren, wenn man annähme, diese Hochschätzung des Geblüts finde kein Echo in den Massen des amerikanischen und französischen Volks. Der gewöhnliche Amerikaner hegt eine wahrhaft kindliche Ehrfurcht vor den heraldischen Herrlichkeiten, welche an die Zeiten des Faustrechts erinnern; einen wirklichen Grafen, einen lebendigen Lord zu sehen, ist ihm mehr Genuß, als alle Madonnen Rafaels und alle Aphroditen Griechenlands dem transatlantischen Touristen zu gewähren vermögen. Was den Franzosen betrifft, so wird er lieber die Guillotine wieder in Bewegung setzen, ehe er den „Erben der großen historischen Namen" auch nur den Schatten eines Vorrechts, sei es welcher Art es wolle, wieder einräumen möchte; aber der Franzose ist nichts weniger als gefühllos für die dekorativen Vorzüge, welche mit einem echten Herzogstitel oder Marquisat verknüpft sind. Man braucht nur die populäre Litteratur, die gelesensten Blätter, die erfolgreichsten Bühnenstücke zu Rate zu ziehen, um sich hiervon zu überzeugen. Der Lieblingsheld der Pariser Ouvriers und Grisetten ist der junge Seigneur mit demokratischen Gesinnungen. Der reiche Bourgeois ist eine halb gehässige, halb komische Figur, und nirgends mehr als in Paris, liebt es der emporgekommene Plebejer, sich — sei es auch nur durch den Visitenkartenstecher — ein wenig adeln zu lassen.

Am deutlichsten prägt sich die Nachwirkung der feudalen Sitten in England aus. Dort hat das hohe Ansehen der großen grundbesitzenden Familien, welches nicht zu verwechseln ist mit der politischen Stellung der Pairie, alle Revolutionen und Reformen und selbst alle Triumphe der Industrie- und Geldwirtschaft überlebt, ohne künstliche Stützen, ohne Majorate, Ahnenproben und kleine Residenzen. Der Reichtum steht bei den Engländern in hohen, sehr hohen Ehren, aber recht respektabel erscheint er ihnen erst, wenn er es zu einem Familiengute gebracht hat und in Gestalt von „wirklichem" Eigentum (real property, wie sie bedeutsam das unbewegliche Vermögen nennen) auf den ältesten Sohn sich vererbt. Das Kapital, in Grund und Boden angelegt, wirft die niedrigste Rente ab, aber sich in Grund und Boden zu verwandeln, ist das Ziel, auf welches alle Kapitalien, ganz gegen das wirtschaftliche Gesetz, hindrängen. Erst dann haben die großen Geldverdiener der City, die Baumwollenlords von Lancashire, die Magnaten der Aktienbörse nicht vergebens gelebt, wenn sie sich eine stattliche Herrschaft erworben haben und nunmehr, als Beherrscher einer untergebenen Bevölkerung von Pächtern und Häuslingen, aus der Sphäre der „Mittelklassen" hinübertreten in den Kreis der „guten Familien" des Landes. Erst indem er Gutsherr wird, wird der

Plebejer „ein Gentleman" im eigentlichen Sinne des Wortes; bis dahin nannte man ihn nur aus Höflichkeit so. Denn ein Gentleman ist der Sohn oder das Haupt einer Familie, welche auf und von ihrem erb- und eigentümlichen Lande lebt, unabhängig von erwerbender Arbeit, unterhalten von dem Tribut der Gutsunterthanen, so, wie in den guten alten Zeiten die Barone und die Ritter gelebt haben. Die Eigentumsprobe ist dem Engländer wichtiger, als die des Geblüts; in allen praktischen Beziehungen herrscht völlige Gleichheit zwischen den Gentlemen von altem und neuem Datum; aber diejenigen, deren Vorfahren seit Jahrhunderten Grundherren gewesen sind, gelten gleichwohl für die Besten unter den Guten. Stolz ist derjenige, welcher sich rühmen kann, daß sein Urahn mit Wilhelm dem Eroberer ins Land gekommen und den Familiensitz vermittelst Raubes gewonnen hat; dagegen spricht man nicht gern davon, wenn man das Gut von dem seligen Mr. Smith um bare Guineen, redlich im Baumwollenhandel oder durch Bierbrauen verdient, käuflich erstanden hat.

Diejenigen männlichen Eigenschaften, so scheint es, welche in rechtlosen, gewaltsamen Zeiten unentbehrlich waren, um großen Besitz zu erwerben und zusammenzuhalten, also mit einem Worte hervorragende kriegerische Tüchtigkeit, diese Eigenschaften werden von den Menschen im Grunde noch immer mehr bewundert und wertgehalten als die anderen Eigenschaften, welche in unserem zahmeren Zeitalter dem Gelderwerbe förderlich sind: Klugheit, Sparsamkeit, Fleiß. Tapferkeit und Stärke üben auf die Phantasie einen Zauber aus, der noch jetzt nachwirkt in dem Nimbus, mit welchem die Volksansicht den Adel umgiebt. Denn der Adel, was er auch jetzt sein mag, war ursprünglich nichts anderes als die Ehre und die Beute der tapfersten Krieger. Nur mit dem Schwerte konnte ursprünglich die Herrschaft über Land und Leute, den einzigen Reichtum der feudalen Welt, erworben werden, und es ist zu beachten, daß diese Kunst, reich zu werden, sehr wohl verträglich und gewiß nicht selten verbunden war mit Charakterzügen, welche von jeher populär gewesen sind, mit Sorglosigkeit für das eigene Wohl, mit einer gewissen rohen Großmut und Freigebigkeit, während auf der anderen Seite unser kommerzieller und industrieller Reichtum nicht allein zu persönlicher Kraft und mannhaftem Mut in keinem notwendigen Verhältnis steht, sondern selbst durch gewisse häßliche Eigenschaften, durch Engherzigkeit, Furchtsamkeit, Härte, ja selbst durch Unredlichkeit eher gefördert als beeinträchtigt zu werden scheint, nicht selten auch als ein Geschenk des blinden Zufalls dem Unwürdigen zu teil wird und auf solche Weise im Volke recht eindringlich zu gleicher Zeit den Neid, den Haß und die Verachtung weckt. Hieraus erkläre ich mir, wie es zugeht, daß einesteils an dem Besitze des Adels und an adeligem

Besitz ein Duft von Romantik, freilich schwächer und schwächer werdend, haftet, andernteils die bloße Geldaristokratie den Fluch der Gemeinheit nicht los werden kann.

Es ist merkwürdig, wie dieser Fluch auf das konkrete Symbol und Werkzeug des industriellen und merkantilen Reichtums, auf das bare Geld selbst, sich überträgt. Zwar ist das Geld nicht der Reichtum selbst, aber beide sind für die gewöhnliche Anschauung gleichbedeutend geworden. Nicht wieviel Häuser und Äcker, Schiffe und Speicher, Rinder und Rosse einer habe, wird gefragt, sondern wieviel Mark? Die Phantasie malt sich den Talisman, welcher fremde Kräfte dem Besitzer unterthan macht, immer in der Gestalt des geprägten, ausgemünzten Metalls. Gerade in dieser allbegehrten Gestalt aber hat der Reichtum am meisten den Zug des Verächtlichen, Unanständigen. Es ist, als fühle der Mensch diesem prägnantesten Symbole der zeitlichen Güter gegenüber eine Art von Scham vor sich selber und vor der Erbärmlichkeit, welche das Nichtigste zum Wichtigsten macht. Das bessere Bewußtsein regt sich instinktmäßig und protestiert gegen die Anmaßungen des Götzen, welcher die Schwelle des Allerheiligsten zu betreten versucht.

Jeder fühlt sich verletzt, wenn die besten Leistungen geistiger oder sittlicher Kraft in Geld abgeschätzt werden; man fühlt, wie unziemlich es ist, eine Lebensrettung, eine große Offenbarung der Wahrheit, eine patriotische That mit klingender Münze zu belohnen. Wenn wir etwas besonders Köstliches bezeichnen wollen, so sagen wir nicht: „es ist hunderttausend Dukaten wert", sondern: „es ist für Geld nicht zu kaufen". Die alten Griechen bewiesen einen feinen Takt, da sie den Siegern in den heiligen Festspielen keinen anderen Preis bewilligten, als den einfachen Kranz, der weder käuflich war, noch verkäuflich. Daß ihre Dichter und Philosophen keine Honorare bezogen, war freilich eine notwendige Folge der mangelhaften Organisation ihres Buchhandels; aber es ist mir zweifelhaft, ob sie den Verkauf des geistigen Eigentums, auch wenn es möglich gewesen wäre, recht schicklich gefunden hätten. Sophokles und Äschylos bezogen jedenfalls keine Tantième, und Plato nahm keine Bezahlung für seine philosophischen Vorträge. Freilich haben wir keine Sklaven, wie Griechen und Römer sie hatten, und unsere Schriftsteller und Lehrer müssen sich schon bequemen, in Geldsachen minder groß zu denken als die Alten, welche nicht um ihr tägliches Brot zu sorgen brauchten. Aber auch wir empfinden es noch als eine Entwürdigung, wenn einer bloß des Verlegersoldes wegen schreibt, bloß des Eintrittsgeldes zu Liebe lehrt. Wie viele Schriftsteller seufzen wohl im Stillen, daß es ihnen nicht vergönnt ist, zu arbeiten, ohne nach dem Lohne zu fragen! Daß der Handwerker sich jede Stunde seiner Arbeit bezahlen läßt, daß der Kaufmann darauf

aussieht, den höchsten Preis zu erzielen, finden wir ganz in der Ordnung, aber der Künstler, der Lehrer der Wissenschaft, der Dichter, welcher für den besten Markt arbeitet, erniedrigt, ja entehrt sich in unseren Augen. In unseren bürgerlichen Gemeinden sind Ehrenämter diejenigen, welche nichts einbringen, und selbst unsere Orden und Titel erscheinen als — nur geschmacklosere — Surrogate des unfruchtbaren Kranzes, mit welchem die Hellenen ihre Besten schmückten.

Es giebt Erwerbsarten, welche auf wissenschaftlicher Bildung beruhen und doch eine Bezahlung ihrer Leistungen voraussetzen, wie die Advokatur und die ärztliche Praxis. Aber so tief begründet ist der Gegensatz zwischen wissenschaftlicher Würde und nackter Geldwirtschaft, daß Berufsgeschäfte dieser Gattung beinahe überall nach anderen als rein kaufmännischen Grundsätzen betrieben werden müssen. Die öffentliche Meinung, formuliert in einer stillschweigend anerkannten Standesetikette, fordert es so. Weder der Advokat noch der Arzt darf seine Dienste dem Meistbietenden verkaufen, sie dem Mittellosen versagen, Kunden aufsuchen, durch wohlfeilere Bedienung das Publikum anlocken. Die Gesetze der Konkurrenz existieren für sie nicht; in manchen Staaten versagt ihnen das Gesetz sogar das Recht der gerichtlichen Einklagung der ihnen zukommenden Remunerationen, in den meisten schreibt die Obrigkeit vor, wie hoch sie ihre Arbeit anrechnen dürfen. Das, was sie dem Publikum bieten, ist etwas Höheres als Ware und Lohnarbeit, oder soll es doch sein. Ebenso verhält es sich mit dem Staatsdienste, für welchen die Besoldungen gewöhnlich weit knapper zugeschnitten sind, als die Remunerationen, deren die Diener der Privatindustrie sich erfreuen. Ein Oberkellner, ein Zuschneider, ein Bankkassierer steht sich in der Regel besser als ein Offizier, ein Richter oder ein Zollbeamter. Aber das Staatsamt soll eben nicht eine bloße bürgerliche Nahrung sein, obwohl viele es so behandeln.

Es hängt hiermit zusammen, daß einige Berufsarten als anständig für „guter Leute Kind“ gelten, andere nicht. In England kann der jüngere Sohn eines wirklichen Gentleman, ohne Kaste zu verlieren, seinen Lebensunterhalt nur in drei Laufbahnen verdienen, als Staatsdiener, als Geistlicher, als Offizier, — allenfalls auch als Anwalt und als Arzt. Alle diese Berufsarten haben das Charakteristische, daß in ihnen zwischen Leistung und Bezahlung kein direktes Verhältnis obwaltet. Das Geld kommt mit ihnen, so zu sagen, nur in mittelbare Berührung, und eben deshalb gelten sie für anständiger. Jede Arbeit, welche direkt mit Geld aufgewogen wird, hat, wenn sie auch weit gewinnbringender ist, einen geringeren Rang. Eine ähnliche Anschauung finden wir auch auf dem Kontinent, mit lokalen Abweichungen natürlich, aber in der Hauptsache auf dem nämlichen Gefühle beruhend.

Selbst diejenigen, welche persönlich durch die Unterscheidung gedemütigt werden, machen doch die Unterscheidung mit. Der Handwerker ist stolz darauf, seinen Sohn studieren zu lassen, wenn auch Hobelbank und Amboß mehr Geld einbringen als die Doktorwürde. Der Bauer trachtet danach, aus einem seiner Kinder einen Herrn Kandidaten zu machen, wenn schon die kirchliche Laufbahn nicht gerade zu den glänzenden gerechnet werden kann. Der Bankier weidet sich an der Glorie seines Erstgeborenen, welcher bei dem berühmten und bekanntlich äußerst exklusiven Kürassierregimente einen nicht unerheblichen Teil der väterlichen Einkünfte als Kavalier verzehrt.

In den Vereinigten Staaten von Amerika, sagt man, fehle ein solches Gefühl für die Rangordnung der Arbeit gänzlich. Jede Beschäftigung, vermittels deren man Geld verdiene, gelte für gleich anständig. Und gewöhnlich wird dies als ein Vorzug der Vereinigten Staaten gepriesen. Wenn die Sache sich wirklich so verhält, was noch bezweifelt werden mag, so muß man sagen, daß es löblich ist, jede nützliche Thätigkeit, auch die niedrigste, höher zu ehren als das Nichtsthun des dünkelhaften Gecken. Ob es aber eben so löblich ist, das Geldverdienen zum ausschließlichen Wertmesser der Beschäftigungen zu machen, ist eine andere Frage. Dazu sind die Menschen ohnehin sehr geneigt, auch ohne daß man es ihnen als besondere Weisheit predigt. Allein ich für meinen Teil entscheide mich doch lieber für die europäische Ansicht, die wohl mit allerlei Schiefem und Verkehrtem versetzt ist, aber doch schließlich auf den alten Satz zurückführt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Heilsam und ehrwürdig erscheint mir das dunkle Gefühl, welches unsere Bauern und Handwerker antreibt, sich das Geld am Munde abzudarben, damit ihre Kinder von dumpfer Handarbeit zur Gehirnarbeit aufrücken können. Man braucht nicht zu fürchten, daß die Leute zu wenig Respekt vor dem Gelde bekommen möchten.

Das Bewußtsein von der Vulgarität des Geldes tritt auch dann in uns hervor, wenn wir in der Lage sind, jemandem ein Geschenk zu machen. Welche Mühe geben wir uns nicht, den Geschenken einen Wert zu verleihen, der vom Gelde unabhängig sei. Das einfachste wäre ja, das Geld selbst zu schenken, aber alle Welt findet das unanständig und selbst beleidigend. Kindern und Dienstboten allein giebt man die blanke Münze ohne Bedenken. Selbst den Geldwert der Gabe sucht man zu verstecken. Die kleinen verräterischen Zettel, auf denen der Verkäufer den Preis vermerkt hat, werden sorgfältig abgetrennt, und sehr verlegen wird, wer zu spät beim Gratulationsbesuche plötzlich gewahrt, daß er diese Operation vergessen hat. Er schämt sich wie über eine Ungeschicklichkeit.

Dies geht noch weiter. Nicht allein das Geld selber, sondern alles, was an Geld zu sehr erinnert, wird eben dadurch unfähig, als Geschenk, als ein Zeichen der Liebe, des Dankes, der Verehrung zu dienen. Also das Notwendige, das Nützliche, welches einzutauschen ja die wichtigste Bestimmung des Geldes ist. Man wird nicht leicht jemandem, der uns geholfen oder erbaut oder erfreut hat, ein Paar Stiefel oder ein Faß Mehl oder ein Fuder Brennholz zuschicken. Auch nicht ein Dutzend Strümpfe, es sei denn, daß man sie selbst gestrickt hätte. Je weniger nützlich ein Gegenstand ist, desto besser eignet er sich zu einer Ehrenspende, und die geradezu unbrauchbaren, die höchstens zur Zierde dienen können, gelten für die ehrenvollsten: kunstvoll gearbeitete Waffen, Büsten, prunkvolle Schreibzeuge, unbequeme Pokale und dergleichen Dinge mehr, welche für sein Geld zu kaufen dem Beschenkten schwerlich jemals einfallen würde.

Selbst die Freundschaftsgeschenke verraten gewöhnlich diese Abneigung gegen das Nützlichkeitsprinzip, und je ferner die Beziehungen werden, desto unerlaubter werden Geschenke, welche jemand „gut gebrauchen kann“. Nur den Nächststehenden sieht man es nach, wenn sie Spenden für den täglichen Hausbedarf bringen oder Gaben von unverschleierter Kostbarkeit widmen; der Fernstehende darf nur mit flüchtigen Spielereien seine Teilnahme bezeugen. Es giebt eine fein nuancierte Skala des Geziemenden, von dem Blumenstrauße und der Bonbonnière, welche ein junger Herr selbst der unverheirateten Tochter des Gastfreundes überreichen darf, bis zu dem Brillantschmuck, den der verlobte Bräutigam seiner Erwählten auf den Weihnachtstisch legen mag. Bares Geld aber dürfte auch der Bräutigam nicht schenken; dieses Vorrecht steht nur dem Ehemanne und den Eltern und allenfalls den älteren Onkeln und Tanten zu. Auf den Zwischenstufen zwischen diesen Extremen giebt es zahlreiche Regeln zu beachten, um dem Geschenke das beschämende Element, die Erinnerung an den Ladenpreis, zu benehmen. Das wirksamste Mittel ist immer die persönliche Arbeit, deren Verwendung auf den Gegenstand nicht in Geld berechnet werden kann. Damit geben wir eigene, nicht fremde Kraft. Eine Geldbörse, welche eine liebenswürdige Dame für uns gehäkelt hat, ist etwas ganz anderes als ein ganzer Laden voll von diesem Artikel. Die Herren sind, da sie sich auf Häkeleien nicht verstehen, schlimmer daran als die Frauen. Gewöhnlich müssen sie sich darauf beschränken, die persönliche Arbeit durch die persönliche Auswahl zu ersetzen, was denn freilich auch nicht ohne Seufzen abzugehen pflegt. Glücklich, wer zuweilen Rebhühner und Hasen selbst schießt und damit ein befreundetes Haus sich verbinden kann. Es soll vorkommen, daß solche Jagdgeschenke beim Wildhändler gekauft werden; aber es ist nie gehört worden, daß der

Geber den Kauf eingestanden hätte. Empfehlung verdient auch, aus fremden Städten Seltenheiten und Leckereien, welche daheim nicht zu haben sind, mitzubringen und bei passenden Gelegenheiten zu verwenden. Das Fäßchen mit Austern, die Schachtel mit Leipziger Lerchen, die Pastete aus Straßburg und der russische Kaviar sind geschmackvolle Geschenke in mehr als einem Sinne; sie demütigen den Empfänger nicht und sind ihm doch auch nicht bloße Tändelei; sie werden mit dankbarem Lächeln aufgenommen, wo ein Centner des nützlichsten Rindfleisches Abscheu und Entrüstung erregen würde. Jene repräsentieren die Aufmerksamkeit des Freundes, dieses steht in einer unabweislichen Ideenverbindung mit der Schlächterrechnung, mit dem leidigen Gelde, mit dem Schmutze und der Misère des Lebens. Es giebt reinliche Plätzchen in unserm Dasein, welche die unsauberen Füße unseres Götzen nicht entweihen sollen. Wir drängen ihn hinaus, wir werfen verhüllende Tücher über ihn und wissen selber nicht warum.

Daß Mammon ein Teufel sei, weiß der Leser aus seinem Milton, und daß auch auf den Teufel sich die Kultur erstreckt, weiß er aus seinem Faust. Es giebt barbarischen Reichtum und es giebt civilisierten Reichtum. Ersterer ist im neunzehnten Jahrhundert ungemein häufig; er ist es wahrscheinlich zu allen Zeiten gewesen. Letzterer ist wohl nicht immer so selten gewesen wie jetzt. Aber es giebt Stufen in der Barbarei, wie in allen Dingen; es giebt eine rohe und eine weniger rohe Art der Selbstbefriedigung. Der übertriebene Luxus in Speisen und Getränken, welcher auf den Tafeln unseres wohlhabenden Bürgerstandes sich breit macht, ist, ich will nicht gerade sagen, bestialisch, denn man soll den Teufel nicht schwärzer machen, als er ist, nein, aber er ist vulgär und barbarisch. Geschmacklos, mit einem Worte, und eine Tortur für den gebildeten Mann, der in solche Circeställe hineingerät.

Ein ganz klein wenig höher als die Barbarei der untersten Stufe steht die der Prunksucht. Sie sucht ihre Befriedigung wenigstens nicht in dem Taumel und Kitzel des Fleisches, sondern in einer Reflexion, in dem Gedanken, anderen zu imponieren, den Neid der Mitmenschen anzustacheln. Es ist eine armselige Barbarei, welche Größe in dem Kleinsten sucht, aber sie ist dem natürlichen Menschen so angeboren, daß er, kaum satt geworden, in allen Zonen der Erde nichts Eiligeres zu thun hat, als Nase und Ohren, Arme und Beine mit seinem bißchen Reichtum zu behängen. Das Herausputzen der eigenen Person ist das Nächstliegende, worauf die Prunksucht sich wirft; man erkennt daran die Kinder unter den Völkern, während die allmählich erwachende Erkenntnis, daß Flitterstaat und bunte Bänder der männlichen Würde widersprechen, das Zeichen gereifter Nationen ist. Daher sind in naiven Zeitaltern die Kostüme prächtiger; nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer

beladen sich mit Schmucksachen; die jungen Mädchen tragen nicht selten ihre ganze Mitgift in Gold und Silber an ihrem Putze mit sich umher. Seit dem vorigen Jahrhundert ist in Europa ein beachtenswerter Umschwung gegen diese Form der Barbarei eingetreten, das heißt unter den Männern; denn das weibliche Geschlecht hat sich den kindlichen Standpunkt mit unerschütterlicher Festigkeit zu erhalten gewußt. Aber die männliche Tracht ist immer einfacher geworden; das oberste Gesetz der guten Gesellschaft ist „nicht aufzufallen"; der Prinz von Wales darf sich nicht glänzender tragen als sein Kammerdiener. Im Gegenteil, die Bedienten tragen jetzt die goldenen Tressen und Borten, mit welchen vormals die Kavaliere einherstolzierten. Ostentation der männlichen Tracht findet man nur noch auf den beiden äußersten Sprossen der socialen Leiter, bei den Bauern und an den Höfen. Bei jenen ist sie in der Abnahme begriffen; das Terrain wird immer enger, wo der Landmann Thaler und Gulden, so viel wie möglich auf die Kleider näht, oder wo er, um seinen Reichtum zu entfalten, bei feierlichen Anlässen alle seine Röcke auf einmal anzieht, sechs, sieben übereinander. Die Höfe der Fürsten dagegen halten nach wie vor an den gestickten Uniformen fest, ob aus Kindlichkeit oder aus Berechnung, weiß ich nicht.

Auf den Kleiderluxus folgt in aufsteigender Linie die Ausschmückung der Wohnungen, zuerst in der Richtung des Glanzes, dann der Bequemlichkeit und Sauberkeit, zuletzt einer harmonischen Vereinigung beider, und zwar, wenn das Glück es will, einer künstlerischen Harmonie. Auf diesem Punkte angelangt, hört die Barbarei des Reichtums, wenn auch noch nicht sein Egoismus, auf. Bei uns zu Lande wird man am häufigsten den Reichtum bemüht finden, Bequemlichkeit und Schimmer mit einander zu verbinden; doch will ich nicht behaupten, daß er dabei auf Harmonie einen übertriebenen Wert lege. Gewöhnlich wird die Sache einem großstädtischen „Dekorateur" (vulgo Tapezierer) überlassen, welcher die ganze Herrlichkeit in Entrepriſe nimmt. Man sieht mehr auf hohe Bezahlung als auf gute Behandlung, mehr auf die Mode als auf die Schönheit, — von einem durchgeführten Kunststil ist in den wenigsten Fällen die Rede. Die zahlreichen Gelegenheiten zu Verstößen gegen den guten Geschmack, welche die Einrichtung des Hauses darbietet, werden in der Regel mit einer Gewissenhaftigkeit benutzt, die einer besseren Sache würdig wäre; die nicht minder zahlreichen Gelegenheiten dagegen zur Anbringung eines würdigen Kunstschmuckes sorgfältig ignoriert. Wenn der leitende Gedanke ist, Neid zu erregen, so empfiehlt sich das übliche Verfahren durchaus. Denn die fremden Beschauer der Wohnung werden wohl die vergoldeten Wände, die Samtvorhänge und die eingelegten Tische neidisch anstaunen, nicht aber die architektonischen Linien, die guten Gemälde und die Skulpturen. Entweder

ahnen sie deren Wert nicht, und dann können sie natürlich keinen Neid empfinden, oder sie würdigen diese Schätze, und dann, anstatt vor Mißgunst zu platzen, freuen sie sich, daß einmal das viele Geld in die rechten Hände gekommen ist. In beiden Fällen wäre der Zweck verfehlt.

Es ist sehr schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich komme. Aber unmöglich ist es nicht. Der Reiche hat in seiner Hand das mächtigste Mittel der Selbstbefriedigung; er verfügt über einen stets dienstwilligen Dämon, welcher jede Begierde der Sinnlichkeit zu erfüllen, jeder Laune der Eitelkeit zu gehorchen verspricht. Aber es liegt nur an dem Reichen selbst, welche Werke er seinem Dämon auftragen will. Derselbe ist zu guten wie zu schlechten Streichen wohl aufgelegt, und er hat, zu guter Hand und zu guter Stunde, viel Schönes und Herrliches zu stande gebracht. In der guten Hand wird selbst das Geld geadelt und die gute Stunde verwandelt den Versucher in einen Engel des Segens. Es giebt einen Gebrauch des Reichtums, welcher am meisten beneidenswert ist und doch dem Neide Stillschweigen auferlegt: der Gebrauch, welcher anstatt des eigenen, das Wohl aller im Auge hat und die Kräfte der anderen nur darum beherrscht, um den andern desto besser dienen zu können. Dies ist ein langweiliges Thema, weil, was darüber gesagt werden könnte, jeder leicht sich selber sagen mag, und weil es in der That auf diesem Gebiete weniger zu bedenken, als zu beherzigen giebt. Wenn ich eine Predigt halten sollte über den Text: Man kann nicht zween Herren dienen, man kann nicht zugleich Gott und dem Mammon gehorchen, so würde ich mich kurz fassen und sagen: darum dienet Gott und lasset euren Mammon ihm auch dienen. Amen.

Wie das Volk den Fleiß wertet.

Wilhelm Heinrich Riehl, Die deutsche Arbeit. (Stuttgart. Cotta.)

I. Hangbare Vorurteile.

Wir wollen nicht bloß den Erfolg unserer Arbeit für das Gemeinwohl anerkannt sehen, sondern mehr noch den Aufwand sittlicher Thatkraft, den Fleiß, womit wir jenen Erfolg errangen. In unserem persönlichen Fleiße ruht der Kern unserer wahren sozialen Würde. Mag der beneidete und gehaßte Glückliche, welcher müßig von ererbten Renten lebt, mittelbar noch so befruchtend auf fremden Fleiß wirken, man dankt es ihm nicht, und das Volk wird die äußeren Ehren, worin er glänzt, im stillen Sinne doch für unverdiente Ehren halten. Nicht weil jener so viel hat, haßt der Besitzlose einen solchen Glücklichen, sondern weil er so wenig thut.

Die allgemeine Anerkennung der sittlichen Thatkraft des Fleißes in allen Berufen ist darum ein Grundpfeiler des inneren Friedens der bürgerlichen Gesellschaft. Denn den Gedanken, daß Gedeihen, Lohn und Erfolg der Arbeit ungleich verteilt sind, erträgt der Vernünftige leicht, nicht aber, daß irgend einer ungestraft faulenzen dürfe auf Kosten fremden Fleißes.

Trotz aller Kultur sind wir aber noch gar weit entfernt, fremden Fleiß überall zu erkennen und im Vergleiche mit dem eigenen gerecht zu werten. Aus dieser Befangenheit quillt Unruhe und Unfriede in der Gesellschaft, ja sie ist die Mutter der meisten sozialen Revolutionen.

Fast jeder Beruf glaubt, ihm sei der Fluch schwerster Mühsal der Arbeit zugefallen; denn die Plage unseres Schaffens ergründen wir freilich zu jeder Stunde, bei dem Fremden dagegen sehen wir meist nur die Frucht des Tagewerks und den Feierabend. Am höchsten steigt solche gegenseitige Ungerechtigkeit bei grundverschiedenen Berufen und ist hier gewiß so alt, wie die Teilung der Arbeit selber. Wer sich durch seiner Hände Arbeit nährt, der glaubt kaum, daß Geistesarbeit den gleichen Schweiß kosten könne, er ahnt nicht, daß der Geistesarbeiter inwendig schwitzt; umgekehrt achtet der Mann des geistigen Berufes die Mühen des Handarbeiters oft viel zu klein. So erwächst dort Neid, hier Hoffart, überall aber ein höchst ungerechtes Urteil über die Ehre fremder Arbeit.

Es ist fast lustig, dies gegenseitige Verkennen im einzelnen zu belauschen. Der echte Bauer begreift nicht, daß mit Gedanken arbeiten ein so schwer und sauer Ding sei, und durcharbeitete Gedanken schlagend ordnen und aussprechen, ein kunstvolles Werk. In dunkleren Zeiten hält er den Geistesarbeiter für einen Hexenmeister und in helleren für einen Tagedieb. Ihm deucht, der Pfarrer habe es doch besonders bequem, da er vornehmlich nur zu denken und zu reden habe. Verehrt er in ihm noch gläubig den Priester, dann mag er den Hochwürdigen immer noch als den Mann der obersten Würde in der Gesellschaft ansehen, aber diese Würde ist ihm eine magische, nicht die natürliche Würde der Arbeit. Reiche, faule Bauernjungen studieren nicht selten „geistlich," weil es nach gangbarer Rede der Pfarrer am besten hat; denn er hat nichts zu thun.

Das Schreiben ist dem Bauern schon eine etwas gearbeitetere Arbeit; denn er selber schüttelt die Buchstaben nicht so leicht aus dem Ärmel, wie die Gedanken und Worte. Darum mißt er auch die Mühsal geistiger Arbeit oft genug nach dem Außenwerk des Schreibens. Der Pfarrer, welcher eine geschriebene Predigt abliest, dünkt vielen Gemeinden fleißiger, als wenn er doppelt so erbaulich „aus der Faust spricht." Man sieht, jener Mann hat doch am Samstag etwas gethan!

Der Anwalt, welcher in weitspuriger Advokatenschrift Bogen auf Bogen türmt, ist solchem Bauernurteil schon ein strengerer Arbeiter als der Pfarrer; dagegen meint unser Bauersmann, wenn der Doktor ein paar Worte Apothekerlatein kritzele und für so ein Rezept gleich einen Sechsbätzner einstecke, so sei dies doch ein leichter Verdienst. Kein Wunder, daß 1848 so viele Bauern-Petitionen um Minderung der ärztlichen Taxen an die Kammern kamen!

Wie der Bauer hier nur den letzten und leichtesten Zug der Arbeit kennt und diesen für volle Arbeit hält, während er den ganzen jahrelangen Aufwand von Kapital und Arbeitskraft übersieht, der dem Schreiben des Rezeptes vorhergehen mußte, so unterschätzt der Handarbeiter überhaupt darum so leicht den Fleiß des Geistesarbeiters, weil ihm der Blick in das Ganze solcher Arbeit fehlt. Der Maler mag in wenigen Stunden eine treffliche Skizze vollenden, indeß der Schnitzer tagelang hobelt und schnitzt, um einen Rahmen darum zu machen. Dennoch kann in der aus dem Ärmel geschüttelten Skizze zehnmal mehr Fleiß stecken, als in dem langsam und mühevoll zusammengebosselten Rahmen, weil so viel mehr Lernfleiß vorangehen mußte, bis der Maler die Skizze, als bis der Schnitzer den Rahmen zu machen gelernt hatte.

Doch nein! So will das Volk nicht gewettet haben. Es rechnet den vergangenen Fleiß nicht, wenn es ein Lob für die gegenwärtige That ausmißt. Aber wer will sich unterfangen, den Fleiß zu wägen, in welchem der schaffende Geist ringt in den Geburtswehen der Geistesarbeit! Die bloße Wahl, ob wir einen Zug im Werke so oder anders setzen wollen, kann, indem wir scheinbar nichts thun, einen unendlich größeren Aufwand von Thatkraft fordern und unser Gehirn ärger zermartern als tagelange Handarbeit. Schöpferische Naturen arbeiten oft inwendig am heißesten, wenn sie müßig umhergehen und ihr Werk äußerlich keinen Fortgang nimmt. Der Handwerker setzt der Arbeit das Spazierengehen entgegen; er ahnet nicht, daß der Gelehrte beim Spazieren aufreibend fleißig sein kann, nachgehends beim Schreiben aber sich leidlich ausruht.

Es sind aber nicht bloß die Bauern und Handarbeiter, welche solchergestalt fremden Fleiß unterschätzen, weil ihnen der Hellseherblick des geistigen Auges fehlt. Nur tiefere Bildung hilft jeglichem hier zu gerechtem Urteil.

Die Volkssage erzählt von dem in seiner Art genialen Gründer eines weltberühmten Bankhauses, daß er bloß zweierlei Geistesarbeit unterschieden habe, nämlich rechnen, zählen, kaufmännisch spekulieren und — geigen. Jeden Gelehrten, Staatsmann oder Künstler nannte er einen Geiger. Denn er hielt ihre Berufe für eben solche Spielerei,

wie die Arbeit jener Virtuosen, die in seinen Salons für Geld und gutes Essen ihr Stücklein aufspielten. Von dem Ernste und Fleiße in irgend einer andern Geistesarbeit hatte er keine Ahnung. Als der große Ruf Goethes in dessen glänzendster Periode auch zu seinen Ohren drang, wünschte der Geldfürst einen Begriff von den Thaten des Dichterfürsten. Da man ihm aber dieselben zu schildern anfing, schnitt er den kaum begonnenen Bericht rasch mit den Worten ab: „Ah! also auch ein Geiger!“

Nun hielten aber die Proletarier, welche nicht denken konnten, was ein steinreicher Bankier denn eigentlich ernsthaft arbeite, ihrerseits diesen wiederum für einen „Geiger“, und der Geldmann erlebte in seinen alten Tagen, daß er sein Haus von handfesten Schutzleuten mußte bewachen lassen, damit ihm revolutionäre Proletarierrotten dasselbe nicht über dem Kopf anzündeten, lediglich in dem Wahne, daß auch er bloß — ein Geiger sei!

Da Mühsal und Fleiß der Arbeit so grundverschieden geartet ist nach den verschiedenen Berufen, so fehlt hier jedes Maß der Vergleichung, und wenn sechs der fleißigsten Leute aus allerlei Stand und Beruf ihr Thun gegenseitig so obenhin betrachten, so hält am Ende je einer die fünf andern bloß für Geiger. Die Arbeitskraft von Maschinen aller Art kann man wohl nach der Einheit der Pferdekraft messen und vergleichen; wer aber bestimmt die „Pferdekraft“, mit welcher täglich hier ein Grobschmied, dort ein Minister arbeitet?

II. Maßstäbe des Fleißes.

Das gangbarste Maß des Fleißes ist wohl die Arbeitszeit; allein bei vergleichender Wertung der in verschiedenen Berufen entfalteten Kraft läßt es uns bald im Stich. Höchstens langt es, bei rein mechanischer Arbeit den Fleiß einzelner Arbeiter vergleichend zu messen. Die gemeine Rede nimmt allerdings lange Arbeitszeit und Fleiß schlechtweg für gleichbedeutend in hundert Bildern und Sprüchen. Und gewiß ist eine lange und geregelte Arbeitszeit überall eine Grundbedingung gesegneten Fleißes. Aber dieselbe gemeine Rede bezeichnet auch eine Arbeit, deren Fleiß sich rein nach der Zeit messen läßt, geringschätzend als Taglöhnerei. Die Arbeitszeit, welche für den einen Beruf lang erscheint, ist für den andern kurz, ja die höchsten und schwersten Berufe haben geradezu gar keine besondere Arbeitszeit, weil hier alle Zeit zur Arbeitszeit wird.

Ich will mich darüber deutlicher machen; denn eben der Wahn, als ob man nach Arbeitsstunden schlechthin den Fleiß messen könne, veranlaßt die ungerechtesten Urteile einzelner Berufe über einander.

Der täglich zehn Stunden an die Schreibstube, die Werkstatt, die

Fabrik gefesselte Beamte, Handwerker oder Tagelöhner beneidet den Gelehrten, den Staatsmann, den Künstler, am Ende gar den König selber, die allesamt wenig oder gar nicht an solche feste Zeit gebunden sind. Er glaubt mehr zu thun als diese, weil er einen so viel genaueren Maßstab seines Fleißes hat. Allein der mechanische Arbeiter, der seinen Fleiß genau nach Stunden messen kann, hat dafür ein unschätzbares Behagen voraus: den echten Feierabend und echte Feiertage. Für den eigentlich schöpferischen Mann dagegen giebt es keinen Feierabend. Schon Kaiser Sigismund sagte in diesem Sinne: „Die Esel haben es besser als die Fürsten; jenen lassen ihre Herren doch wenigstens Ruhe und schonen sie, wann sie fressen: diese schont man zu keiner Zeit."

Wahrlich mit Recht beneidet der beneidete freie Meister des Denkens und Dichtens, der Kunst und Erfindung, des schaffenden Vorbildes in jedem Beruf gar oft den gefesselten Tagelöhner, welcher freilich Stunde um Stunde im Schweiße seines Angesichts arbeiten muß, dann aber auch unbedingt sein Werk beschließt, wann die Abendglocke schallt. Den schaffenden Geist begleitet die Arbeit der Gedanken, wo er geht und steht, er legt sich mit ihr schlafen und wacht wieder auf mit ihr, er kann sie wohl gar im Traum nicht los werden; für ihn giebt es nur einen echten Feierabend — im Tode. Und wenn er auch nur mäßig, wählerisch, scheinbar spielend arbeitet: die härteste, aufreibendste Arbeit ist doch wohl, die keinen Abschluß kennt, keinen Feierabend. Manche eigentümliche Gelehrtenkrankheiten der Nerven, des Blutes und des Gehirns, die man gemeinhin aus dem Stillesitzen und der Stubenluft herleitet, wurzeln gewiß nicht minder darin, daß der schaffende Kopf keinen Feierabend findet und so auch die leiblichen Organe des Denkens und Empfindens unglaublich rasch abnützt. Aber nicht bloß Denker, Dichter und Künstler: jeder schaffende Meister — und wäre er ein Bankier, dem die Dichter Geiger sind — jeder Gründer und Lenker großer Unternehmungen arbeitet so ruhelos. Dies sind die Leute, welche gar keine besondere Arbeitszeit haben, weil ihnen alle Zeit zur Arbeitszeit wird. Gesellenfleiß ist nach der Zeit meßbar, nicht aber Meisterfleiß.

Freilich ist den zeitlosen schöpferischen Arbeiten auch wieder ein Ersatz gegeben: bei ihnen birgt die Mühsal der Arbeit in sich schon Genuß, während in den gemessenen Stunden des mechanischen Arbeiters fast nur die Mühsal steckt und erst nachher in der Feierstunde der Genuß der Arbeit anhebt.

So waltet die Natur überall gerecht, und wenn wir die Naturgesetze der Arbeit in all ihren feinen Zügen erkannt haben, dann werden wir selber auch neidlos gerecht werden gegen jegliche Art des Fleißes.

Andrerseits aber kann es zu sozialen Revolutionen führen, wenn der Geselle jenen unmeßbaren Meisterfleiß nicht würdigen lernt. Der Haß und Neid des Proletariats gegen die großen Unternehmer beruht oft genug, ja gerade bei den edleren Naturen, auf diesem Unverständnis. Aus zwei Motiven pflegt der kleine Handarbeiter seinen reichen Brotherrn heimlich zu hassen. Viele sind schlechtweg neidisch, ärgern sich, daß der Herr besser lebt als der Diener, und meinen, auf Pasteten und Champagner habe jeglicher ebensogut ein angeborenes Recht wie auf Luft und Wasser. Sie beneiden und wägen nicht die Arbeit, sondern nur den rohen Genuß, der aus reichem Lohne springt, auf hochdeutsch nennen sie diesen Neid wohl gar „die Fehde der Arbeit wider die Tyrannei des Kapitals!“ Solch gemeinste Realisten aber machen keine Revolution, sie bilden nur den furchtbaren Troß derselben.

Höhere idealistischere Naturen dagegen rechten mit ihrem Brotherrn zunächst nicht um den Genuß, sondern um den Fleiß. Sie sagen: er isset sein Brot unverdient, weil sie seinen Fleiß nicht zu messen verstehen, sie ergrimmen, daß jemand höchster Güter und Würden teilhaftig wird, dem die sittliche Würde des höchsten Fleißes fehlt, der, nach ihrer Meinung, viel weniger arbeitet, als sie selber, seine untersten Tagelöhner. Weil ihnen die Gerechtigkeit verloren scheint in unserer Wirtschaft, möchten sie dieselbe von Grund aus umwirtschaften.

Solche Leute können gefährlich sein, denn sie gehen *von einer sittlichen Idee* aus, um mißverstandene Thatsachen damit zu messen. Wer dies aber thut, der kann ein Kehlabschneider werden aus lauter Sittlichkeit. Auch der beste Maßstab trügt, wenn man den zu messenden Gegenstand nicht klar vor Augen hat, und nur die scharfe Erkenntnis des Fleißes, der in der ruhelosen Geistesarbeit des Unternehmers steckt, bricht jenem edleren und doch ungerechten Groll des Arbeiters die Spitze ab.

Aber der gemeine Mann will schauen, um zu glauben; er will arbeiten *sehen*, unsern Schweiß, unsere Mühe; er will den Fleiß mit Händen greifen können, wo er uns die Ehre der Arbeit geben soll, und meint wohl gar, auf einen Fleiß in Gedanken gehöre auch nur ein Stück Brot in Gedanken. Aller Fleiß ist dem Volke sauer; nur der Gebildete mag mit einem Schulgedicht aus Großvaters Zeit vom „süßen, angenehmen Fleiße“ sprechen; doch das Volk wird ihn nicht verstehen. Es ahnt, daß in der *Mühsal* die sittliche Kraft der Arbeit liege; „Mühe und Arbeit“ sind im Spruche verschwistert, und das Wort des Herrn, welches Luther verdeutschte: „Kommet her zu mir, die ihr *mühselig* und beladen seid,“ gab Tauler noch: „die ihr *arbeitet* und beschwert seid.“

Was gärt und brauſet, was ſich heftig regt und kämpft und krampft und zuckt, das „arbeitet“ nach hundertfältigem Sprachgebrauch. Darum ſagte das Volk vor alters ſchon, daß der Sterbende „arbeite“ in Todesnöten; aber daß der Kapitaliſt arbeite, indem er auf Zinſen ſinnt, der Dichter, indem er Reime ſpinnt, das iſt neue Sprachweiſe und nur dem Gebildeten geläufig; dem Volke ſieht dieſe Arbeit jener noch ſo ähnlich wie die Schnecke dem Jagdhund.

Glaubt man doch, wer raſch eſſe und recht gewaltig in die Schüſſel greife, der ſei auch raſch und gewaltig zum Fleiße. Man erzählt von einem Bauern, der aus mehreren Bewerbern einen Knecht wählen wollte, er habe ſie nur zur Probe eſſen laſſen; der ſich am angeſtrengteſten mit Löffel und Gabel getummelt hatte und die Kinnbacken wie einen Nußknacker arbeiten ließ, erhielt den Dienſt als Preis des Fleißes. Wie ſoll ein ſolcher Bauer an den Fleiß der Stadtleute glauben, welche eſſen und dabei zierlich kaum den Mund bewegen, ſo insgeheim, als ob ſie jeden Biſſen geſtohlen hätten!

„Arbeit“ zielt der Urbedeutung nach auf die Handarbeit, zunächſt beim Landbau; des Wortes Stamm ſoll mit arare, pflügen, auf gemeinſamer Wurzel ſitzen, und der Bauer, der im März in Hemdärmeln pflügt, wird eine Arbeit, wobei man nicht ſchwitzt, ſelten als rechte Arbeit begreifen. Geht er an andern Feldarbeitern vorüber, dann iſt ſein freundlichſter Zuruf: „Schon wieder fleißig!“ Er verzeiht langſame Arbeit und fürchtet die allzu jähe; aber er will ſehen, daß die Arbeit einem ſauer wird; dies nennt er Fleiß.

In bewegter Zeit, wo der Geiſt der Zerknirſchung und Buße auch über ſoziale und wirtſchaftliche Sünden in die Menſchen fährt, geſchah es, daß ſelbſt Gelehrte die Rückkehr zur Handarbeit als zur Urarbeit predigten, wie Andreas Bodenſtein von Karlſtadt, der den Doktorhut mit dem grauen Filzhut des Bauern vertauſchte und aus dem Hörſaal auf den Acker zog, um im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brot mit den Händen ſich zu erarbeiten. Dieſer einzige Zug zeichnet den echten ſozialen Demagogen. Wer die überall im gemeinen Manne ſchlummernde Anſicht merkt und bekräftigt, daß jenem allein die volle Mühe und Laſt, hiermit aber auch die höchſte ſittliche Kraft des Fleißes zugefallen ſei, der kann ein Feuer anblaſen, welches den ganzen Bau unſerer bürgerlichen Geſellſchaft ausbrennte. Nennen wir doch auch mit einem Worte, das gar fein zum Schmeicheln und Beſtechen taugt, die Klaſſe der beſitzloſen Handarbeiter ſchlechtweg „die Arbeiter“. Der ſtolze Titel der „Arbeiter“ ward in den Tagen ſozialer Bewegung ausgemünzt; ſchon Karlſtadt hätte ihn prägen können. Wie dieſer den Bauernhut aufſetzte, ſo vertauſchten vornehme Volksführer im Jahre 1848 den Frack mit der Bluſe, mit der franzöſiſchen Bluſe, nicht mit

dem ehrlichen deutschen Kittel. Die Bluse ist das Arbeitskleid jener „Arbeiter", die da meinen, weil an der Handarbeit der meiste Schweiß klebe, so sei sie auch die schwerste und doch von den privilegierten sozialen Bedrückern am untersten gewertete, am ungerechtesten gelohnte Arbeit.

Man hat sie freilich eben so oft mißachtet, als jene Arbeiter die höheren Berufe mißachteten. Es erscheint wie ein lustig ernstes Spiel, wie eine Satyre der blasierten Bildung auf sich selbst, daß in der philanthropischen Zeit vor und während der ersten französischen Revolution buchgelehrte Erzieher die vornehme Jugend wieder mit Gewalt zur Handarbeit zurückführen wollten, daß sie die Knaben bald am Homer, bald an der Hobelbank, bald mit dem lateinischen Wörterbuch, bald mit Hacke und Spaten arbeiten ließen, und die Lehrjahre Robinson Crusoes, der die ganze Geschichte und Arbeit der Kultur von unten herauf eigenhändig durchexerziert, als einen rechten Musterkursus für die Wertung des praktischen sauren Fleißes aufstellten. Karlstadt wollte grob und bäurisch mit einem Aderlaß kurieren, die Philanthropen mit einer Süßholzmixtur, aber beide waren einig in dem Grund- und Bußgedanken, daß nur die Rückkehr zur Handarbeit als der echtesten Arbeit, neue Lebenskraft den verderbten sozialen Organismen bringen könne.

Der gemeine Mann will den Fleiß mit Händen greifen können oder er achtet ihn gering. Der Arbeitslärm verkündet den Ruhm der Werkstatt. Man sagt den Schlossern und Schmieden nach, es sei ihr Morgensegen, daß sie Gesicht und Hände in Ruß waschen; wenn sie dann auch den ganzen Tag blau machen, so soll der Mann wenigstens schwarz aussehen, als habe er seit frühestem Morgen gar heftig gearbeitet.

Doch stehen die Schlosser und Schmiede hier nicht allein; die Gelehrten machen es ebenso. Im vorigen Jahrhundert noch glaubten viele Pfarrer ihre Predigten, auch für die Dorfkirche, mit Hebräisch, Griechisch und Latein spicken zu müssen. Nicht etwa, weil sie die Kunst des h. Bernhard von Clairvaux zu besitzen wähnten, der mit Predigten in fremder Sprache eine Gemeinde, welche kein Wort davon verstand, dennoch mächtig erbaut haben soll, sondern schlechtweg, damit die Bauern ihre rußigen Hände sähen und in dem Ruße den Fleiß. So prunkt mancher Schriftsteller mit tausend überflüssigen Citaten: er hat seine Hände in Ruß gewaschen wie der Schlossergesell. Nur die Gebildeten unter den Gelehrten ahnen bereits, daß eine weit höhere Form des Fleißes vielmehr diejenige sei, welche den Stoff gründlich erschöpft, dabei aber den Ruß des Schaffens aufs sorgsamste verdeckt und beseitigt. Bücher nachschlagen und ausschreiben gilt noch vielen für

fleißiger, als eigene Gedanken selbständig entwickeln; man will eben den Fleiß mit Händen greifen, man will den Ruß sehen. „Sitzfleisch" heischt man vor allen Dingen zur gelehrten Arbeit, gleich als ob nicht der Kopf, sondern der Gegenpol des Kopfes das eigentliche Organ des Geistesschaffens sei! Man sieht, die „volkstümliche Wertung des Fleißes", wie ich sie hier schildere, spukt noch bei allen Volksschichten, nicht bloß beim gemeinen Mann.

Am Schmutz also und den Schwielen des Arbeiters mag jeder leicht den Fleiß messen, und ganzen Ständen ward es schon zum Fluch, daß das Volk an den weichen, reinen Händen der Berufsgenossen solche Schwielen nicht entdecken konnte. In sozialen Revolutionen kämpfen die harten Hände gegen die weichen. Klerus und Adel haben es vorab erfahren, wie schwertscharf die Acht der öffentlichen Meinung schlägt, wenn sie einen ganzen Stand für eine Zunft der Faulenzer erklärt. Was gäbe der Adel nicht darum, wenn er heutzutage neben Standessitte und Familienverfassung auch einen individuell adeligen Standesfleiß — mit Ruß und Schwielen — handgreiflich nachweisen könnte! Kein Bauer und Arbeiter würde dann mehr zweifeln, daß der Adel ein Recht habe, als Stand fortzubestehen. Seit dem Ausgange des Mittelalters waren die „faulen Mönche" sprüchwörtlich; in weiten Ländern und mächtigen Volkskreisen hatte sich der Glaube oder Aberglaube erblich festgesetzt, daß das Kloster die Freistatt der Faulheit sei. Dieser Gedanke hat mehr Klöster säkularisiert, als die grundsätzliche Opposition gegen die Herrschergewalt der Hierarchie und ihre Landmiliz, die Mönche.

„Wär' Holzhauen ein Orden, so wären nicht viele Mönch geworden", sagte das Volk in der Reformationszeit, und dieser Spruch war den Klöstern verderblicher als ganze Folianten voll dogmatischer und staats- und kirchenrechtlicher Polemik. Die Klosterglocken, so erzählte man sich dazumal, haben dreierlei Klang; die erste und kleinste läutet ganz hell: „Gebt Wein! Gebt Wein! Gebt Wein!" Dann zieht man die größere an, die Nonglocke, welche fragt: „Wer zahlt's? Wer zahlt's? Wer zahlt's?" und zuletzt läutet man die große Sturmglocke, die dröhnt im tiefen Baß die Antwort: „d' Bauern! d' Bauern! d' Bauern!"

Auch auf den protestantischen Pfarrtürmen glaubte man später einen ähnlichen Dreiklang zusammen läuten zu hören, und manche Gemeinde blieb aus der Kirche, weil sie den Pfarrer wohl wachsen und gedeihen, aber nicht im Schweiße seines Angesichts arbeiten sah. Die riesige Ziffer der Priester und Klöster in den geistlichen Herrschaften nahm man im vorigen Jahrhundert nicht etwa als einen statistischen Beweis der kirchlichen Rührigkeit, sondern schlechtweg der in jenen

Ländern bis zum letzten Tagelöhner hinab erbgesessenen Trägheit. Bei der Erneuerung der Klöster in Deutschland hat man darum mit Recht besonderen Nachdruck auf die äußere, greifbare Arbeit gelegt, als Krankenpflege, Seelsorge, Jugendunterricht. Die Achtung selbst des protestantischen Volkes vor diesen Genossenschaften wuchs mit dem neuen Erweis des Fleißes, und die Gegner der Klöster verdrießt es dermalen nicht mehr, daß die Mönche zu wenig, sondern, daß sie zu viel thun.

Man muß gar vorsichtig sein mit dem Urteil über ganze Stände, besonders aber hüte man sich, einem Stande obenhin den Fleiß abzusprechen. Faule und fleißige Leute giebt es in jedem Berufe, wenn aber ein ganzer Beruf faul wird, dann verfault er auch alsogleich, d. h. er löst sich in seine Elemente auf. Andere Berufe führen dann diese Elemente in ihren lebenskräftigeren Organismus hinüber. Nur unter dem künstlichen Schutz einer äußeren Gewalt vermag eine Berufsgenossenschaft ohne wetteifernden heißen Fleiß dennoch ihr Dasein zu fristen. Kein Monopol aber ist dem Volke verhaßter als ein Monopol der Faulheit. Es hat solche Monopole gegeben — auch die Geschichte der Zünfte weiß davon zu reden —, aber sie ruinierten zuletzt allemal ihre eigenen Besitzer und schlugen den Herrn, der sie gab und schirmte.

Die Summe des Vorgedachten möchte ich in folgende Sätze fassen:

Es heischt einen nicht geringen Grad von Bildung und Scharfblick, den Fleiß eines fremden Berufes zu messen und zu werten. Einen allgemeinen Maßstab dafür giebt es nicht; jede Arbeitsgruppe will mit eigenem Maße gemessen sein. Oft weiß dieses Maß nur zu finden, wer selber schon redlich sich der gedachten einzelnen Arbeit hingegeben hat, und höchstens mag hier der Seherblick des berufenen Forschers und Denkers ahnen, was der einzelne im Ringen der sittlichen Thatkraft des Fleißes erlebt. Dennoch hält es jeder für das leichteste, über seines Nachbarn Fleiß zu entscheiden. Der landläufige volkstümliche Maßstab ruht zwar auf einem gesunden Grundgedanken, ist aber in seiner Anwendung roh und äußerlich und trügt um so ärger, je mehr er durch den Mutterwitz seiner letzten Gründe besticht. Und also wuchert hier in der öffentlichen Meinung Ungerechtigkeit die Fülle. Die gebildeteren Klassen beurteilen den Fleiß wohl minder einseitig als die bildungsärmeren, doch haben auch sie, wie wir gesehen, noch genügend vor der eigenen Thüre zu kehren. Auf solchem Urteil oder Vorurteil aber ruht der innere Friede der Gesellschaft. Denn es ist ein sittlicher Zug im deutschen Volke, daß es das Recht eines Standes und Berufes wägt nach der aufgewandten sittlichen Kraft des Fleißes.

Je wahrer und preiswürdiger aber dieser Grundsatz, um so verderblicher wirkt seine falsche Anwendung. Die furchtbarsten Fanatiker sind überall von heiliger Wahrheit im allgemeinen erfüllt; es fehlt ihnen nur die klare Erkenntnis der besonderen Thatsachen. Diese Erkenntnis vom unterschiedenen Fleiße in allen Berufen herzustellen, ist eine hohe Aufgabe wahrer Volksbildung, eine Aufgabe für Lehrer und Prediger in Wort und Schrift. Wo ein Stand des andern Arbeit kennt und die eigenartige Form des Fleißes wenigstens ahnt, der in jener Arbeit steckt, da wird er dem fremden Stand und Berufe auch gerecht werden — und nicht bloß in Sachen der Arbeit.

Zur
Pädagogik, Psychologie und Ethik.

Blicke in dein Inneres! Da drinnen ist eine Quelle des Guten, die nimmer aufhört zu sprudeln, wenn du nur nicht aufhörst nachzugraben.

Marcus Aurelius, Meditationen.

Pestalozzi.

Von

Wilhelm Rein.

In die Zeit, da wir die Wiederkehr des Tages der Wiederaufrichtung unseres Reiches zu feiern uns anschickten, fiel der Gedenktag an die Geburt Pestalozzis. Kaum ist ein größerer Gegensatz denkbar. Hier das Bild des von Ruhm gekrönten Kaisers, umgeben von der glänzenden Schar seiner Paladine, dort das Bild eines schlichten, unter Bettlerkindern sich abmühenden Erziehers. Hier die Erinnerung an Männer, die, auf der Höhe des Lebens wandelnd, die Geschicke des Volkes bestimmten, dort das Andenken an einen Gedrückten, dessen Leben sich um die Sorge für die Erziehung der Kleinen drehte. Ist es nicht wunderbar, daß das Andenken an diesen Mann nicht verdunkelt wird durch den Glanz, der von den Helden ausstrahlt, daß sein Name genannt wird und sich hält neben den Größten des Volkes? Wo es sich um Kinder handelt, meint man doch oft, es handle sich um geringfügige Dinge, kaum wert, daß man darüber spricht; wer sich mit Kindern, ihrer Erziehung und ihrem Unterricht abgebe, der bestimme selbst seinen untergeordneten Platz in der Gesellschaft. Wie kommt es dann, daß Pestalozzis Name so unbestritten hoch gehalten wird, daß an seinem Gedächtnistage, am 12. Januar 1896, Tausende auf dem Erdenrund in dankbarer Verehrung seiner gedachten? Fiel auf ihn etwa ein Strahl des Sieges von Sadowa, der den Schulmeistern zuweilen zugeschrieben wird? Wir stehen vor einem Rätsel. Ein armer Schweizer, halb gebrochen und bei seinem Lebensende an seinem Lebenswerk verzweifelnd, weder Philosoph noch Gelehrter, zeitlebens mit dem Ausdruck seiner Gedanken ringend, in praktischen Dingen so ungeschickt, daß unter seinen Händen vieles verdarb, von manchen auch als Christenfeind verschrieen, — und doch von solchem Einfluß, von solcher Nachhaltigkeit der Einwirkung, daß heute mit größerer Begeisterung denn je von ihm in mancherlei Zungen geredet, daß sein Preis gesungen wird in allerlei Blättern der verschiedensten Richtungen.

Allerdings: der Abstand von der Zeit seiner Wirksamkeit ist groß genug; das Ende des Jahrhunderts vermag objektiv zu würdigen, was von den Strömungen, die an seinem Anfang hervortraten, als bewährt

angesehen werden darf. Und das Interesse für Volksbildung ist in unserer Zeit rege genug, um dankbar dessen sich zu erinnern, von dem tiefgehende Anstöße dazu ausgingen. Nicht wenige mögen auch in Zeiten des Niederganges und der Abnahme der sittlichen Spannkräfte im Volke das Bedürfnis fühlen, sich anzulehnen an einen Führer, dessen Idealismus die gesunkenen Kräfte emporzurichten vermag.

All dies mag zusammenwirken, um die Herzen für diesen Mann höher schlagen zu lassen, sobald sein Name genannt wird. Es ist ein gutes Zeichen für unsere Zeit, daß sie neben der Begeisterung für die Großthaten unseres Volkes so viel Hingabe an das Andenken eines Mannes übrig hat, der in der Enge eines Erziehungshauses sein Tagewerk vollbrachte. Freilich war sein Werk und sein Name nicht auf den schweizer Winkel beschränkt geblieben, der sein Glück ausmachte. Zweimal war sein Ruf hinausgedrungen, weit über die Grenzen seiner Heimat. Das erste Mal, da er das Volksbuch „Lienhard und Gertrud“ hinausgeschickt hatte, das seinen Weg rasch in Hütten und Paläste fand. Schrieb doch die edle Königin Luise unter dem Eindruck des Buches: „Wäre ich mein eigener Herr, so führe ich in die Schweiz zu Pestalozzi, um ihm zu danken. Ja, in der Menschheit Namen dankt' ich ihm“. Und das zweite Mal erklang sein Ruhm, als er sein Wort That werden ließ, als er nach seinem Erziehungsroman selbst Erzieher ward. Rousseau schrieb auch einen solchen Roman, — aber welch ein Unterschied: er schickte seine eigenen Kinder ins Findelhaus. Pestalozzis sittliche Kraft steht unvergleichlich höher, weil sie tief in seinem Gemüt wurzelt; Rousseaus Wirkung liegt in seiner intellektuellen Eigenart. Aber das genügt nicht; das Herz ist, wie Goethe so oft und so schön dargelegt hat, das, was den Wert des Menschen bedingt und das wahrhaft Bleibende und Dauernde in ihm ausmacht. Aller menschliche Fortschritt beruht überhaupt weit weniger auf einer Ausbildung des Intellektes als auf einer Vervollkommnung der moralischen Kräfte, die im Gemüt wurzeln. Denn der Intellekt führt zur Herrschaft des Egoismus und damit zur Zerstörung der menschlichen Gemeinschaft; das Gemüt zielt auf Überwindung der selbstsüchtigen Interessen und trägt deshalb zur Erhaltung des sozialen Körpers bei. Wer diese Kräfte zu stärken vermag, der gehört zu den Wohlthätern der Menschheit. Unter ihnen nimmt Pestalozzi einen hohen Rang ein, als ein echter Jünger Jesu, weil er nicht bloß lehrte, sondern seine Lehre auch lebte. Rousseau schrieb ebenfalls und seine Ideen drangen ohne Zweifel tief ein in die Entwickelung seines Volkes, aber nur nach der politischen Seite hin; seine pädagogischen Wirkungen gingen an seinem Vaterlande spurlos vorüber. Sein Leben blieb eben zu weit zurück hinter dem, was er wollte. Anders bei Pestalozzi. Zwar kann man nicht von ihm

sagen, daß es ihm geglückt wäre, Lehre und Leben vollkommen zu decken; auch bei ihm stand die That weit hinter dem Wort zurück, aber nicht aus Mangel an Gesinnung, sondern aus Mangel an Geschicklichkeit. Niemals wäre Rousseau einer solchen Aufopferung fähig gewesen, wie Pestalozzi sie bei der Erziehung der Bettelkinder im Waisenhause zu Stanz bewies. Nur mit tiefer Rührung kann man die Schilderung lesen, die er von seinem Leben mit den Kindern in dem halbverfallenen Kloster entwirft.

Das ist es, was den Mann der Verehrung so würdig macht. „Alles für andere; für sich selber nichts“: so steht auf seinem Grabstein; sein Leben giebt Zeugnis für die Wahrheit der Inschrift. Von des Volkes Wohlfahrt wußte er nicht nur schön zu sprechen, sondern für die Armen und Verlassenen wußte er vor allem auch zu wirken. Darum ward er vorbildlich für so viele Volkserzieher, die aus seinem Herzen die Kraft sogen, auszuharren in Dürftigkeit und Verachtung. Pestalozzis Idealismus hat unseren Staaten und unseren Gemeinden große Summen erspart. Denn die Bescheidenheit in der Lebensführung, die Anspruchslosigkeit des lehrenden Standes bis auf unsere Tage hat ihre Quelle in dem idealistischen Sinn, der mit der Hingabe an des Volkes Wohl, wie es Pestalozzi gezeigt hatte, so leicht die Sorge um eigenes, materielles Wohlsein vergißt. Durch Pestalozzi angeregt, fanden sich immer Männer, die der Erziehung von verwahrlosten oder von schwachsinnigen, blinden und taubstummen Kindern ihr Leben widmeten. Der Aufschwung, den Kindergärten, heilpädagogische Anstalten, Einrichtungen für Handarbeit der Jugend überall genommen haben, geht auf pestalozzischen Geist zurück.

Von Pestalozzis Geist wurde besonders auch das gesamte preußische Volksschulwesen durchdrungen. Die Blütezeit der pestalozzischen Anstalt in Ifferten rief Besucher aus allen Ständen und Gegenden dahin, namentlich auch aus Preußen.

Unter französischem Trommelwirbel hatte Fichte in Berlin seine Reden an das deutsche Volk gehalten und, das Heil von einer neuen Erziehung erwartend, den Blick der Zuhörer auf die Schweiz gerichtet. Nun begann die Wallfahrt nach Ifferten. Als Losung betrachtete man den Ratschlag des edlen Staatsrates Süvern: „Die Methode Pestalozzis ist nur ein schwacher Ausfluß und Niederschlag von seinem Geiste und seiner Idee. Nicht darauf kommt es an, das Äußere der Methode, die Geschicklichkeit im Unterricht sich zu erwerben, sondern sich zu erwärmen an dem heiligen Feuer, das im Busen dieses Mannes der Kraft und der Liebe glüht.“ Es ist richtig; das war die Hauptsache. Aber doch wäre es verkehrt, die Unterrichtsmethode Pestalozzis gering zu schätzen. Zwar hat sie unter seinen Händen selbst zuweilen sonderbare Gestalten

angenommen, und unter seinen Anhängern hat ein öder Formalismus nur zu oft die guten Gedanken übersponnen; aber das ist doch unbestritten: die grundlegende Idee, die er auf diesem Gebiet vertrat, zeugt von einer Tiefe der Auffassung, zu der gelehrte, fachwissenschaftliche Darlegungen über Unterrichtsbetrieb u. s. w. niemals vorgedrungen sind. Pestalozzi wollte, dem Gang der Natur folgend, die letzten wahren Elemente und die ihnen entsprechenden geistigen Elementaraktionen aufsuchen, um den Lehrinhalt durch Kombination und Verzweigung dieser Elemente zu gestalten und das Lernen zu einer mit innerer Notwendigkeit sich fortspinnenden Abfolge von psychischen Aktionen zu machen.

An dieses Bestreben knüpfte Joh. Fr. Herbart an, der echte Nachfolger Pestalozzis, eins mit ihm in der Strenge und Höhe der ethischen Auffassung wie in der Notwendigkeit, die psychologischen Grundlagen bei der Durchführung von Erziehung und Unterricht sorgfältig zu benutzen. Herbarts epochemachender Einfluß hat in Pestalozzi seine Wurzeln; er ergänzt seinen Vorgänger auch insofern in der glücklichsten Weise, als durch ihn pestalozzischer Geist den höheren Schulen zugeführt wird, die bisher in falscher Vornehmheit über den schweizer Schulmeister sich erhaben dünkten.

Allerdings standen die höheren Lehranstalten mit der Abweisung Pestalozzis nicht allein. Auch Napoleon I. wollte nichts von ihm wissen. Auf dem Gipfel seiner Macht stehend, hatte er befohlen, einen Katechismus für die Jugend seines Reiches anzufertigen, in dem er als der Gesalbte des Herrn bezeichnet und der Gehorsam gegen ihn als göttliche Pflicht gefordert wurde. Er wußte wohl, welchen Wert es habe, schon der Jugend den Glauben an seine Allmacht einzupflanzen. Als aber Pestalozzi es unternahm, den Weltbeherrscher persönlich für eine Verbesserung der Erziehungsmethode zu interessieren, wandte sich der Allmächtige gelangweilt ab: man habe anderes zu thun, als sich um das ABC lehren zu kümmern. Wo aber ist das Reich des übermütigen Kaisers geblieben und wo die Herrschaft des pestalozzischen Geistes? Siegreich hat dieser sich behauptet die Jahrzehnte hindurch, wenn auch nur zeitweise in engeren Kreisen treu bewahrt und herzlich gepflegt. Und am Ende des Jahrhunderts bricht er wieder aus den Kreisen der Fachgenossen hervor und ergreift weite Schichten des Volkes, da der Boden für ihn mittlerweile bereitet ist. Die Individualpädagogik Pestalozzis, lange Zeit als die eigentliche Leistung des Schweizers angesehen, tritt zurück und seine sozialpädagogischen Ideen werden ins Licht gerückt. Seine Schrift „Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes“ bleibt nicht mehr, wie bisher, ein Buch mit sieben Siegeln, sondern wird als ein hervorragender Beitrag zu einer Ethik und Pädagogik des Sozialismus

erkannt, hinter dem Rouſſeaus Arbeit zurückbleibt. Wenn die pädagogiſche Wiſſenſchaft heute bemüht iſt, die Einheit und Untrennbarkeit des religiöſen, ſoziologiſchen und pädagogiſchen Problemes aufzudecken, ſo erwächſt ihr in Peſtalozzi ein Zeuge, deſſen Genialität in die tiefſten Zuſammenhänge eindringt, und zwar in einer Sprache, der man anfühlt: jedes Wort iſt mit dem Herzblut ſeines eigenen, perſönlichen Lebens geſchrieben. Nachdem Peſtalozzi ſeine ſpeziell methodiſche Miſſion erfüllt und die fruchtbarſten Anregungen für Erziehung und Unterricht gegeben hat, ſchickt man ſich heute an, ſeine ſozialpädagogiſchen Ideen zu verfolgen. So erfüllt ſich, was der greiſe Prophet am Ende ſeiner Laufbahn hoffte, daß nach ihm Männer erſtehen würden, die ſeine Ideale aufgreifen und verwirklichen würden.

* * *

... Der Grundton, der aus allem ſpricht, was er gelebt und gelehrt hat, iſt dieſer: Mitleid mit der Not des Volkes und heißes Verlangen, es zu mildern, und zwar zuerſt durch eine Umgeſtaltung der Geſellſchaft von innen heraus und von unten herauf: die ſoziale Frage zuerſt eine ſittliche Frage! Schon als Knabe ſah er das Elend der Fabrikbevölkerung, ihre Armut, ihre leibliche und geiſtige Verkommenheit, ihr ſittliches Verderben. Daß die Patrizierſöhne anders behandelt wurden als die Söhne der Armen, empörte ihn. Damals ſog er viel Bitterkeit ein gegen die höheren Schichten der Geſellſchaft und beſonders gegen die Begüterten, die ſo oft hartherzig und mitleidlos ruhig neben dem Elend einhergehen, und er faßte den Entſchluß, Retter ſeines Volkes zu werden und der unterdrückten Armut ſich anzunehmen. Seine Wirkſamkeit begann mit der Gründung der Armenanſtalt zu Neuhof, wobei er ſein Vermögen zuſetzte; fünfzig Jahre ſpäter verſchenkte er die erſte große Summe von 50 000 Gulden, die ihm aus ſeinen Schriften zu teil ward, zu Errichtung einer Armenanſtalt zu Clindy. Arm iſt er geſtorben; ein echter Chriſt.... Sein Grundſatz lautet: „Der Chriſt erkenne in ſeinem Glauben, daß er das Opfer ſeines Eigentumes wie das ſeiner ſelbſt dem Wohle ſeiner Brüder ſchuldig ſei; der Chriſt achtet ſeinen Beſitzſtand nicht als ein Recht, ſondern als eine ihm göttlich anvertraute Gabe, die zu heiliger Verwaltung im Dienſte der Liebe in ſeine Hand gelegt wurde.“ Von ſeinen Jünglingsjahren an bis in ſein hohes Alter hinein wallte ſein Herz wie ein mächtiger Strom einzig nach dem Ziel, die Quellen des Elends zu verſtopfen, in das er das Volk um ſich her verſunken ſah. Großes hat er gethan; und daß ſein Geiſt noch heute unter uns wirkſam iſt, haben uns die Tage der Erinnerung gezeigt. Und es iſt gut ſo; denn erſt muß die Geſinnung der Menſchen, beſonders der noch bildungsfähigen, zubereitet werden,

dann werden auch die entsprechenden Thaten kommen, nach den Worten des Freiherrn vom Stein: „Es ist nicht genug, die Meinungen des jetzigen Geschlechtes zu lenken; wichtiger ist es, die Kräfte des folgenden Geschlechtes zu entwickeln. Dieses würde vorzüglich geschehen durch Anwendung der pestalozzischen Methode, die die Selbständigkeit des Geistes erhöht, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen erregt, das Leben in der Idee befördert und den Hang zum Leben im Genuß mindert und ihm entgegenwirkt."

An äußerem Glanz hat unser Reich viel gewonnen und dankbar erinnern wir uns der großen Zeit, die uns dazu verholfen hat. Daß sich mit dieser Erinnerung nun das Andenken an Pestalozzi verband, dürfen wir für eine glückliche Fügung halten. Mahnt sein Geist uns doch immerfort, daß unser Volk, um den äußeren Glanz zu wahren und zu mehren, nie nachlassen dürfe, an innerer Macht und an innerem Glanz zu gewinnen.

Bildung.*)

Von

Friedrich Paulsen.

Sprachgebrauch. Es giebt wenig Wörter, die dem gegenwärtig lebenden Geschlecht so geläufig wären, wie das Wort Bildung. Wo immer von einem Menschen die Rede ist, da wird alsbald darüber gehandelt, ob er gebildet sei oder nicht. Natürlich, die Sache ist von großer Wichtigkeit: es hängt davon ab, wie man sich zu ihm verhalten soll, ob man mit ihm als Gleichem verkehren und zu Tisch sitzen kann oder nicht. Gebildete und Ungebildete, das sind die beiden Hälften, in die gegenwärtig die Gesellschaft geteilt wird. Sie haben die älteren Einteilungen allmählich in Vergessenheit gebracht. Früher teilte man die Menschen in Adlige und Bürgerliche, in Gläubige und Ungläubige, in Protestanten und Katholiken, in Christen und Juden. Von alledem sind zwar noch Erinnerungen da, aber die praktisch wichtige, die entscheidende Einteilung ist die in Gebildete und Ungebildete. Wer über dem Strich ist, der diese beiden Gattungen von Menschen trennt, der gehört zur „Gesellschaft" und kann die damit gebotene Rücksicht beanspruchen; wer darunter bleibt, der ist vom connubium und commercium ausgeschlossen, ein vertraulicher Umgang mit ihm oder gar eine Familienverbindung ist gesellschaftlich unmöglich.

*) Mit Erlaubnis der Verleger dem „Encyklopädischen Handbuche der Pädagogik" von W. Rein entnommen. (7 Bände, Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Preis gebunden 121 M. 50 Pf., broschiert 107 M. 50 Pf.)

Worin besteht der Unterschied? Was macht das Wesen der Bildung aus, wie sie in der allgemeinen Rede umgeht? Beginnen wir mit dem Äußerlichen.

In der Zeitung steht: Ein anscheinend den gebildeten Ständen angehöriger Mann erregte durch sein auffallendes Benehmen Aufsehen. Woran erkannte der Berichterstatter sofort die Bildung des Mannes? Vermutlich am Rock, vielleicht auch an den Handschuhen, die, wenigstens am Werktag, ein Anzeichen der Bildung sind; sie zeigen, daß der Träger nicht mit den Händen zugreift. Noch zuverlässiger sind weiße Finger und lange Nägel. Eine Verlagshandlung kündigt eine neue Litteratur- oder Weltgeschichte für alle Gebildeten an und macht jedem zur Pflicht, das Werk zu kaufen. Wen meint sie, und wer fühlt sich verpflichtet? Und was meint die „höhere Tochter", wenn sie, aus einer Gesellschaft zurückkehrend, von den fein gebildeten Leuten spricht, die sie dort getroffen habe?

Wenn ich mein Sprachgefühl ganz gewissenhaft erforsche, so finde ich dieses: gebildet ist, wer nicht mit der Hand arbeitet, sich richtig anzuziehen und zu benehmen weiß, und von allen Dingen, von denen in der Gesellschaft die Rede ist, mitreden kann. Ein Anzeichen der Bildung ist auch der Gebrauch von Fremdwörtern, das heißt, der richtige: wer in der Bedeutung oder der Aussprache fehlgreift, der erweckt gegen seine Bildung ein ungünstiges Vorurteil. Dagegen ist die Bildung so gut wie bewiesen, wenn er fremde Sprachen kann, das heißt gebildete Sprachen, französisch oder italienisch, oder gar lateinisch und griechisch; wer bloß deutsch kann, hat keinen Anspruch auf Bildung. Der Wert der Fremdwörter als Bildungsmerkmal beruht offenbar darauf, daß man dadurch zu verstehen giebt, man könne auch fremde Sprachen und würde in ihnen seine Gedanken noch viel feiner und besser auszudrücken wissen, als in der in der Bildung noch etwas zurückgebliebenen deutschen Sprache. Damit kommen wir denn auf das letzte und entscheidende Merkmal: gebildet ist, wer eine „höhere" Schule durchgemacht hat, mindestens bis Untersekunda, natürlich „mit Erfolg". Und um über den Erfolg, also über den Besitz der Bildung keinen Zweifel bestehen zu lassen, ist in Preußen seit kurzem die Einrichtung getroffen worden, daß der Schüler der Untersekunda unter Staatsaufsicht geprüft und ihm über die Bildung eine Bescheinigung ausgestellt wird. Zugleich erwirbt er damit auch einen Rechtsanspruch darauf, auch im Heer von den Ungebildeten abgesondert zu werden. Damit hätten wir auch einen von Staatswegen festgesetzten Maßstab der Bildung: es gehört dazu, was in den sechs ersten Jahreskursen der höheren Schulen gelernt wird; ein wesentliches Erfordernis sind zwei fremde Sprachen; Schulen, die nur eine fremde Sprache treiben, werden grundsätzlich nicht als „höhere" anerkannt.

Da es für jedermann wünschenswert, ja eigentlich die wichtigste Angelegenheit des Lebens ist, daß er samt seiner Familie zu den Gebildeten gerechnet werde und sich darüber ausweisen könne, so ist es begreiflich, daß zu unsrer Zeit die Nachfrage nach Bildungsmitteln und Bildungsgelegenheiten und mit ihr das Angebot in rascher Zunahme begriffen ist. Die Zahl der höheren Schulen für Knaben und Mädchen ist im neunzehnten Jahrhundert, besonders im letzten Menschenalter, überaus schnell gewachsen; die Zahl der Besucher hat sich mehr als verdoppelt. Ergänzung und Nachhülfe versprechen die zahllosen Lehrbücher der Bildung, Konversationslexika und Fremdwörterbücher, Kunst- und Litteraturgeschichten, die der Büchermarkt alle Jahre ans Licht bringt; dazu bieten Wochen- und Monatsschriften jederzeit das Neueste aus dem Reich der Bildung, samt einem fertigen Urteil darüber.

Wie ist doch die „Bildung" zu dieser erstaunlichen Geltung gekommen? Die Sache hängt offenbar mit der großen Wandlung zusammen, die die Gesellschaft in den letzten hundert Jahren erlebt hat. Die alte ständische Gliederung in Adel, Bürger und Bauern, die aus dem Mittelalter überkommen war, ist in Trümmer gegangen; die Gesellschaft ist aufgelockert und atomisiert, der einzelne gilt als solcher; seine Stellung hängt nicht mehr ab von seiner Geburt, sondern von dem, was er selber hat und kann. Besitz ist das erste, wodurch sie bestimmt wird. Vermögen giebt Einfluß. Aber: noblesse oblige; wie der Adel zu politesse und conduite verpflichtete, so verpflichtet die neue Gesellschaft ihre Glieder zur Bildung; Besitz ist zwar die wesentliche Grundlage, doch macht selbst Reichtum ohne Bildung nicht ganz gesellschaftsfähig. Und bis zu einem gewissen Grade ist Bildung sogar imstande, über den Mangel des Besitzes hinwegzuhelfen. Die „akademische Bildung" wenigstens macht in Deutschland gesellschaftsfähig auch ohne Vermögen. Im ganzen aber gehören Besitz und Bildung zusammen, wie es ja auch der Sprachgebrauch in der Zusammenfassung der „besitzenden und gebildeten Klassen" im Gegensatz zu den „arbeitenden und besitzlosen Klassen", die auch die „ungebildeten" sind, zum Ausdruck bringt. Jene machen die Gesellschaft aus, sie schicken ihre Kinder in die höheren Schulen und lassen sie Einjährige oder Offiziere werden, diese bleiben in der Volksschule und stellen die Gemeinen im Heer.

Damit glaube ich den Begriff der Bildung, wie er heutzutage im Sprachgebrauch umgeht, erklärt zu haben. Ihm stellen wir nun den Begriff, wie er sich aus der Natur der Sache ergiebt, gegenüber. Doch wollen mir zunächst auf seine geschichtliche Entwickelung einen Blick werfen.

Etymologie und Geschichte. Das Wort Bildung als Bezeichnung für eine bestimmte Gestaltung des Innenlebens ist noch

nicht alt; es beginnt erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufzukommen. Die ältere Sprache braucht, wie man in Grimms Wörterbuch nachsehen kann, die Wörter bilden, Bildner, Bildung vorzugsweise von der technisch-künstlerischen Formgebung, was auch der Herkunft entspricht, wenn man mit Weigand (Deutsches Wörterbuch) das Wort Bild von einer Wurzel bil, die behauen, glätten bedeutet (auch in Beil), herleitet. In übertragener Bedeutung wird dann Bildung, Bild, von der innerlich angeschauten Gestalt gebraucht, der Vorstellung (ἰδέα). Sich bilden oder ausbilden wird ferner von der allmählichen Ausgestaltung eines organischen Wesens gebraucht und diese damit gleichsam als Thätigkeit eines immanenten künstlerischen Prinzips aufgefaßt. An diese Verwendung knüpft die Bedeutung an, in der in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Wörter bilden, Bildung zum technischen Ausdruck in der Pädagogik geworden sind. Die neue Wortbildung hängt mit der gleichzeitigen Wandlung in den Anschauungen zusammen: naturgemäße Entwickelung der Anlage von innen heraus, nach Weise organischer Wesen, anstatt mechanischer Abrichtung für einen bestimmten Zweck, das ist das Leitmotiv der großen pädagogischen Reformbewegung, die sich an Rousseau anschließt. Pestalozzi und Herder sind, soviel ich sehe, die ersten Schriftsteller, bei denen „Bildung" zum ständigen Ausdruck sowohl für die Thätigkeit des Erziehers und Lehrers, als für ihr Ergebnis, die innere Form des Zöglings, geworden ist. So heißt es bei Pestalozzi in seiner Erstlingsschrift, den „Abendstunden eines Einsiedlers" (1780): „Allgemeine Emporbildung der inneren Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeiner Zweck der Bildung auch der niedrigsten Menschen. Übung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und Weisheit in den besonderen Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein . . . Wer nicht Mensch ist, in seinen inneren Kräften ausgebildeter Mensch ist, dem fehlt die Grundlage zur Bildung seiner näheren Bestimmung." Ähnlich setzt Herder in einer Rede „Vom Zweck des Gymnasial-Unterrichts" (1786) diesen in die allgemein menschliche Bildung, die der Berufsbildung zu Grunde liegen müsse: „Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden! Von dem, was wir als Menschen wissen und als Jünglinge gelernt haben, kommt unsere schönste Bildung und Brauchbarkeit für uns selbst her, noch ohne zu ängstliche Rücksicht, was der Staat aus uns machen wolle. Ist das Messer gewetzt, so kann man allerlei damit schneiden." Ein „gebildeter Mensch" im vollen Sinne, so führt eine spätere Rede „Vom wahren Begriff der schönen Wissenschaften und der Gymnasialbildung" (1784) weiter aus, wird man vor allem durch den Verkehr

mit den Alten, „diesen Altvätern der menschlichen Geistesbildung, diesen ewigen Mustern des richtigen, guten und geübten Geschmacks und der schönsten Fertigkeit im Gebrauch der Sprache; an ihnen müssen wir unsere Denk- und Schreibart formen, nach ihnen müssen wir, Menschen nützlich zu werden, unsere Vernunft und Sprache bilden. Wer das gethan hat, dem ist der Sinn der Humanität, d. i. der echten Menschenvernunft, der reinen menschlichen Empfindung aufgeschlossen, und so lernt er Richtigkeit und Wahrheit, Genauigkeit und innere Güte über alles schätzen und lieben, kurz, er wird ein gebildeter Mensch sein und sich als solcher im Kleinsten und Größten zeigen." Darum heißt eben das Studium der Alten das Studium der humaniora. Herder setzt ihnen entgegen die galantiora, bei denen „mancher so weit kommt, daß er sogar seine Sprache vergißt und weder grammatisch noch orthographisch zu schreiben weiß." Er denkt offenbar an die Erziehung durch allerlei französische Erziehungskünstler, wie sie in höfischen Kreisen und beim Adel seit anderthalb Jahrhunderten in Übung gekommen war.

Man sieht, bei beiden Schriftstellern steht Bildung im Gegensatz zur Abrichtung. Abrichtung findet statt, wo die Erziehung lediglich die Brauchbarmachung des Zöglings zu einem zufälligen und äußeren Zweck, zu einer Profession oder die Formung nach irgend einem konventionellen Modell, z. B. einer Konfession oder eines Standes, zur Absicht hat. Hierbei verkümmert der Mensch als solcher; und das ist im Grunde in allen bisherigen Schulen der Fall: in den Lateinschulen findet Dressur zur Latinität, in den Volksschulen zur Konfessionalität, in den vornehmen Häusern zur Konduite und Galanterie statt. Es ist Rousseaus Klage: die „Gesellschaft" nimmt von klein auf das Kind in Beschlag und läßt es nicht zu sich selber, zur natürlichen Entwickelung seines Wesens kommen. Dem gegenüber verlangt er und mit ihm die deutsche Reformpädagogik, daß die Erziehung der freien Entwickelung aller Anlagen Raum lasse und Unterstützung biete; so wird eine wahrhaft menschliche Gestalt oder Bildung herauskommen. Bildung bezeichnet also das neue Erziehungsideal; die natürliche, durch organische Entwickelung frei sich bildende, alle Seiten des menschlichen Wesens in gesunder Fülle zeigende, vollendete Menschengestalt im Gegensatz zu der verkrüppelten Gestalt, die das Ergebnis konventioneller Dressur ist. In diesem Sinne sagt Fr. Schlegel einmal: „das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung." (Athenäum I, 9.)

Pestalozzi trägt das Ideal freier, allgemein menschlicher Bildung in die Volksschule, Herder stellt es den Gelehrtenschulen vor Augen. Er findet das Urbild solcher Bildung in den Alten, vorzüglich in den Griechen. Und das ist nun der Ton, der uns aus zahllosen Schriften jeder Gattung in dieser Zeit entgegenklingt: freie und allseitige Bildung des

Menschen ist im alten Griechenland heimisch, wie sonst nirgends. Hier hat das menschliche Wesen seine Idee, die von der schöpferischen Natur beabsichtigte Gestalt wirklich erreicht. Sowohl die empfindende und denkende, als die sittliche Seite des menschlichen Wesens finden wir hier in der vollendetsten Entfaltung. Der inneren Vollendung folgt aber die Schönheit, wie der Liebreiz der Jugend; und der Schönheit des Seelenlebens entspricht seine Erscheinung und Darstellung in einem schönen, durch Zucht, Übung und Pflege vollendeten Leibe. Mit dem Namen Kalokagathia bezeichnen die Griechen selbst ihr Ideal menschlicher Bildung: das Wort schließt Tüchtigkeit und Schönheit in einen Begriff zusammen.

Die ganze deutsche Litteratur um die Wende des Jahrhunderts ist von diesen Anschauungen durchdrungen. Sie beherrschen die neuhumanistische Gymnasialpädagogik, sie bilden die ideelle Grundlage der großen Reform des höheren Schulwesens, die im ersten Viertel unseres Jahrhunderts in allen deutschen Staaten, vor allem in Preußen unter der Führung W. von Humboldts, des Freundes Schillers, und F. A. Wolfs durchgeführt wurde. Das Griechische, das vorher in den Gelehrtenschulen nur die Stellung eines nebensächlichen, für den Theologen aus bestimmten Ursachen notwendigen Unterrichtsgegenstandes eingenommen hatte, wurde jetzt zu einem wesentlichen und unerläßlichen Stück des Gymnasialunterrichtes. Ja ein Enthusiast wie der jugendliche Passow stellte in allem Ernst die Forderung, daß die ganze deutsche Jugend, vom Prinzen bis zum Tagelöhnersohn, die griechische Sprache erlerne. Natürlich: bedeutet Bildung, wirklich menschliche Bildung, so leben, denken und empfinden wie die Griechen, und ist für uns nordische Barbaren dies nur in dem Verkehr mit dem griechischen Geist in den griechischen Schriftstellern erreichbar, wie dürfte man dann irgend einem Menschenkinde das Mittel eigentlicher Menschwerdung vorenthalten? Dieser Enthusiasmus ist in unsern Tagen verschwunden, geblieben ist davon die harte Forderung, daß zum Studium auf einer deutschen Universität ohne Einschränkung nur zugelassen wird, wer in der Reifeprüfung den Besitz der Elemente der griechischen Sprache nachgewiesen hat. Es ist das Verhängnis, daß die Ideale eines Zeitalters zu Verordnungsparagraphen des folgenden werden.

Wesen. Versuchen wir nun, den Begriff der Bildung aus der Natur der Sache zu entwickeln.

Nach der Etymologie bedeutet Bildung allgemein die Gestaltung eines Stoffs durch eine vorher seiende Form oder ein Bild, im besondern die von innen heraus sich vollziehende Entwickelung eines organischen Wesens aus der noch unbestimmten Anlage zur vollendeten Gestalt, dann auch diese Gestalt selbst; sie entspricht insofern dem

aristotelischen Begriff der Entelechie: die zur vollendeten, das Wesen der Art darstellenden Gestalt entwickelte Anlage. Ein gebildeter Mensch wäre demnach ein Mensch, der den Typus oder das Wesen des Menschen in voller und reiner Entfaltung darstellt. Da bei der Schätzung des Menschen das Hauptgewicht auf das Innenleben fällt, und da dieses nur durch die erziehende Einwirkung der elterlichen Generation zu voller Entwickelung kommt, so können wir nun so sagen: gebildet ist ein Mensch, in dem durch Erziehung und Unterricht die menschliche Anlage zu einer das menschlich-geistige Wesen rein und voll darstellenden individuellen Gestalt entwickelt ist.

Es ist die Aufgabe der Ethik, dieses allgemeine Schema ins einzelne auszuführen. Folgen wir der platonischen Philosophie, die mit ihrer sinnvollen und anschaulichen Dreiteilung des Innenlebens in Vernunft, Wille und Sinnlichkeit dem Pädagogen so handliche Kategorien bietet, so können wir das Ziel menschlicher Entwickelung durch die Formel seiner Ethik umschreiben: Rechtschaffenheit, rechtschaffene Bildung ist die Einheit der drei Tugenden oder Tüchtigkeiten der Weisheit, der Tapferkeit und der Besonnenheit. Ein „gebildeter", ein rechtschaffen gestalteter Mann ist der, in dem die Vernunft ihre Aufgabe erfüllt, die großen göttlichen Gedanken der Wirklichkeit nachzudenken und das Leben aus seiner Idee zu bestimmen; in dem ferner die edlen Affekte, Mut und Ehrliebe, Pietät und Scheu vor dem Gemeinen, zu kräftigen Willensbestimmungen entwickelt sind; in dem endlich das sinnliche Triebleben so gebändigt und gezogen ist, daß es, fern davon, das höhere Leben zu stören oder gar sich dienstbar zu machen, ihm vielmehr als Werkzeug und Darstellung dient.

In der That wird man diesem Bildungsideal Allgemeingültigkeit zuschreiben dürfen: klare und tiefe, zum Wesen dringende Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit, sicheres Urteil über die eigenen Verhältnisse und Aufgaben, ein fester, seiner selbst gegen die Schwankungen der Neigungen sicherer, durch die höchsten menschlichen Zwecke bestimmter Wille, ein feines Gefühl für das Gehörende und Geziemende, endlich eine disziplinierte Sinnlichkeit mit veredelten Genußtrieben, die, das Gemeine zurückstoßend, für alles Schöne empfänglich, einem reichen Gemütsleben zur Unterlage und gleichsam zum Resonanzboden dienen — mit diesen Linien wird die dem Wesen oder der göttlichen Idee des Menschen entsprechende Gestalt für alle Zeiten giltig umschrieben sein. Insoweit können wir uns die oben angedeutete Anschauung, in der mit Rousseau und Pestalozzi der Neuhumanismus einstimmig ist, durchaus aneignen.

Aber, so werden wir nun hinzufügen, dieses allgemeine Schema menschlicher Bildung läßt sehr verschiedene Erfüllung zu, oder vielmehr

es fordert sie, denn der allgemeine Mensch existiert nicht; der Mensch existiert in Wirklichkeit nur als besonderes, geschichtlich bestimmtes Wesen. Die Tiere, die Naturwesen sind gleichartige Exemplare des einförmigen Gattungstypus; der Käfer oder der Schmetterling einer Art ist derselbe wie im Nachbarlande, heute wie vor tausend Jahren. Nicht so der Mensch, der Geist. Er ist in jedem Jahrhundert, in jedem Volk ein anderer. Und das ist nicht ein Mangel, vielmehr werden wir sagen, es ist der Vorzug des menschlichen Wesens; sein Reichtum ist so groß, daß er sich nicht in der einförmigen Ausprägung eines naturhistorischen Typus erschöpft, sondern der unendlichen Fülle von Gestalten zu seiner Ausprägung bedarf, die uns in den geschichtlichen Wesen, den Völkern und ihren Entwicklungsstufen, entgegentreten. Und daher werden wir alten und neuen Humanisten nicht glauben, daß in den Alten, etwa den Griechen des fünften Jahrhunderts, das Wesen des Menschen wie in einem Normaltypus vollendet sei, so daß alle übrigen geschichtlichen Gestaltungen nur mehr oder minder abgeschwächte oder mißlungene Bildungen wären. Vielmehr werden wir behaupten: jedes Volk und jede Zeit hat ihre eigentümliche Kraft, Würde und Schönheit, und es ist keineswegs ihre Aufgabe, sich dieser ihrer Natur zu Gunsten jenes vorgeblichen Normaltypus zu entäußern; was übrigens ein ganz vergebliches Unternehmen wäre, denn es führt nur zu schwächlicher Nachahmung, wie es die Geschichte unseres Volkes an mehr als einem Punkte zeigt: die humanistischen Poeten des sechzehnten Jahrhunderts wurden doch keine Römer, so wenig die alamodischen Höflinge des siebzehnten Jahrhunderts Franzosen, oder die Bewunderer des Hellenentums an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Griechen wurden.

Von hier aus ergiebt sich dann eine neue Bestimmung unseres Begriffs. Da der einzelne geistiges Leben nur als Glied eines der großen geschichtlichen Wesen, als Kind und Genosse eines Volkes hat, so können wir Bildung auch erklären als die durch Erziehung und Unterricht erworbene Fähigkeit zu voller und allseitiger Teilnahme an dem geistig-geschichtlichen Leben seines Volks und seiner Zeit. Weltanschauung und Lebensaufgabe jedes Menschen ist bestimmt durch seine geschichtliche Umgebung. Er erkennt die Natur nur durch die Wissenschaft, die Welt und das Leben nur durch die Religion oder Philosophie seiner Zeit und seines Volks; und ebenso wird ihm die Lebensaufgabe durch die Verhältnisse seiner Zeit und seines Volks bestimmt. Die Aufgabe der Erziehung wird demnach sein: die Entwickelung des Individuums dahin zu leiten, daß es seine natürliche und geschichtliche Lebensumgebung zu verstehen und in ihr sich zu bethätigen fähig wird. Darin ist das rechte Verhältnis zu allen großen Lebenskreisen und

Lebensinhalten eingeschlossen, zu Religion und Dichtung, zu Wissenschaft und Kunst, zu Beruf und öffentlichem Leben, zu Sitte und Brauch. Gebildet ist, wer mit klarem Blick und sicherm Urteil zu den Gedanken und Ideen, zu den Lebensformen und Bestrebungen seiner geschichtlichen Umgebung Stellung zu nehmen weiß.

Und nun können wir noch ein weiteres hinzufügen: innerhalb des einen Volks treten wieder verschiedene Kreise mit verschiedenen Gestaltungen seines Lebensinhalts auseinander. Die Verschiedenheit des Berufs, der gesellschaftlichen Stellung, des Geschlechts schaffen bedeutsame Verschiedenheiten der Lebensaufgabe. Ist nun Bildung die Fähigkeit zur verständnisvollen Teilnahme an dem gesamten Leben des Volks, so wird sie der besondern Aufgabe, die dem Einzelnen im Gesamtleben gestellt ist, angemessen sein müssen; nicht Einförmigkeit, sondern Mannigfaltigkeit ist die Forderung. Etwas anderes bedeutet die Forderung der Bildung für die Frau als für den Mann, für den Gelehrten als für den Offizier oder den Bauer. Wahre, rechtschaffene Bildung werden wir jedem zuschreiben, der die Fähigkeit gewonnen hat, sich von dem Punkt aus, auf den er durch Natur und Schicksal gestellt ist, in der Wirklichkeit zurechtzufinden und sich eine eigene, in sich zusammenstimmende geistige Welt zu bauen, sie mag groß oder klein sein. Nicht die Masse dessen, was er weiß oder gelernt hat, macht die Bildung aus, sondern die Kraft und Eigentümlichkeit, womit er es sich angeeignet hat und zur Auffassung und Beurteilung des ihm Vorliegenden zu verwenden versteht. Wir werden also auch nicht Anstand nehmen, einen Bauer, der nie über die Volksschule hinausgekommen ist und von Goethe und Schiller vielleicht nie den Namen gehört hat, trotzdem einen gebildeten Mann zu nennen, wenn er die Mittel, die ihm die Verhältnisse zu Gebote gestellt haben, mit Verstand benutzt hat, sich von der natürlichen und geschichtlichen Welt, in der er lebt, eine in sich einheitliche Anschauung zu bilden, und sich nun mit selbständigem Urteil in seinem Kreis zurechtfindet. Umgekehrt werden wir uns nicht abhalten lassen, einen Mann oder eine Frau, die von allen Dingen zu reden wissen, aber nur mit gelernten Redensarten und fremden Wörtern, ungebildet zu nennen, mögen sie von allen Bildungsanstalten und Prüfungskommissionen der Welt Bescheinigungen beibringen. Nicht der Stoff entscheidet über die Bildung, sondern die Form.

Man sieht, wir kommen zu einem harten Widerspruch gegen den herrschenden Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch besteht vor allem darauf, daß Bildung das ausschließliche Eigentum bestimmter Klassen sei; ein Bauer oder Schuhmacher kann nicht zu den „Gebildeten“ gezählt werden, und ein Leutnant oder ein Geheimrat mag zwar ein-

mal wie ein Ungebildeter reden oder sich benehmen, aber er bleibt doch ein „gebildeter Mann." Bildung ist dem Sprachgebrauch eben der Besitz des Schulwissens, wodurch sich eine gewisse Bevölkerungsschicht von der Masse unterscheidet. Ich sehe aber nicht, wie wir mit diesem Sprachgebrauch zur Einstimmigkeit kommen können, ohne dem Begriff der Bildung, wie er aus der Natur der Sache folgt, Gewalt anzuthun. Ist Bildung, wie die Etymologie des Wortes und die Idee des Menschen will, Gestaltung des Innenlebens durch das innere Formprinzip, so können wir nicht ein Agglomerat von Vorstellungen und Wörtern, und wären es selbst lateinische und griechische Wörter, Bildung nennen. Und wenn jemand den ganzen Meyer oder Brockhaus auswendig könnte, so würden wir ihm darum nicht Bildung beilegen, vielmehr vermuten, daß er innerlich formlos oder ungebildet sein müsse, denn es sei ja für einen Geist unmöglich, diesen unermeßlichen Stoff wirklich zu bewältigen und zu assimilieren. Umgekehrt können wir nicht umhin, den schlichten Mann, der sich im engen Kreise bewegt, aber ein ganzes und in sich gefestetes Wesen gewonnen hat, aus dem heraus er mit klarem, sicherem Urteil den Dingen und Menschen begegnet, — man denke etwa einen Mann wie Havermann in Fritz Reuters Stromtid — einen wirklich und innerlich durchgebildeten Menschen zu nennen. Freilich, er weiß nicht von seiner Welt- und Lebensanschauung zu sprechen, er redet überhaupt nicht viel, aber er hat eine solche, und was mehr ist, er lebt sie. Und nun halte man gegen diesen Mann die Töchter und den Sohn des Kammerherrn, dem er dient; wie reißt ihre „Bildung", sobald es sich um etwas anderes als Visiten und Konversation handelt, in Fetzen und läßt überall die Formlosigkeit des Innenlebens in trauriger Blöße zu Tage treten!

Auf gewisse Weise können wir nun aber dem Sprachgebrauch entgegenkommen, indem wir nämlich eine engere und weitere Bildung unterscheiden, denn so wollen wir lieber sagen, als niedere und höhere, wie der Sprachgebrauch unterscheidet. Die Weite der Bildung ist abhängig von dem Umkreis der Wirklichkeit, mit dem der Geist in Berührung tritt. Und in dieser Hinsicht findet nun allerdings ein großer Unterschied statt zwischen einem Bauer, der nie die Heimat verlassen, und einem Mann, der „vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat", zwischen einem Tagelöhner, der bloß in der Dorfschule den Katechismus gelernt, und einem Manne, der sich auf gelehrten Schulen und Universitäten sprachlichen und geschichtlichen, naturwissenschaftlichen und philosophischen Studien gewidmet hat; das Material, das diesem zur Bildung seines innern Menschen, zum Aufbau einer Welt- und Lebensanschauung zur Verfügung steht, ist unendlich viel reicher. Hierauf allein blickend, nennt der Sprachgebrauch

den und nur den einen Gebildeten, der durch Schulunterricht, Reisen und Verkehr in der Gesellschaft zu vielfältiger Berührung mit der Welt und den Menschen geführt worden ist, ziemlich unbekümmert darum, ob dabei sein innerer Mensch Gestalt gewonnen hat oder nicht. Dem gegenüber werden wir sagen: Bildung setzt vor allem und zuerst voraus eine von innen heraus gewachsene eigentümliche Gestalt; zur Bildung im engern Sinne, wie ihn der Sprachgebrauch abgegrenzt hat, gehört dann noch eine gewisse Weite der Beziehungen zur Wirklichkeit, besonders eine umfassende Berührung mit der geistig-geschichtlichen Welt. Die Bildung eines Mannes ist um so umfassender und gründlicher, je reicher seine Erkenntnis und je tiefer sein Verständnis menschlicher Dinge ist. Der Geist des einzelnen entfaltet sich nur in der Berührung mit dem allgemeinen Geist, wie er sich im geschichtlichen Leben der Menschheit entwickelt.

Von hier aus ist uns nun auch einleuchtend, warum der Sprachgebrauch Bildung in so enge Beziehung zu Litteratur und Kunst, Philosophie und Poesie setzt, mehr als zu Naturwissenschaft und Technik, Politik und Wirtschaftsleben; in jenen erscheint das geistige Leben eines Volks am freiesten und eigentümlichsten. Nicht minder ist von hier aus verständlich, warum Sprachkenntnisse gern als Gradmesser der Bildung verwendet werden: durch den Besitz der Sprache tritt man in unmittelbare Berührung mit dem geistigen Leben des Volkes, das sie spricht, und darum heißt eine fremde Sprache lernen sich den Zugang zu einer neuen Provinz des Reichs der Humanität öffnen. Das letzte Ziel der Bildung in dieser Absicht wäre, daß jemand von sich in Wahrheit sagen könnte, es sei ihm nichts Menschliches fremd; freilich ein unerreichbares Ziel, dies Ziel Faustischen Begehrens:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen. — —

Halbbildung.*) .... In den höheren Schulen kann man überall sehen, wie junge Leute beider Geschlechter jahrelang zum Lernen von Dingen angehalten werden, für die sie weder Neigung noch Begabung haben. Die Folge ist jene Erscheinung, die neuerdings den Beobachtern unseres Lebens so viel zu schaffen macht: die Halbbildung. Halbbildung, so werden wir sagen, ist eben das, was der gemeine Sprachgebrauch Bildung nennt: das „alles gehabt haben“ und „von allem mitreden können“. Sie entsteht überall da, wo ohne Rücksicht auf die Naturanlage „Bildungsstoffe“ aufgenötigt werden, die zu assimilieren die Natur sich weigert. Halbbildung ist nicht die Wirkung

*) Folgt ein längerer Abschnitt: „Folgerungen aus dem Begriff“, dem wir nur den Schluß: „Halbbildung“ entnehmen.

einer bestimmten Schulart, etwa der Realschule, wie man gemeint hat, auch nicht eines nur zur Hälfte absolvierten Schulkursus, wie andere meinen, so daß jemand, der aus der Tertia abginge, sein Leben lang als Halbgebildeter herumlaufen müßte, während der mit dem Reifezeugnis Entlassene sich einer „vollen und ganzen" Bildung zu erfreuen hätte; Halbbildung ist innerlich unvollendete Bildung. So giebt es die Etymologie an die Hand: entsteht Bildung durch innere Verarbeitung und Assimilation, so entsteht Halbbildung da, wo Stoffe bloß äußerlich aufgenommen werden. Ins Gedächtnis gepackt, liegen sie wie fremde Körper in der Seele, hemmen die natürliche Entwicklung und verzerren und verunstalten die geistige Bildung.

Eine solche Bildung ist nun allerdings ein Unglück. Ist ihre Erwerbung eine Plage, so ist ihr Besitz ein Unsegen. Halbbildung macht eitel und gefallsüchtig. Wie aller Putz zur Schaustellung drängt, so auch jener Bildungsflitter; er hat ja keinen Wert, wenn ihn niemand sieht. Halbbildung macht hochmütig und herrisch. Da sie keinen inneren Wert hat, so sieht man um so mehr auf äußere Anerkennung des Vorzugs und verachtet die anderen, die keine „Bildung" haben. Halbbildung macht unduldsam und brutal. Seiner selbst nicht sicher, kann man andere Art nicht gelten lassen, sondern empfindet sie als ein Attentat auf die eigene „Bildung". Der Halbgebildete ist überall daran zu erkennen, daß er alles, was nicht den gleichen Fabrikstempel trägt, schmäht und verfolgt. Daher seine angeborene Feindschaft gegen alles Ausgezeichnete und Eigentümliche; Originalität ist ihm Insolenz. Endlich macht Halbbildung unzufrieden und unglücklich. Wie könnte auch einem Wesen, das so zu sich selbst und seiner Umgebung steht, wohl in seiner Haut sein?

Wahre Bildung ist von dem allen das Gegenteil. Sie meidet Schein und Ostentation, denn sie hat kein Bedürfnis, von den Leuten gesehen zu werden. Ein gutes Merkmal des wirklich Gebildeten ist, daß er schweigen und hören kann und sogar den Mut hat, etwas nicht zu wissen. Wahre Bildung ist innerlich bescheiden, denn sie thut sich selber schwer genug und bläht sich nicht mit dem, was andere nicht haben. Eben darum ist sie duldsam gegen das Andersartige; sie freut sich, wo sie einem Eigentümlichen begegnet, wenn es echt ist, und hofft Bereicherung des eigenen Wesens von ihm. Endlich: sie macht reich, zufrieden und glücklich, sie ist ein Schatz, der, einmal erworben, nicht verloren gehen noch an Wert verlieren kann, denn er hat keinen Marktwert.

Aus dem Kindergarten.

Berthold Auerbach, Aus dem Schatzkästlein des Gevattersmanns. (Stuttgart u. Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1856.)

Zerstören ist oft die liebste Thätigkeit eines Kindes. Du kommst vom Markte nach Haus, hast gut verkauft oder auch nichts gelöst, du willst doch daheim eine Freude bereiten und bringst deinem Kinde ein buntes Spielzeug mit. Kaum aber ist die erste Freude der Überraschung und des Staunens vorüber, so beginnt das Kind an dem Mitgebrachten und Geschenkten zu ändern, zu bosseln, und wenn's hoch kommt, nach wenigen Tagen ist das Spielzeug in Stücken und zerstört. Du bist Sommers auf einem Spaziergange mit deinem Knaben und brichst ihm auf sein Bitten oder Verlangen eine schlanke Gerte ab, gieb acht, er duldet kein Blatt daran, sondern streift eines nach dem andern herunter, bis er nach Wohlgefallen mit der biegsamen Gerte hantieren kann; über eine Weile hat er begonnen, die Gerte zu lösen und schält sie nach und nach ganz los, vom heftigen Fuchteln bricht bald oben bald unten ein Stück ab, ein anderes wird geflissentlich abgebrochen und von der schönen Gerte kommt selten etwas nach Haus, um im vergessenen Winkel zu dorren.

Leicht möglich, daß dieser Zerstörungstrieb des Kindes dich ärgerlich macht oder du willst ihm nichts mehr schenken oder nimmst ihm das Gegebene wieder weg und schließest es in den Schrank. . . .

Der Grundtrieb eines jeglichen Lebendigen und des Menschen vor allem ist: etwas zu schaffen, hervorzubringen, zu gestalten. Wir nehmen die Welt ringsumher nicht bloß müßig hin, sondern wollen etwas daraus machen. Dieser Drang beginnt im Kleinen oder zeigt sich im Großen, in Ackerbau und Gewerbe, in der Schöpfung von Kunstwerken und in der Bildung unserer Lebens- und Staatsverhältnisse. Haben wir etwas vollbracht und es steht nun vor uns, was früher nur als Plan und Wille in unserem Kopfe war, so haben wir, oft ohne es zu wissen, das Wohlgefühl, aus den Dingen um uns her etwas gemacht zu haben: in ihnen steckt nun, was wir früher bloß im Sinne hatten, unser eigener vollführter Wille schaut uns daraus an. So geht es, wenn wir aus Brettern einen Stuhl, aus einem Steinblock eine Figur, aus unserem klaren Willen eine Gemeinde- oder Staatseinrichtung geschaffen haben.

Dieser Trieb der Bethätigung, die Lust, seine Kraft wo auszulassen, seinen Willen wo einzuprägen, zeigt sich auch schon mächtig im Kinde. Gieb ihm ein Spielzeug: dein Töchterchen mag sich damit begnügen, die Puppe aus- und anzuziehen, in die Wiege zu legen und zu wiegen

(und auch darin schon zeigt sich der Thätigkeitsdrang). Dein Knabe wird alsbald die Peitsche anders knüpfen, das eingespannte hölzerne Pferd abzäumen, den Wagen rollen oder gar zerlegen; schilt ihn nicht, wenn er das Geschenk bald zerstört hat — er wollte es nicht zerstören, sondern nur Neues damit machen; daß das Gegebene dadurch verdorben wird, kommt nur aus der Unerfahrenheit des jugendlichen Sinnes und war weit entfernt von bösem Willen und Zerstörungssucht.

Das ist es also: . . . es ist der natürliche und gerechte Drang, etwas zu thun und zu schaffen.

Betrachte des Kindes Seele stets als ein Heiligtum und du wirst die arglosen und heiligen Grundtriebe in seinem Thun herausfinden.

Gieb dem Kinde etwas, woran es auf unschädliche Weise seine Kraft äußern und etwas daraus bilden kann, einen Ball, zugeschnittene Bauhölzer u. dergl., und du wirst seine stetige nachhaltige Freude daran erkennen.

Aber auch hier kannst du noch eine Bemerkung machen, die sich als Bösartigkeit und Zerstörungslust ansehen ließe. Setz dich zu deinem Kinde und füge ihm aus den Bauhölzern eine Brücke, einen Turm u. dergl. zusammen, es wird dir mit angehaltenem Atem zuschauen, sich an der allmählichen Entstehung und am Vollendeten erfreuen; noch höher aber wird seine Lust steigen, wenn du ihm gestattest, durch einen Stoß an den Tisch, oder unmittelbar an das Aufgebaute, dasselbe zusammenstürzen zu machen. Wie jubelt es auf bei dem Prasseln und Rasseln der einzelnen Stücke und denkt nicht mehr an die niedergeschmetterte Herrlichkeit. Ist das nun nicht Freude an der Zerstörung? Gewiß nicht, vielmehr ist die Überraschung, die Lust, das Vorhandene zu ändern, und der unbewußte Gedanke, mit einem Ruck so viel auf einmal hervorbringen zu können, die wahre Grundlage der Freude. Böses ist damit nicht gewollt. . . .

Darum wiederhole ich: Betrachte des Kindes Seele stets als ein Heiligtum und du wirst die arglosen und heiligen Grundtriebe in seinem Thun herausfinden. Leite die Kräfte den rechten Weg und du erziehst einen guten Menschen.

* * *

Allein oder im Verein mit anderen ein Kind von früh auf und selbst in seinen Spielen gewöhnen, das ist für viele eine Frage. Wird nicht durch das stete Zusammenbringen mit anderen die behagliche Brutwärme des Schlummerlebens, das stille Keimen im Innern gestört? Gewiß! das Beste, was sich im Kinde ausbildet, davon werden uns die tiefsten Wurzeln nie offenbar.

Worin besteht aber die große Not der neuen Welt? Hauptsächlich

darin, daß wir zu viel Alleinmenschen sind, daß wir zu viel in uns hinein für uns leben und uns nicht vor allem mitten inne in der großen Kette der Menschen wissen und Hand anfassen.

Deshalb wird das gemeinsame Spielen schon von Kindheit an und selbst in Spielen so fruchtreich, es gewöhnt an den großen Kreis. Wird auch manche Träumerei dadurch zerschnitten, wir haben lange genug geträumt und im Winkel gehockt. Der Tiefsinnige wird immer noch ein stilles Plätzchen finden, wo er seinen Gedanken nachhängen kann, aber er darf dann auch nicht vergessen, daß er allen angehört und alle ihm angehören. So wird er dann auch mit und unter den anderen denken und gemeinsam handeln lernen.

* * *

Ein Kind zurechtweisen, das geschieht auf nachhaltige Art nicht dadurch, daß man gleich bei der Hand ist, ihm zuzurufen: das darfst du nicht thun, das mußt du bleiben lassen u. s. w. Gut, aber was soll das Kind denn nun beginnen? Besser ist's, du sagst deinem Kinde: thue das und thue jenes. In den meisten Fällen wird es glücklich sein durch solche Anweisung. Denn erstlich weiß es nun, was es treiben soll, und dann liegt selbst für die Kindesseele eine stille Befriedigung darin, Gebotenes zu vollbringen, und ist nun gar das Aufgetragene etwas Nützliches, so liegt eine Genugthuung darin, mit schwacher Kraft etwas vollführen zu können.

Aber freilich, es ist viel leichter zu sagen: das thue nicht, als zu bestimmen: das thue.

Und das steht für alle Zeiten fest: das Kind muß gehorchen lernen. Denn Gehorsam ist die erste Stufe der Erziehung. Das Kind muß einem höheren Willen und gereifter Einsicht ergeben sein. Nach und nach wird es schon den Grund Warum herausfinden.

Nimm dich aber in acht, nichts zu verbieten oder zu befehlen, worauf du nicht strenge und unbeugsam halten kannst oder willst. Denn das brächte eine Gesetzlosigkeit in dein Wirken, die durch nichts mehr aufzuheben ist. Nur aus deinem festen Willen und aus deiner gereiften Einsicht laß Gebot und Verbot hervorgehen.

* * *

Ihre Pflicht zu thun, das ist für gar viele Menschen das schwierigste. Sie thun alles andere, und sei es noch so mühselig, lieber und leichter, als eben gerade, was ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Daraus kommt das oft rätselhafte Mißbehagen und die quälerische Verdrossenheit in so vielen Menschen, es fehlt ihnen die rechte Selbstachtung; sie sind unzufrieden mit sich selber, weil sie ihre nächsten Obliegenheiten vernachlässigt oder gar verabsäumt haben. Der Grund

zu diesem Zwiespalt wird oft schon in der Jugend gelegt. Gieb scharf acht, welchen Lieblingsbeschäftigungen sich dein Kind zuwendet, laß es frei gewähren, suche ihm aber auch schon darin lebendig klar zu machen, daß jede Neigung auch Pflichten mit sich führt. Bist du mit dem früher berührten Grundsatz des Gehorsams einverstanden, so halte streng darauf, daß dein Kind täglich und vor allem etwas thue, was ihm als seine Pflicht obliegt; übergieb ihm eine Arbeit oder dergleichen.

Dadurch pflanzt sich in der Seele die Wahrheit fest, daß die Erfüllung des Lebens Vollführung der Pflicht ist, daß die Vollendung einer stets sich fortsetzenden Aufgabe höher steht, als die bloße augenblickliche Neigung.

Du gewöhnst an die Pflicht, und gute Gewohnheiten gehören mit zu den schönsten Früchten der Erziehung; sie ersetzen oft und bei vielen die Grundsätze, besonders da diese oft so leicht schwankend gemacht und verdunkelt werden.

* * *

Gewährenlassen ist dabei eine Hauptregel der Erziehung. Mische dich nicht zu viel in das Treiben deines Kindes, wolle nicht alles am Zügel haben, hilf ihm nicht über alle kleinen Schwierigkeiten bei seinem Thun hinweg, sondern verweise es an seine eigene Kraft. Denn Selbständigkeit kann neben dem Gehorsam nicht frühe genug gehegt werden. Selberlein! ruft der herzige Max, wenn ihm die wackere Lindenwirtin helfen will, die Ziege im Garten auf die Weide zu führen.

Und er hat recht mit seinem Selberlein, wenn ihn die Ziege auch schon oft zu Boden geworfen hat.

Ein alter Ammenglaube sagt: man soll dem Kinde den ersten Brei nicht blasen, es verbrennt nachher an heißen Suppen den Mund nicht.

Wer nun das so buchstäblich hinnimmt und glaubt, der hat daran einen Aberglauben. Bedenke aber, daß man oft helle Wahrheiten in Glaubenssätze versteckt hat, weil viele Leute lieber und leichter glauben als einsehen. Wenn du das in acht nimmst, so wirst du erkennen, daß gesunde Erfahrung und Weisheit in jenen Worten steckt.

* * *

Vielregieren ist also beim Kinde wie sonst vom Übel, denn es macht zugleich mißmutig und reizt an, das Gebotene nicht zu halten. Mußt du aber bei einer bestimmten Sache eingreifen und anordnen, so sage dem Kinde nicht zu viel auf einmal; denn es kann solches nicht behalten und sich nicht darnach richten. Wenn du in einer großen fremden Stadt nach einer Straße fragst, so sagt dir leicht ein höflicher Mann: Sie gehen hier rechts und durch die zweite Straße links, dann

kommen Sie auf einen großen Platz, Sie gehen quer über denselben, lassen zwei Straßen rechts liegen, biegen dann links ein und dann u. s. w.

Besser ist's, er sagt dir: da und da fragen Sie wieder nach, oder du thust's von selber.

* * *

Planmäßig nach einer gewissen Ordnung selbst die Spiele der Kinder so zu leiten, daß sie vom Kleinen und Einfachen zum Großen und Zusammengesetzten fortschreiten, das halten viele für grausame Tyrannei, für unbefugtes Eingreifen in das stille Wachstum des Lebens. Gewiß, das stille Brüten der Seelenkeime darf nicht gestört werden, sonst macht man's ja wie die Kinder selber, die oft eine Bohne, welche sie gestern in die Erde gesenkt, heute wieder ausgraben, um nachzusehen, was sie macht, oder durch allzu eifriges Begießen den Keim ersäufen.

Das Leiten der Spiele und Thätigkeiten der Kinder soll aber nur ein solches sein, daß sie unvermerkt zu Höherem aufsteigen, daß ihrem Thätigkeitstriebe etwas zur Hand gegeben wird, was sie ergötzt und fördert.

* * *

Gesegnet sei die Hand, die einem Kinde Freude bereitet; wer weiß, wann und wo die Freude einst wieder aufblüht. Gedenkt nicht fast jeder eines wohlwollenden Menschen, der ihm in stillen Tagen der Kindheit Freundliches erwiesen? Der Schreiber dieses sieht sich in diesem Augenblicke als barfüßigen Knaben an den Lattenzaun eines kleinen ärmlichen Gärtchens in seinem Heimatdorfe versetzt, er schaut sehnsüchtig nach den Blumen, die so still in den hellen Sonntagmorgen hineinblühen. Aus dem Hause tritt der Besitzer des Gärtchens, er ist ein Holzhacker, der die ganze Woche über im Walde arbeitet, er will sich wohl eine Blume holen, um sie mit zur Kirche zu nehmen; da sieht er den Knaben, er bricht die schönste Nelke ab, sie ist rot und weiß gesprenkelt, und reicht sie dem Draußenstehenden. Geber und Empfänger redeten kein Wort, denn der Knabe rannte in behenden Sprüngen nach Hause. — Und jetzt, hier in weiter Fremde, nach so vielen Erlebnissen vieler Jahre, stellt sich das Dankgefühl, das damals des Knaben Brust bewegte, aufs Papier; die Nelke ist längst verwelkt, aber sie blüht jetzt wieder neu auf.

Sieh zu, lieber Leser, ob nicht ein Blumenduft aus kindlicher Ferne auch dich umgiebt; vergilt ihn an den Kindern um dich her.

Das Haus.

Charlotte Duncker, Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches. (Halle. Niemeyer.)

Unsere Ursprache hat für Haus und Haut nur ein Wort; es bedeutet Unterschlupf, Hülle, umschließende Wohnstätte. Diesem ursprünglichen Sinne gemäß darf unser Haus uns weder zu eng noch zu weit sein; es muß uns nach außen abgrenzen, ohne uns unkenntlich zu machen.

Das Zelt, dessen bewegliches Wanderleben in der „festen, friedlichen Hütte" zur Ruhe kam, war bereits das bergende Heim eng zusammengehörender Menschen, deren Sinn und Charakter sich in dem, was unter diesem Notdach geschah, und in der Art, wie sie es verteidigten, ausgesprochen haben wird. Wie mannigfach die Stufen sind, welche zwischen dem Schirm des Nomaden, der Hütte des Ackerbauers, der Burg des Edelmanns und dem Palaste des Fürsten liegen — was der Mensch sein Haus nennt, das umschließt ihn und seine eigenste Habe, es deckt ihn und das Seine; es bezeichnet, den weiteren Lebenskreisen gegenüber, das Bereich seiner Persönlichkeit.

Mit dem stärkeren Zusammendrängen der Bevölkerung, insbesondere der Bewohner der Städte, hat das Haus aufgehört, Gehäuse einer Familie zu sein. Dennoch wird jede Familie, eingedenk des natürlichen Zustandes gesonderter und eigener Behausung, als ein Haus bezeichnet, mögen ihrer noch so viele den Schutz desselben Daches teilen.

Gegründet auf die Wahl derjenigen Elemente, deren der Mann zu seiner Ergänzung, zu seiner Hilfe sich bedürftig fühlt; in seiner Erweiterung sich aufbauend aus den Erfolgen dieser Verstärkung, scheint das Haus, die zu einem Hauswesen verbundene Familie, dazu angelegt, persönliche Art und persönliches Vermögen zu vollendetster Verwirklichung zu führen. Aber, wie im Hause die individuellen Stärken bewährt, gepflegt, erhöht werden, so begünstigt auch das Haus nicht selten das Gedeihen und Wuchern individueller Schwächen. Es begnügt sich nicht immer, dem schwach Gearteten und Hilfsbedürftigen neben dem Starken Heimat zu geben, wie es soll; nicht selten wird es die Brut- und Pflegestätte für persönliche Eigenheit, Extravaganz und Willkür.

Beschränkend durch ihre Rechte, bereichernd durch geistige Zubuße wirken die weiteren Kreise, in deren Mitte das Haus gepflanzt ist, zur Aufhebung solcher Mißstände; aber diese Gegenwirkung reicht nicht aus, ja sie verfehlt ihren Zweck, und gefährdende Einflüsse dringen anstatt ihrer ein, wenn die wesentlichen Grundlagen des Hauses nicht tragfähig und gesund sind.

Nur ein Boden trägt, nur ein Boden hält: der Boden des Glaubens. Der Herd, das Herz des Hauses, der Hüter des belebenden, leuchtenden, nährenden Feuers, war in seiner ersten Entstehung zugleich Altar; die Bedeutung dieser Thatsache ist vorbildlich für alle Zeiten; sie überdauert nicht nur das Leben der schützenden Hausgötter, die Sitte der dankenden und Übel abwendenden Darbringungen von Speise und Trank an die Himmlischen; sie überdauert die wechselnden Formen der religiösen Vorstellung und Anbetung. Wo das Haus sein Heiligtum verliert, verliert es auch sein Dach, seine schützenden Mauern und seine bildende Lebenskraft. Das Scheitern einzelner Haushaltungen, welches wir täglich erleben, wie die Auflösung häuslichen Lebens und häuslicher Sitte in ganzen Epochen der Frivolität und Gottvergessenheit sind dessen Zeuge.

Die Glaubensgemeinschaft ist für die Gründer jedes Hauses, für den Gatten und die Gattin, die Bedingung des gegenseitigen Vertrauens. Nur die Gewißheit über das, was beiden heilig ist, verbürgt die Tiefe und Beständigkeit der gegenseitigen Liebe, den dauernden Einklang der sittlichen Motive, ohne welchen das Haus den Stürmen, welche von außen kommen, den Gährungsstoffen, welche auch im Innern sich zuweilen entwickeln, nicht standhalten kann.

Nächst der gemeinsamen Grundrichtung bringen die Erbauer des Hauses ihre besonderen Gaben, ihren besonderen Bildungsschatz, auch ihre besonderen Strebungen und Neigungen dem Hause zu; im Zusammenklingen, im Ringen und in der Verständigung dieser Elemente entwickelt sich die geistige Physiognomie, die gemütliche Temperatur, der besondere Charakter des Hauses; gute und böse Tage befruchten dieses immer reicher, immer kräftiger werdende Zusammenwirken.

Damit aber die geistige und gemütliche Ausgestaltung des Hauses in Arbeit und Spiel der verbündeten Kräfte zu ihrem vollen Recht komme, müssen die materiellen Mittel und Leistungen, welche der Bau verlangt, in Ordnung sein. Je nach der Energie und Art der geistigen und sittlichen Grundlagen werden allerdings diese Bedingungen der Gründung und des Bestehens des Hauses anders geschätzt, anders erworben und anders gewahrt werden; aber die unentbehrliche Norm für jedes Haus ist die Unabhängigkeit vom guten Willen anderer und mithin die richtige Einteilung der eigenen Mittel, die Anbequemung an den Umfang derselben.

Während das Familienhaupt durch Berufsarbeit oder durch Verwaltung ererbten Besitzstandes dem Hause seinen Raum, seinen Rang in der Gesellschaft und die Mittel, sie zu behaupten, erwirbt, erheischt die Pflege des Hauses im Innern eine Arbeit, welche in erster Linie der Frau zufällt. Unsere Vorfahren nannten die Frau des Hauses

die Hausehre des Mannes; mancher derbe und mancher sinnige Spruch der Schrift und der Volksweisheit hebt die Bedeutung und die Verantwortlichkeit der Frau für die innere Tüchtigkeit des Hauses hervor. Die oft mit Eifer vertretene Ansicht, welche im Namen der Frauenwürde die Hausfrau von der Verantwortlichkeit und persönlichen Thätigkeit für das Gedeihen des Hauswesens entbinden will, würde, sofern sie sich thatsächlich durchsetzte, durch die Macht der Dinge früher oder später eine nur zu deutliche Antwort erhalten. Die Frau ist nicht nur, nach der Ordnung der Natur, in ihrer eigenen Person der Boden, dessen gesunde oder verkümmerte Früchte dem Hause den Namen eines gesegneten, eines beglückten oder eines mißlungenen und unerfreulichen verdienen; der Blick, der Wille, die Treue der Hausfrau hat die gesamte Arbeit zu beleben und zu leiten, welche das leibliche Wohlsein des Hauses bedingt. So schafft die Hausfrau dem geistigen und gemütlichen Gehalt, welcher im Hause ausgelebt werden soll, Raum und Freiheit, sich ungestört zu entfalten.

Wenn die Erfahrungen des eigenen Regiments dazu gehören, um der Frau volle Sicherheit und Leichtigkeit in dieser Berufsübung zu geben, so sollte doch keine Frau wagen, die Schwelle des eigenen Hauses zu betreten, ohne in allen Gebieten heimisch zu sein, über welche ihr Regiment sich zu erstrecken haben wird: nicht nur von anderen zu fordern, auch selbst zu vollbringen muß sie verstehen, was für die Gesundheit und das Behagen der Hausgenossen in kranken und gesunden Tagen, in festlicher und alltäglicher Zeit nötig ist; denn sie muß es zu lehren, ja sie muß im Notfall für jede versagende Hilfskraft einzutreten wissen. Je besser Martha ihre Sache versteht, um so weniger wird sie sich beklagen, daß sie „allein dienen" müsse, und um so weniger wird ihr „Sorgen und Mühen" die Mahnung hervorrufen, daß sie der Maria das gute Teil, das „Eine, was not thut", überlasse. Dies Eine, was dem Hause not thut, das Wohlsein der Gemüter, das Gedeihen sittlicher Schönheit und Kraft, ist ihr dann der Zweck, dem ihr praktisches Ordnen und Schaffen als Mittel dient. Der praktisch untüchtigen Frau wird, wenn sie bescheiden und pflichttreu ist, das Mittel zum Zweck; über ihrem mühevollen Dienen entbehrt sie des freudigen Mitgenießens an den Gütern, deren ungestörten Genuß sie den Ihrigen zu erringen sucht. Die stets sorgende, die übertrieben geschäftige, die unter ihrer Arbeit stöhnende Hausfrau wird von den Hausgenossen, je nach deren Standpunkt und Art, bemitleidet, belächelt, mißbraucht — selten nach ihrer Hingebung und nie nach ihrer Würde geschätzt; der Macht, die sie durch freie Beherrschung ihres materiellen Wirkungskreises über die das Haus beseelende Stimmung üben würde, entäußert sie sich selbst. Ist dagegen

die untüchtige Hausfrau ihrer ersten Pflichten nicht eingedenk, setzt sie sich, im vermeintlichen Recht auf ein geistigeres Tagewerk, über jene Pflichten hinweg, dann mögen die Hausgenossen in guten Tagen versuchen, über die Lücken des Bodens zu lächeln, der ihr Wohlsein tragen soll — bis eine Stunde schlägt, deren hartes Urteil sich nicht überhören läßt. Geistiger Übermut der Hausfrau führt in materielle Fährlichkeiten, welche mit ihrer eigenen und der Ihrigen geistiger Freiheit weniger verträglich sind als das bescheidene Arbeitsteil jedes Tages, welches eine praktisch tüchtige Hausfrau willig auf sich nimmt.

Hand in Hand mit den materiellen häuslichen Pflichtübungen, deren Vereinfachung der tüchtigen Hausfrau gelingt, geht diejenige geistige Arbeit, welche der einfältigen wie der geistig hochgebildeten Frau die wichtigste sein muß: zugleich mit der leiblichen Pflege der Kinder leitet sie die Erziehung derselben; mit der Beherrschung der Dienenden verbindet sie einen wohlthuenden Einfluß auf deren Sitte und Verhalten; diesen Einfluß übt sie um so wirksamer, um so wohlthuender, je besser ihre persönliche Haltung, ihre persönlichen Arbeitstugenden zu ihren Forderungen und zu ihren Lehren stimmen. Unbeschadet der gebietenden Stellung, welche vor allem die Frau *selbst* dem *Herrn* des Hauses zuerkennt, wird *der* Mann, der im Beruf, in Staat und Gesellschaft ein volles Mannesleben führt, *der* Frau, welche treu und tüchtig ihr Erzieheramt übt, nicht nur die erziehende Vorarbeit, er wird ihrem Feingefühl oft auch die letzte Entscheidung elterlicher Gewissensfragen überlassen. Sind es nicht die Wahrnehmungen der Mutter, welche in die gemütlichen und geistigen Anlagen der Kinder, in die Art ihrer Entwickelung und den Gang ihrer innern Kämpfe und Fortschritte, in die Bedingungen ihres Gedeihens vollen Einblick geben? ob es sich um die Gewährung größeren oder geringeren Spielraums für die freie Selbstbestimmung des einen und des anderen handle, um gelindere oder festere Ausübung der elterlichen Zucht, um Ausbildung oder Zurückhaltung einzelner Gaben und Neigungen, um die Wirkung der verschiedenen Individualitäten der Geschwister auf einander, um Begünstigung oder Beschränkung ihrer Beziehungen zu den Kindern anderer Häuser — ist es nicht der geduldig und verständnisvoll beobachtende Blick der Mutter, dem der Vater des Hauses die Einsicht verdanken soll, welche den gemeinsamen Entschließungen zu Grunde liegt, und wird nicht auch der starke, hausväterliche Wille wohl thun, der Gefühlsentscheidung der Frau eine gewichtige Stimme zu geben?

Früh und sicher nimmt die Kinderseele wahr, ob die Eltern in Einmütigkeit und in voller Zusammenwirkung ihr Regiment und ihr Erzieheramt üben; dem Gewissen und dem Herzen des Kindes ist die

elterliche Autorität nur dann letzte Instanz, wenn in ihrem Spruch Ansicht und Wille des einen mit Ansicht und Willen des andern verschmolzen erscheint; diese Macht über sich zu fühlen ist dem Kinde nicht nur insofern Wohlthat, als es seine Wünsche beruhigt, sein Pflichtgefühl befestigt, sein Streben in gleichen Bahnen hält; es ist von höchster Bedeutung für seine ganze weitere Lebensführung, das Bild eines einmütigen und starken Zusammenstehens von den Persönlichkeiten zu empfangen, welche der erste Gegenstand seiner Ehrerbietung sind.

Wurzelt die erziehende Macht, welche der Gesamtcharakter des Hauses über seine Angehörigen übt, im Willen der Regierer, so geht doch die Erziehungsarbeit in allen Gebieten vor sich, in welchen praktisches, geistiges, gemütliches Leben überhaupt im Hause zu deutlichem und charakteristischem Ausdruck kommt. Die Gesamtheit dieser Einwirkungen, die Luft, welche in den Mauern des Hauses geatmet wird, giebt dem Geschlecht, welches in seinem Schutz heranwächst, das ihm eigene sittliche und gemütliche Gepräge, selbst das Bildungsmaterial, welches die Schule der Jugend zuführt, wird je nach dem Geiste des Hauses von den Schülern anders verarbeitet und angeeignet. Farbe und Gestalt, welche in der Luft des Hauses gereift und gefestigt sind, behaupten sich unter den Eindrücken anderer Strömungen und anderer Klimate, in welche das spätere Leben führt.

Wo Menschen von Charakter und Intensität das Haus bauen, pflegt in der moralischen Gesamtbeschaffenheit das eine oder das andere Element vorzuherrschen: Es giebt vorzugsweise edle, vorzugsweise gütige, vorzugsweise solide und wackere Häuser. Kaum eine dieser Eigenschaften wird in einem Hause ersten Ranges fehlen dürfen; und dennoch kann auch ein solches Haus nach einer oder der anderen Seite hin verbaut oder undicht sein. Es begegnen uns treffliche Häuser, in deren Physiognomie die schlichte Wahrhaftigkeit, die Zuverlässigkeit und eine bis zur Abnegation gehende Lauterkeit vorherrschende Züge sind; daneben kann Selbstgenügsamkeit, Trockenheit, sogar eine gewisse Trägheit sehr wohl bestehen. In der geistigen Physiognomie eines anderen Hauses herrschen der Fleiß, der Eifer um sachliche Zwecke, vornehme Gleichgültigkeit gegen äußeren Lebensgenuß, Schärfe und Großartigkeit der Gesichtspunkte vor: die Temperatur dieses Hauses wird aber vielleicht den Eintretenden als eine kühle berühren; er wird sich nicht nach dem seiner Persönlichkeit eigenen Wert, sondern nur nach den Eigenschaften geschätzt fühlen, durch welche er etwa vermöchte, die sachlichen Zwecke zu fördern, welchen die Hausgenossenschaft sich widmet. Es giebt Häuser, denen es voller, heiliger Ernst ist, dem Herrn zu dienen, deren besondere Bestrebungen und Ansprüche sich nicht nur nach den ein- für allemal geltenden Geboten Gottes richten, sondern die in an-

dächtiger Bitte stets neue Erleuchtung und Belebung ihres Eifers suchen. Strenge der Sitten, reichliche Barmherzigkeit gegen Bedürftige wird solchen Häusern innewohnen. Aber nicht immer werden sie der Fülle der Gaben gewahr und gerecht werden, welche Gott in anderer Gestalt als in der der religiösen Weihe über das Geistes- und Gemütsleben der Menschen ausgegossen hat.

Selten sind, selbst in der Reihe der besten und tüchtigsten Häuser diejenigen, in welchen die Kräfte der Selbstbehauptung mit der Hingebung an die Gesamtheit, der Sinn für die großen und gemeinnützigen Interessen und Pflichten mit der Sympathie und dem Verständnis für die besondere Art und Erlebnisse anderer in vollem Gleichgewicht stehen; in denen Tüchtigkeit und Güte in hohem Maß nach außen wirken, ungehemmt durch die Besorgnis, daß der Verschluß des Hauses gefährdet werden könnte.

Was schon den Häusern edelster und bester Art selten gelingt, das wird von der großen Mehrzahl immerhin guter und achtungswerter Häuser kaum mit Klarheit und Stetigkeit angestrebt. Die Mehrzahl derselben macht vom Recht der Selbstbeschränkung und Selbstliebe, welches dem Hause zusteht, einen ungleichen und einen mehr als billigen Gebrauch.

Aus solcher Beengtheit geht zuweilen eine übertriebene Wertlegung auf die äußere Art des Hausens hervor. Die Ansicht, daß die Wohnung den Bewohner charakterisiere, ist doch nur relativ richtig. Die inneren und die äußeren Werte und Wirklichkeiten können einander nicht immer decken. Allzu ernstes Streben, das Haus in seinen Räumen, in seiner Ausstattung und Anordnung auch nur zum vollendeten Ausdruck eines guten Geschmacks oder zum Inbegriff praktischer Zweckmäßigkeit und Vortrefflichkeit zu machen, führt oft nicht nur zu einem Besitzstande an Dingen und Sachen, dessen Beschaffung und Erhaltung den Sinn in Anspruch nimmt und die Zeit verzehrt, sondern auch zu einem Luxus an häuslichen Tugenden und Vollkommenheiten, welche in letzter Instanz mehr der Eigenliebe als der Sache dienen, in deren Namen solcher Aufwand an gutem Willen gemacht wird. Es sind zuweilen enge und unruhige Menschen, die mit Peinlichkeit nach Harmonie der Dinge trachten, mit welchen sie sich umgeben; man meint, in eine Wohnung des Friedens zu treten; man fühlt sich wohlthuend berührt vom gedämpften Zusammenklingen edler Farben und Formen — und man befindet sich in der Behausung eines Herzens von mattem und ungleichem Schlage, das in seinen Umgebungen den Ausdruck einer Stimmung sucht, welche ihm selber fehlt. In einer andern Häuslichkeit weht uns ein Geist der Ordnung und der Fülle an, bei dem wir uns wohnlich niederlassen möchten: aber wie steht es um die Ordnung

der Kräfte, welche dieses Reich regieren? Welches Recht ist neben der äußeren Sauberkeit den tiefen, reinigenden Atemzügen der Seele gegönnt? Nicht in allen Fällen würde die Antwort erfreulich lauten.

Dennoch ist es unleugbar: wo nicht charakterlose Eleganz die Spuren des Gebrauchs und des Lebens verwischt und die natürliche Umrahmung zur Dekoration entwertet, wo wirklich gelebt und wirklich gearbeitet wird, wo der vorwiegenden Beschäftigung erlaubt wird, sich durch die ihr dienenden Geräte zu verraten, wo Liebe und Pietät ihre Erinnerungszeichen der Häuslichkeit einverleiben dürfen, da ist das Haus das Abbild seiner Bewohner; drückt doch selbst einem geliehenen Gastzimmer die Benutzung des flüchtig Weilenden etwas von den Spuren seines Wesens auf! Aber wer das Porträt erkennen will, der muß zu sehen wissen: die Größe oder Kleinheit des Bildes, der Glanz oder die Blässe der Farben, selbst die Verunglimpfungen, welche es durch äußere Zufälle erfahren haben mag, dürfen ihn nicht täuschen; es darf nicht vergessen werden, daß das äußere Angesicht des Hauses mehr den Geschmack als das Herz, mehr die Geschicklichkeit als die Tüchtigkeit der Inhaber zur Erscheinung bringt; daß das Maß der verwendbaren Mittel nicht nur dem Sinn für das Schöne und „Gediegene", auch dem Ordnungssinn, sofern derselbe nach Vollständigkeit und Übereinstimmung der Besitztümer strebt, die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren er sich äußern darf. Manches reiche und volle Leben wird in nüchterner oder in enger Umgebung gelebt; manchem heitern Gemüt macht die innere Festlichkeit den Schmuck der Umgebung entbehrlich; *eine* Blume ist ihm schon, was dem andern ein üppiger Garten.

Es ist herzerfreuend, das Familiengepräge eines tüchtigen Hauses in der leiblichen wie in der geistigen Bildung und in der Handlungsweise der Angehörigen von Geschlecht zu Geschlecht in seinen Hauptzügen wiederzufinden: aber wo infolge enger Abschließung der Angehörigen eines Daches der Typus der Familie sich allzu buchstäblich wiederholt, da wird die berechtigte Besonderheit zur Beschränkung und zur Karikatur. Als Gegengewicht gegen solche Einseitigkeit treten zunächst diejenigen Forderungen und Rechte an das Haus heran, welche dem Recht der Selbstbehauptung am nächsten stehen, die Rechte des Verwandtenkreises.

Bei weiterer Ausbreitung des Stammes bleiben Gegensätze der persönlichen Art und Anlage, der Gewöhnungen, des Geschmacks, selbst der Grundanschauungen nicht aus. Blutsverwandte sind oft nichts weniger als Wahlverwandte. Dennoch ziemt es jedem Hause, sich gastlich und freundschaftlich vor allem denen zu erschließen, die seine angeborenen Nächsten sind. In unserer rasch lebenden, rasch vergessenden,

den natürlichen Bindungen und Abhängigkeiten wenig holden Zeit wird nicht selten den Kindern sogar das Haus, welchem sie ihren Ursprung und ihre Bildung verdanken, zum Gegenstand beliebigen Verkehrs; während die Eltern die vornehmsten und begehrtesten Gäste jedes gesund gearteten Hauses sein müßten, sieht man Eltern durch gastliche Zuvorkommenheit sich bewerben um den Besuch der Kinder und Enkel. Müßte jedes Haus ein behagliches Verweilen der Eltern in seinem Bereich als die auf ihm ruhende, segnende Gotteshand, als köstlichen Erinnerungsschatz des heranwachsenden Geschlechts betrachten, so gehört die Wahrnehmung des Verhältnisses zu weniger nahen Zweigen der Familie doch auch zu den Pflichten des Hauses. Es darf nicht irre machen an dieser Pflicht, daß sie oft eine mühselige ist, daß die Beziehung zu den Verwandten oft dem Glanze des Hauses Abbruch thut. Es ist kein Nachteil, sondern ein Vorzug dieser gegebenen Verkehrsbeziehungen vor den frei gewählten, daß sie nicht ohne zwingenden Grund abgebrochen werden können; bleibende Verhältnisse fordern dringender zu dem Versuch auf, ihnen ergiebige Seiten abzugewinnen, als zeitweise Verbindungen; der Stolze und Hochgewachsene sucht den Gebückten aufzurichten, der Starre versteht sich zu Nachgiebigkeiten, der Träge läßt sich zur Thätigkeit spornen, der jugendlich Ungeduldige bequemt sich dem Älteren, wenn beide einer Gemeinschaft nicht entfliehen können, welche das Herkommen des Hauses heilig hält.*) — — —

Der fest gewahrte und nach außen kenntlich gemachte Charakter giebt dem Hause seine Bedeutung im Kreise der Freunde, seinen Einfluß auf die Gesellschaft. Die Freunde des Hauses sind nicht die Jugendfreunde, nicht die Geschäftsfreunde, nicht die politischen Freunde, nicht die befreundeten Kameraden oder Kollegen der einzelnen Angehörigen; es sind die Personen und die Familien, durch deren verwandte Sinnesrichtung das Haus seine eigene bestätigt und gekräftigt sieht, es sind die in ernsten und in frohen Stunden gern gesehenen Gäste, deren Freude an der eigentümlichen Beschaffenheit und Art des Hauses von gleicher Gesinnung erwidert wird. Manche Persönlichkeit wird uns erst bedeutend und sympathisch, wenn wir sie in ihrem eigenen Hause sehen; ebenso kann der Geist eines Hauses uns abstoßen, während wir dem einzelnen Mitgliede in anderen Beziehungskreisen gern begegnen möchten; oder das Haus kann sich ablehnend zu Persönlichkeiten verhalten, welche dem einzelnen Angehörigen wert sind. Bei wahrer und gefestigter Vereinigung der Familienglieder stimmen Sympathie und Antipathie im Gebiet des eigentlich Persönlichen überein; wo das sittliche und ästhetische Feingefühl des einen sich verletzt fühlt, fühlt auch

*) Folgen noch einige Betrachtungen in der gleichen Richtung.

der andere sich nicht wohl; Freund des Hauses wird nur, wer in die sittliche Lebensluft des Hauses gehört.

Freilich ist diese Grenzlinie nicht immer festzuhalten in Beziehung auf den weniger intimen Umgang, auf die sogenannte Geselligkeit. Das Hineinziehen der verschiedensten Elemente, zu welchen zufällige Begegnung in anderen Kreisen, Berufsgemeinschaft, Gemeinschaft äußerer Zwecke in Beziehung gesetzt hat, in das festlich aufgethane Haus ist eine herrschende Sitte aller Nationen. Auch diese Art der gegenseitigen Bereicherung kann dem einzelnen Hause wohlthun. Die strenge Luft, welche in dem einen Hause weht, mag sich dann und wann mit der leichten und heiteren mischen, die in dem andern herrscht. Es ist zuweilen eine fruchtbare Erfahrung, Personen von anderer Lebensweise und anderem Verkehrston in ihren eigenen Mauern zu sehen, den Eindruck eines Kreises zu empfangen, welcher in anderen als den uns geläufigen Interessen sich gebildet hat. Aber die Geselligkeit darf nicht zur Verleugnung des Hauses führen. Leider erscheint die gesellige Gastfreundschaft oft zum Luxusgewächs, zur Arbeit und Plage und sogar zur Farce entartet. Jedes Haus hat sich darauf zu prüfen, ob es ihm ein Triumph der Eitelkeit ist, in festlichem Schmuck, in reicher Bewirtung es Häusern gleich zu thun, „wo das ist kleine Gabe"; ob es den Kreis seines Umgangs nach anderen Gesichtspunkten auszudehnen sucht, als nach dem Bedürfnis geistigen Austausches und einer gewissen inneren Zusammengehörigkeit mit den Personen, die es über seine Schwelle ladet. Sind es die Personen, nicht nur der Klang ihres Namens oder wohl gar ihres Titels, dem sich die gastliche Thür öffnet? Wird der Umfang dieser festlichen Stunden nicht auf Kosten der stillen Tage, des intimen Verkehrs der enger Zusammengehörigen, vielleicht auf Kosten der Verpflichtung gegen Bedürftige, auf Kosten der eigenen Frische und Freudigkeit für das alltägliche Leben erhöht? — Die gastlichen Leistungen, welche vor diesen Fragen bestehen, mögen zu den frohen Festen des Hauses gehören, welche ein Recht haben, den Fleiß saurer Wochen zu belohnen. Sie werden auch für die gastlich Empfangenen einen wirklichen Reiz haben, denn sie werden nicht als mühselige Ausweitung des Hauses nach einem fremden Maßstab erscheinen, der eigentümliche Charakter des Hauses wird in ruhiger Heiterkeit das Festgewand durchleuchten. Ist nicht in manchem gastlichen Hause die gesellige Unterhaltung stets eine natürlich belebte, während der gleiche Kreis in einem anderen Hause sich steif und unbehaglich zu benehmen pflegt? Dankt man nicht dem einen Hause für sorglose Einfachheit der Bewirtung aufrichtiger als dem anderen für überladene Tafeln?

Vom Geist des Hauses will man als Gast willkommen geheißen sein; wo dieser sich versteckt, und wäre es hinter der glänzendsten

Dekoration, da fühlt man sich unheimlich; und ist er uns besonders lieb, so danken wir es ihm doppelt, wenn er sich uns im Hauskleide zeigt und uns dadurch vergessen läßt, daß wir eben nur Gast sind. In geselligen Kreisen von gesunder Komposition erscheinen die eigentlichen Freunde als der Stolz des Hauses, durch ihre Gegenwart werden die fremderen Gäste geehrt; in ehrgeizig und künstlich erweiterten Kreisen ist es umgekehrt.

Die eigentlichsten Freunde des Hauses sind die „Hausfreunde". Der Hausfreund ist mit der Geschichte des Hauses vertraut, er ist mit ihm jung gewesen und altert mit ihm; die Kinder des Hauses haben das Elternhaus nicht gekannt ohne die Freude an seinem stets willkommenen Erscheinen; sein strenges und sein gütiges Bezeigen ist mit den Erinnerungen ihres Gewissens eng verflochten. Auf die natürlichste Weise gehen die treuen Hausfreunde und Hausfreundinnen hervor aus der Reihe einsam stehender Verwandten. Wie der Reiche nicht im Haben, sondern im Geben die Vorzüge seiner Lage empfindet, so wird ein liebreiches Haus seiner beglückenden Zusammengehörigkeit, seiner schützenden Geschlossenheit am dankbarsten inne, indem es auch solchen Heimat giebt, die nicht so glücklich waren oder nicht die Kraft hatten, ein eigenes Haus zu gründen; und diese geben, was sie als Hausfreunde empfangen, reichlich zurück durch eine selbstlose Angehörigkeit, wie sie gerade in solchen Verhältnissen oft den höchsten und stetigsten Ausdruck gewinnt.

Die Litteratur der neuesten Zeit, sowohl die Dichtung als die zunächst an dieselbe angrenzenden Darstellungsformen, hat mit Vorliebe und mit Glück ein Gebiet angebaut, in welchem das Haus eine hervortretende Stelle einnimmt. Das Dorfidyll, die Standesnovelle, der nationale Roman, die Kulturbilder aus allen Kreisen deutschen und ausländischen Lebens zeigen uns bis zu den letzten Grenzen geschichtlicher Kunde hinauf menschliche Bildung in ihrer Wirkung auf menschliches Hausen. Wir meinen zu wissen, wie unsere Ahnen in dem Obdach aus mächtigen Balken, deren Lichtöffnung mit Fellen verhängt war, in dem rohen Gemäuer, auf gebreitetem Lodenteppich bei Herdfeuer und Kienfackel sich wohnlich geborgen, als starke und wehrhafte Inhaber geheiligten Hausrechts fühlen konnten; wir sind nicht Fremdlinge in der Hütte des nordischen Fischers, im Hause des Gebirgsbauern und in dem Anwesen der norddeutschen Ebene; die Burgen des Mittelalters sind uns als Wohnstätte, wenn nicht anheimelnd, doch deutlich geworden; im Bürgerhause der letzten Jahrhunderte und in seinen Schatztruhen wissen wir uns zurecht zu finden. Mit seinem Hause ist der Mensch uns vertrauter und meist auch lieber geworden. Doch sprechen wir diese Kunde nicht als Vorrecht unserer Tage an, wenn auch die Vor-

liebe für den genauen Abdruck aller Natur- und Kulturformen unserer Zeit ganz besonders eignet. Waren nicht schon unsere Voreltern gern zu Gast in den Pfarrhäusern zu Wakefield und Sesenheim? wehte nicht wohnliches Behagen und heitere Sicherheit sie an aus dem Patrizierhause am Hirschgraben zu Frankfurt am Main, saßen sie nicht gern in dem schattigen Stübchen unter den plaudernden Gästen des Löwenwirts, und baute sich nicht deutlich und fest vor ihrer Phantasie das Haus auf, zu dessen Gründung auf väterlichem Boden Hermann die edle Heimatsflüchtige sich gewann? Ja noch weiter zurück: die Welt der Griechen, deren Kenntnis fast seit einem Jahrhundert für die Bildung unserer Jugend beglückend und bedeutend geworden ist, sie steht nicht nur vor uns in ihren Heldenkämpfen, in ihren monumentalen Bauten und Bildwerken, in ihrer Philosophie. Auch ihr Ideal treuer Hausgemeinschaft, wohlgeordneten Hausregiments, ja selbst die Gefühle sind uns vertraut, welche ihnen das Heimwesen ehrwürdig machten und den geprüften Helden aus der Fremde mit mächtigem Zuge zurückführten.

Wie hoch das Haus gipfele, wie bescheiden es sich an den Boden schmiege: von fester Hand gebaut, von treuem Sinn geschirmt, ist es eine der natürlichen Ausdrucks- und Darstellungsformen menschlichen Seins, an welchen die Tiefe und der Reichtum der Güte sich kund thut, die uns das vorübereilende Leben lieb und heimisch machen, unserem hilflosen Eintreten und unserem stillen Abscheiden eine schützende Stätte geben wollten. Das Martyrium, welches der Heiland auf sich genommen hat, wird uns in keinem Wort ergreifender vergegenwärtigt als in jenem Ausruf: „Die Vögel haben Nester, die Füchse haben Gruben, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege!“

Da das Haus unsere engere Heimat ist, erscheint naturgemäß dem Angehörigen jeder Nation die Gestalt, welche das Haus in seinem Vaterlande angenommen hat, als die der Idee der Häuslichkeit entsprechendste; selbst die einzelnen Vorzüge, welche der Unbefangene der häuslichen Einrichtung und Sitte anderer Nationen zuerkennen müßte, würden ihm das Gefühl des Zuhauseseins nicht erhöhen, wenn er sie plötzlich auf das eigene Heim übertragen sähe. Immerhin mag es frommen, die eigene Art im Licht der fremden zu betrachten. Nur einige der Züge seien erwähnt, in denen das Haus des uns stammverwandten Engländers vom deutschen sich unterscheidet.

Es ist ein unleugbarer Vorzug des englischen Hauses vor dem deutschen, daß die Arbeitsteilung eine strengere ist, daß der Herrschende wie der Dienende für die in sein Arbeitsgebiet fallenden Leistungen eine bestimmtere Verantwortlichkeit trägt und daß somit das Tagewerk des einzelnen nicht durch Übergriffe in das Tagewerk des anderen gestört

wird. Das alles giebt dem täglichen Gang der Dinge im englischen Hause eine größere Ruhe, eine gewisse Vornehmheit, welche dem Durchschnitt auch der gebildeten Häuser bei uns vielleicht allzu wenig eigen ist. Aber welcher Deutsche möchte die hilfreiche Beweglichkeit vermissen, mit welcher die deutsche Hausfrau, die Tochter des Hauses in jede augenblicklich entstehende Lücke der Ordnung und Behaglichkeit selbstvergessen und geschickt mit eigener Thätigkeit einzugreifen pflegt? wer sähe nicht gern, wie bei uns dem zärtlich geehrten Haupt der Familie die bescheidensten Dienstleistungen von den Kindern, ja von der Gattin selbst mit zuvorkommendem Eifer erwiesen werden.

Der Wohlstand unseres Landes, welcher durch die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, durch die Opfer, welche die diesem folgenden Kriege bis in das zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts gefordert haben, seine alten Wurzeln und Vorräte eingebüßt hat, verhält sich zum Wohlstand Englands wie eine dünne Humusdecke auf neu gewonnenem Boden zu altem, wohlgepflegtem Kulturlande; in allen Bevölkerungsschichten ist die Tradition des Wohllebens und des Wohlhabens unterbrochen worden, in den unteren Klassen hat mit der Verarmung der Sinn für Sauberkeit, gesundheitsmäßiges Leben, äußere Wohlanständigkeit gelitten und bei den spärlichen Zunahmen des Besitzstandes sich noch nicht hinreichend ersetzt. Die geistige Kultur, welche nicht so gründlich zerstört worden war wie die materielle, hat sich in den höheren Ständen, namentlich in dem bei uns zahlreichen und dadurch das Niveau und den Charakter der Bildung beeinflussenden Lehr- und höheren Beamtenstande rascher hergestellt und fortentwickelt als die äußere Lebenspraxis und die Bedingungen dessen, was der Engländer mit dem ihm eigenen Wort Komfort bezeichnet. In dem Zuschnitt unserer gebildeten Häuser an Besitz und Gewohnheiten; im Verhalten, in der Kleidung und in den Leistungen der Dienenden; in dem vertraulich absolutistischen Ton, in welchem der Herr mit den Dienenden zu verkehren genötigt ist und in den mancherlei kleinen und kleinlichen Regierungsaufgaben, welche der deutschen Hausfrau zufallen, sprechen diese Übelstände sich aus. Es muß, vornehmlich in diesen Regionen, das Streben des deutschen Hauses sein, dem Mißverhältnis zwischen geistiger Kultur und notgedrungener materieller Entbehrung und Arbeit abzuhelfen; nicht durch gewaltsame Steigerung des Erwerbs oder durch vornehme Unthätigkeit, sondern durch weise Ökonomie der Kräfte, durch Heranbildung der Dienenden zu ehrenwerter Fachtüchtigkeit, und durch Verzicht auf müßige Arabesken und Besonderheiten, auf welche der auch in seinen äußerlichen Gewohnheiten allzu individualistische Deutsche übergroßen Wert legt. Deshalb sollen und wollen wir nicht verzichten auf den Gewinn, welchen die deutschen Frauen aus den Er-

schütterungen des deutschen Wohlstandes vor den englischen davongetragen haben: auf die den Ausländer in Staunen setzende Verbindung einer bei glücklicher persönlicher Anlage, reichen und durch stille innere Arbeit vertieften Geistesbildung mit bescheidenem Fleiß der Hände und gründlicher Kenntnis des Haushalts.

In den gebildeten Familien Englands gehört gemeinsame Lektüre in der Form gegenseitigen Vorlesens zu den stehenden Gewohnheiten: man liest vor im Kreise der Frauen, man liest am abendlichen Theetisch, man liest den Kranken vor. In Deutschland wird in der Mehrzahl der Häuser während der abendlichen Feierstunden geplaudert. Die Einführung des gemeinsamen Lesens während dieser Stunden würde bei uns dadurch erschwert werden, daß die jüngeren Kinder nicht auf das Kinderzimmer angewiesen, sondern in den Kreis der Erwachsenen und Alten gezogen zu werden pflegen. Die Schwierigkeit, eine den verschiedenen Stufen gemäße Lektüre zu finden, ist eine fast unüberwindliche; zu Gunsten der Unmündigen auf schmackhafte Kost zu verzichten, kann am wenigsten dem Herrn des Hauses zugemutet werden: eine oft einsilbige, oft matte und dem Ohr der Kleinen doch auch wenig taugende Konversation behauptet das Feld. Daher kommt es auch, daß manche deutsche Frauen und Männer das Vorlesen „nicht vertragen" können; sie haben sich nicht gewöhnt, sich bei Aufnahme geistiger Stoffe einem fremden Tempo oder Tonfall zu bequemen. Dem Kranken würde doppelt unbehaglich sein, was schon der Gesunde schwierig findet. Während wohlgewählte gemeinsame Lektüre über den Kreis der zufälligen persönlichen Angelegenheiten hinaus, zu gemeinsamer geistiger Erwerbung führt, bringt die Gewohnheit, die gemeinsamen Feierstunden mit Gespräch auszufüllen, in Gefahr, einander neben den notwendigen auch müßige Mitteilungen zu machen.

Gewiß, die Glieder der Familie sollen mit einander teilen, was jeder zur wirklichen Bereicherung des andern zu geben vermag; der eine soll wissen, wes Geistes Kind der andere ist; wie überhaupt, so sollen wir besonders im Kreise der Hausgenossen einander „Rechenschaft geben von unserer Hoffnung". Natürlicher und erhebender Ausdruck solcher Gemeinschaft ist die häusliche Andacht; sie bietet zugleich die geeignetste Anknüpfung zu vertrauendem Austausch; leider ist diese Sitte bei uns fast unheimisch geworden. Dagegen dürfen wir behaupten, daß in unseren wahrhaft gebildeten Häusern, dank dem vielen, „gemütlichen Beisammensein" die Kinder den Eltern in allen Zügen ihres Wesens innig vertraut sind, daß die Kinder das Leben der Eltern in der Nähe sehen und, heranwachsend, in seinen Motiven verstehen lernen, und daß das Verhältnis der Geschwister zu einander, bei voller Offenheit und Natürlichkeit, sich in den reiferen Jahren zu intimer Freundschaft auszubilden vermag.

Daß der Deutsche sein Haus zu schätzen weiß, daß er den Menschen in normalem Zustande als Angehörigen und Schützling des Hauses denkt, drückt sich in einigen Wendungen unserer Sprache aus: was jemand nicht als Parvenü, nicht durch späte Aneignung erworben hat, sondern was seiner sittlichen Natur in der Wurzel eigen ist, das ist er „von Hause aus"; hat er dagegen nicht nur ein äußeres Zubehör, sondern hat er den Besitz seiner selbst in momentaner Erregung verloren, so sagen wir, er ist „aus dem Häuschen". Es ist nicht eine Minderung unseres Lobes, sondern eine humoristische Bekräftigung, wenn wir einen treuen, biederen Menschen „ein gutes Haus", „ein wackeres altes Haus" nennen. Wollen wir von jemandem aussagen, daß er in einem Gebiet des Wissens oder Könnens gründlich erfahren, seiner Sache völlig sicher sei, so sagen wir: „darin ist er ganz zu Hause."

Wir ehren nicht bloß gewisse Tugenden des Mannes und der Frau, durch welche das Wohlsein und die Tüchtigkeit des Hauses gefördert und gesichert werden, als „häusliche" Tugenden, „die Häuslichkeit" selbst ist uns eine Tugend; allerdings nur eine Frauentugend, aber eine für das innere und äußere Wohl ihrer Pflegebefohlenen weithin wirksame.

Das eigene Schicksal.

1795.

Johann Gottfried Herder, Briefe zu Beförderung der Humanität. (Suphan. Bd. 18.)

Man hört so oft die Worte: „der Mensch hat doch ein eigenes Schicksal," „sein Schicksal verfolgt ihn; es hat ihn ereilet," oder: „das ist nun einmal mein Schicksal; ich muß mich drein ergeben;" man hört sogar diesen Ausdruck von Familien, Königreichen, von Ständen und Geschäften brauchen, daß es wohl der Mühe wert scheint, zu untersuchen, was diese Worte, an denen Trost und Schrecken, Furcht und Beruhigung, die kühnsten Unternehmungen, oder die starre Verzweiflung haftet, bedeuten. Wiederum sind die Ausdrücke: „jedermann baue sein Schicksal; man sei der Werkmeister seines Glücks;" oder „unser Schicksal hänge von dem und jenem, es sei Mensch oder Umstand, ab;" daß auch diese, oft im gegenseitigen Sinne gebrauchten Worte der Untersuchung nicht unwert scheinen. Überhaupt sind Redarten im Munde des Volks, sie mögen Irrtümer oder Wahrheit enthalten, nie unbeträchtlich. Und diese sind fast allen Nationen gemein; auch die kultiviertesten Völker des Altertums sprachen

vom eignen Schicksal, von einer doppelten Fortuna, einem Glück- oder Unglück bringenden Genius und Dämon, einer Moira; und wer auf die Zauberkraft gemerkt hat, die dergleichen Worte in den größesten Verlegenheiten, in den entscheidendsten Augenblicken des Lebens, ja oft zur Bildung und Mißbildung eines ganzen Charakters haben, dem wird die Frage: „was ist denn das eigne Schicksal?“ gewiß nicht unwichtig scheinen.

1. Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu sein und zu handeln hat. In diesem Verstande nämlich bedeutet Schicksal die natürliche Folge unsrer Handlungen, unsrer Art zu denken, zu sehen, zu wirken. Es ist gleichsam unser Abbild, der Schatten, der unsre geistige und moralische Existenz begleitet. Daß es einen solchen Zusammenhang der Dinge, mithin auch allgemeine, beständige, mit uns fortgehende Resultate unsrer Handlungen und Gedanken gebe, kann niemand leugnen: denn, wie die alte Philosophie sagte, keine Wirkung ist ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Wie wir gegen andre handeln, so handeln andre gegen uns; ja sie werden von uns gezwungen, also zu handeln. Wer den Ton in Dur angiebt, dem wird, früher oder später, in Dur geantwortet; es fordert dies der natürliche Anklang, ich möchte sagen, der Wiederhall unsrer Gedanken und Handlungsweise. Laß es z. B. sein, daß eine Zeitlang der Starke gegen Schwächere übermütig seine Kräfte gebrauche; diese nehmen ab, und die Wirkung, der Ton seines Verfahrens in seinem und anderer Gemüt ist geblieben. Er findet einen Stärkeren, der mit ihm gleichmäßig verfährt, oder ihm siebenfach vergilt; ihn findet sein Schicksal. Laß es sein, daß der Gutherzige lange unterdrückt werde; mit der Zeit werden sich andre Gutherzige zu ihm sammeln, und ihre Kräfte mit den seinigen vereinen. Er wird gerettet: denn auch seine Gutmütigkeit stand im Buche der Zeit angeschrieben und war nichts weniger als verloren. So bei allen Gemütscharakteren, Tugenden und Lastern. Fleiß und Trägheit, Klugheit und Thorheit, Stolz und Niederträchtigkeit, die oft ein und dieselbe Seele besitzen und wechselnd teilen, Menschenhaß und Menschengefälligkeit, Selbstsucht und Liebe, alle haben und finden ihr Schicksal. Früher oder später, nach der Stärke ihrer Kraft von innen, oder nach Umständen von außen; die Nemesis ist da, sie erscheint, sie ereilet.

Daß diese auf tausend Erfahrungen gestützte Wahrheit bezweifelt, daß sie irgend noch als Problem angesehen werden darf, zeigt nicht von der Blödheit unsres Verstandes, sondern von unserer blöderen Aufmerksamkeit in moralischen und menschlichen, als in andern phy-

sischen Dingen. Alle wissen wir, daß die Echo uns nur den Schall unsrer Worte zurückgiebt, daß, wie wir fragen, sie uns antworte. Niemand zweifelt daran, daß in eben dem Winkel, in welchem der Ball, die Kugel, das Hagelkorn, der Lichtstrahl anpralleten, sie auch abprallen; die Bewegungen der Kräfte im Stoß, im Druck, im Reiben u. s. sind von der Mathematik nach ihrem innern Gehalt, nach Zeit, nach Medien, nach Form und Inhalt der Gegenstände unter allgemeine Gesetze gebracht und berechnet. Wie? und in der geistigen, der moralischen Welt, im Reich der feinsten, der wirksamsten, der schnellesten Kräfte sollte es dergleichen Naturgesetze nicht, und überhaupt keinen Zusammenhang geben? Eben hier herrscht der feinste von allen; und ich glaube dem ersten Lehrer der christlichen Religion aus Einsicht und Erfahrung, daß, wie wir geben, uns gegeben werde, daß, wie wir richten, auch wir unser Urteil empfangen; daß das kleinste und größeste Gute und Böse, seiner Art und Natur nach, vergolten werde in dieser und jener Welt. Dem eignen Schicksal entgeht niemand; oder die Kette der Natur müßte brechen; das Licht müßte nicht mehr leuchten, die Flamme nicht wärmen, der Schall nicht tönen; vorausgesetzt, daß menschliche Organe dieser Empfindungen fähig sind, und daß man alles im großen, unermeßlichen Zusammenhange betrachtet. Ich bin fest überzeugt, daß, je mehr unsre Aufmerksamkeit auf Dinge dieser Art gewandt, und unser reine Sinn für den Zusammenhang der geistigen und moralischen Welt, an deren Dasein jetzt mancher zweifelt, geschärft würde, uns ein neues Licht hierüber aufgehen müßte.

Ehe uns dieses als Wissenschaft aufgeht, lasset uns in unserm Busen unser eigenes Schicksal als einen Apollo befragen. An welchem Unfall war nicht unser Unbenehmen, an welchem Unglück nicht unsre Thorheit schuld? Wir säeten frühe, was wir später ernten, und ernten werden. Auch fehlte uns zu diesem Verhältnis niemals in unserem Herzen der Exponent, der Weiser. Gehe (sagt mein Blatt), geliebter Leser, auf einem Spaziergange etwa, wenn du das Laub sprossen, die Blüte treiben, die Bäume Frucht tragen, die Blätter fallen, oder das gesäete Korn unter dem Schnee begraben siehst, gehe die vornehmsten Auftritte deines Lebens durch, so rasch oder so langsam, als du die Schritte zählest. Von der Art an, wie du in der Kindheit deine Wärterin oder deine Eltern, deine Freunde und Gesellen, deine Lehrer und die Geliebte deiner Jugend behandelt, wie du nachher jede deiner Situationen, vollendet oder unvollendet, mißvergnügt oder befriedigt, beleidigend oder beleidigt verlassen hast, wie du jeden Augenblick nutztest oder sorglos vorbeistreichen ließest, Menschen belogst oder großmütig, edel, unschuldig, liebevoll warst: so, wird dir dein Herz

sagen, ward und wird dir dein Schicksal. Vieles, wird es dir sagen, ist noch ungebüßt; vieles reift noch zur Ernte. So schamrot du jenem oder diesem vors Auge treten müßtest: so gewiß ist dies innere Auge in dir, und keine Treulosigkeit, keine Unachtsamkeit ist in die Lüfte verflogen. Den Ego, der sie beging, trägst du mit dir; das Buch der Zeiten ist in deinem Herzen; deinem Bewußtsein kommen, oft an sehr unrechtem Ort und unerwartet, alte Schulden zurück; jeder falsche Wechsel, der andre kränkte und mürbe gemacht, kommt dir zur Rechnung. Die Zeit ist ein strenger Buchhalter, ein wahres Continuum der Dinge, das nichts übersieht, das nie belüget. Frage dein Herz, und es wird dir sagen, was gebüßt sei, oder was noch gebüßt werden müsse: denn dein Schicksal ist der Nachklang, das Resultat deines Charakters.

2. Das Schicksal scheint inkonsequent mit uns zu handeln, weil wir selbst inkonsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

Gewöhnlich legt man dem Schicksal Inkonsequenzen bei und nennet diese Zufall. Es giebt Zufälle in der Welt, und deren sind unendlich viele; um so mehrere treffen uns, je mehr uns alles Zufall ist, d. i. je weniger wir konsequent handeln. Da wird uns zuletzt alles Zufall. Das Wort Schicksal deutet indessen ganz etwas andres an, eine Reihe, eine unwandelbare Ordnung, nach festgestellten Grundsätzen, seien diese in unserem oder in einem höheren und dem höchsten Gemüte. Es wäre sehr anmaßend zu denken, daß im ungeheuren Inbegriff aller Dinge nirgend eine Konsequenz sei, als die das schwache menschliche Gemüt hineindichtet.

Gerade umgekehrt sehen wir die ungeheuerste Konsequenz im Reich der Natur, und finden den Samen der Inkonsequenz allein in uns; und finden zu eben der Zeit, daß diese Inkonsequenz, als ein Attentat gegen die zusammenhängende Natur, uns mächtig strafe. Kein Verbrechen solcher Art findet Verzeihung; weder durch Reue kann es gebüßt, noch durch Thränen versprochener Änderung weggeheuchelt werden. Und so lange die Menschen nicht die thörichte Vermessenheit aufgeben, „sie können dem Gange der Natur Trotz bieten, und, als überirdische Wesen, die Gesetze derselben ändern," so lange verfolgt und ereilt sie billig ihr Schicksal.

Nicht der Mensch, keine Klasse von Menschen, hat die Gesetze der Natur gestellt, unter ihnen ist er da, nnd er muß ihnen gemäß leben. Kleinheit des Geistes also ist ein Attentat gegen die Majestät der Natur, und muß als solche ihr Schicksal finden. Vom frechen Stolz gezeugt, von lüsterner Trägheit empfangen, von sinnloser Gewohnheit gesäugt und von Schmeichelei erzogen, was kann sie anders

sein und geben, als was sie ist? Vernunft- und gesetzlos, könnte sie die Ordnung der Dinge ändern? Groß, so lange das andere um sie her klein ist; stark, so lange man keine andre Stärke kennt, kann sie leicht in die narkotische Überzeugung geraten, daß außer ihr nichts groß und stark sei; ändern sich die Umstände, erwachen andre Kräfte, so ereilt die kleine Schwachheit ihr Schicksal.

Gleicherweise sträubt sich die Natur des Gesamten gegen den Egoismus: denn was ist ein Mensch, wenn er auch der weiseste, der stärkste, der kühnste wäre, gegen den Inbegriff der Dinge um ihn her, und gegen die Folgen der Zeiten nach ihm? Welcher Mensch findet nicht seinesgleichen? welches Talent erlebt nicht die Zeit, daß man seiner genug habe? welche selbstsüchtige Macht muß nicht der Allmacht weichen, die um sie her ist? Seht hier den vergrünten Baum, die veraltete, hohle Weide, dort den eingestürzten Berg, hier die abgemähete Flur, dort den zerfallenen Turm, hier die verstummete Nachtigall und Lerche; alle sind, wozu sie die Natur, ihr Schicksal geordnet. Keine Nachtigall schlägt im Winter, und kein Palmbaum hat eine Cypresse zu sein begehret.

Hier also liegt das sogenannte eigne Schicksal der Verfassungen, Stände und Reiche. Sofern sie ein mechanisches Gerüst sind, wer mag der Natur der Dinge widerstreben, daß jedes nicht einmal als das, was es ist, erscheine? Die alte Treppe zerfällt; die alte Latte wird unbrauchbar; dies Dach schützet nicht mehr; jener Stuhl ist morsch und mürbe; was hat sie in solchen Stand gesetzt, als die Zeit und die Nachlässigkeit der Hände, die jenes Dach nicht besserten, diesen Stuhl nicht erneuten, die thaten, als ob das Schicksal ihnen dienen sollte, und sie durchaus nicht dem Schicksal dienten. Sie also waren inkonsequent gegen die konsequente Reihe der Dinge, gegen die zusammenhängende Kette von Wirkungen und Folgen. Sollen wir nun wünschen, daß Luft und Zeit gegen alles, nur nicht gegen diese arme, hohle Weide, gegen diese Treppe, gegen diesen morschen Stuhl, sich als Luft und Zeit erweise? Sollen wir wünschen, daß der Argus mit tausend Augen sie nur gegen diese Gegenstände verschließe, mithin sein ganzes Geschäft des Wachens aufgebe? So nah uns diese Wünsche liegen, so werden wir ihnen entsagen, wenn wir bemerken, daß der Genius der Welt der zartesten Lieblingsneigung, die gegen sein Geschäft ist, nicht schonen könne: denn dies Geschäft ist nichts, als zu zeigen, daß jedes sei, was es ist, daß das Veraltete veraltet sei, daß das Tote nicht mehr lebe. Wenn Menschen dies nicht durch Vernunft begreifen wollen, lernen sie es durch Erfahrung.

Man durchgehe den Kompaß seines eignen kleinen Schicksals; das meiste, das wir ihm zur Inkonsequenz anrechneten (das große Rad der

Dinge ausgenommen, auf welches wir geflochten sind, und das wir nicht zu lenken vermögen), rührte von unserer eignen Inkonsequenz her. Wir blieben unserm Beruf nicht treu, wir gingen aus unserm Charakter; da verfolgte, da ereilete uns das Schicksal; d. i. unsere Inkonsequenz stieß gegen seine konsequente Natur an und zerstieß sich die Stirn oder dem Faß den Boden. Wir fühlten, daß wir nicht so handeln sollten; wir handelten also, und es mißlang; da sagen wir dann: „Jener Mensch ist mir immer ein fataler Mensch gewesen; ich fühlte, daß ich mit ihm nichts zu schaffen haben sollte, und widerstrebte meinem warnenden Dämon.“ Da nennen wir sogar den Ort, die Zeit, die Stunde fatal, sind gewohnt, den unschuldigsten Dingen Schuld beizumessen, und sie uns als Dienerinnen des Schicksals mit düstern Farben zu bezeichnen, bloß und allein, weil sie uns an unsre Inkonsequenz und Schwäche, an den gebrochenen Bund mit unserm Bewußtsein, vor dem heiligen Altar unsres Herzens erinnern. Sollte man die Menge der Unglücklichen abhören, die nach ihrem eignen Bewußtsein durch ihre Schuld unglücklich wurden, so würde sich immer das Bekenntnis wiederholen: „nur durch Schwäche, durch Ungehorsam gegen mich, durch Inkonsequenz ward ich unglücklich.“ — Also

3. Vermeide jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eignes Schicksal.

Am Lose eines andern, der uns nahe ist, Anteil zu nehmen, ihm, wo wir können, mit Rat zu helfen, seine Last zu erleichtern, sein Glück zu fördern, gebietet uns allen Menschenliebe, oft Freundschaft, Pflicht und Tugend. Aber uns selbst, vielleicht auf lebenslang, zu verlassen, um einem fremden Genius zu dienen, ihm mit Aufopferung unsrer selbst blind zu folgen, das verbietet uns unser Genius, der, wenn wir seine Warnung nicht achten, zu seiner Zeit dafür hart strafet. Es giebt imperatorische Menschen, die von der Natur dazu bestimmt zu sein glauben, die Führer andrer zu sein, in entscheidenden Augenblicken über ihr Schicksal zu gebieten und es mit einem Wink zu lenken. Wohl, wenn sie auch Herren dieses Schicksals wären, und ihre Macht sich bis in die Brust des andern erstreckte, dessen Verhängnis aus ihrer Meinung sie zu bestimmen wagen. Da dies aber nicht ist, so bleibt dem, der andre für sich raten, wählen, sorgen ließ, zuletzt nichts übrig, als entweder die von einem fremden Verstande verwickelten Fäden mit eignem Verstande, so gut er kann, aufzulösen, oder dem Wagen des andern, der über sein Schicksal gebot, demütig zu folgen. Will er großmütig ein Auge auf dich werfen, und mit den Zügeln, in denen du daherschleichst, seine Hand bemühen, so ists Gnade; wo nicht, so schreibe dirs selbst zu, wenn du dafür geachtet wirst, wofür du dich selbst achtetest,

da du dich als eine unbedeutende Zahl der hohen Nummer beigesellteſt. Verſöhne deinen Genius, ſo viel du kannſt, und mache dich ſelbſt geltend.

Es giebt Verbindungen in der Welt, da das Schickſal eines Menſchen durch Naturgeſetze an das Schickſal des andern geknüpft iſt. So folgt das Weib dem Schickſal des Mannes, und es iſt jederzeit etwas gefährlich, wenn er dem Schickſal des Weibes folget. So ſind Unmündige an den Rat und Willen, an den Stand und die Beihilfe ihrer Eltern und Vormünder geknüpft; bald aber lehrt der Vogel ſeine Jungen fliegen, und wenn ſie den Flug erlernt haben, treibt der Adler ſie ſelbſt aus dem Neſte. Durch Bande der Liebe und des Zutrauens ſind Freunde verknüpft; es ſchlägt in ihnen ein Herz; ihre gemeinſchaftliche Seele ſorgt für einander. Zeiten der Gefahr, Unternehmungen voll Mut und großer Geſinnung erheben, ſtärken, verknüpfen die Seelen, jeder vergißt ſein Ich, und wohnt in der Bruſt des andern oder vielmehr am gemeinſchaftlichen Ziele. Lebens-Verhältniſſe einer langen Bekanntſchaft, die ſüße Gewohnheit einer dauernden Vertraulichkeit und Freundſchaft, bringen ſtille Gemüter ſehr nah und enge zuſammen, daß der eine dem Schickſal des andern wohl auch im Tode ſelbſt folget. So wünſchte Horaz mit ſeinem Mäcenas zugleich zu ſterben; ihm ward ſein Wunſch gewähret: er ſtarb ein Jahr nach ihm. Und ſo iſt's eine bekannte Sache, daß alte Freunde, liebende Ehegatten einander im Tode oft nachfolgen; der eine Teil blieb verwaiſet zurück, konnte und wollte keine andere Bande knüpfen; er folgte dem andern an der ſanften Hand eines gemeinſchaftlichen Schickſals.

Was Natur und Liebe thut, wird Selbſtſucht, Ehrgeiz, angeborner oder gewohnter Befehlhabergeiſt nie vermögen. Dieſe trennen die Gemüter, ſtatt ſie zu verbinden; denn auch nach langer Täuſchung kommt der Gefeſſelte auf den traurigen Erfahrungsſatz zurück: „Du wirſt nicht geliebt, nicht geachtet“. Und da mangelnde Liebe und Achtung durch nichts erſetzt werden kann, ſo löſen ſich manche mühſam zuſammengehaltene Verbindungen endlich in jenen Schluß einer Vorleſung über die Freundſchaft auf: „Meine Freunde, es giebt keine Freunde“, als die das Herz, die Natur und eine lebenslange Erfahrung knüpfte.

Es gab Zeiten, da eine Menge Menſchen mit ganzem und ſüßem Zutrauen ihr Schickſal an das Schickſal eines großen Mannes, ſogar ſeiner Familie, knüpfte; ihn ließ ſie für ſich denken und wollen; ſie vollbrachte ſeine Befehle, als wären dieſe von ihnen ſelbſt geſtellt und bekräftigt. Dies Zutrauen konnte nicht anders aufkommen und gedeihen, als dadurch, daß der große Haufe ſah: „er befinde ſich bei dieſem Zutrauen wohl; das Glück, die Würde, die Thätigkeit des großen Mannes ſei wirklich ſein beſſerer Genius, ſein Schutzgeiſt.“ Sobald ſich aber dieſe Verhältniſſe änderten, oder gar verkehrten, ſo daß ſichtbarerweiſe

das Glück des Führenden nicht eben oder immer das Glück des Geführten, ja jener sogar auf Kosten der Unglücklichen glücklich war: so mußte sich natürlich das Band dieses hingebenden Zutrauens schwächen; zumal wenn man von Seiten der Führer sich alle ersinnliche Mühe gab, dem Volk eindrücklich zu machen: „das Glück, die Macht, der Wille, die Würde, die Ergötzungen des Hirten sei eine separate Ökonomie und nicht das Schicksal der Herde.“ — Seitdem wurden es eitle Schmeichelein, wenn die Römer, bei dem Genius ihres Imperators, als bei ihrem Gesamt-Genius schwuren; sie wußten alle, daß der Geist eines Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, und ihrer Konsorten dies nicht sei. Indessen blieben sie bei der Familia Julia, Flavia, und ließen zuletzt Soldaten den Mann wählen, an den das Schicksal des Reichs geknüpft sein sollte. Wie in jedem Stande die Besten nur die wenigsten sind, so waren es auch unter den Imperatoren nur die wenigsten, die ihren hohen Beruf, „Schicksalsgötter des Reichs zu sein“, nicht nur kannten, sondern auch edel erfüllten. Auch als Imperatoren waren sie Beamte, Privatpersonen, auf denen die Last des Reichs ruhete, an die das Schicksal der Völker geknüpft war.

Ohne die mittleren Jahrhunderte zu durchgehen, wollen wir nur eins bemerken, dies nämlich: daß Kultur, d. i. der wahre Geist der Aufklärung zwar das blinde Zutrauen schwäche und das alberne gar zerstöre; dagegen aber ihrer Natur nach das gegründete Zutrauen desto unverletzlicher mache, indem sie es zur Regel der Vernunft selbst erhebet. Je mehr der leere Wahn, der an unwesentlichen Dingen hing, schwindet, desto mehr lernt man dem Wesentlichen vertrauen und sich unter ein Schicksal, dessen Gesetze man erkannt hat, fügen. Alle Verirrungen des menschlichen Verstandes, alle greuelvolle Scenen, die von wilden oder verkappten Leidenschaften gespielt werden, aller verlarvte Betrug muß, wenn er in seiner Natur oder in Folgen erkannt wird, zuletzt auf Grundsätze der Wahrheit führen; und diese können in unserm Kapitel keine andre sein, als daß, so viel möglich, jeder Mensch die Macht, die Geschicklichkeit und Bequemlichkeit erhalte, unter Gesetzen des öffentlichen allgemeinen Wohls *sein Schicksal selbst zu leiten*. Will ers einem andern vertrauen, so wirds ihm niemand wehren; er merke sich aber dabei eine geprüfte Erfahrung, daß der, der uns viel Gutes erzeigt hat, oft wider seinen Willen uns auch Böses erzeigen könne, so daß zuweilen auch hier die Schalen der Wage im Verfolg der Zeiten gleich schweben.

4. *Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet, so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Monate berechnet, so auch ihr Schicksal.*

Über den Zusammenhang der menschlichen Lebensalter bedarf es

keiner Dissertation; wir erkennen sie alle und sehen ihren Bau auf einander. Wer im Frühling nicht säet, wird im Sommer nicht ernten, im Herbst und Winter nicht genießen; er trage sein Schicksal. Wer als Greis thun will und nicht mehr zu thun vermag, was er als Jüngling mit Ehren thun durfte, gerät an eine unrechte Hora; er trage sein Schicksal. Jedermann hat hierüber den Kompaß in sich, der ihm sagt: „jetzt ist es Zeit; jetzt nicht mehr Zeit. Die Stunde ist vorüber.“ Will er das Schicksal herausfordern, so wage ers auf seine eigne Kosten. In der Jugend darf man wagen; das Glück, sagt man, ist ein Weib; es gefällt sich an Etourderieen der Jugend. Wehe dem aber, der diese über den Punkt bis zum Alter hinaus treibet! Wehe dem, der von allen Wagnissen jüngerer Jahre, in welchen das Glück ihm beistand, nichts als einen üblen Namen und ein Bewußtsein lauter nichtiger, verfehlter Pläne davon trägt. Er hat sich einen üblen Winter bereitet, und darf nicht eben mit Freude sagen: „das ist mein Schicksal.“

Von Schriftstellern und berühmten Männern braucht man den Ausdruck: „um diese Zeit hat er geblühet“. Von berühmten und glücklichen Schönen sagt man ein Gleiches. Mancher blühete, wie der Feigenbaum, früh, ehe noch seine Blätter da waren; die Blüte ging bald vorüber. Mancher, wie der Mandelbaum, spät und bei grauen Haaren. Daher er auch seine Blüte ins Grab nimmt. Der nüchterne Mann, der sich die Sophrosyne zur Freundin erwählte, weiß, wenn er blühen und nicht mehr blühen, wenn er Früchte bringen soll. Er will und mag seine Jugend nicht verlängern, nicht das Höchste seines Lebens zu einem noch Höheren treiben; sondern bereitet sich, so lange es sein kann, zu bestehen, und allgemach hinabzuschreiten. Die Göttin Nüchternheit bewahrt ihn vor dem bösen Schicksal, sich selbst zu überleben. Er ändert seine Kleider nach der Jahreszeit, und erlebt zuweilen im Herbst eine verspätete Rose, oder nach ruhig durchlebtem Winter die ersten Veilchen eines neuen Frühlings.

Traurig ist's aber, wenn eine schlechte Verfassung der Menschen den Greis wider seinen Willen zum Jünglinge, zu einem Brautwerber des Glücks, der Gunst und des Beifalls mit grauen Haaren macht, damit er und die Seinen nicht Hungers sterben. Hinter dem fünfzigsten Jahre sollte wohl kein würdiger Mann mehr betteln dürfen, wenn er dreißig derselben in nützlicher Arbeit hingebracht hat. Meistens hat sich in diesen dreißig Jahren die Welt und er selbst so verändert, daß er nicht mehr von vorn anfangen kann; so wenig es dem Strom, der dreißig Meilen fortfloß, zuzumuten ist, daß er zur Quelle zurückkehre. Einen verdienten Mann im Alter seinem Schicksal zu überlassen, ist eine Undankbarkeit, von der auch die Wilden nichts wissen,

bei denen das Alter geehrt ist, und der Jugend mit seinem geprüften Rate dienet.

Jede Begebenheit endlich hat ihre Momente des Daseins; von Kleinsten fängt sie an, steigt langsam oder schnell zu einem Höchsten, vom welchem sie wieder zum Minimum sinket. Wer diese Begebenheit veranlaßt oder in sie wirkt und eingreift, oder ihr entgegen strebet, hat diese Momente ihres Schicksals zu bemerken. Manches Feuer läßt sich im Funken ersticken; wer aber, wenn die Flamme auflodert, blind in sie hineingreift, verbreitet sie eher, als daß er sie dämpfe. Was nicht gerettet werden kann, brenne; man sondre das Nächstgelegene von ihm ab, daß es an diesem fremden Schicksal nicht teilnehme. Üble Barmherzigkeit, die den umherfliegenden Funken und Feuerballen Häuser und Kammern öffnet! In aller Geschichte waren die Helden des Schicksals, die den Gang der Begebenheiten, die kritischen Tage der Krankheit, überhaupt die Reife der Dinge gesund zu beurteilen wußten. In eignen Unternehmungen nutzten sie die Schwäche sowohl als die Stärke der Menschen, erweckten, was in Trägheit schlief, veränderten durch neue oder neugebrauchte Hilfsmittel den Gang der alten Gewohnheit, brachten ihre Gegner aus der Fassung und wandten die Unglücksfälle selbst zum Glück an. Fremden Unternehmungen setzten sie sich am kräftigsten dadurch entgegen, daß sie solche entweder im Keim vernichteten, oder den Apfel reifen ließen, bis er in ihren Schoß sank. Statt neuer Tafeln des Schicksals sicherten sie sich, und ließen jede Hora ihr Werk vollenden.

Sehr unterrichtend ließen sich diese Anmerkungen mit Beispielen der Geschichte belegen, und auf große oder kleine Veränderungen der Welt anwenden; wir wollen indes lieber, den vorigen Grundsätzen gemäß, noch einige Schicksalsworte durchgehen, deren Mißbrauch viel Böses stiftet.

Man spricht z. B. von glücklichen oder unglücklichen Menschen; jene dürfen sich alles erlauben und es gelingt; diese verfolgt auch bei den besten Unternehmungen ein Unhold, ihr unglückliches Schicksal.

Der Ursprung dieser Benennungen fällt in die Augen. Es giebt, wie man sagt, glücklich geborene Menschen, denen alles gerät, denen alles wohl ansteht. Ihr Anblick gewinnt die Herzen, ihr Betragen schafft ihnen Freunde, ihre Zuthätigkeit zu Menschen bringt Menschen auf ihre Seite, ihre Behendigkeit, ihre Klugheit, lässet sie nicht leicht einen Mißgriff thun; dies Glück flößt ihnen Zutrauen zu sich, andern Zutrauen zu ihnen ein; es macht ihnen Mut — nur daß dieser Mut kein Übermut werde! — Auch sie haben einen höchsten Punkt, den sie nicht überschreiten dürfen; sonst sagt das alte

Sprichwort: „Die hohen Steiger fallen gern; die guten Schwimmer ertrinken gern". Julius Cäsar, der diese Zuversicht zu sich in hohem Maß und doch nicht im Übermaß hatte, der mit so vieler Würde sprach: „Fürchte dich nicht, du fährst den Cäsar" und sich auch in den letzten Tagen, da er schon mißtrauisch zu werden anfing, dennoch der Republik unentbehrlich und sicher glaubte, irrte sich an seinem Glück; er ward ermordet.

Der Gedanke, daß uns das Unglück verfolge, ist ein böser Dämon; er macht trübsinnig, scheu, verzagt, mißtrauend, unzufrieden mit sich und andern, endlich kühn, verzweifelnd; er wird also seiner Natur nach unsres Unglücks Vater und Stifter. Frühe muß man diesen bösen Geist vertreiben, und einem jungen Mann nicht durch Worte, sondern durch wohlbestandene Proben zeigen, daß er Glück habe. Ein Freund thut hier oft mehr als ein Lehrer; Pylades und Minerva heilten den jungen Oreſtes. In späteren Jahren kommt es bei diesen Gedanken darauf an, daß man sich fragt: „weshalb man unglücklich sein müsse?" Ist's, weil alte Schulden auf uns liegen, so büße man diese und zahle sie ab; so lange leide man in der Stille. Oder weil man in sich eine ungesellige, widrige Denkart bemerkt; wohlan! so werde ein Arzt deiner selbst; in dir ist das Übel, und die Vorsehung wird (glaube es) auf tausend dir jetzt unbekannte Weisen deinen Bemühungen beistehn. Oder meinst du, du seist für andere ein unglückbringendes Wesen; forsche auch diesem schwarzen Gedanken nach, woher er komme? versuche es, und widerlege ihn durch die That. Deine Proben werden glücklich sein, Herzen werden dir entgegen kommen; du wirst überzeugt werden, daß du zum Glück da sein könnest, weil du zu ihm dasein sollst. Die Natur und dein Herz werden ja nichts Unmögliches als Pflicht von dir fordern.

Wenn's unglückbringende Menschen giebt, so sind es nicht diese trübsinnige, sondern jene kecke, stolze, freche Menschen, die sich dazu berufen glauben, alles zu ordnen, ihr Bildnis jedermann aufzuprägen. Verstanden und mißverstanden machen diese viele Verwirrung; sie rücken die Stühle von ihrem Ort, rücken Menschen aus ihrem Gedankenkreise, prägen diesen Grundsätze ein, nach denen jene doch nicht handeln können, und verwüsten damit menschliche Gemüter. Gut, daß diese Dämonen, sie mögen offenbar oder verstohlen handeln, selten erscheinen; wenige von ihnen können auf Generationen Unglück verbreiten. Gegen sie aber sollten sich alle gesetzten Gemüter vereint wappnen.

Man spricht oft von unglücklichen Familien; und warum sollte es deren nicht geben? Erben sich nicht falsche Grundsätze und Gedankenverwirrungen, böse Anlagen und Leidenschaften wie Seuchen und Gebrechen fort und werden sie nicht oft durch Erziehung genähret?

Die Geschichte zeigt uns Exempel derselben und giebt uns zugleich guten Rat an die Hand. Kannst du, so heile das Familien-Übel; und es wird eine gesunde Sprosse hervorblühen, die den Unglücksnamen hinwegnimmt, die vom bösen Dämon das Haus reinigt. Kannst du es nicht, so knüpfe, wenn der scheue Genius dich warnt, dein Schicksal nicht an das Schicksal des dir gefährlich scheinenden Hauses. Oft, singet Horaz,

— traf den Unschuldigen
Zusamt dem Schuld'gen Jupiters Rächerstrahl.
Mit hinkendem, doch sicherm Tritte
Folgt dem Verbrecher die ernste Strafe.

Wenn es aber unglückliche Familien giebt; warum sollte es nicht auch glückliche geben? Es giebt deren, die Wahrheit, Verdienst und Geschichte ausgezeichnet haben; ihnen sich zu gesellen, giebt Aufmunterung, Trost und Mut. Die Laren und Penaten; die Genien der Geschlechter sind heilige Götter; natürlich aber nur in dem Heiligtum, das ihrer wert ist.

Sonst ist's überhaupt keine menschenfeindliche Regel der Klugheit, sich vor denen zu hüten, die, (wie man sagt) das Schicksal ausgezeichnet hat. Wie man nicht gern und aufs Geratewohl einen Dienstboten annimmt, der von seinem vorigen Herrn mit oder ohne Grund weggejagt worden, wie man dem nicht eben am liebsten sein Geschäft anvertraut, der wegen mißratener Geschäfte berühmt ist, noch den zu seinem Ratgeber erwählen wird, dem bisher alle seine Pläne verunglückten; so wird man immer auch behutsam sein müssen, einem notorisch-Unglücklichen ein Geschäft zu überlassen, bei dem es auf Glück ankommt; und bei welchem Geschäft käme es, im rechten Sinne des Worts, darauf nicht an? Wer bürgt dir dafür, daß er an seinem Unglücke ganz unschuldig war? und wer ist dir, bei seinem besten Willen, für dein Geschäft Bürge? Oder willst du die Probe machen, das Glück zu belehren, daß es gegen ihn Unrecht gehabt habe? — Was hängt weniger mit uns zusammen, als unser Name? und doch zeigt die Geschichte, daß es Fälle giebt, wo man wohl thut, sogar unglücklich-geglaubten Namen auszuweichen. Wie oft hängt der Menschen Wahn an einem Wortschall! und wie vieles hängt nicht, bei Glück und Unglück, am Wahn der Menschen!

Im schönsten Sinne des Worts ist mein eignes Schicksal, das ich mir selbst durch Arbeitsamkeit, Mäßigung, Genügsamkeit, Verstand und Tugend erwerbe. „Wozu jemand Lust und Liebe hat, des bekommt er sein Lebenlang gnug," sagt das schöne deutsche Sprichwort; es kommt also nur darauf an, daß man zum Rechten und Besten Lieb' und Lust habe, und es mit unabläßigem Fleiß treibe. Früher oder später kommt man gewiß zum Ziele. Was einem Gott

beſchert, nimmt ihm St. Peter nicht; item: Gott begegnet manchem, wer ihn nur grüßen könnt — eine Reihe dergleichen ſinnbildliche Redarten in unſrer alten Sprache ſind von der treffendſten Wahrheit. Das Nicht zu viel! Maß iſt zu allen Dingen gut, raten ſie uns treuherzig an, und vom falſchen Zutrauen, vom Umherlaufen, von der Allthuerei treuherzig ab. Das „vierzehn Handwerk, fünfzehn Unglück“ iſt ein goldenes Wort; desgleichen: „Du haſt viel zu ſchaffen und wenig auszurichten.“ „Wer auf Gnad' dient, den lohnt man mit Barmherzigkeit.“ „Wers kann, dem kommt es.“ „Recht findet ſich“ u. ſ. Sei, wer du ſein ſollſt, und thue das Deine; ſo wird dich das Glück, dein gutes Schickſal ungeſucht finden; die ſchärfſte Wage deines, keines fremden Schickſals iſt in dir.

Jetzt ſollte ich noch vom eignen Schickſal ganzer Nationen reden, von dem in der Geſchichte vortreffliche Sibyllenblätter enthalten ſind; einer andern Hora können ſie werden.

Wie Lachen ſchön macht.

Etwas zum Begriff der Schönheit.

1887.

Rudolf Hildebrand, Tagebuchblätter eines Sonntagsphiloſophen. (Leipzig. Grunow.)

Wie Lachen ſchön machen kann, für den Augenblick ſelbſt ein häßliches Geſicht, das weiß ja jeder, aber dieſer Tage erfuhr ich's in ſo merkwürdiger Weiſe, daß ich mir's doch aufheben muß.

Sprachlich wäre erſt wohl noch zu bemerken, daß uns „lachen“ jetzt in erſter Linie den Schall des lauten Lachens vorführt, ein Übelſtand, der den Begriff ſtörend verengt. Die alte Zeit ſprach auch von lachendem munde, was wir jetzt „lächeln“ nennen (es hieß in mittelhochdeutſcher Zeit auch smielen, wie noch engliſch smile), aber auch von lachenden ougen, ja von lachendem muote (Gemüt, Stimmung), d. h. der in den lachenden Mienen ſichtbar wird. In der Umgangsſprache ſagt man noch „er lachte im ganzen Geſichte“, wozu der lachende Schall gar nicht gehört. Dieſes Lachen iſt vielmehr weſentlich ein Lachen der Augen, in denen ein eigentümliches Glänzen von innen her aufleuchtet, doch ſo, daß die ganzen Mienen, vor allem der Mund und ſeine Umgebung mit ihren eigentümlichen Mitteln dazu helfen, dem Glanze ſeinen verſchiedenen Ausdruck beſtimmter zu geben; aber die Hauptſache thun die Augen, wie überhaupt im ganzen wechſelvollen

Leben die Gesichtszüge. Ist doch das „Gesicht“ selber nach dem Sehen, also die ganze Fläche nach den Augen benannt. Von diesem Lachen ist denn hier die Rede.

Doch zur Sache zu kommen, es war gegen Abend, im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung, daß ich durch die belebteste Straße strich auf dem Trottoir. Da im halben Dunkel, halben Licht, wie ich so, andres denkend, das Auge einmal nach vorn schweifen ließ, leuchtete mir aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn (es ging wie ein Blitz) weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, war's eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte mit jenem Lachen, das eine große, frohe, gute Empfindung aus der Tiefe heraufholt, eine große Freude und eine selbstlose Liebe zusammen. Wie gern hätte man gleich aus dem Gespräch der Frauen zur Ergänzung erfahren, was es war, wovon sie sprachen, das diese Wirkung thun konnte, die sich gleich auch nach außen übertrug, denn in mir lachte es gleich mit, gemischt mit staunendem Aufmerken. Sie lachte oder lächelte noch so, als sie mir in volles Licht kam. Sie war nicht schön, wenn auch vielleicht einmal gewesen — aber ihr Lachen, der Seelenglanz ließ auf ihren Zügen jenen fesselnden Schönheitsglanz aufleuchten, malerisch ausgestaltet durch die Mischung von Abenddämmer und Lichterglanz, die die Luft füllte und das Bild zugleich einrahmte und ihm seine letzte Retouche gab.

Das ist denn wohl ein brauchbarer Beitrag zu der Frage, was eigentlich das Schöne ist, zunächst als Beleg dafür, wie wenig es für sich an sinnliche Schönheit gebunden ist, so wenig, daß man diese, die wir sonst suchen als Vertreterin des sichtbaren Schönen, zu fordern ganz vergessen kann, doch nur darum, weil da eine höhere oder tiefere Schönheit an ihre Stelle tritt, die uns jene andre zugleich ersetzt und an Wirkung überbietet. Es reizt mich aber unwillkürlich, den erlebten seltnen Fall noch besser auszunutzen. Also noch Folgendes versuchs- und andeutungsweise.

Frauenschönheit, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, mit Jugend gepaart, nennt man, wenn sie uns einmal nicht in der Kunst bloß, sondern im Leben verwirklicht entgegentritt, in ihrer höchsten Ausprägung auch eine blendende Schönheit. Also auch Glanz als ihr Wesen aufgefaßt, es muß aber dabei an die Sonne gedacht sein, vor deren Glanz man erschreckt die Augen schließt. Nicht so oder gerade entgegengesetzt jene andre Schönheit, wie ich sie da sah. Sie glänzt auch, aber mit einem stillen Glanz, der nicht von außen, von der Oberfläche, sondern aus der Tiefe kommt, der darum auch wohl zu über-

sehen ist, wenn ihm nicht von andrer Seite Tiefe entgegenkommt, zu der man ja nicht immer aufgelegt ist, während blendende Schönheit gar nicht zu übersehen ist und beim andern von Stimmung oder wechselnder Empfänglichkeit so gut wie gar nicht abhängt, daher aber auch gar kein Aufthun der eigenen Tiefe braucht. Wenn diese dem Sprachgebrauch nach an die Sonne erinnert, die unmittelbar auf die Sinne wirkt, so ist jene mehr wie Mondenglanz, der auf das Gemüt wirkt und in uns auch nur dann jene wundersame Wirkung thut, welche die Dichter so gern aussprechen, wenn wir gerade in der Lage oder Stimmung sind, das Gemütsleben spielen zu lassen, also uns selber tiefer aufzuschließen. Der Sonnenglanz, der wirkliche wie der der Schönheit, wirkt überwältigend, eigentlich zwingend und fragt uns gar nicht erst, ob wir auch zu Hause sind, der Mondglanz wirkt nur lockend („ladend" nennt ihn Goethe einmal) und stellt gleichsam erst die Frage an uns, ob wir auch in uns zu Hause sind und nicht durch Außendinge zerstreut, kann aber eben darum auch tiefer wirken, weil er unsre eigne Tiefe zum Mitthun aufruft.

Da ist es denn aber bemerkenswert, daß solch stiller Glanz doch auch jugendlicher oder Frauenschönheit überhaupt zugesprochen wird, eben auch als Ausdruck ihres Wesens. So bei Goethe im Divan (Buch Suleika, Nachklang):

Laß mich nicht so der Nacht, dem Schmerze,
Du allerliebstes, du mein Mondgesicht,
O du mein Phosphor, meine Kerze,
Du meine Sonne, du mein Licht!

Da steht freilich neben dem Monde auch die Sonne, es ist eine Häufung der Bilder, die für die Vorstellung eigentlich störend ist, weil ein Bild das andere gleichsam auswischt, die aber gut orientalisch dem Zwecke dient, daß die aufquellende Empfindung sich mit Bildern recht genug thut oder eigentlich sich nicht genug thun zu können scheint. Aber Mond und Phosphor passen wohl zusammen, und Goethe braucht den letztern auch sonst so, in einem Gedichte „Grundbedingung" in der Abteilung „Epigrammatisch", einer Weisung an die Dichter:

Eh du von der Liebe sprichst,
Laß sie erst im Herzen leben,
Eines holden Angesichts
Phosphorglanz dir Feuer geben.

Phosphorglanz könnte ich auch den Schönheitsglanz nennen, den ich dort auf dem Antlitz der Alten aufleuchten sah, hier aber braucht ihn der Dichter von holder Frauenschönheit überhaupt, um ihrem Wesen einen Ausdruck zu geben, Goethe, dieser Kenner von Schönheit. Das ist denn an Wert, ich möchte sagen, einer wissenschaftlichen Beobachtung

gleich, die den Eindruck der Erfahrung treu aufnimmt und wiedergiebt. Dazu stimmt nun weiter trefflich ein Dichterwort aus dem fünfzehnten Jahrhundert, in einem lehrhaften Gedichte, leider ohne Dichternamen, das sich Frauenspiegel nennt und die Frauen unterrichtet, wie sie sich „gegen irem eelichen gemahel“ verhalten sollen, um seine ganze Liebe und ihre rechte Stellung im Hause zu erwerben. Da heißt es gegen das Ende:

Damit weib werden maister,
Sie gleißen als die gaister,

d. h. damit gewinnen sie ihre rechte Herrschaft im Hausleben und — werden schön, sie glänzen dann wie mit Geisterglanz. Das ist denn im Grunde dieselbe Vorstellung oder Auffassung der Schönheit, wie mit dem Phosphor und dem Monde im neunzehnten und hier schon im fünfzehnten Jahrhundert; alle drei, auch die Geistererscheinung (die man sich blau oder bläulich dachte), gehören auch mit ihrem stillern, tiefern Glanze der Nacht an, wie Goethe vorhin im Divan auch von Nacht spricht, d. h. das Leben ohne Liebe überhaupt als Nacht gedacht, wie oft bei ihm. Geister sehen wir ja jetzt nicht mehr, aber wie eigentümlich fesselnd Phosphorglanz wirken kann, erfährt man z. B. an dem Leuchten der Johanniswürmchen im Dunkel des Waldes oder an dem Meeresleuchten in Nacht und Dämmer, wie ich's z. B. im Kieler Hafen gesehen habe. Man empfindet und bezeichnet dies Leuchten noch als geisterhaft und meint doch wohl damit, daß es wie aus einer andern Welt hereinscheine, für die wir doch ein Entsprechendes auch in uns haben als dämmernde Ahnung im Gemüt, selbst wenn der Kopf nicht mehr daran glaubt. Nun und mit solchem Leuchten wird also der Glanz der Frauenschönheit verglichen in neuer und alter Zeit, um ihn als Seelenglanz zu bezeichnen.

Was aber dabei die Hauptsache ist für den gesuchten Begriff, diese Schönheit ist ein Gut, das erworben werden kann, für das man nicht auf die gute Stunde der Mutter Natur zu warten braucht, die wohl den guten Willen zu haben scheint, immer Schönes herzustellen, aber gerade bei Darstellung des Menschen, besonders des Menschenangesichts, dieses Hauptstücks ihres Schaffens, mit wer weiß welchen störenden Einflüssen in Kampf kommt, die ihren guten Willen kreuzen. Da kann denn aber der Mensch aus sich selber ergänzend, nachhelfend, nachschaffend eintreten, das ist auch vorgesehen im Grundriß des Ganzen und ist darin für uns Menschen sogar der Hauptpunkt (nicht für das Schöne bloß), und wo für diese selbsterworbene Schönheit die Quelle fließt, das zeigt jener Frauenspiegel des fünfzehnten Jahrhunderts und auch der Fall, von dem ausgegangen wurde: thätige Güte, die in der Seele herrscht, wird von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit und tritt als Schönheit in

den Gesichtszügen zu Tage, auch wenn diese von Natur nicht schön sind.

Indem ich aber dabei wieder an die sogenannte blendende Schönheit denke, Naturschönheit im Unterschiede von der Seelen- oder Geistesschönheit, fällt mir unvermeidlich noch eine andere Schönheit ein, weil sie zu jener den denkbar größten Gegensatz bildet, Geistesschönheit im schärfsten Sinne, ich meine die, welche sich in den Gesichtszügen von eben Verstorbenen zeigt, gleich nachdem der grause Todeskampf überstanden ist, der eben auch in den Gesichtszügen, diesem Spiegel alles innersten Lebens, sich abspielt in einer Form, die zum Schönen in einem Gegensatz steht, daß er so grell und graus von keiner Phantasie zu erfinden ist. Bei dieser Schönheit ist von Glanz keine Rede mehr, sind doch die Augen, die Quelle des Glanzes, erloschen und gebrochen, wie die Sprache es treffend benennt, durch die Gewalt des Todes und geschlossen durch die Liebe der Angehörigen. Alles ist nun kalte, tote, bloße Form, und doch mit einem Hauch darüber, der den Eindruck von Schönheit macht, aber einer fremdartigen, hehren, gleichsam aus hoher Ferne winkenden Schönheit, vor der man mit scheuer Ehrfurcht steht, ferngehalten und gefesselt zugleich. Denn ihr Ausdruck ist vor allem tiefe, tiefste Ruhe, die denn auch die Dabeistehenden wunderbar anhaucht und der eben tief verwundeten Seele, auch wenn man sein Liebstes so nun vor sich sieht, den ersten Balsam reicht, daß man selbst nach den Stürmen des Schmerzes in sich tief ruhig wird. Denn man thut da einen Blick wie in eine ferne Welt von tiefster Befriedigung, genauer befriedigter, voller Bedürfnislosigkeit, die sich uns da an einer Stelle einmal aufthut. Aber eben diese befriedigte Ruhe, die von dieser Welt nichts mehr braucht, erscheint zugleich als Schönheit, ihr geheimster Kern aber als Güte, als ganz selbstlos gewordene, ursprüngliche Güte, die doch eben damit ganz zu sich selbst zurückgekehrt ist, und von diesem ihrem tiefsten Selbst in den Gesichtszügen einen Abdruck wie als Testament zurückläßt, gleich nach den Verzerrungen des Todeskampfs. Es mischt sich aber darin die ursprüngliche Güte der entwichnen Seele mit der selbst dazu erworbnen Güte, wofür ein Beweis zu Gebote stünde, wenn es nicht jetzt zu weit führte, es versteht sich aber auch so von selbst. Es ist übrigens Güte in ihrer höchsten oder tiefsten Ausprägung, noch besser mit Adel bezeichnet, tiefinnerster Seelenadel, der da sichtbar zu Tage tritt. Also Schönheit mit keinem Glanze mehr und doch mit etwas, das man Leuchten nennen kann, mit einem Lichte, das über diese Weltform hinausweist. Begreifen oder glauben kann das freilich nur, wer es selbst gesehen und erlebt hat, es weist aber am deutlichsten auf die Stelle hin, wo die letzte Quelle des Schönen fließt, das uns Menschen zur Verfügung gestellt ist.

Und wenn die bloße Naturschönheit ohne allen Seelenglanz zu einer solchen wird, die man tote Schönheit nennt bei vollem Leben, so liegt hier eine wirklich tote Schönheit vor, die doch zugleich vom Leben tiefstes Zeugnis giebt, von dem Leben, das unabhängig ist von den zufälligen Bedingungen der Körperwelt und in sich selbst ruht vor und über dem Körperwesen wie im Ewigen; erscheint doch dabei selbst der Unterschied von männlich und weiblich im Gesichtsausdruck wie aufgehoben oder überhöht. Davon mehr und deutlicher wohl ein andermal.

Enthusiasmus. Begeisterung.

Charlotte Duncker, Gedanken und Erfahrungen über Ewiges und Alltägliches. (Halle. Niemeyer.)

Enthusiasmus (aus dem Griechischen) gehört zu den Fremdwörtern, welchen durch den Sprachgebrauch ein Teil ihrer ursprünglichen Bedeutung abhanden gekommen ist. Es heißt „in Gott sein, des Gottes voll sein". Wie naive Frömmigkeit den Zustand und die Erscheinung begeisterter Menschen auffaßt, ist in diesem Worte niedergelegt. Unserem gegenwärtigen Sprachgebrauch, welcher kein einheimisches Wort für Enthusiasmus hat und denselben von Begeisterung sehr wohl unterscheidet, bedeutet er eine durch Gefühlserregung gesteigerte Auffassung, welcher man einige Unklarheit zu gute halten darf. Der Enthusiast berauscht sich in seinem eigenen Feuer. Während ihm vom heiligen Eifer der Bewunderung, der Verteidigung seiner Sache die Wange glüht, das Auge funkelt, muß er sich zuweilen gefallen lassen, auf den nüchternen Beobachter erheiternd zu wirken. Nicht immer fähig, den Gegenstand seines Staunens mit Klarheit und Bestimmtheit aufzufassen, giebt er sich dem Gesamteindruck hin und glaubt sich als Verstehender oder doch als berufener Anwalt zu legitimieren, wenn er mit maßgeblichem Eifer seine Bewunderung kund macht. Nicht selten ist er nur Anempfinder. Die Wärme seiner Empfindung macht ihm in der That die fremde Sache, die fremde Überzeugung zur eigenen; aber anstatt einleuchtender Gründe stehen ihm nur starke Accente zu Gebote. Seine Sprache pflegt schwungvoll, seine Stimme gehoben zu sein. Bei schriftlicher Äußerung sucht er wohl durch Ausrufungszeichen und starkes Unterstreichen der Worte die lebhaften Farben seiner Darstellung zu erhöhen. Er gebraucht gern geflügelte Worte und citiert mit Vorliebe Marquis Posa und die Jungfrau von Orleans.

Aber der Enthusiast ist liebenswürdig, denn er liebt anderes mehr als sich selbst; er ist nicht verneinend, sondern bejahend, nicht skeptisch,

sondern gläubig; es kann ihm geschehen, Unwürdiges zu verteidigen, dann leiht er diesem die eigene Unschuld; aber nicht leicht wird er Würdiges verkennen; oft sieht sein „kindlich Gemüt", was dem Verstande der Verständigen entgeht. Lessings witzige Klage, daß er mehr bewundert als gelesen werde, enthält eine nicht ganz ungerechte Charakteristik der Enthusiasten; unsere klassischen und unklassischen Schriftsteller (mit Ausnahme der Romandichter, welche mehr gelesen als bewundert werden), unsere Musiker und bildenden Künstler würden Ursache haben, in Lessings Klage einzustimmen, wenn sie mit seinem Scharfblick ihre Bewunderer musterten. Gerade unter den eifrigen Enthusiasten sind wenige, welche die Geduld haben, zu sehen und zu hören. Aber die Kunst ist ihnen dennoch Dank schuldig; sie sind ihre Herolde, oft werden sie, ohne es zu wollen, „Rufer im Streit". Der Enthusiast ist in Wahrheit nicht streitsüchtig, er ist nicht rechthaberisch; denn nicht für seine eigene Meinung, nicht für seine eigene Klugheit zieht er zu Felde, sondern für die ihm über jedem Zweifel stehende Hoheit und Schönheit des Gegenstandes, der ihn entzückt. Der Enthusiasmus ist auf allen Gebieten des menschlichen Strebens zu finden, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Politik; doch ist die Kunst, für deren Würdigung das Gefühl die letzte Instanz ist, das dankbarste Feld für ihn, und er bemächtigt sich ihrer um so sorgloser, als der Satz, daß man über den Geschmack nicht streiten solle, ihn nicht anficht. Wo Enthusiasten verschiedener Lager ihre Geschosse gegen einander absenden, geht es zuweilen heiß her, aber es werden doch keine Tote vom Kampfplatze getragen.

Mit seinem Feuer, mit seiner Hingebung und seiner kritiklosen Selbstgewißheit ist der Enthusiasmus ein schönes Vorrecht der Jugend; er ist die Morgenröte eines sonnenwarmen, nicht selten allerdings auch eines stürmischen Tages. Wenn Anlage und Neigung zum Enthusiasmus die Klärung des Urteils, die Originalität der Auffassung hintanhalten, so entschädigen sie durch Befruchtung des Herzens und der Phantasie; sie bereiten eine reichere Bildung vor als frühzeitiges Überwiegen der Kritik; und nicht selten wird der jugendliche Enthusiast in den Jahren der Reife ein Begeisterter. Ehemaligen Enthusiasten, welche durch die Arbeit des Lebens *ernüchtert* worden sind, ist zu wünschen, daß die Erinnerung an die übervolle Empfindung früherer Tage ihnen nicht verloren gehe und ihnen, wenn sie ihnen auftaucht, kein ironisches, sondern nur ein resigniertes Lächeln entlocke.

Was die Griechen mit Enthusiasmus, mit Gotterfülltsein bezeichneten, ist in unserem Worte *Begeisterung* nahezu erhalten. Schon unsere Altvorderen sahen, wie die Bezeichnung des Tacitus erkennen läßt, die Weisheit ihrer Wahrsager und ihrer Rat kündenden Frauen als unmittelbare Wirkung eines göttlichen Anhauchs an. Seitdem

unsere Bildung eine christliche geworden ist, sehen wir das Urbild der Begeisterung in jenen Steigerungen des Seelenlebens, welche in den Zeiten der Apostel als Ergriffensein der Gläubigen vom „heiligen Geiste" beobachtet wurden. Die vom Geist Erfüllten hatten nicht nur Gesichte, von denen sie in dunkler Rede Zeugnis gaben; sie wurden in einer ihrem nüchternen Zustande weit überlegenen Weise des Wortes mächtig; sie legten die Schrift aus, und ihr Blick drang weissagend in das Innere der Menschen, ja in die Ratschlüsse Gottes ein.

Ein religiöser Grundzug liegt in aller Begeisterung, gleichviel in welcher Weise der Begeisterte das auf ihn wirkende Göttliche vorstellt. Wenn auch nicht jeder produktive Geist so naiv und klar wie der jugendliche Goethe sich bewußt ist, dichtend einem ihm selbst heiligen Walten der Natur zuzuschauen und stille zu halten: immer ist die Begeisterung ein Schauen und ein Ergreifen des Göttlichen, ein Ergriffenwerden durch das Göttliche, sei die in dem Begeisterten gewirkte Thätigkeit eine künstlerische, eine erkennende oder eine sittlich schöpferische. Die Hingebung teilt der Begeisterte mit dem Enthusiasten; aber er fügt der Hingebung eigenes Wollen, eigenes Wirken, eigenes Ausgestalten des Empfangenen hinzu. Wie nüchtern, wie wachsam, wie selbstgewiß der Begeisterte in dieser Bethätigung zu Werke gehen möge, das Empfangen des Geistes ist ein Hergang, zu welchem Einsicht und Wille sich nicht hervorrufend, sondern nur gehorchend verhalten.

Wo einzelne die Träger bedeutender Wendungen in der äußeren oder inneren Geschichte eines Volkes geworden sind, werden sie von Zeiten in ihrem Leben zu sagen wissen, in denen ihr ganzes Sein aufging im Vernehmen dessen, was der Geist zu ihnen sprach, in ihnen wirkte. „Ich konnte mich dem Rufe nicht entziehen, auch wenn ich gewollt hätte," „es ließ mich nicht los," „es stand in mir fest, daß es sein müsse" — und dann wieder bekennen sie, wie die Vorstellung dessen, *was* sie zu vollbringen hatten, in ihnen fertig war, bevor sie noch die Mittel kannten, durch welche es möglich werden könne. Die Sicherheit, mit welcher der Erfolg vorausempfunden wird; die Sammlung der ganzen Kraft auf den Zweck, den es gilt; die Gleichgültigkeit, mit welcher das eigene Interesse, das eigene Leben für die Erreichung desselben in die Schanze geschlagen wird; die Freudigkeit des Martyriums: — das alles kennzeichnet die Heroen der Geschichte als Begeisterte. Zuweilen tritt die Begeisterung erst inmitten einer großen Sendung ein, allmählich, unbemerkt, bei Ausübung eines mit nüchtern verständiger Überlegung erwählten oder von den Verhältnissen aufgedrungenen Berufs. Die Aufgabe wächst, weil sie groß erfaßt wird, die Hindernisse gipfeln sich, und der ihrer Lösung unbeirrt und unablässig Hingegebene, nicht achtend der schlaflosen Nächte, nicht inne werdend der unbegreiflichen

Steigerung der Spannkraft, welche die Situation hervorruft, meint vielleicht nur, er habe standhalten müssen, weil er eben einmal im Zuge war. Nicht immer wird den auserwählten Rüstzeugen das schwerste aller Hindernisse, der Zweifel an ihrer Sendung, erspart. Die Kämpfe, welche Martin Luther zu bestehen hatte, bevor er sagen konnte: hier stehe ich, ich kann nicht anders — sind nicht der kleinste Teil des mit seiner Sendung verbundenen Leidens. Der Sieg der Mission über das innere Zagen wird aber auch von solchen, welche nicht wie er in frommer Zwiesprache mit ihrem Gott zu leben gewohnt sind, weniger als ein Entschluß, denn als das Erleiden einer zuvor schon fertigen Entscheidung empfunden; ehe diese mit völliger Evidenz sich ihnen enthüllte, waren sie vielleicht unruhig und gedrückt; sobald die Begeisterung ihrer Herr geworden, fühlten sie nicht mehr so sehr die Schwere als die Notwendigkeit ihrer Aufgabe; sie wuchsen mit ihren Zwecken; wer aber hätte je sein Wachsen als sein eigenes Werk empfunden?

Die Begeisterung, deren es bedarf, um die Arbeit und die Verantwortung einer großen politischen, sozialen oder kulturgeschichtlichen Wendung zu tragen, die durch eine Handbewegung, durch einen Parolebefehl, durch ein zündendes Wort oft unwiderruflich herbeigeführt wird, ist von ganz anderem sittlichem Belang, fordert einen größeren geistigen Horizont und eine unbedingtere Hingabe des ganzen Menschen als die Begeisterung, aus welcher ein Werk der Kunst, eine Entdeckung der Wissenschaft geboren wird. Es ist ein anderes, ob ein Raphael „una certa idea“ in sich walten fühlt, welche ihn nötigt, die Gebilde der Natur, nach denen er malt, in eine höhere Sphäre zu rücken; ob ein Mozart sich dazu bekennt, daß in den Augenblicken des Schaffens die Motive auf ihn zuschweben, aus denen er nur das schönste zu wählen hat; oder ob ein politischer oder religiöser Reformator über den Bildungen, zu deren Zerstörung er sich berufen hält, so klar und sicher die neue Schöpfung erblickt, deren Stunde er heranführen soll, daß er mit gutem Gewissen den zündenden Brand an das alte Gebäude zu legen und unbeirrt die zagenden, die höhnenden, die drohenden, die brechenden Blicke derer zu tragen vermag, welche seiner Sendung zum Opfer fallen.

Aber die Heroen des geistigen Schaffens und die Heroen der That sehen einander mit einem Blick des Verständnisses an, welcher nicht ihren Werken, sondern jenem Einssein mit der Gottheit gilt, welches sie als Begeisterte erfahren und erlitten haben. Nur große und reine schöpferische Motive vermögen zu begeistern; nicht Gottlosigkeit begeistert, sondern Glaube, nicht Haß begeistert, sondern Liebe, nicht Habsucht, sondern Erbarmen, nicht Ehrgeiz, sondern Ehrgefühl, nicht Eroberungs-

sucht, sondern Vaterlandsliebe. Auch sind nur geistige Menschen der Begeisterung fähig; Sinnlichkeit, Äußerlichkeit, Flachheit, Engherzigkeit lassen Begeisterung nicht zu. Dagegen ist Einfalt, auch wenn keine hohen und zu großer Schärfe entwickelten Verstandesgaben ihr beiwohnen, ein fruchtbarer Boden für tiefgehende und wirkenskräftige Begeisterung; gewaltige Ordensstifter, wie Franz von Assisi; heroische Gestalten und Märtyrer, wie die von dem Phantasiegebilde Schillers wohl zu unterscheidende historische Jungfrau von Orleans; Christoph Columbus, den nicht sowohl wissenschaftliche Einsicht als gläubige Intuition den unentdeckten Seeweg unbeirrt verfolgen und allen Gefahren in einsamem Vertrauen Stand halten ließ, sind dessen Zeuge. Held Blücher wird, seines gesunden Verstandes und seines hellen Husarenblicks ungeachtet, zu den einfältigen Heroen gezählt werden können; die patriotische Begeisterung bethätigte sich nicht nur in seinem durch kein Unglück niederzubeugenden Mut, in seinem unwiderstehlichen „Vorwärts", sondern auch in dem prophetischen Blick, womit er die Thorheit Napoleons durchschaute, als die ganze Welt noch von dem Alp dieser unnatürlichen Größe niedergedrückt war.

Auch Völker und Volksschichten, wie wenig die einzelnen, sich selbst überlassen, imstande sein würden, vom Anhauch des Geistes ergriffen zu werden, sind der Begeisterung fähig, wenn bedeutende Führer ihnen voranleuchten, und wenn der Weckruf an ein natürlich lebendiges Gefühl, wie die Vaterlandsliebe, an ein rege gewordenes Gewissensbedürfnis oder an eine andere tief empfundene Not der einzelnen oder der Gesamtheit anknüpft; auch der Kleinste wird durch solche Beseelung über sich selbst hinausgehoben, oft bis zur Sterbensfreudigkeit. Aber wo es sich nicht um die einfachsten, naturgemäßesten Aufgaben, wie z. B. um die Verteidigung der Nationalität und des Vaterlandes handelt, sind Schwärmerei und Fanatismus die Gefahren, welche jede Massenbegeisterung bedrohen. Der Apostel Paulus, der von sich aussagen durfte, nicht nur, daß er mehr „mit Zungen rede" als die andern in der Gemeine, sondern daß er den heiligen Geist habe, giebt (1. Cor. 14) den Begeisterten einen Rat, welcher in seiner Einfachheit ein- für allemal ausreicht: sie sollen verständlich bleiben; was der Begeisterte schaut und verkündet, ohne daß es in deutlichem Wort den anderen zu Lehre und Erbauung sich mitteilen läßt, vermag sich auch nicht als Frucht des Geistes zu legitimieren. Die Frucht unklarer Begeisterung ist der Fanatismus; je weniger er seine Überzeugungen zu begründen vermag, um so gewaltsamer sucht er andere in seine Gefolgschaft zu ziehen. Zurechnungsfähige, welche zum Fanatismus hinreißen, indem sie schwache Einsicht und starke Leidenschaften in den Dienst ihrer Sache stellen, sind nicht Begeisterte, sondern kalte Rechner.

Die Begeisterung würde, Kometen gleich, die Bahnen der Gestirne durchbrechen, welche den Weltlauf erleuchten und regeln, und Kometen gleich verschwinden, nachdem sie die Menge mit flüchtigem Streiflicht berührt oder durch Blendung verwirrt hätte, wenn sie nur als Inspiration genialer Naturen erschiene, denen es beschieden ist, schöpferisch und umgestaltend in das Leben und die Entwickelung der Nationen einzugreifen. Sie ist vielmehr eine Lichtwirkung, welche, stetig ausstrahlend vom Urquell, auch stetig ergriffen wird von Kleinen und Großen; nur daß sie in bedeutenden und gewaltigen Geistern sich mächtiger konzentriert, während sie in Menschen, deren Gaben keine hervorragenden sind, als still glimmende Herdflamme lebt.

Es ist ein Beweis für die Zartheit und Schärfe des Sprachgewissens, daß manche Worte keinen Mißbrauch und keine Verunglimpfung dulden; Begeisterung gehört zu diesen. Nie wird dies Wort mit einer herabsetzenden Hinzufügung gebraucht; nie wird von niederen, häßlichen oder auch nur gewöhnlichen Motiven behauptet, daß sie begeisternd wirken. Während aber Enge und Flachheit des Sinns die Begeisterung ausschließen, ist sie jedem zugänglich, der überhaupt ein waches Herzensleben führt, wenn er nur verschmäht, sich an den Trübern der ebenso selbstgenügsamen wie ungenügsamen Alltäglichkeit zu sättigen. Möge sie auch nicht in ununterbrochener Kraft das Gemüt beseelen, ist nur die Grundrichtung eine lautere, so wird, je nach der besonderen persönlichen Anlage, irgend ein über den persönlichen Interessen liegender Zweck, irgend eine Seite des sittlichen Ideals, vielleicht anfangs mit schüchterner Neigung ergriffen, nach und nach mit Begeisterung festgehalten werden können. Ist sich nicht jeder, dem es gelingt, in seinem Beruf, sei derselbe die Wissenschaft, die Kunst, die Erziehung oder irgend welche praktische Wirksamkeit in kleinem oder großem Kreise, Tüchtiges dauernd zu leisten, eines geheimen Liebesbundes mit seiner Arbeit, einer ihm selbst geheimnisvollen und heiligen Macht bewußt, welche die Sache, der er dient, über ihn übt? Kann nicht die einfachste Pflicht, besonders wenn sie als eine schwere, als eine auferlegte empfunden wird, mit begeisterter Treue geübt werden? Hat nicht der eine an der Wahrheitsliebe, an der Liebe zum Schönen, der andere an der Barmherzigkeit, an der Gerechtigkeit, an der Geduld einen Schutzgeist, der ihn ermutigend anblickt und über dem Niveau der Tageswellen hält? Wirkt nicht auf ein reines Herz ein hohes Glück, ein großes Unglück, wenn sie eben nur die innerste Seele berühren, begeisternd? Sind Liebe und Freundschaft nur begeistert in dem Augenblick, wo, mit kühner Vorwegnahme der Zukunft, die Gewißheit ewiger Dauer den Bund durch ein Gelübde schließt? Wandelt nicht oft im Lauf der Jahre die Bestätigung unseres Glaubens an einen Menschen, an ein

Prinzip, unter Kreuz und Prüfung den Enthusiasmus der jugendlichen Hingebung in eine stille, tiefe Begeisterung?

Ohne Begeisterung ist das Leben schal. Die Begeisterung giebt alles, was der Seele not thut, sie giebt Freudigkeit, sie giebt Kraft, sie hebt über die Angst des Irdischen empor.

Aber unüberwindliche Dauer ist der Begeisterung für die Sache, für die Person, welcher wir uns widmen, nur dann verbürgt, wenn wir das einzelne und die einzelnen als Ausströmung des ewigen Urquells empfinden; nur fromme Begeisterung ist probehaltig und treu.

Toleranz. (Gekürzt.)

Wilhelm Heinrich Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes. 1893. (Stuttgart. Cotta.)

Das Wort Toleranz hat einen guten Klang. Man denkt dabei an Humanität und Vorurteilslosigkeit zunächst gegen Andersgläubige. Und niemand möchte doch geflissentlich unmenschlich und in Vorurteilen befangen sein. Wem darum auch die Toleranz nicht ganz gefällt, der verwahrt sich wenigstens gegen den Vorwurf der Intoleranz.

Wir rühmen uns, daß die Toleranz in den letzten Jahrhunderten anfangs langsam, dann immer raschere Fortschritte gemacht habe, und daß wir jetzt in einem sehr toleranten Zeitalter leben, obgleich es auch heute noch Intoleranz genug giebt. Wir hoffen aber, rasch zu einem noch höheren Gipfel, zu dem vollendeten Triumphe der Toleranz emporzusteigen.

Ich möchte aber sagen, dieser Gipfel wird gerade darin bestehen, daß es schließlich gar keine Toleranz mehr geben wird, und daß man dann auf den Standpunkt der Toleranz als einen völlig überwundenen zurückblickt. Das letzte Ziel der Toleranz ist, sich selber überflüssig zu machen.

Zur Lösung dieses scheinbaren Paradoxons brauchen wir nur das lateinische Wort Toleranz in gutes Deutsch zu übersetzen. Es heißt wörtlich „Duldung". Mit diesem deutschen Wort gewinnen wir sofort eine wesentliche Schattierung des Begriffs.

Wer Duldung übt, der sieht sich als den Berechtigten an, den anderen als Unberechtigten, gegen den er unter allem Vorbehalt seines ausschließenden Rechtes Nachsicht walten läßt. Duldung lassen wir uns darum nur gefallen, weil wir's nicht besser haben können, und kein Mensch ist gern bloß geduldet. Die vollendete Toleranz, die sich selber aufhebt, verwandelt sich dann in volle Anerkennung des anderen, in Gleichberechtigung.

Halten wir zunächst das allgemein geläufige Wort fest, welches

auch für unsere Zeit nur allzusehr paßt. Ich unterscheide dann zwischen äußerlicher und innerlicher Toleranz.

Mit der äußerlichsten Toleranz haben wir nach den Kämpfen und Spaltungen der Reformation begonnen. Es galt damals, den Religionsparteien, die in Fehde mit Fürst und Staat und untereinander lagen, einen Rechtsboden der Herrschaft oder der Duldung zu schaffen, und so erscheint diese Toleranz zunächst als eine juristische, in der Form von staatsrechtlichen oder privatrechtlichen Verträgen.

Mit dem westfälischen Frieden schloß hier gleichsam der erste Akt. Trotzdem war der Streit der Religionsparteien in Staaten und Kirchen noch lange nicht beendigt und schleppte sich fort bis zum Ende des heiligen römischen Reichs. Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz, der im Jahre 1679 die Kirche der heiligen Konkordia in Mannheim erbaute, das dreifache Kreuz als Sinnbild der vereinigten drei christlichen Konfessionen auf ihre Kuppel setzte und bei der Einweihung einen reformierten, katholischen und lutherischen Pfarrer nach einander auf derselben Kanzel predigen ließ, dünkte den Zeitgenossen doch höchstens ein edler Träumer. Und so war es auch.

Der politische Streit der Konfessionen dauerte fort, und die Konkordiakirche wurde in den neunziger Jahren von den Franzosen zusammengeschossen, welche die ganze Welt für das Evangelium der Freiheit und Gleichheit erobern wollten und in Paris doch nur den Fanatismus des Unglaubens an die Stelle der Glaubensdespotie gesetzt hatten. Selbst das dunkelste Mittelalter ist niemals unduldsamer in Glaubenssachen gewesen, wie die Gleichheitsmänner der Revolution, trotzdem sie die Menschenrechte gepachtet zu haben glaubten. Aber ungeachtet aller Rückschläge nahm die juristische Abmarkung des politisch gleichen Rechtes der Konfessionen ihren fortschreitenden Gang, und wir sind zuletzt zu einem paritätischen Staate gekommen, der die bürgerlichen Rechte nicht mehr vom Glaubensbekenntnis abhängig macht.

In der politischen Praxis freilich haben Neid und Eifersucht, Herrschgelüste und Unterdrückungsklagen der einzelnen Konfessionen bis auf diesen Tag niemals aufgehört. Wir besitzen die äußerliche Toleranz auf dem Papiere der Verfassungsurkunde: in unsern parlamentarischen Kämpfen, in den Zeitungsfehden und im Zwiste der Parteien sucht man sie oft noch vergebens.

In der konfessionell so gemischten Pfalz und wohl auch in anderen Gegenden giebt es alte, vielleicht gar gotische Kirchen, in deren Chor die Katholiken ihren Gottesdienst halten, im Langhaus die Protestanten. Beide sind nur durch eine dünne Wand getrennt, die gerade nicht zur architektonischen Verschönerung beiträgt, aber die getrennten Brüder wohnen doch unter einem Dache.

Die Juden beklagen sich, daß sie trotz aller politischen Gleichstellung

in Deutschland doch nicht zu den höchsten Hof- und Staatsämtern gelangen, und es hat auch bis jetzt in Preußen keinen katholischen und in Bayern keinen protestantischen Kultusminister gegeben. Der Staat ist konfessionslos, aber die Staatsmänner müssen konfessionelle Rücksichten nehmen, weil das Volk nicht konfessionslos ist, und weil gerade in den politischen Volksparteien der konfessionelle Hader immer wieder neue Kreise zieht und folglich auch immer wieder intolerant wird.

Wollen wir der strengen Wahrheit die Ehre geben, so müssen wir sagen: die äußerliche Toleranz schwebt uns als ein Ideal vor, welches nur wenige in Worten ganz zu verleugnen wagen, in der That erfüllt hat es sich noch keineswegs überall.

Ganz anders wie mit der äußerlichen Toleranz steht es mit der inneren, obgleich beide derselben Wurzel entspringen.

Der religiöse Glaube — oder Unglaube — ist unser persönlichstes Besitztum, ein Heiligtum unsres Gemütes, unseres sittlichen Strebens, unsres Trostes und unsres Hoffens. Ob wir ihn jemals ganz einem andern offenbaren können? Und wenn wir's können, ob wir's wollen? Wir können und wollen ihn offenbaren gegen solche, die unserm Herzen am nächsten stehen, mit welchen wir uns in so tiefem seelischem Einklang wissen, daß wir überhaupt kein Geheimnis vor ihnen haben, und bei denen wir keine Verletzung unsres zartesten Empfindens befürchten, auch wenn wir nicht in allen Akkorden harmonieren sollten. Der wahrhaft Gläubige redet nicht vor aller Welt von seinem Glauben, so wenig wie der wahrhaft Liebende von seiner Liebe. Nur der Geliebten wird er seine Liebe und dann um so beredter darlegen.

An das Heiligtum unseres Glaubens wollen wir von niemand getastet wissen, freilich sollen wir dann aber auch keinem andern an sein Heiligtum tasten.

Wir sind empfindlicher in Sachen unseres religiösen Glaubens, als in Sachen unserer politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Überzeugung. Denn wenn wir auch die heißblütigsten Politiker wären, so ist doch unsere Politik niemals so ganz mit unserem eigensten Ich verwachsen, wie unser Glaube. Religiöse Streitigkeiten waren darum immer die heftigsten und unversöhnbarsten. Um so sorgsamer sollten wir sie meiden.

Wenn ich aber einem Dritten nicht zugestehe, der Richter meines Glaubens zu sein, wenn ich empfindlich bin gegen jedes Antasten meiner religiösen Überzeugung, so fordere ich eben damit, daß diese nicht bloß geduldet, sondern als berechtigt anerkannt werde, und dies wäre ja eben jene höchste Toleranz, die keine Toleranz mehr ist. Der Dritte soll meinen Glauben anerkennen, nicht indem er ihn selber glaubt und für den allein richtigen hält. Wer könnte dies verlangen? Er soll nur glauben, daß mein Glaube ein so ehrlicher, überzeugungsvoller sei,

wie der seinige. Wäre dies nicht, dann wäre ich ein Heuchler, und Heuchler soll man nicht einmal dulden, geschweige anerkennen.

Wir prüfen die religiöse Überzeugung des Andersgläubigen nicht auf ihre thatsächliche Wahrheit — und wer kann sagen, daß er hierzu den untrüglichen Maßstab besitze? — Wir prüfen sie nur auf ihre Ehrlichkeit. Wir werden wohl auch fragen, welche Werke aus jenem Glauben hervorwachsen, und niemand kann uns zuletzt zumuten, daß wir einen Glauben für so richtig und wirkungskräftig halten, wie den andern. Wir mögen uns auch im stillen unseres besseren Glaubens freuen, und dennoch sollen wir den überzeugungsvollen Glauben eines jeglichen anerkennen, weil er überzeugungsvoll ist.

Manche werden sagen, auf diese Weise gestalte sich die Toleranz zuletzt zur Gleichgültigkeit gegen unsern eignen Glauben, zum Indifferentismus. Der wahre Glaube dränge uns vielmehr, daß wir auch andere, die ihn nicht haben, zurechtweisen und bekehrten, und wenn die Menschen immer nur auf dem Boden dieser Anerkennung der bloßen subjektiven Ehrlichkeit Andersgläubiger gestanden hätten, dann würde die christliche Kirche niemals ihre welterobernde Macht entfaltet haben, ja sie würde gar nicht existieren. Man giebt vielleicht zu, daß der Privatmann in solcher Passivität der Toleranz verharren könne, aber der Geistliche dürfe es nicht. Als Diener seiner Kirche müsse er den Glauben in der Gemeinde rein und stark zu erhalten und nach außen auszubreiten suchen. Christus habe nicht nur den Frieden gebracht, sondern auch das Schwert, und indem seine Kirche den Frieden predige, müsse sie zugleich eine streitende Kirche sein.

Ich gebe dies zu; nur muß man Völker und Zeiten unterscheiden. Karl der Große bekehrte die heidnischen Sachsen durch Feuer und Schwert, heute bedienen wir uns nicht mehr dieser drastischen Bekehrungsweise. Die Inquisition brannte den Glauben in der Gemeinde durch Scheiterhaufen rein; wir werden ihn nicht mehr durchs Feuer läutern wollen. Wilde Völker mag man durch List und Verlockung äußerlich bekehren; zahme Völker lassen sich dergleichen nicht mehr gefallen. Durch den Wechsel eines einzigen Buchstabens ist das alte Wort „Bekehrung“ neu und zeitgemäß geworden, es wurde zur „Belehrung.“ Niemand wird es dem Geistlichen verargen, daß er belehrend bekehre, gleichviel ob innerhalb oder außerhalb der Gemeinde. Aber auch die Belehrung soll keine aufgedrungene und unerbetene sein, sonst schlägt sie in ihr Gegenteil um und wird vielmehr eine Verkehrung. Jede Glaubenslehre ist eine tote Formel, wenn wir sie nicht in unsere innerste Überzeugung aufgenommen haben, und so kommen wir im Zirkel doch wieder zu dem Satze zurück, daß nur unsre freie und ehrliche Überzeugung in religiösen Dingen entscheidet.

Tausende von Menschen wenden sich darum heute von aller Religion ab, weil sie argwöhnen, man wolle ihnen die Religion aufdrängen. Der wirksamste Bekehrer wird bei den Gebildeten unserer Zeit derjenige sein, welcher belehrt und überzeugt, ohne daß man seine Absicht merkt. Die Kirche hat keinen größeren Feind, als die Intoleranz ihrer eigenen Diener.

Das Gegenteil von Duldung und Anerkennung ist Fanatismus. Es giebt nicht nur einen Fanatismus des Glaubens, sondern auch des Unglaubens. Der Fanatiker des Glaubens nennt den Ungläubigen „gottlos", und im gemeinen deutschen Sprachgebrauch bezeichnet dieses Wort nicht sowohl einen Atheisten, als einen grundschlechten Menschen. Der Fanatismus des Unglaubens nennt den Gläubigen einen Dummkopf oder Heuchler; keiner von beiden will die ehrliche und wohlerwogene Überzeugung des Gegners anerkennen. Gegen den Fanatismus der That, der mit roher Gewalt so häufig Ehre und Ansehen, Leib und Leben des Andersgläubigen geschädigt hat, schützt uns der moderne Rechtsstaat. Gegen den Fanatismus des Wortes kann er uns nur wenig, gegen den Fanatismus der Gesinnung gar nicht schützen. Die Judenhetzen geben den Beleg dafür.

Wir werden nur dann sicher sein gegen den religiösen Fanatismus positiver und negativer Art, wenn jeder treu zu seinem Glauben hält, dabei aber auch die religiöse Überzeugung anderer unangetastet läßt, sofern sie dieselbe reinen Herzens hegen. Ob sie aber wirklich überzeugt und reinen Herzens sind, das mögen sie vor Gott und ihrem Gewissen verantworten.

Edle Geister haben seit Jahrhunderten für eine Wiedervereinigung aller getrennten christlichen Bekenntnisse geschwärmt.

Es giebt keine gleichheitliche Verschmelzung auch nur der christlichen Bekenntnisse, aber es giebt eine — Versöhnung der Bekenner. Ich habe sie angedeutet, indem ich im Vorhergehenden von der Anerkennung und Gerechtigkeit sprach, die an die Stelle der bloßen Toleranz treten müsse. Auch sie ist zur Zeit erst noch ein Ideal, wenn man will ein Traumbild edler Geister, aber das Ideal kann verwirklicht werden und reift der Verwirklichung entgegen. Ein jeglicher stehe treu und fest in seinem Glauben, er taste den Glauben seines Nächsten nicht an, wie er seinen eigenen nicht angetastet wissen will, er ehre einen jeden, der reinen Herzens und redlichen Strebens seines Glaubens lebt, und freue sich, wenn er die guten Werke des fremden Glaubens erkennt.

In der Bergpredigt preist Christus selig, die reinen Herzens sind: — die engen Herzens sind, hat er nirgends selig gepriesen.

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

APR 13 1943

OCT 5 1943

MAY 8 1944

JUL 8 1947

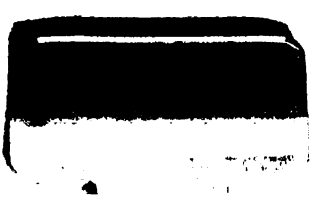
26Jan51LH

26 Feb

LD 21-100m-7,'39(402s)

YC 52610

M122846

PF317
I:4

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY